SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

NOV 12 1914

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von George Cleinow

73. Jahrgang — Jährlich 52 Hefte

Nr. 40

Die Russen und wir. Von George Cleinow 1

Gedankensplitter. Von Ernst Ludwig Schellenberg 6

Das belgische Problem. Ein Rück- und Vorausblick. Von Alfred Ruhemann 7

Die Feuerprobe des humanistischen Gymnasiums. Von Dr. phil. F. Eggerding 20

Kriegstagebuch 28

Ausgegeben am 7. Oktober 1914.

60 Pf. das Heft

Berlin SW. 11
Tempelhofer Ufer 35a

6 Mark vierteljährlich

Anzeigen-Annahme durch Grunow & Co., Leipzig, und durch den Verlag der Grenzboten, Berlin SW 11.

Anzeigen

Anzeigenpreis 60 Pf. die 3 gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum.

GERMANIA

Lebens-Versicherungs-Aktiengesellschaft zu Stettin

Lebensversicherung mit ärztlicher Untersuchung mit und ohne Einschluss der Invaliditätsgefahr.

Sicherheitsfonds: 418½ Millionen Mark

Lebensversicherung ohne ärztliche Untersuchung mit durchweg garantierten Leistungen.

Aussteuerversicherung :: Leibrentenversicherungen :: Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung

Hervorragend günstige Bedingungen in allen Geschäftszweigen der Gesellschaft.
Prospekte und jede weitere Auskunft kostenfrei.

Sanatorium St. Blasien

— im südlichen Schwarzwald. 800 Meter über dem Meer —

Herrlich gelegene Heilanstalt für

Lungenkranke

inmitten ausgedehnter Tannenwaldungen. 1900 bis 1908 mit Benutzung aller Fortschritte der hygienischen Bautechnik völlig neu erbaut. Liegehallen und Liegekur direkt im Tannenhochwald. Prachtv. Spaziergänge. Modern. Komfort.

Bewährtes individuelles Heilverfahren.

In geeigneten Fällen Tuberkulinkuren, künstlicher Pneumothorax und sonstige wissenschaftlich erprobte Heilmethoden.

Ärztlicher Leiter: Medizinalrat Dr. **A. Sander.**

Das Sanatorium bleibt geöffnet u. eignet sich für Herbst- u. Winterkuren.

Ausführlicher Prospekt „L" kostenlos.

SANATORIUM HOHENWALDAU

Winterkuren. bei Stuttgart. Sommerkuren.

Physikal.-diät. Heilverfahren. Prospekt gratis.

Besitzer: DR. KATZ, Oberstabsarzt a. D.

Echter Münsterländer Doppelkorn

Unübertroffen in Qualität, vorzügl. und sehr preiswert

von

F. Droesbeimdicke Bielefeld.

Zu haben in fast allen einschlägigen Geschäften.

Thüringer Waldsanatorium Schwarzeck

Bad Blankenburg-Thüringerwald

Für Nerven-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz-, Frauenkrankheit., Aderverkalkung, Abhärtung, Erholung, Mast- u. Entfettungskuren usw. Leitende Ärzte:

San.-Rat Dr. Wiedeburg, Dr. Wichura, San.-Rat Dr. Poensgen, Dr. Król.

Prosp. Kostenlos.

Francke Pianinos & Flügel

Hof-Pianofortefabrik

LEIPZIG Gustav-Adolf-Strasse 47

Filiale: FREIBERG i. Sa.

Fabrikate I. Ranges, 28 Auszeichnungen!

Die Grenzboten

73. Jahrgang. Viertes Vierteljahr

Die

Grenzboten

Zeitschrift für
Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber
George Cleinow

73. Jahrgang

Viertes Vierteljahr

Berlin
Verlag der Grenzboten G. m. b. H.
1914

HT 30
G7
v.73:4

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1914. Viertes Vierteljahr

Heft Seite

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär

Belgien, siehe den Aufsatz „Flamen und Wallonen", von Alfred Ruhemann 43, 107
Belgische Problem, Das —. Ein Rück- und Ausblick. Von Alfred Ruhemann . . . 40, 7
Berliner Herbstparade des Jahres 1920, Die —. Ein Zukunftsbild. Von Hans Werner Tannheim 50, 337
Bismarckgespräche, Neue —, von Dr. von Langermann 44, 137
Dänenfrage, Die Zukunft der —, von Rechtsanwalt Dr. jur. Hans R. Schäfer 49, 308
Deutsche Fürsten auf fremden und Ausländer auf deutschen Thronen, von Prof. Dr. Conrad Bornhak 48, 278
Deutschen Heeres, „Jahresringe" des —. Eine Plauderei. Von Hans Werner Tannheim . 46, 207
Deutsch-französischen Krieges 1870/71, Ein unbeachtetes Dokument zur Geschichte des —, von Hans Vollmer 45, 191
Deutschtum, Der Vernichtungskampf gegen das — in Rußland, von G. Cl. 46, 193
England und die Neutralen in den napoleonischen Kriegen, von Dr. Stern 52, 392
Englische Schuldkonto, Das — bei Buren und Türken, von Dr. phil. Richard Hennig . . 50, 321
Englischen Kolonien, Handel und Freiheit in den —, von W. Neumann 47, 229
Frankreich, siehe den Aufsatz „Rückblick auf die Geschichte des zweiten Kaiserreiches", von Dr Julius von Newald 41, 40
Holland, von Alfred Ruhemann 51, 353
Kiautschau, eine Erinnerung und eine Mahnung, von Maximilian von Hagen 47, 254
Krieg und Parlamentarismus, von Landrichter Dr. Riedinger 44, 129
Kriegstagebuch 40, 28; 42, 94; 44, 157; 46, 221 50, 346
Nationalitätsgedanke und das neue Mitteleuropa 45, 161
Osteuropäischen Frage, Bemerkungen zur — 47, 225
Ostseeküste, Militärgeographische Skizze der russischen —, von Dr. Hans Praesent . . . 42, 67
Petersburg oder Petrograd? von George Cleinow 42, 65
Polen, Die — und Rußland, von George Cleinow 41, 33
Politik, Ethik und —, von Prof. Dr. Otto v. d. Pfordten 48, 257
Russen, Die — und wir, von George Cleinow 40, 1
Russische Problem, Das — 49, 289
Rußland, Der Vernichtungskampf gegen das Deutschtum in — 46, 193
Rußland, Die Deutschen in — 52, 398
Rußland, Ist — unbesiegbar? 44, 153
„Seeherrschaft", Die —, von Dr. Karl Jentsch 42, 91
Staatenbund von Nordeuropa, von Justizrat Bamberger 43, 125; 49, 304
Staatsgedanke, Der deutsche —, von Dr. Albert Gottlieb 52, 385
Ukraina, Das Problem der —, von George Cleinow 45, 166
Flamen und Wallonen, von Alfred Ruhemann 43, 107
Weltkrieg, Weltwirtschaft und —. Gedanken über die Ursache des großen Krieges. Von Dr. jur. Richard Strahl 43, 97
Zangwill, Israel — an die Neutralen, von Adolf Friedemann 44, 150
Zufriedenheit. Eine freimütige Frage an alle Deutsche. Von Heinrich Jaeger 46, 193

Volkswirtschaft, Verwaltung, Sozialwesen

Deutschlands wirtschaftliche Kriegführung und Kriegslage, von Arthur Dix 47, 239
Englands Geldwesen im Kriege, von Dr. H. Dittmer 44, 131
Englische Kapital, Das — im Auslande, von Dr. Kreuzkam 41, 59
Gewerkschaftsorganisationen, Die deutschen — und der Krieg, von Heinrich Göhring . . 51, 372

Rechtsfragen, Bildung und Erziehung, Kirche

Freiheit und Eigentum in Frieden und Krieg, von Dr. jur. R. Strahl 51, 363
Humanistischen Gymnasiums, Die Feuerprobe des —, von Dr. phil. F. Eggerding . . . 40, 20
Immatrikulation, Die — von Angehörigen feindlicher Staaten, von Geh. Hofrat Prof. Dr. G. von Below 50, 328
Recht der Zukunft, Vom —, von Prof. Dr. jur. Alexander Leist 49, 293

Kulturgeschichtliches, Länder-, Völker- und Sprachenkunde

Belgrad, Czernowitz, Lemberg. Deutschvölkische Erinnerungen und Anregungen, von Dr. Raimund Friedrich Kaindl 49, 269
Deutschen, Von den —, von M. Kelchner . . 41, 54
Deutschland vor siebzig Jahren 45, 191

316387

Heft Seite

Friedensarbeit, Die — der deutschen „Barbaren", von Prof. Dr. Richard Herbertz (siehe Nachtrag in Heft 50, S. 345) 48, 264
Kulturproblem, Das slawische —, von Dr. Dragutin Prohaska (siehe auch Heft 37, S. 383 und Heft 38, S. 424) 42, 84; 44, 145; 47, 243
Luther und die neuhochdeutsche Schriftsprache (siehe den Aufsatz „Der geschichtliche Kern der Legende von Luthers Schöpfung der neuhochdeutschen Schriftsprache"), von Prof. Dr. Carl Franke 47, 248
Neuhochdeutschen Schriftsprache, Der geschichtliche Kern der Legende von Luthers Schöpfung der —, von Prof. Dr. Carl Franke 47, 248
Ostseeküste, Militärgeographische Skizze der russischen —, von Dr. Hans Praesent . . 42, 67
Nennenkampf-Coriolan, von Karl Röll . . . 43, 122
Rußland, Das „baltische" — Eine wirtschaftsgeographische Skizze, von Dr. Hans Praesent 50, 332
Sprachangewohnheiten, Über einige neuere und neueste —, von Max Schneidewin 50, 343
Sprachreinigung, von Prof. Dr. Tesch . . . 45, 178
Slawische Kulturproblem, Das —, von Dr. Dragutin Prohaska (siehe auch Heft 37, S. 383 und Heft 38, S. 424) 42, 84; 44, 145; 47, 243

Literatur, Kunst, Philosophie

Ethik und Politik, von Prof. Dr. Otto v. d. Pfordten 48, 257
Germanischen Volkstums, Reste — in Nordfrankreich, von Architekt H. A. Waldner . 49, 311
Goethe und die kulturelle Annäherung der Völker (siehe den Aufsatz „Die Einigung Europas durch den Geist"), von Dr. W. Warstat 42, 78
Intelligenz, Der Einfluß des Krieges auf die —, von Dr. Paul Feldkeller 52, 411
Lenz und Boehlendorff (siehe den Aufsatz „Deutsche Dichter in Rußland"), von Dr. Karl Frene 43, 115
Literatur, Schöne — im Kriege, von Franz Leppmann 45, 186
Musik, Neue Bücher über —. Briefe, von Dr. Richard Hohenemser 48, 280
Rußland, Deutsche Dichter in —, von Dr. Karl Frene 43, 115
Spinozas Leben und Briefe, von Privatdozent Dr. Heinrich Scholz 51, 379

Novellen, Romane, Gedichte

Die Berliner Herbstparade des Jahres 1920. Ein Zukunftsbild, von Hans Werner Tannheim 50, 337
Die Ungebundenen. Eine Skizze aus der Gegenwart, von Max Ludwig-Dohm . . . 52, 401
Gedankensplitter, von Ernst Ludwig Schellenberg 40, 6; 48, 279
Manöverskizzen (siehe den Aufsatz „Jahresringe" des deutschen Heeres). Eine Plauderei, von Hans Werner Tannheim 46, 207

Bücherbesprechungen

Ein „B" anstelle der Seitenzahl bedeutet: Bücherliste im Anzeigenteil des betr. Heftes.

„Aus eiserner Zeit." Franz Schneiders Originalkunstlerlteinzeichnungen . . . . . 50, B
Bauer, Karl: Führer und Helden . . . . . 51, B
Baum, Peter: Kammermusik, Ein Rokokoroman (Franz Leppmann) 45, 188
Becker, Oberst: Die Großherzoglich Hessische (25.) Division in der Schlacht bei Gravelotte—St. Privat (Dr. M. Kelchner) 46, 219
Benedict, Dr. Karl Siegmund: Richard Wagner, sein Leben in Briefen (Dr. Hohenemser) . 48, 288
Berthold, Helene: Eine dunkle Tat . . . . 50, B

Heft Seite

Bücher für die Jugend (Sammelbericht), von M. Kelchner 49, 316
Cramm, Freiherr von: Tagebuch eines Ordonnanzoffiziers von 1812 und 1813 (Dr. M. Kelchner) 46, 218
Droysen, Joh. Gust.: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg (Dr. M. Kelchner) 46, 216
Ertl, Emil: Walpurga (Franz Leppmann) . 45, 189
Faktor, Emil: Die Temperierten (Franz Leppmann) 45, 188
Fester, Adolf: Jugenderinnerungen und Kriegsbriefe eines Altfrankfurters (Dr. M. Kelchner) 46, 219
Fritsch, Heinrich: 1870/71. Erinnerungen und Betrachtungen (Dr. M. Kelchner) 46, 219
Gebhardt, Karl: Spinoza, Lebensbeschreibungen und Gespräche und Spinoza, Briefwechsel (Dr. Heinrich Scholz) 51, 379
Glinka, Prof. Dr. K.: Die Typen der Bodenbildung, ihre Klassifikation und geographische Verbreitung (Dr. Hans Praesent) . . . 50, 335
Goltz, Colmar Freiherr von der: Kriegsgeschichte Deutschlands im Neunzehnten Jahrhundert (Dr. M. Kelchner) 46, 215
Greiffenhagen, Ludwig: Teukros. Ein Schauspiel. (Dr. H. Seeliger) 52, 415
Halden, Elisabeth: Neue lustige Feriengeschichten 50, B
Helmer, Edmund von: Hugo Wolf, Familienbriefe (Dr. Hohenemser) 48, 287
Hirschfeld, Georg: Nachwelt. Der Roman eines Starken (Franz Leppmann) 45, 188
Ibsen, Sigurd: Robert Frank (Franz Leppmann) 45, 186
Jösting, Werner: Erinnerungen eines kriegsfreiwilligen Gymnasiasten (Dr. M. Kelchner) 46, 219
Kjellén, Rudolf: Die Großmächte der Gegenwart (Dr. M. Kelchner) 46, 220
Krimer, Wenzel: Erinnerungen eines alten Lützower Jägers 1795—1819 (Dr. M. Kelchner) 46, 218
Loewenfeld, Hofrat Dr.: Über den Nationalcharakter der Franzosen und dessen krankhafte Auswüchse in ihren Beziehungen zum Weltkrieg . . . . . 51, B
Maclaren, Jan: Ein Dienstmädchen und andere Erzählungen . . . . . 50, B
Mell, Max: Barbara Naderers Viehstand (Franz Leppmann) 45, 189
Meyer, Dr. Wolfgang: Die Briefe Friedrich Ludwig Jahns (Dr. M. Kelchner) . . . 46, 217
Neeff, Dr. Adolf: Klein-Wolfgang. Die Kindheit Goethes nach seiner eigenen Lebensbeschreibung . . . . . 50, B
Pallat, Ludwig: Der deutschen Jugend Handwerksbuch . . . . . 51, B
Pflugk-Harttung, Julius von: Briefe des Generals Neidhardt von Gneisenau (Dr. M. Kelchner) 46, 216
— Leipzig 1813 (Dr. M. Kelchner) 46, 215
Schiedermair, Ludwig: Die Briefe W. A. Mozarts und seiner Familie (Dr. Hohenemser) 48, 280
Schmidt, E. von: Kritik des französischen Generalstabswerkes über den Krieg 1870/71 (Dr. M. Kelchner) 46, 219
Schumacher, Tony: Komteßchen und Zigeunerkind . . . . . 50, B
Schwarte, M.: „Die Technik des Kriegswesens" (Dr. M. Kelchner) 46, 219
Siebe, Josephine: Die Oberheudorfer in der Stadt . . . . . 50, B
Thurn und Taxis, Prinz August von: Aus drei Feldzügen 1812—1815 (Dr. M. Kelchner) 46, 218
Unger, W. von: Blüchers Briefe (Dr. M. Kelchner) 46, 216
Unser Vetter Tartuffe oder Wie England seine Kolonien erwarb (Dr. Hennig) 50, 322
Wantoch-Rekowski, Franz von: Kriegstagebuch 1870/71 des jüngsten Offiziers im Königs-Grenadier-Regiment (2. Westpreußischen) Nr. 7 in Liegnitz (Dr. M. Kelchner) . . . 46, 219
Weinel, Prof. D Dr. Heinrich: Johann Gottlieb Fichte (Wilhelm Böhm) 45, 180

	Heft	Seite
Wille, Bruno: Das Gefängnis zum Preußischen Adler. Eine selbsterlebte Schildbürgerei (Franz Leppmann)	45,	186
Wolf, Hugo: Sommeraufenthalt (Franz Leppmann)	45,	188
Zwilgmeyer, Dikken: Inger Johanne	50,	B

Mitarbeiter-Verzeichnis

	Heft	Seite
Bamberger, Justizrat: Staatenbund von Nordeuropa	43, 125;	49, 304
Below, Geh. Hofrat Prof. Dr. G. von: Die Immatrikulation von Angehörigen feindlicher Staaten	50,	328
Böhm, Wilhelm: Zu Weinels Fichte	45,	190
Bornhak, Prof. Dr. Conrad: Deutsche Fürsten auf fremden und Ausländer auf deutschen Thronen	48,	273
Cleinow, George: Das Problem der Ukraina	45,	166
— Die Polen und Rußland	41,	33
— Die Russen und wir	40,	1
— Petersburg oder Petrograd	42,	65
— (siehe auch G. Cl.)		
Dittmer, Dr. H.: Englands Geldwesen im Kriege	44,	131
Dix, Arthur: Deutschlands wirtschaftliche Kriegführung und Kriegslage	47,	239
Eggerding, Dr. phil. F.: Die Feuerprobe des humanistischen Gymnasiums	40,	20
Feldkeller, Dr. Paul: Der Einfluß des Krieges auf die Intelligenz	52,	411
Franke, Prof. Dr. Carl: Der geschichtliche Kern der Legende von Luthers Schöpfung der neuhochdeutschen Schriftsprache	47,	248
Freye, Dr. Karl: Deutsche Dichter in Rußland	43,	115
Friedemann, Adolf: Israel Zangwill an die Neutralen	44,	150
G. Cl.: Der Vernichtungskampf gegen das Deutschtum in Rußland	46,	193
Göhring, Heinrich: Die deutschen Gewerkschaftsorganisationen und der Krieg	51,	372
Gottlieb, Dr. Albert: Der deutsche Staatsgedanke	52,	385
Hagen, Maximilian von: Kiautschau, eine Erinnerung und eine Mahnung	47,	254
Hennig, Dr. phil. Richard: Das englische Schuldkonto bei Buren und Türken	50,	321
Herbert, Prof. Dr. Richard: Die Friedensarbeit der deutschen „Barbaren"	48,	264
Hohenemser, Dr. Richard: Neue Bücher über Musik. Briefe	48,	280
Jaeger, Heinrich: Zufriedenheit. Eine freimütige Frage an alle Deutsche	46,	193
Jentsch, Dr. Carl: Die „Seeherrschaft"	42,	91
Kaindl, Dr. Raimund Friedrich: Belgrad, Czernowitz, Lemberg. Deutschvölkische Erinnerungen und Anregungen	48,	269
Kelchner, Dr. M.: Bücher für die Jugend	49,	316
— Von den Deutschen	41,	54
— Zeitgemäße Bücher (Sammelbericht)	46,	214
Kreuzkam, Dr.: Das englische Kapital im Auslande	41,	59
Langermann, Dr. von: Neue Bismarckgespräche	44,	137
Leist, Prof. Dr. jur. Alexander: Vom Recht der Zukunft	49,	293
Leppmann, Franz: Schöne Literatur im Kriege (Sammelbericht)	45,	186
Ludwig-Dohm, Max: Die Ungebundenen. Eine Skizze aus der Gegenwart	52,	401
Neumann, W.: Handel und Freiheit in den englischen Kolonien	47,	229
Newald, Dr. Julius von: Rückblicke auf die Geschichte des zweiten Kaiserreiches	41,	40
Pfordten, Prof. Dr. Otto v. d.: Ethik und Politik	48,	257
Praesent, Dr. Hans: Das „baltische" Rußland. Eine wirtschafts-geographische Skizze	50,	332
— Militärgeographische Skizze der russischen Ostseeküste	42,	67
Prohaska, Dr. Dragutin: Das slawische Kulturproblem (siehe auch 37, 383 und 38, 424)	42, 84; 44,	145; 47, 243
Riedinger, Landrichter Dr.: Krieg und Parlamentarismus	44,	129
Röll, Karl: Rennenkampf-Coriolan	43,	122
Ruhemann, Alfred: Das belgische Problem. Ein Rück- und Vorausblick	40,	7
— Holland	51,	358
— Blamen und Wallonen	43,	107
Schäfer, Rechtsanwalt Dr. jur. Hans R.: Die Zukunft der Dänenfrage	49,	308
Schellenberg, Ernst Ludwig: Gedankensplitter	40, 6;	48, 279
Schneidewin, Max: Über einige neuere und neuste Sprachangewohnheiten	50,	343
Scholz, Privatdozent Dr. Heinrich: Spinozas Leben und Briefe	51,	379
Seeliger, Dr. H.: „Leukros." Ein Schauspiel, von Ludwig Greiffenhagen	52,	415
Stern, Dr.: England und die Neutralen in den napoleonischen Kriegen	52,	392
Strahl, Dr. jur. R.: Freiheit und Eigentum in Frieden und Krieg	51,	363
— Weltwirtschaft und Weltkrieg. Gedanken über die Ursache des großen Krieges	43,	97
Tannheim, Hans Werner: Die Berliner Herbstparade des Jahres 1920	50,	337
— „Jahresringe" des deutschen Heeres. Eine Plauderei	48,	207
Tesch, Prof. Dr.: Sprachreinigung	45,	178
Vollmer, Hans: Ein unbeachtetes Dokument zur Geschichte des deutsch-französischen Krieges 1870/71	45,	191
Waldner, Architekt H. A.: Reste germanischen Volkstums in Nordfrankreich	49,	311
Warstat, Dr. W.: Die Einigung Europas durch den Geist. Ein Traum Goethes und des deutschen Idealismus	42,	78

Die Ruſſen und wir

Von George Cleinow

Es wird hier ausdrücklich unterſchieden zwiſchen den Ruſſen und der ruſſiſchen Regierung. Wir ſind berechtigt dazu, weil der Krieg, den Rußland gegen uns führt, kein Krieg des großen ruſſiſchen Volkes iſt, ſondern der einer Petersburger Clique, die ſich der Regierungsorgane bemächtigen konnte. Wir haben es in dieſem Krieg nicht mit einem geeinten Volke von 165000000 Menſchen zu tun, ſondern nur mit einem verſchwindend kleinen Teil davon. Der von der Regierung unternommene Verſuch, die Einigung im Augenblick des Kriegsausbruchs noch zu vollbringen, iſt geſcheitert. Hinter der Armee, die Oſtpreußen verwüſtete, ſtand nur ſolange eine gewiſſe Volksſtimmung, als die deutſchen Truppen zurückweichen mußten und bei den Ruſſen ſich die Hoffnung einſtellte, Deutſchland, das ſolange militäriſch durch Preußen, das im übrigen durch den Fleiß ſeiner Gelehrten und nicht zuletzt durch die Tüchtigkeit ſeiner Kaufleute und Ingenieure unbewußt Lehrmeiſter der Ruſſen geweſen iſt, einmal zu zeigen, was die Ruſſen ſelbſt gelernt haben. Gerade wegen dieſes Gefühlsmoments und ſeiner Rückwirkungen auf die innere Lage iſt dem Vordringen Rennenkampfs gegen Königsberg eine Bedeutung beigelegt worden, daß man daneben die Tragweite der Niederlage von Tannenberg faſt überſah; den Einmarſch aber in die Bukowina und in Galizien glaubte die Regierung als etwas Selbſtverſtändliches, Vorhergeſehenes hinſtellen zu können, an dem gar nicht zu zweifeln geweſen wäre.

Im ganzen betrachtet, hatte der Krieg für die russische Regierung unter günstigen Auspizien begonnen: die sozialistische Opposition, die in jedem Krieg, in den Rußland verwickelt wird, in erster Linie die Gelegenheit zur Schwächung der Regierung begrüßt, war gefesselt; ihre Wortführer waren aus Petersburg ausgewiesen; der ins Ausland von gewisser Seite als Aufstand hinausposaunte Streik in Petersburg war eine Demonstration des Ministers des Innern, dazu bestimmt, den Zaren einzuschüchtern und ihm die Mobilmachungsorder abzugewinnen, und dann auch, um den Vorwand für die Verhaftung zahlreicher Sozialisten und Demokraten sowie die Schließung mehrerer unbequemer Blätter, darunter auch Rjetsch, zu erhalten. Den Blättern der bürgerlichen Linken wurde das Erscheinen erst wieder erlaubt, nachdem die Partei der Volsfreiheit (Kadetten) am 3. August folgenden Aufruf erlassen hatte:

„In der schweren Stunde, da der Feind vor den Toren steht, da unsere Brüder ihm entgegengetreten sind und das eigene Blut bereit ist, für die Errettung der Heimat vergossen zu werden, da alle Zurückgebliebenen durch die Gewalt der Umstände zu gewaltigen seelischen und materiellen Opfern berufen sind, bringen die Führer der Partei der Volksfreiheit die feste Überzeugung zum Ausdruck, daß ihre politischen Freunde und Gleichgesinnten, wo sie sich auch befinden mögen und in welcher Lage der Krieg sie antreffen möge, bis zum Ende ihre Pflicht als russische Bürger in dem bevorstehenden Kampf tun werden. Wie auch ihr Verhältnis zur inneren Politik des Vaterlandes sein möge, unsere erste Pflicht ist, unser Land ganz und ungeteilt und in der Stellung unter den Weltmächten zu erhalten, die uns von unserem Feinde streitig gemacht wird."

„Stellen wir den inneren Streit beiseite, laßt uns auch nicht den geringsten Grund zu Spekulationen auf die uns trennenden Meinungsverschiedenheiten geben und denken wir fest daran, daß es gegenwärtig unsere erste und einzige Pflicht ist, die Kämpfer zu unterstützen durch Glauben an die Güte unserer Sache, durch ruhige Zuversicht und durch die Hoffnung auf den Erfolg unserer Waffen. Möge unserer Armee die moralische Unterstützung durch das ganze Land die Kraftentfaltung geben, zu der sie befähigt ist, und mögen unsere Verteidiger sich nicht in Sorge zurückwenden, sondern tapfer voranschreiten dem Sieg und einer besseren Zukunft entgegen."

Mit diesen Ausführungen ist nicht gesagt, daß man im russischen Volk und besonders bei den konstitutionellen Demokraten den Krieg gegen Deutschland gern kommen sah. In den breiten Massen besteht überhaupt kein Haß, — wohl Mißtrauen, wie er sich gegen Ausländer in den konservativen Schichten aller Völker findet, aber kein Haß! Doch mit den Massen, soweit sie nicht organisierte Genossen in den Städten sind, brauchen wir uns bei einer Analyse der politischen Gesinnung im russischen Volke kaum zu befassen; die breite Schicht des Volkes hat erst vor wenigen Jahren einige Bedeutung für die innere Politik durch die Verleihung des Wahlrechts erhalten, — für die aus-

wärtige ist sie ohne Belang; sie wird in ihrer Unbildung hinter jeder Regierung stehen, die sie dazu zwingen kann, — sie wird den Revolutionären anhängen, sobald diese sich irgendwo als mächtig erweisen.

Wen wir aber nicht übergehen dürfen, das ist die dünne Schicht der Gebildeten, die sich zusammensetzt aus den Offizieren, den Staatsbeamten, den Beamten der städtischen und ländlichen Selbstverwaltuug und den Vertretern der sonstigen freien Berufe. In diesen Kreisen mehr als in jedem anderen Lande bilden sich die Stimmungen, die für die Beurteilung der internationalen Sympathien des russischen Volkes wichtig sind. Durch sie gewinnt die Presse ihre Bedeutung; möge sie wie während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts auf die schöne und pseudowissenschaftliche Literatur angewiesen sein, möge sie, wie seit 1905 in den wirtschaftlichen Abhandlungen ihren Ausdruck finden. Seit langem geben die genannten Kreise den Ton für die Stimmung an: vor hundert Jahren unter Alexander dem Ersten waren es mehr die aus den Befreiungskriegen heimgekehrten Offiziere, politisch hervorgetreten und bekannt geworden als „Dekabristen"; unter Alexander dem Zweiten wurden die Offiziere abgelöst von den liberalen Beamten, die französische Neigungen hatten und im Fürsten Bismarck den bösen Dämon des Zaren sahen, der diesen von liberalen Reformen zurückhielt. Von 1881 bis 1904 gab es überhaupt keine öffentliche Meinung; doch entwickelte sich jene unterirdische Schicht, die die rote Internationale in der Idee aufzog, daß Rußland zu keinem politischen und kulturellen Fortschritt kommen werde, ehe nicht Preußen niedergezwungen ist. Diese Auffassung wurde während der Revolution von den Polen genährt, die ihre doppelzüngige Politik gegen die russischen Demokraten dadurch zu bemänteln suchten, daß sie Deutschland verdächtigten, es lauere nur darauf, in die innerrussischen Verhältnisse eingreifen zu können. So ist es verständlich, daß zahlreiche Russen uns dafür verantwortlich machen, wenn es der russischen Regierung gelang, so schnell Herr der Revolution zu werden. Als Grund für die angebliche Haltung der deutschen Regierung wird uns der Wunsch untergeschoben, das russische Volk versumpfen und politisch unfähig werden zu lassen. — Auf welches geringe Maß muß die Selbstachtung und das Selbstvertrauen eines Volkes zurückgegangen sein, wenn solche Gedanken Boden fassen können! Doch wie dem auch sei, die Begründung hat es ermöglicht, dem vor einiger Zeit entbrannten Kampf gegen den Tarif von 1906 eine ungeahnte Schärfe zu geben und ihn selbst populär zu machen. Während sich über die Mission Liman-Sanders die Offiziere aufregten, wurden durch die Agitation gegen den Handelsvertrag die Gewerbetreibenden gewonnen und wir können heute von einer Klique aus Staatsbeamten und Gewerbetreibenden sprechen, die sich die Zerknirschung des Offizierskorps der 1905 von den Japanern geschlagenen Armee und die Habsucht der Massen nutzbar macht. — Natürlich können unter diesen Vorbedingungen im Innern die Parteien der Opposition und ihre Führer keine Parole ausgeben gegen eine Regierung, die zur Befreiung aufruft vom Joch eines Feindes, den sie selbst

bisher als die größte Gefahr für das russische Volk bezeichnet haben. Die Parteien sind in ihr eigenes Lügengewebe verstrickt und müssen sich der reaktionären Regierung auf Gnade und Ungnade ergeben, — es sei denn, daß diese von uns vernichtet wird.

Wie fein es den Petersburger Regierungskünstlern gelungen ist, die Opposition einzuwickeln, — allerdings mit Hilfe englischer und französischer Freunde — beweist die Tatsache, daß der alte Anarchist Fürst Krapotkin, der in London lebt, und der in Paris in der Verbannung lebende Führer der russischen Sozialdemokratie Plechanow auch glauben, sich gegen die Bestimmungen des Handelsvertrages erheben zu müssen.

Die Russen sind mit der ganzen Handelsvertragsagitation schmählich betrogen worden! Betrogen, weil der Minister des Innern Maklakow mit seinem Latein gegenüber der wachsenden Unzufriedenheit am Ende war. Allein die Tatsache, daß die russische Gesamtwirtschaft in den Jahren seit Bestehen des Handelsvertrages sichtbar vorangegangen ist — jeder Russe weist mit berechtigtem Stolz darauf hin —, sollte die Parteiführer etwas kritischer gegenüber den Angaben der Regierung gestimmt haben. Ein Berufener hat sich schon im Juni in Heft 26 der Grenzboten der Mühe unterzogen, den russischen Statistikern nachzuweisen, was an der Abhängigkeit Rußlands von Deutschland wahr ist. Der Autor begnügt sich in seiner Arbeit nicht damit die russischen Zahlen richtigzustellen, — er untersucht auch die deutschen Angaben und führt sie auf das Tatsächliche zurück. Er kommt zu folgendem Ergebnis: im Jahre 1912 betrug die deutsche Einfuhr in Rußland nur 374 213 545 Rubel gleich 808 301 257 Mark, während die amtliche russische Statistik von 532 346 000 Rubel oder 1 149 867 000 Mark fabelt; umgekehrt würden nach Deutschland russische Waren im Werte von 551 669 311 Rubel gleich 1 191 605 712 Mark eingeführt und nicht nur im Werte von 453 828 000 Rubel oder 980 268 000 Mark. Die russische Ausfuhr nach Deutschland ist somit um 177 455 766 Rubel oder 383 304 454 Mark höher als die deutsche Einfuhr in Rußland. Wenn die Verteilung der hieraus erzielten Gewinne im Innern nicht den Wünschen der Allgemeinheit in Rußland Rechnung trägt, wenn vielmehr nur einige wenige sich daran zu bereichern vermögen, während die Masse darbt, dann liegt das doch nicht an uns, die wir uns in die inneren Verhältnisse Rußlands nicht hineinstecken dürfen, sondern an der russischen Regierung mit Einschluß der Volksvertretung.

Es gehört wirklich Kühnheit dazu, unter diesen Verhältnissen von einer Unterjochung Rußlands unter die deutsche Wirtschaft zu sprechen. Die russische Regierung sieht scheinbar mit der größten Geringschätzung auf die politischen Führer des Volkes, denen sie solche dreisten Entstellungen vorzusetzen wagt. Würde die russische Gesellschaft mehr echtes Selbstbewußtsein in sich tragen, so hätte sie die Intrige ihres schlimmsten Feindes, eben der russischen Regierung,

längst erkannt und brauchte nun nicht selbst die Fesseln schmieden zu helfen, die im Feuer dieses Weltbrandes für sie gehärtet werden.

Was die offiziellen Parteien unter den einmal gegebenen Verhältnissen nicht tun konnten, haben Private zum Ausdruck gebracht durch ihre Teilnahme an patriotischen Kundgebungen und durch die Art der materiellen Unterstützungen, die sie der Regierung angedeihen lassen. Als am 18. August der Zar zu Moskau das Volk aufrufen sollte „zur Verteidigung der Heimaterde und des Slawentums", da war es nur der Vertreter des Adels A. D. Ssamarin, der die panslawistische Note in seiner Ansprache anschlug und nur das Stadthaupt von Moskau W. D. Brjanski bezeichnete den Krieg als die „Verteidigung des Slawentums gegen das Deutschtum" der Sprecher der Sjemstwo, F. W. Schlippe wies auf die Verschiedenheit der Völkerschaften in Rußland hin, und der Vertreter der russischen Kaufmannschaft S. A. Bulotschkin meint gar kurz und trocken: „wir bitten die Versicherung entgegennehmen zu wollen, daß wir alle Kräfte einsetzen werden zur Erleichterung des Schicksals der verwundeten und kranken Verteidiger des Vaterlandes." Das brausende „Hurrah!" im St. Georgssaal des Kreml vermochte nicht den Eindruck zu verwischen, daß die Herzen Rußlands nicht geeint bei diesem Kriege waren. Deutlicher noch sprechen die Zahlen der Geldspenden: ein Vergleich mit den Gaben, die beim Beginn des Krieges gegen Japan vor zehn Jahren zusammenflossen, mit denen die jetzt gezeichnet werden, ergibt einen merklichen Rückgang. Man traut also doch der Regierung nicht, und eine nicht zu unterschätzende Zahl russischer Bürger steht auf dem Standpunkt, die Regierung solle selbst sehen, wie sie fertig wird.

Bis zum ersten Drittel des September wurde die günstige innere Lage für die Kriegspartei aus den am Anfang dieser Darlegungen gekennzeichneten Gefühlsmomenten eher besser als schlechter. Ende August waren in Petersburg Polen der russophilen Partei eingetroffen, die bis dahin in Deutschland festgehalten und dann freigelassen worden waren. Sie müssen nach allem, was seitdem von den Warschauer führenden Polen an unwürdigen Loyalitätsbezeugungen geleistet worden, recht falsche Eindrücke vom Stande der deutschen Sache am Vorabend von Tannenberg davongetragen und den Russen die Möglichkeit oder gar Wahrscheinlichkeit eines Sieges über die Deutschen vorgegaukelt haben. Jedenfalls findet man in der russischen Presse bis zum 12., 13. September noch sehr hohe Töne uns gegenüber. Von da ab verschwinden sie mehr und mehr und eine gewisse Nervosität beginnt sich breit zu machen. Die ernste Mahnung des aus Frankreich heimkehrenden Grafen Witte, den Gegner nicht zu unterschätzen, wirkte ernüchternd. Noch klammert man sich an die räumlichen Erfolge in Galizien, noch hofft man in Galizien die Scharte von Ostpreußen wett zu machen, um so mehr, als in Rußland vom westlichen Kriegsschauplatz verbreitet wird, die deutschen Armeen rennten sich an den Verschanzungen längs Marne und Oise die Köpfe ein. Noch kann die Zensur mit rücksichtsloser Strenge gehandhabt werden. Wenn

es aber in Galizien keinen Sieg für die Russen gibt, wenn gar die verbündeten Heere Frankreichs und Englands aufgerieben werden sollten, dann wird auch die Regierungsautorität zusammenbrechen und die aus der Betäubung erwachende russische Gesellschaft wird vor Wut und Scham auf ihre Art Rache nehmen an den Übeltätern, die sie betrogen und irregeführt hatten, oder sie wird ihr Geschick für ewig mit der Despotie verknüpfen und das wird eintreten, was sie fälschlich als Ergebnis der deutsch-russischen Freundschaft hingestellt hat: die Versumpfung.

Gedankensplitter

Ruhm ist für die Großen eine äußerliche Notwendigkeit, für die Kleinen eine notwendige Äußerlichkeit.

Moral ist die Feigheit, sich zu seinem Charakter zu bekennen.

In der Leere hallt der Beifall am kräftigsten.

Große Menschen haben große Widersprüche. Nur das Meer wirft Wellen, aber nie ein Tümpel.

Es gibt Leute, welche dadurch interessant zu wirken glauben, daß sie jede Wahrheit zu einer Streitfrage machen.

Wenn man auch noch so oft nach der Uhr sieht, die Zeit geht darum doch nicht schneller.

Ernst Ludwig Schellenberg

Das belgiſche Problem

Ein Rück- und Vorausblick

Von Alfred Ruhemann

Wenn man durch faſt zwei Jahrzehnte den Pulsſchlag einer Nation mitempfunden und miterlebt hat, ohne die eigene Individualität und die eigene Nationalität aufzugeben oder zu vergeſſen, ſo kommt einem in einer Zeit wie der gegenwärtigen die Erkenntnis ſo manchen Umſtandes ausländiſchen Lebens, der vorher unberückſichtigt geblieben war. Das politiſche Gewiſſen wird wacher, die Gleichgültigkeit gegenüber den alltäglichen Ereigniſſen ſchwindet, und wie dem Soldaten das Gewehr, ſo wird die Kritik zur zielbewußten Waffe, die nur einer guten Sache dienen darf: der aufklärenden Wahrheit.

Dieſe Wahrheit verpflichtet mich, Belgien nicht in Grund und Boden zu verdammen, nur weil es ſich von einer falſchen Politik hat leiten laſſen, weil eine Horde Verblendeter geglaubt hat, dem Lande am beſten zu dienen, indem ſie noch weiter ging, als es die eigene Regierung, der eigene König je beabſichtigt und gewollt hat. Wohl aber muß ich dieſes Land beklagen, das von jeher alle ſeine Vorteile verkannt hat, weil es ſich ſeit ſeiner Neugeſtaltung im Jahre 1830 von derſelben falſchen Politik hat verführen laſſen, deren für Belgien betrübendes Endergebnis jetzt zur Kataſtrophe geführt hat. Seit im Jahre 1832 die Belgier die Franzoſen zu Hilfe holen mußten, um die Holländer aus der Zitadelle von Antwerpen zu verjagen, die ſie zwei Jahre hindurch dieſen bisherigen Landesgenoſſen aus eigener Kraft nicht zu entreißen vermocht hatten, glaubte das Gefühl ihrer Dankbarkeit, gepaart mit dem ihrer ohnmächtigen Schwäche, ſie dem ſtarken Nachbar auf ewig zu verpflichten. Seitdem hingen Belgiens Augen nur noch an Paris. Von dort kam Leopold dem Erſten, dem erwählten erſten belgiſchen Könige aus dem Koburger Hauſe die Gattin in Geſtalt einer Tochter Louis Philipps, von dort der Anſtoß zur Bekämpfung des Vlamentums, das trotzdem, unter Verkennung der engen Verwandtſchaft mit dem niederländiſchen Element, in den wenigen blutigen Zuſammenſtößen mit den Holländern faſt allein den Sieg errungen und damit zum Eckpfeiler des neuen Reiches, eines vlämiſchen, wie es wohl gehofft hatte, geworden war. Wäre es

nicht völlige Verblendung gewesen, müßte man Belgien fast deswegen bewundern, daß es dann, allen Ereignissen und Wandlungen in der Weltgeschichte zum Trotz, an Frankreich so treu wie nur irgend ein wirklicher Vasallenstaat gehangen hat. Belgien saugte französisches Wesen und Denken, französische Sitten und, zu seinem Unglück, französische Oberflächlichkeit und Verlogenheit immer mehr in sich ein. Je mehr es bemerkte, daß erst Preußen, später das Deutsche Reich diesem fieberhaften Buhlen und Nachäffen, welches das beste Element im eigenen Lande, das vlämische, auszurotten suchte, eine immer eisiger werdende Haltung gegenüberstellte, desto mehr verfing es sich in der Schlinge eines Landes, das im Grunde genommen den Belgier seit dem Tage von Waterloo nie wieder so recht hat gelten lassen. Frankreichs Politik, die Notwendigkeit seiner Selbsterhaltung und seines nie schlafenden Vergeltungsgedankens indessen befahlen ihm, den kleinen Belgier glauben zu machen, daß seine Bevormundung wirkliche Liebe sei. Wäre unsere Diplomatie von jeher etwas schmiegsamer gewesen, hätte sie sich mehr auf ein Intrigenspiel einlassen wollen, das allerdings stets unserem geraden Empfinden widerstrebt hat, so wären in der politischen Geschichte der europäischen Staaten wiederholt Augenblicke zu finden gewesen, da es uns wahrscheinlich nicht große Anstrengung, nur größere Nachgiebigkeit gekostet haben würde, Belgien von Frankreich abzuwenden. Ein solcher Augenblick war, als Leopold der Zweite, vor allem mit Hilfe deutscher Forscher, seine Pläne und Absichten auf Zentralafrika zu verwirklichen begann, und als Fürst Bismarck der Begründung des unabhängigen Kongostaates das Wort redete. Aber auch damals machte sich bei diesem Könige und bei Belgien das beliebte System der politischen Falschspielerei geltend. Das widerte uns an, und wir ließen Belgien und seinen König nebst seiner afrikanischen Unternehmung fallen. Wären wir damals schon ein Kolonialstaat gewesen, so hätten wir es uns erst noch überlegt, ehe wir aus reinem Ärger über das zweideutige Verhalten Leopolds des Zweiten diesem die Tür gewiesen hätten. Wir hätten unsere grundsätzliche Abneigung gegen Belgiens Liebedienerei heruntergeschluckt und unter allen Umständen vereitelt, daß Leopold der Zweite sich soweit mit Frankreich einließ, daß er ihm für alle Zeiten das Vorkaufsrecht auf den Kongo einräumte — ein Vertrag, der auch durch die Einverleibung des afrikanischen Staates in Belgien nicht aufgehoben wurde, und dem bei einem Fortbestehen Belgiens als selbständiger Staat deutscherseits recht große Aufmerksamkeit geschenkt werden muß.

Belgiens neuere politische Geschichte hat eigentlich erst in den letzten Jahrzehnten der Regierung Leopolds des Zweiten begonnen. Bei allem Glück, das dieser hernach „geschäftlich“ gehabt hat, wollte es doch zu keiner Apotheose kommen, wie sie sonst meist einem klugen und für das Wohl seines Volkes bedachten Herrscher beschieden ist, namentlich, wenn er, wie dieser Koburger, das Talent und die Anwartschaft zum Regieren besitzt. Man muß eben die Dinge nehmen wie sie sind und den Wert eines Mannes

nicht verkennen, nur weil er sich durch Hinwegsetzen über Familien- und öffentliche Moral zum Spott der Menschen gemacht hat. Mehr noch soll man sein Land beklagen, das er mit seinem klugen und weitschauenden Blick auf den richtigen Weg hätte leiten können, das er zwar groß im Kleinen, aber zugleich auch durch seine falsche Politik und Moral unglücklich gemacht hat. Leopold der Zweite hat wiederholt behauptet, wir allein seien es gewesen, die ihn zwangen, sich und sein Land mehr denn zuvor Frankreich in die Arme zu werfen. Dieser König vergaß nur allzu leicht und gern, was er vergessen zu müssen glaubte, in diesem Falle sein zweideutiges Verhalten, als der Kongostaat begründet werden sollte. Wir aber haben ihm dieses nie wieder vergessen und es ist ihm noch in Rechnung gestellt worden, als er in den letzten Jahren seiner Regierung wiederholt bei uns anklopfte, als er, leider zu spät, einsah, daß die von ihm seinem Lande aufgezwungene äußere Politik, so sehr sie dieses materiell und wirtschaftlich in die Höhe gebracht hatte, doch einen falschen Weg gegangen war. Vielleicht wäre manches anders gekommen, vielleicht hätte auch die deutsche Regierung zugunsten unserer kolonialen Ausdehnungspläne über das einst Geschehene den Schleier des Vergessens gebreitet, hätte Leopold der Zweite in der internationalen Wirtschafts- und Besitzergreifungspolitik weniger machiavellistisch gegen uns intrigiert und konspiriert. Es ist ihm zu seinem Schaden deutscherseits böse angerechnet worden, daß er, wo immer deutsche Unternehmungslust im Auslande einsetzte, — in China, in Marokko, in Rußland, in Südamerika, in Zentralafrika, — seine Finanzmänner als Plänkler auftreten ließ, um uns zuvorzukommen und uns das Geschäft zum Vorteile der eigenen Tasche zu verderben. Wäre sein Verfahren offene Konkurrenz gewesen, so hätte niemand etwas dabei finden können. Aber wie im Kongo verfuhr Leopold der Zweite überall, wo Deutschland kolonisieren und europäisches Wirtschaftsleben entfalten wollte: heimlich und hinterhältig. Er bezahlte seine vorgeschobenen Geldleute reichlich und warf ihnen gute Knochen hin, wenn ihm nur durch geschickte Umtriebe der Löwenanteil verblieb. Er machte das geschäftliche Raubsystem zu einem wirtschaftlichen Grundsatz, und es war unstrafbar, weil es ihm nicht aktenmäßig nachgewiesen werden konnte. Er ließ sein Land, individuell und im ganzen, an diesen Raubzügen teilnehmen und bereicherte es auf diese Weise. Deutschland machte zu diesem Verfahren des „königlichen" Kaufmanns ein grimmiges, abweisendes Gesicht, Frankreich litt es, weil diese Art des Handel uns nicht gefiel und Belgien ihm durch stillschweigende Duldung immer mehr verpflichtet wurde. Paris lieh Leopold den Zweiten seine Geldleute und seine Kokotten: sein Kapital war daher sowohl politisch wie wirtschaftlich gut angelegt. Leopold der Zweite, der selbst keine Karte anrührte, nährte auf diese Weise den in jedem Belgier schlummernden Hang zum Spielen. Man gewann daheim und draußen fabelhafte Summen, die sich dann immer wieder nach neuer Betätigung drängten, da sie im Lande selbst nicht gewinnbringend genug angelegt werden

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

konnten. Selten aber verbanden sich deutsches und belgisches Kapital. Immer wieder griff der Belgier nach zweifelhaften Unternehmungen, allein oder in Gemeinschaft mit seinen französischen Freunden, die für ihn im Anfang einen so hohen Gewinn abwerfen mußten, daß der spätere, unausbleibliche Krach ihm nichts mehr anhaben konnte. Nur Rußland wurde auch für Belgien zu einer bösen geschäftlichen Kalamität. Seitdem wurde man in Belgien vorsichtiger und auch aufmerksamer auf deutsche Unternehmungen, deren Solidität weniger großen Gewinn, dafür aber desto längere Dauer verhieß. Immerhin hat die Methode Leopolds des Zweiten für Belgien noch bis zum Ausbruch des gegenwärtigen Krieges seine schlechten Früchte getragen. Sollte daher Belgien zur Strafe für sein verräterisches Bündnis mit Frankreich und England nur mit einer Kriegssteuer herangezogen werden, so gäbe es keinen Grund für die Besorgnis, daß sie etwa nicht bezahlt werden könnte. Es läge darin eine Art Nemesis, wenn dieses, vielfach nicht sehr reinlich erworbene Vermögen des Landes und der einzelnen Persönlichkeiten, gerade in die Hände derjenigen Nation käme, die Belgien infolge ihrer Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und Gediegenheit in Politik und Geschäften so sehr ein Dorn im Auge ist, daß es bei jeder Gelegenheit sie noch zu verhöhnen zu müssen glaubt.

Unser heutiges wechselseitiges Wirtschafts- und Interessenleben darf aber nicht einseitig urteilen und verurteilen. Ein falsches System muß sich am Ende durch sich selbst rächen. Das Beispiel Belgiens gerade lehrt die Wahrheit dieser Behauptung. Leopold der Zweite war wohl ein grenzenloser, ja knausriger Egoist, soweit die eigene Tasche mitsprach und in der Wahl seiner Mittel nie verlegen, er war aber auch weitblickend und verstand sein kleines Reich zu einem bedeutenden wirtschaftlichen Faktor umzugestalten. Er verschaffte demnach seinen Untertanen neben einem spekulativen, auch einen sehr soliden geschäftlichen Boden. Er wurde ihnen aber auch gefährlich, weil er für seine umwälzenden Pläne die Tasche der Steuerzahler zu wenig und die eigene zu viel schonte. Er fand in vielen seiner Minister, so namentlich im Grafen de Smet de Nayer, zu dienstwillige Männer, die ohne zu rechnen, mit ihm durch Dick und Dünn gingen. Immer wieder suchte er für seinen Kongostaat Belgien Millionen zu entlocken, die er teils in Afrika, teils für seine architektonischen Umgestaltungspläne in Belgien selbst zu verwenden trachtete. Er trieb sein Spiel schließlich so rücksichts- und gewissenlos, daß die unbedingtesten Verfechter seiner kolonialen Politik, unter Führung des ehrenwerten Staatsministers Beernaert, sich von ihm abwandten und, weil er keine Abrechnung über seine geschäftlichen Machenschaften im Kongo ablegen wollte, ihn zwangen, Belgien schon bei seinen Lebzeiten das ihm zugedachte afrikanische Erbe antreten zu lassen. Belgien wußte zwar, daß es den großen Geldopfern, die es für den Kongo bereits gebracht, noch größere würde hinzufügen müssen; es fühlte, daß es einer von Grund aufbauenden Organisation und Administration bedürfen würde, um den Kongo zu einer ertragsfähigen Kolonie

zu gestalten. Anderseits wollte es sein Geld und das Blut seiner Söhne nicht vergebens geopfert haben und das ungeheure afrikanische Gebiet in Frankreichs lauernden Schoß fallen sehen. Letzterer Umstand wäre für Belgien vielleicht noch der wenigst bedenkliche gewesen; es ist aber anzunehmen, daß Deutschland und England es nicht ohne weiteres mit ansehen durften, wenn Frankreich auf diese Weise in den Besitz von Zentralafrika gelangte, und es an für Belgien deutlichen Winken nicht hatten fehlen lassen. Gegen Ende der Lebenszeit Leopolds des Zweiten erfolgte eine noch engere Anlehnung an Frankreich nach dem Beispiele des Königs, weil dieser dort interessierte Aufmunterung fand und weil Deutschland nur ehrliche Politik und Geschäfte wollte, was nicht nach dem Geschmacke dieses Monarchen war; das Land wurde bereichert und die einheimische Industrie gehoben, zugleich aber durch die über das Maß schießenden Umgestaltungspläne des Königs, vor allem durch die Notwendigkeit, eine Kolonie verwalten zu müssen, die von dem bisherigen Besitzer schonungslos ausgebeutet war, schwer belastet. Unter diesen Umständen verblich der Stern Leopolds des Zweiten so schnell wie er aufgestiegen war. Der nationale Stolz der Belgier erlaubte es ihnen nicht, die Verdienste ihres Königs bei seinem Verschwinden zu schmälern. Sie fühlten aber innerlich, daß sie nicht richtig beraten gewesen waren. Ihr Trost war, daß es ihnen nicht an Geld gebrach, und daß Frankreich ihr Freund blieb. Wirtschaftlich konnte ihnen dieser gute Freund nichts bedeuten, denn er kaufte nur das Notwendigste bei ihnen, während Deutschland und England Belgiens große Kunden waren. Aber der Zwang der Überlieferung, der Neid auf die immer mehr wachsende wirtschaftliche Bedeutung des Deutschen Reiches, die von Frankreich und England geschürte Furcht endlich, daß Deutschland danach trachte, Belgien „aufzuessen", bewirkten eine immer sichtbarere Halsstarrigkeit im Anschlusse an Frankreich, trotzdem es nach dem Tode Leopolds des Zweiten deutscherseits weder an gutem Willen noch an liebevoller Aufmunterung zu einer Annäherung gefehlt hat.

Es war nun eine merkwürdige und auffallende Verkettung von Umständen, ein Gottesgericht fast, jedenfalls ein Witz der Weltgeschichte, daß das so von französischem Geist durchtränkte Belgien nach Leopold dem Zweiten von einem Fürsten regiert werden sollte, an dem sozusagen alles deutsch war, Gesinnung und Erziehung, Anschauungen und Sitten. Albert war natürlich in allererster Linie Belgier und weder gewillt, noch, als verfassungsgemäßer König, ermächtigt, aus eigenem Antriebe Überlieferungen zu brechen und eine der bisherigen Richtung entgegengesetzte Politik vom Zaune zu brechen. Auch war er ein zu großer Neuling auf dem Herrscherthron, noch zu sehr Herrscherlehrling, als daß er, hätte ihn selbst die Vorsehung mit mehr Willenskraft bedacht, kaum zur Regierung gekommen, Umwälzungen auf dem Gebiete der äußeren Politik hätte wagen und verwirklichen dürfen. Es genügte denjenigen Belgiern, die ihre Sympathien für Deutschland nicht verbargen, — ihre Zahl wuchs mit der Thronbesteigung Alberts in recht erfreulicher Weise — und so auch uns, daß der

junge König eine deutsche Mutter, die Schwester Königs Karl von Hohenzollern, einen deutschen Schwager, Prinz Karl von Hohenzollern, hatte; daß er sich im Hause des Herzogs Karl Theodor von Bayern in Gesellschaft unseres Kronprinzen so wohl wie nirgendswo anders fühlte, und daß er schließlich dieses Herzogs klügste Tochter Elisabeth aus wirklicher Liebe heimführte. Alle Vorbedingungen für einen glücklichen Umschwung in Belgien zugunsten der Erstarkung der Gefühle für Deutschland schienen demnach gegeben. Leider aber war Albert ein Träumer, ein König, dessen Ideal und Ziel es war, den Volksbeglücker im demokratischen Sinne zu spielen. Er ließ deshalb die inneren und äußeren Verhältnisse des Landes wie sie vordem waren, im guten Glauben der politischen Sicherung desselben durch die Neutralitätsakte. Und es ist für jeden, der die schlichte Offenheit und Ehrlichkeit dieses Monarchen kennt, außer Zweifel, daß er für seine Person und aus eigenem Antriebe loyal an denselben festgehalten haben würde. Sein Unglück war, daß er nichts zu sagen hatte. Leopold der Zweite hatte, wenn auch durch das Sprachrohr seines Ministeriums, tatsächlich regiert. Albert aber war nur der Vollstrecker der Wünsche und Pläne desselben. Er stand viel zu sehr auf verfassungstreuem Boden und besaß viel zu wenig Energie und staatsmännische Kenntnisse, um vorderhand in einschneidenden Fragen anders zu denken als seine Minister. Sein Volk wußte, daß er nie, wie sein Onkel, ein weit vorausseh ender, unternehmender „königlicher" Kaufmann werden und das Land auf diese Weise weiter bereichern würde. Trotzdem jubelte es ihm zu und verehrte ihn, einmal, weil dem Volke seine Rechtschaffenheit nach der Verschlagenheit Leopolds des Zweiten wohltat; sodann, weil seine volkstümliche Gesinnung den ohnehin demokratischen Neigungen der Belgier sympathisch war, und schließlich, weil er des Landes Anschluß an Frankreich, wenn auch nicht gerade liebte, so doch auch nicht verurteilte oder unterband. Es ist, um es hier gleich zu sagen, verständlich, daß solch ein Charakter, nachdem er sich einmal zu einem deutschfeindlichen Bündnis aus politischen Gründen hatte überreden lassen, auch dessen unselige Folgen mannhaft zu ertragen weiß, und sollte er darüber zugrunde gehen. Er verdient nicht unsere Verachtung, sondern diejenigen, die ihm die Lage anders vorgestellt und ihm Deutschland als den hungrigen Verschlinger Belgiens geschildert haben. Weniger für die Rettung der eigenen Krone, als vielmehr für die Erhaltung Belgiens als unabhängiges Königreich, glaubte er sich verpflichtet, den Rat derer zu befolgen, die es besser wissen wollten als er, was Deutschland im Schilde führte. Ich teile durchaus die Meinung derer, die behaupten, daß die Poincaré, Grey und der belgische Minister de Broqueville mit Leopold dem Zweiten nicht so leichtes Spiel gehabt haben würden. Dessen gesamte kaufmännischen Instinkte wären in einem so kritischen Augenblicke wach geworden, und in der Freude, daß er nun doch den Anschluß an das Deutsche Reich erreichen könnte, wäre Leopold der Zweite unter solchen Umständen vielleicht sehr billig zu haben gewesen. Jedenfalls wären die unseligen Opfer an Menschenleben hüben und drüben vermieden worden,

die wir heute der Vertrauensseligkeit eines zu wenig umsichtigen Fürsten, der Gewissenlosigkeit seiner Berater und dem entfesselten, rachsüchtigen Fanatismus eines von Frankreich beschwatzten und betörten Volkes bringen müssen.

Da man nun unumstößliche Beweise dafür hat, daß es England und Frankreich schon seit Jahren gelungen war, Belgien zu einem eventuellen Neutralitätsbruche zu verleiten, glaube ich verstehen zu können, warum König Albert vor ungefähr zwei Jahren die für Frankreich und Belgien so überraschende plötzliche Einladung zur Jagd nach Potsdam erhielt, der bekanntlich eine Besichtigung seines Dragonerregimentes in Lüneburg an der Seite des Generals von Emmich, des späteren Helden von Lüttich, voraufging; warum ferner im Frühsommer dieses Jahres Prinz Eitel Friedrich und, wenn ich nicht irre, auch Prinz Oskar oder Adalbert, dem belgischen Königspaare plötzlich einen Besuch machten, ohne sich aber länger als einen Tag in Brüssel aufzuhalten. Ist es denn so ganz ausgeschlossen, daß wir schon damals von der verblendeten Teilnahme Belgiens an dem Komplott gegen unsere Sicherheit wußten und auf König Albert freundschaftlich einzuwirken suchten? Damals ist nichts von dem Grunde dieser Besuche in Berlin und Brüssel durchgesickert, keine beängstigenden Gerüchte von kriegerischen Möglichkeiten drangen in die Öffentlichkeit und vermehrten die Besorgnisse, die die Balkanwirren bereits zur Genüge hervorgerufen hatten und wach hielten. Wenn wir jedoch schon damals wissend waren und uns auf alle Möglichkeiten vorbereiteten, wenn wir schon damals rechnen mußten, daß dem belgischen Könige bereits die Hände gebunden waren, so kannten wir auch im voraus die Antwort, die dieser auf Aufforderung zu freiem Durchmarsch unserer Truppen durch Belgien geben würde und geben mußte. Unter dem Gesichtspunkte der heutigen Ereignisse versteht man auch, weshalb der belgische Ministerpräsident de Broqueville, als Handlanger Frankreichs, das Portefeuille des Kriegsministers, der er noch ist, durchaus an sich reißen wollte und daß er nur durch eine falsche Schilderung der Absichten Deutschlands den eingefleischten Widerwillen des größten Teiles der Klerikalen, seiner eigenen Partei also, gegen das neue Militärgesetz sowohl, wie gegen die Unterhaltung eines schlagfertigen Heeres überhaupt, brach. Die Abmachungen mit Frankreich und England müssen bis dahin derartig geheim gehalten worden sein, daß selbst ein so geriebener Staatsmann, wie der Führer der klerikalen Mehrheit, Woeste, nichts davon gewußt hat, sonst hätte sein Widerstand gegen das Wehrgesetz eher kapituliert. Der König, der vordem militärischen Dingen e:ı nur laues Interesse entgegengebracht hatte, fühlte mit einem Male soldatische Neigungen in sich und arbeitete mit seinen Generalen persönlich an dem neuen Mobilisierungsplane. Die Liberalen, die vor allem die Augen auf Frankreich gerichtet hielten, während man unter den Klerikalen und Sozialisten auch deutschfreundliche Männer bemerkte, erhielten die Zusicherung einer Neugestaltung der kolonialen Verwaltung, mit der die Klerikalen, nach dem Beispiel Leopolds des Zweiten, einen wahren und kostspieligen Nepotismus trieben und es glücklich

dahin gebracht hatten, daß sich bald kein Beamter für den Kongo mehr anwerben lassen wollte. Noch drastischer suchte man die Vlamen einzufangen, die seit mehreren Jahren immer stolzer und unabhängiger ihren Kopf erhoben hatten, aus ihrer deutschen Gesinnung kein Hehl machten und auf nichts weniger als auf die Wiederaufrichtung eines selbständigen belgischen, rein vlämischen Königreiches hinauswollten. Vorher, als man sich ihrer Anmaßungen und Beleidigungen der befreundeten französischen Nation, wie man behauptete, garnicht mehr zu erwehren wußte, schuf und befürwortete man eine „vlämische Bewegung französischer Ausdrucksweise". Damit glaubte man recht jesuitisch beiden Teilen Genugtuung verschafft zu haben; es war aber nur Öl in das Feuer der rein vlämischen Bewegung gegossen, deren Kampfgeschrei nunmehr der Umgestaltung der Genter Universität in eine streng vlämische Hochschule galt. Alle belgischen Französlinge und die Pariser Presse gerieten über diese Anmaßung aus dem Häuschen, und die Regierung schien fast einen feierlichen Eid darauf ablegen zu wollen, daß so etwas nie geschehen würde. Da ereignete sich kurz vor Ausbruch des Krieges folgendes: erstens wurde nach heftigem Widerstande in der Kammer den Vlamen zugestanden, daß die Regimenter der flandrischen und vlämischen Provinzen auf vlämisch befehligt würden. Ferner ließ der Ministerpräsident bei einer Tischrede sehr verständlich durchblicken, daß die Umwandelung der Genter Hochschule in ein rein vlämisches Institut ein doch nicht so glatt von der Hand zu weisender Vorschlag sei. Und drittens ließ sich die Regierung herbei, mit der Stadt Antwerpen behufs Ausdehnung der Hafenanlagen und der dazu notwendigen Niederlegung der nördlichen innersten Umwallung abzuschließen, nachdem diese Stadt jahrelang darum vergebens gekämpft, die Regierung gewissenlos ihre Verpflichtungen wiederholt nicht innegehalten und die wirtschaftliche Blüte des nationalen Hafens fast vernichtet hatte, nur weil Antwerpen eine Hochburg des Vlamentums und des ausgesprochensten Liberalismus gewesen war. Niemand wußte damals, woher mit einem Male all dieses fieberhafte Ausgleichen bisheriger Gegensätze und Verneinungen. Man schrieb diese, eine gewisse Unsicherheit hervorrufende plötzliche Nachgiebigkeit der Unfähigkeit des Ministeriums im allgemeinen und des Kabinettschefs de Broqueville im besonderen zu, der heute nicht wußte, was er morgen tun würde. Erst als es zu spät und Deutschlands Ultimatum ergangen war, verstand man, daß alle diese schönen Versprechungen und Abmachungen nur dazu dienen sollten, das ganze Belgien geeint gegen Deutschland zu wissen, namentlich die dreieinhalb Millionen Vlamen, die Hälfte der gesamten Bevölkerung. Der Gipfelpunkt dieser nationalen Bestechung wurde dann damit erreicht, daß dem Könige anempfohlen wurde, die Liberalen Graf Goblet d'Alviella und Paul Hymans, und den Sozialisten Emile Vandervelde, also die stärksten Köpfe der Opposition, zu Staatsministern zu ernennen. Sie sind zwar Minister ohne Portefeuille, dennoch kann die Krone bei allen nationalen Angelegenheiten ihren Rat nicht entbehren. Und dank diesem letzten Raketen-

feuerwerk war der belgische Patriotismus jetzt auf der ganzen Linie festgelegt und geknebelt worden. Nun konnten die deutschen Neutralitätsbrecher kommen! Sie sollten keinen Abfall, kein Zaudern im belgischen Lager mehr finden! — — —

So beschaffen war das Belgien bis zum Augenblick des Beginns des Krieges. Ein, von außen betrachtet, scheinbar glückliches Land, im Innern aber von sozialen Zersetzungen bedroht, deren äußerste Folgen nur durch den hoch entwickelten Wohlstand noch hintenangehalten worden waren. Dieser Wohlstand ist, wie offen herausgesagt werden muß, nicht nur durch Spekulation, nationale Arbeit und die Ausbeutung vorhandener natürlicher Bodenschätze herbeigeführt worden, sondern zum großen Teile erst durch die Einwanderung deutscher und auch englischer Elemente, wie es denn auch wiederholt festgestellt worden ist, daß viele hervorragende industrielle und wissenschaftliche Eingeborene Belgiens väterlicherseits aus Deutschland stammen. Durch die inneren Verhältnisse hat nun der Krieg einen Riß gemacht, der die früheren Gegensätze und Voraussetzungen durchaus aufgehoben und vernichtet hat. Belgien kann überhaupt nie mehr das sein, was es war, gleichviel wie sein zukünftiges Staatswesen beschaffen sein wird. Es wäre vermessen, und auch keiner unserer Staatslenker wird bereits daran gedacht haben, Absichten und Pläne einer Neugestaltung zu entwickeln. Ein Problem, das, sozusagen, noch nicht gegeben oder nur insofern gegeben ist, als die inneren Verhältnisse Belgiens bereits immer problematischer wurden und auch ohne Krieg bald zur Lösung gedrängt hätten, kann folgerichtig auch nicht gelöst werden. Es kann nur diese und jene spätere Neuordnung der Dinge in Belgien als möglich und wünschenswert bezeichnet werden. Und da häufen sich schon jetzt die Schwierigkeiten, vor die man in der Stunde der diplomatischen Entscheidungen gestellt sein wird. So oder so, eines wird man deutscherseits in keinem Augenblick außer acht lassen dürfen, nämlich, daß Belgien für uns einen unvergleichlichen wirtschaftlichen Faktor im europäischen Westen bedeutet, dessen Ausbeutung uns bisher nicht genügend zugute kam, obwohl unsere Arbeit ihm zum großen Teile zu seiner jetzigen Bedeutung verholfen hatte, und daß dessen Ertragsfähigkeit unter einem zielbewußten Regiment verdreifacht werden kann. Die Belgier, die z. B. einen wunderbaren Hafen und eine fast siebzig Kilometer lange Meeresküste besitzen, waren trotz aller Anstrengungen Leopolds des Zweiten und des jetzigen Albert nie zu bewegen gewesen, eine nationale Handelsflotte auf den Kiel zu bringen. Deutschland und England nahmen über fünfundsiebzig Prozent des Gesamtverkehrs im Antwerpener Hafen für sich in Anspruch. Wir haben also bei der politischen Neugestaltung der europäischen Landkarte zu bedenken, daß der Belgier die natürlichen Reichtümer seines Landes nicht genügend ausnützte, daß wir in England einen sehr interessierten und gefährlichen Nebenbuhler im Kampfe um den wirtschaftlichen Vorrang in Belgien hatten — auch dieser Umstand fiel bei der Allianz mit

Belgien für England in das Gewicht —, und daß wir ihn in Zukunft dort nicht mehr zwischen unseren Füßen finden dürfen.

Es ist die Forderung aufgestellt worden, man müßte radikal vorgehen und Belgien einfach als Reichsland in das Deutsche Reich einverleiben. Gleichsam als Strafe für seinen Neutralitätsbruch. In diesem Falle würden voraussichtlich viele unbequeme Elemente es vorziehen, nach Frankreich und England auszuwandern, was der Verdeutschung des Landes sehr zu statten käme. Ich bin selbst fest überzeugt, daß die Zurückbleibenden, sowohl Wallonen wie Vlamen, sich sehr bald in die deutsche Organisation, Disziplin und Zivilisation fügen würden, namentlich sobald sie sähen, daß ihr Verdienst, der durch das deutsche Währungssystem ohnehin um 20 Prozent steigen würde, höher sein würde, als er heute ist. Allerdings käme für diese neuen Untertanen ein Umstand in Betracht, vor dem ihnen belgischerseits schon immer Angst gemacht worden war: die Steuerfrage, die ja bisher in Belgien für den Haushalt verhältnismäßig wenig in Frage kam. Weiter wäre zu bedenken, daß in Belgien so gut wie gar kein Platz mehr ist für neue Kolonisten; diese aber müßten doch, und nicht zu wenig, dorthin gezogen werden, um eine gute Rassenmischung für uns hervorzubringen. Belgien ist bekanntlich das am dichtesten bevölkerte Land Europas, denn es entfallen auf den Quadratkilometer ungefähr zweihundertzweiundfünfzig Einwohner. Am dichtesten sitzen sie in den Industrie- und Kohlengrubenbezirken, und es ist nicht zu erwarten, daß hier die wirtschaftliche Ausbeutung unter deutschem Regiment noch einträglicher betrieben werden könnte. Dagegen bin ich der festen Überzeugung, daß in Belgien landwirtschaftlich, sowohl auf dem Hochplateau der Ardennen, wie in den flandrischen und Antwerpener Ebenen und Kempen, Boden und Viehzucht viel straffer und moderner in die Hand genommen werden könnten. Ich habe bereits auf die Wichtigkeit Antwerpens und der Küste hingewiesen. Was uns aber vor allem bei einer bedingungslosen Auflösung des Königreichs Belgiens zufiele, wäre jenes ungeheure afrikanische Kongoreich. Nähme man zugleich Frankreich Marokko ab, so hätte man endlich, wenn auch mit teurem Blute erkauft, jene afrikanische Zentralkolonie an drei Meeren, die wir schon längst hätten haben sollen, um Englands Macht in Afrika zu brechen. Wir gebrauchen dieses schwarze Reich für unser neues Deutschland. Schrieb nicht auch der Staatssekretär Dr. Solf erst dieser Tage, er hege schon jetzt vom Standpunkte seines Ressorts den Wunsch, daß die Friedenspalme für ein größeres Deutschland zuerst in Afrika gepflanzt werden möchte. Dieser Wunsch scheint mir demnach bereits ein Wille zu sein, eine unumgängliche Notwendigkeit für das deutsche Weltreich.

Nun kann aber auch die Kongofrage, unabhängig vom Fortbestehen Belgiens als selbständiger Staat, gelöst werden. Ich glaube selbst zu wissen, daß in den ersten Jahren nach dem Tode Leopolds des Zweiten, als man nicht ein und aus wußte, was im Kongo beginnen, um die Kolonie nicht

zu einer ungeheuren Last für das im Kolonisieren ungeübte Mutterland werden zu lassen, dessen Bewohnern es garnicht einfiel, sich in dem afrikanischen Belgien ansässig zu machen — ich glaube selbst zu wissen, sagte ich, daß damals in den höchsten Kreisen der Regierung der eventuelle Verkauf des Kongo erwogen wurde. Und zwar hätte man es Deutschland gegönnt, der Käufer zu sein, weil man zu jener Zeit, nach dem Beispiele Leopolds des Zweiten, in Belgien noch nicht gut auf England zu sprechen war. Leider war die Klausel des Vorkaufsrechts für Frankreich nicht aus der Welt zu schaffen. Die sogenannte Kongopresse machte auf Betreiben Frankreichs denn auch sofort gewaltigen Lärm und verlangte, daß Belgien den Kongo selbst verwalte. Das geschah, und die klaffende Wunde des jährlichen Kostenpunktes der Kolonie hat sich von Jahr zu Jahr mehr geöffnet. Ich will damit sagen, daß die Wegnahme des Kongo durch Deutschland heute als eine Art Kriegssteuerzahlung des unterlegenen Belgien betrachtet und damit des Vorkaufsrecht Frankreichs auf die einfachste Weise aus der Welt geschafft werden könnte. Damit hätte auch England für „sein" Afrika den Lohn, den seine Anmaßungen daselbst verdienen.

Es ist der berechtigte, auch schon deutscherseits laut gewordene Wunsch, daß Belgien unter keinen Umständen seine augenblickliche Gestaltung behalten dürfte, was auch, wie betont, nicht geschehen kann. Es ist verständlich, daß man das schwer erkämpfte Lüttich, das uns gleichsam zum siegreichen Fanal für einen glücklichen Feldzug wurde, nicht wieder herausgeben möchte. Wirtschaftlich ist die Lütticher Provinz von hoher Bedeutung, auch hat sie unmittelbaren Anschluß an den rheinischen Industriebezirk. Militärisch würde Lüttich in unseren Händen zu einem uneinnehmbaren Bollwerk gegen Frankreich werden und die gesamten Ardennen bis Givet und Sedan hinunter beherrschen. Ferner würde für uns ausschlaggebend sein, was mit Antwerpen geschehen soll. Endlich sei man soweit, ohne es gewollt oder herbeigeführt zu haben, so meint man allgemein, daß der deutsche Fleiß, dem der Scheldehafen seine Blüte verdankt, durch die völlige Einverleibung desselben in das Deutsche Reich seinen gerechten Lohn findet. Es wäre ja zweifellos, daß Antwerpen unter deutscher Verwaltung bald der größte europäische Handelshafen werden würde, der es schon jetzt wäre, hätten die belgischen innerpolitischen Streitigkeiten seine Entwicklung nicht aufgehalten. Alles das wäre sehr schön und einfach zu lösen. Man könnte Belgien die Küste mit Antwerpen und Lüttich nehmen, ihm als mehr oder weniger einzige Lebensquelle die Kohlenbezirke lassen, es gegen Nordfrankreich, soweit dort noch vlämische Elemente sitzen, vorstoßen und es als Pufferstaat sein Leben fristen lassen. Es ist aber auf der anderen Seite nicht zu vergessen, daß an Belgiens Grenzen Holland und Luxemburg sitzen. Beide Staaten haben uns, trotzdem sie uns offenkundig nicht lieben, ihre Neutralitätstreue bewahrt. Holland besonders hat materiell durch die Beobachtung seiner Neutralität und das Piratentum Englands großen Schaden erlitten, den es auf Prozeß „und Repressalienwege" gegen England nie vergütet erhalten wird. Ehe man

also an die Entscheidung über das Schicksal Belgiens herantritt, müßten diese Länder doch wohl zunächst befragt werden, welche Stellung sie für die Folge dem Deutschen Reiche gegenüber einzunehmen gedenken? Auch hierüber müssen wir uns erst klar sein, auch in dieser Beziehung muß reiner Tisch gemacht werden. Haben wir doch an Belgien gesehen, daß Neutralitätsverträge und Erklärungen zu biegen und zu brechen sind und vor allem ein verdächtiges Spiel mit der leicht zu öffnenden Hintertür erlauben. Beide Länder haben Anspruch auf unseren Dank in faßbarer, materieller Form. Dieser Dank jedoch kann nur an der Hand des neuen Verhältnisses abgemessen werden, in das sie zu uns zu treten gewillt sind. Entspricht dasselbe unseren Wünschen und unserer Sicherheit Frankreich und England gegenüber, dann dürfte es wohl angebracht sein, von Belgien auch etwas für Holland und Luxemburg zu entnehmen und sie auf Kosten Belgiens zu vergrößern. So dürfte man dann Luxemburg sehr wohl die belgische Provinz gleichen Namens einräumen und damit eine feste Verbindung zwischen Deutsch-Lüttich, der deutschen Eiffel und dem unmittelbar anschließenden deutsch-verbündeten Luxemburg herstellen, die nie wieder französischer seits durchbrochen werden könnte. So dürfte man dann sehr wohl Antwerpen und die flandrischen Provinzen bis zur Küste, einschließlich Dünkirchens und Calais an Holland abtreten und damit das vlämisch-niederländische Reich vervollständigen. Wir besäßen dann im Westen einen Stützpunkt in den zwei großen Häfen, die, während sie bis jetzt rivalisierten, im gemeinsamen Ausbau eine gemeinsame Größe finden würden. Es könnte alsdann endlich der durchaus wünschenswerte Großschiffahrtsweg vom Rhein zur Schelde ausgeführt werden, weil die bisherige Opposition Hollands verschwinden würde. Wir hätten schließlich nicht die Sorgen und Lasten der eigenen Verwaltung. Werden uns aber Holland und Luxemburg die gewünschten Garantien für ein sicheres, bundesstaatliches Verhältnis geben wollen? Würden nicht hier wie dort immer wieder und vielleicht stärker noch als bisher die Befürchtungen laut werden, daß das neue Verhältnis eigentlich nichts anderes sei als ein Verlust der nationalen Selbständigkeit, ein Weiterleben unter Deutschlands Oberaufsicht und Kontrolle?

Man sieht, der Schwierigkeiten sind nicht wenige, um es nach Friedensschluß aller Welt und namentlich uns selbst recht zu machen, und zwar so, daß im europäischen Westen die Ruhe für unabsehbare Zeiten gewahrt werden kann. Wir haben ja auch schließlich für eine Stärkung und Vergrößerung unserer Grenzen im Osten zu sorgen; man möchte fast sagen, namentlich, um Rußland jeden Wunsch zu nehmen, nochmals mit uns anzubinden. Und da scheint es mir nun ein großes Glück, daß der uns feindliche europäische Westen, der unter allen Umständen dauernd geschwächt werden muß, schon eine so dichtsitzende Bevölkerung besitzt, der auch verhältnißmäßig leicht ohne Entsendung zahlreicher deutscher Kolonnen deutsche Dressur und Kultur beigebracht werden kann. Auf diese Weise werden wir unsere überzähligen Kräfte fast ausschließlich

nach Osten werfen und dort das Bollwerk gegen das russische Slawentum endgültig ausbauen können. Wir werden die polnischen Elemente nicht mehr in Massen in die rheinischen Industriebezirke strömen sehen, denn, durch uns vom russischen Joche befreit, werden sie sich gern im eignen Lande betätigen wollen und den Deutschen nicht länger als Unterdrücker betrachten. Diese Möglichkeit einer Ausdehnung der Kolonisation im Osten ist demnach nicht der kleinste der Siege, die wir im Westen erfochten haben. Aber, wie gesagt, die Lösungen aller dieser Probleme dürfen vernunftgemäß heute nur als wünschenswerte angedeutet werden und auch nur, weil über dieselben Probleme wahrscheinlich eines Tages verhandelt werden wird. Errungene Tatsache ist jedenfalls, daß wir die Vorschlagenden sein und unsre Zukunft selbst bestimmen werden. Deshalb erscheint es mir angebracht hier zu schließen und auf uns die Worte anzuwenden, die König Albert zu einer unglücklichen Stunde in der denkwürdigen Sitzung des 5. August im belgischen Abgeordnetenhause gesprochen hat. Sie lauten: „Ich habe Vertrauen in unser Geschick. Ein Land, das sich verteidigt, fordert die Achtung aller heraus: ein solches Land geht nicht unter!“ Und so, wörtlich, denken wir Deutsche vor allem von uns und unserem Vaterlande!

Die Feuerprobe des humanistischen Gymnasiums

Von Dr. phil. F. Eggerding

In der Glut dieser großen Zeit muß sich's bewähren, was wertvoll war. Nicht nur unserer Feinde Unwahrheit und Verrat, Krämergier und Mißgunst können die Probe nicht bestehen gegen das heilige Feuer des deutschen Kampfes, — auch was in unserem eigenen Land unrein war und falsch und blendender Schein — als trübe Schlacke liegt es am Boden. Und heller glänzt das wahre Gold. Was morsch war und alt, muß jetzt fallen in diesem Sturm. Unsere Kirche war kein hinfälliger Bau, wie so viele schon sagten, sie steht fester als je, über alles Hoffen.

Und unsere Schule? Sie ist oft als rückständig und rückschrittlich gescholten und mit Reformvorschlägen mehr überschüttet als beglückt worden. Es ist ein Wort des alten Moltke: der deutsche Schulmeister habe die Schlachten unserer Väter gewonnen. Gilt das Wort heute wieder? War er es wieder, der der Jugend die glühende Vaterlandsliebe in das Herz pflanzte, daß sie den lockenden Irrlehren eines wässerigen Weltbürgertums noch immer im Innersten sich widersetzte, daß sie jetzt stolz darauf ist, für die gefährdete deutsche Erde und Ehre bluten zu dürfen? War er es wieder, der das unbedingte Pflichtgefühl, im Kleinsten für das Größte, in oft so mühevoller Arbeit den Millionen anerzog, die jetzt als Männer und Frauen auf dem Posten sind, im Felde und daheim? Seine Saat ist aufgegangen — trotz des Teufels, der geschäftig im Finstern Unkraut gesät hatte. Es war so billig, den strengen Schulmeister als Pedanten lächerlich zu machen. Es war oft schwer für ihn, ruhig seine Pflicht weiter zu tun. Aber er hat seine Pflicht weiter getan.

Und Gott sei Dank: nicht abseits von dieser Tat steht heute das humanistische Gymnasium! Wie oft wurde es angeklagt, daß es zu Griechen und Römern, nicht zu Deutschen erziehe, daß es die Jugend in längst vergangene, abgetane, überwundene Zeiten führe, anstatt in die lebendige Gegenwart! Wie oft hat es hören müssen, es schicke den Jüngling ins Leben hinaus, ohne ihm auch nur eine Ahnung seiner staatsbürgerlichen Pflichten mitzugeben! Ja, wir haben

es erlebt, blutenden Herzens, daß es der Vaterlandslosigkeit und der gefährlichen Vorbereitung antimonarchischer und demokratischer Gesinnung geziehen wurde! Und damit das Maß voll werde, ist dem Gymnasium auch der Vorwurf antichristlicher und atheistischer Tendenzen nicht erspart geblieben, — notabene: dem Gymnasium, das noch heute die einzige Schule unserer Theologen ist. Alle diese Anklagen sind längst von klugen Männern widerlegt worden, in Vorträgen, Kongreß- und Parlamentsverhandlungen, in Zeitschriften und Büchern und „nebenbei" täglich durch das bessere Beispiel. Aber manche feste Stellung hatte bereits dem Ansturm blindwütiger und starker Gegner zum Opfer fallen müssen. Es war nötig geworden, daß sich gegen jene entweder perfiden (wofür es, wie Goethe sagte, Gott sei Dank kein deutsches Wort gibt) oder kurzsichtigen Angriffe und Verdächtigungen die besten, treuesten Patrioten sammelten. Ein Abwehrbund der Freunde des humanistischen Gymnasiums mußte gegründet werden in der Zeit sich überstürzender Reformen, — ein Bund der Idealisten zum Kampfe gegen die demagogischen Schlagwortschreier der Realisten, Materialisten, „Monisten". Die Gefahr war größer und vor allem allgemeiner, als viele ahnten. Ich brauche nur den Namen Ostwald zu nennen, um daran zu erinnern, daß es den Kampf gegen dieselben Männer galt, die noch im vorigen Jahre mit dem Schein der Wissenschaftlichkeit und dem Köder einer Steuerersparnis den sogenannten „Massenstreik gegen die Landeskirche" in Szene gesetzt haben. Inzwischen ist die stille Arbeit jenes Bundes reich gesegnet gewesen. Aus allen Kreisen, nicht etwa nur aus der „Zunft" der Philologen, sondern auch aus den Kreisen der Kaufleute und Industriellen, der Naturwissenschaftler und Ärzte, der Ingenieure, der Offiziere und der Staatsmänner, der Künstler, kamen sie freiwillig zum Eidzeugnis für ihr altes Gymnasium, um jene Unkenrufe zu übertönen. Es war freilich höchste Zeit, sich zu wehren. Schon hatten sich im Auslande Stimmen erhoben, die unsere Einbußen der humanistischen Bildungsform, der gerade Deutschland seine Entwicklung verdankte, als ein Symptom des kulturellen Niedergangs beurteilten, zum Teil schon frohlockend begrüßten. Es verdient gerade heute aus den internen Mitteilungen der Freunde des humanistischen Gymnasiums einer größeren Öffentlichkeit bekannt zu werden, was vor etwa 20 Jahren ein englischer Kaufmann zu einem deutschen Rechtsanwalt sagte:

„Wir Engländer sehen mit Befremden, daß sich bei Ihnen in Deutschland ein Umschwung im Schulbetriebe zuungunsten der alten Sprachen zu vollziehen beginnt. Gerade um die eingehende Beschäftigung mit dem Lateinischen und Griechischen, wie sie auf Ihrem Gymnasium stattfindet, haben wir Sie immer beneidet. Wir sind in solchen Materialismus und solche Oberflächlichkeit in der Betrachtung der uns umgebenden Welt versunken, daß ich Ihnen nur sagen kann: wenn Sie eine so materialistische, oberflächliche und rohe Generation auch bei sich großzüchten wollen, so fahren Sie auf dem betretenen Wege fort und hemmen Sie weiter den Betrieb der alten Sprachen!"

Im selben Sinne, aber mit noch bitterer Berechtigung hat Zielinski in Rußland, wohl tauben Ohren, den ewigen volkserzieherischen Wert der Antike gepredigt — nicht als „Norm", wie das der Fehler des Klassizismus gewesen war, sondern als „Same". Desgleichen haben französische Naturforscher und Mathematiker den Wert des Humanismus anerkannt — zu spät freilich hörte die französische Schulbehörde den warnenden Hinweis der englischen Freunde „auf den Schiffbruch, den Frankreich bereits bei dem Experiment der praktischen Erziehung erlitten habe".

Und in dem „modernsten" aller Länder, in Amerika, setzte just in dem Augenblicke, als das Gymnasium in Deutschland gefährdet schien, eine gewaltige Bewegung zugunsten des humanistischen Unterrichtes ein, unter Führung desselben Mannes, dessen Humanitätsbewußtsein unser deutscher Kaiser in der berühmten Depesche vor einigen Wochen gegenüber den Barbareien unserer Gegner angerufen hat: des Präsidenten Wilson. Dieser Mann, auf den jetzt aller Augen gerichtet sind, hat für sein Dollarland in Erkenntnis der Gefahr des Merkantilismus, die ihm ähnlich wie England drohte, den Ruf nach Idealen tatkräftig unterstützt. Und es ist kein Zufall, daß dieser Staatsmann, der zunächst Rechtsanwalt war, unbefriedigt dann noch einmal die Universität bezogen hat und in noch recht jungen Jahren ordentlicher Professor der Geschichte und der politischen Wissenschaften gewesen ist. Dieser Staatsmann ist für uns hier am besten mit seinen eigenen Worten charakterisiert: „Die Blume trägt nicht die Wurzel, aber die Wurzel die Blume." — „Das Morsche muß fallen, aber das gute Alte muß in das Neue verflochten werden." „Die Weltgeschichte ist auf ihrem ganzen Wege mit gescheiterten Regierungen besät. Personen welken dahin, aber Ideen leben ewig. Und die ewige Idee des Menschengeschlechts ist auf den harten Granit des Rechts gegründet." So konnte der mit der besten Sicherheit sprechen, der sich die Erkenntnis dieser Geschichtswerte unverdrossen an den ältesten Quellen selbst geholt hatte. So kann nur einer denken, der auf dem platonischen und deutschen Idealismus fußt, und nicht auf der gemeinen und engherzigen Nützlichkeitsmoral der Engländer, deren Lehrbücher ihm der Sprache nach doch näher gelegen hätten. Der Humanismus in Amerika verdankt diesem Präsidenten viel.

Sollte Deutschland da aufhören, wo Amerika jetzt anfängt? Aber das Gymnasium braucht nicht mehr theoretisch verteidigt zu werden mit historischen Rückweisen auf „anno dazumal" oder prophetischen Versprechen für ein problematisches „dermaleinst". Die größte Zeit der deutschen Geschichte ist Gegenwart, bittere und doch selige Gegenwart, und sie findet das Gymnasium in der vordersten Reihe. Im Jubiläumsjahr unserer Befreiungskriege sagte der bayerische Oberstudienrat Patin: „Glauben Sie mir, das Völklein, das aus unseren Gymnasien drängt, ergießt sich, wenn der König ruft, wie ein Bergstrom ins Schlachtfeld und opfert sein Blut, wie sie es von Griechen und Römern und Deutschen gelernt haben und schließlich von allen Völkern, die auf ihre Ehre halten — 1913 so

gut wie vor hundert Jahren. Man kann unsere Schüler brauchen im Leben und im Sterben. Wo eine Arbeit Geisteskraft, Mut und Hingabe fordert und Ehre verspricht, da werden sie sich stellen, und wo ein Fortschritt lockt, ein Nutzen, da werden sie mitringen und werben, treu bedacht zugleich auf Vätererbe, auf altüberkommene Güter, auf die Wurzeln der Kultur." Waren das leere Jubiläumsredensarten, leichtsinnige Versprechungen? Nur ein Jahr später, und Tausende auch unserer Studenten, Primaner und Sekundaner haben als Kriegsfreiwillige diese Versprechen eingelöst, dieselben Schüler, denen unsere Gegner Unbrauchbarkeit fürs tätige Leben, Stubenhockerei, geistige und körperliche Kurzsichtigkeit höhnisch nachgesagt haben und mit Statistiken, die auf falschen Voraussetzungen beruhten, nachrechnen wollten. Und welches waren die letzten Aufgaben, die das Gymnasium von seinen Kriegsfreiwilligen verlangte? Deutsche Aufsätze über Nationalismus und Patriotismus, über die Frage: warum Deutschland mit großer Hoffnung in den Krieg ziehen dürfe, über das Wort des griechischen Philosophen, das wir heute wieder erleben: πόλεμος πατὴρ πάντων, fürs Lateinische waren Abschiedsworte der Schule an die jungen Krieger über ihre neuen Pflichten und alten Ideale oder Teile der Reichskanzlerrede aus der großen Kriegssitzung des Reichstages oder Erinnerungen an den Freiheitshelden Arminius gegenüber dessen knechtischem Bruder Flavus zu bearbeiten, im Griechischen z. B. Stücke aus Reden des Demosthenes gegen den makedonischen Napoleon. Und die diese Aufgaben stellten, die Philologen, diese angeblich nach so mancher Literatensatire welt- und gegenwartsabgewandten Halbmänner, die höchstens zum brillenbewehrten Bücherwurm taugen sollten, sie tragen zu Hunderten jetzt selbst die eiserne Wehr. Als Offiziere stürmen sie voran und jauchzen, wenn ihnen die Erfüllung ihres Lieblingswortes wird: „Dulce et decorum est pro patria mori" — als wären sie nie etwas anderes als Soldaten gewesen.

Und der gegenwärtige Unterrichtsbetrieb? Wenn die Gegner recht hätten, dann müßte es dieser Schulart an jeder Gelegenheit fehlen, den Unterricht mit der ungeheuren Spannung der Gegenwart als zugleich gebende und nehmende Kraft zu verbinden. Das Gegenteil ist der Fall. Daß zunächst der Geschichts- und Geographieunterricht dieselbe Möglichkeit für diese Aufgabe gibt wie die der anderen Schularten, ist einleuchtend. Der Deutschunterricht sieht sich bereits bedeutend im Vorteil.

Zwei Beispiele nur: die „Germania" und die Arminiusgeschichte des Tacitus waren es, die vor hundert Jahren dem glühendsten Dichter- und Tatpatrioten Heinrich von Kleist den Stoff und den Ausdruck der deutschesten Dichtung, der „Hermannschlacht" gaben, jene Schriften aber sind sozusagen erst von den Humanisten entdeckt worden, und seit U. von Hutten, dem Freunde Sickingens, seit Hutten dem Humanisten, dem Helfer Dr. Martin Luthers, dem Helden des Schwertes ist der Name „Arminius" gewissermaßen der zentrale Ausdruck der deutschen nationalen Hoffnung gewesen. Gehören Tacitus und Kleist zusammen

oder nicht? Ein zweites, fast symbolisches Beispiel dafür, wie zwischen dem Unterricht im Deutschen bzw. der Geschichte und in der Antike die Fäden hin- und herlaufen, aus der Praxis der letzten Tage: wir lasen in Obertertia neben dem Pensum der Schillerschen antikisierenden Balladen eine patriotische, künstlerisch vollendete Festrede eines Archäologen, eines Forschers griechischer Geschichte. Sein Thema war: „Moltke." Unsere Schüler wissen, daß der Verfasser Ernst Curtius der beste Freund Emanuel Geibels war, des deutschen Dichters also, den die vorige Generation als den „Herold der deutschen Einigungskriege" mit den höchsten Ehren gefeiert hat. Diesen vaterländischen Dichter lernen sie bald darauf zugleich als den Verfasser eines „klassischen Liederbuchs" kennen, d. h. feinsinnigster Übertragungen griechisch-römischer Lyrik oder von Neubearbeitungen, wie des schönsten Nausikaagedichtes, das wir besitzen, zu denen er sich auf einer Reise durch Hellas Stimmung und Farbe geholt hatte, wie einst Goethe in Italien, und wie jetzt wieder unsere modernen deutschen Dichter und bildenden Künstler — sie alle, ohne daß sie dabei in ihrem Herzen Griechen und Römer oder schlechte Patrioten geworden wären. Im Gegenteil!

Die Aufgabe des Unterrichts in den modernen Sprachen ist dringender als je. Aber für das rein rhetorische Pathos der französischen Tragödie fehlt jetzt das Interesse, für die Witze der französischen Komödie hat die Zeit kein Ohr, und die Memoiren französischer Generale aus der Zeit von Jena und die Verhöhnung preußischer Soldaten von 1870 werden wohl auch verschwinden müssen.

Man vergleiche damit die Stoffe des altsprachlichen Unterrichts! Bieten sie wirklich, zumal jetzt, keine „Wege zum Herzen des Schülers"? Zugleich mit dem Vorzug der Objektivität und Distanz liefern sie eine Fülle der edelsten und überraschendsten Analogien und Beziehungen zu unserer Gegenwart, so daß man sich beinahe vor der Gefahr allzugroßer Aktualität hüten muß. Wollte man diese Aktualität zum Prinzip des Unterrichts erheben, so würde man das Beste daran verderben. Das Beste daran aber ist, daß diese Erkenntnisse sich im Laufe des Arbeitspensums plötzlich darbieten, daß sie sozusagen auf neutralem Boden erobert werden und nun auf die Gegenwart übertragen werden wollen, daß sie nicht wie so manche patriotische Zwangserziehung wirken und somit verstimmen können, während sie doch überall zugleich das historische Bewußtsein schärfen und ebensooft zur Bescheidenheit wie zum nationalen Stolz erziehen.

„Schon das öde Vokabelpauken!" hört man wohl noch als Einwand. Aber der Ton macht auch hier die Musik. Ein Beispiel aus der Praxis: schon vor einigen Jahren, als wir nicht an diesen Krieg denken konnten, haben sich unsere Sextaner ihr kleines lateinisches „Soldatenbuch" anlegen müssen oder „dürfen". Dieses Buch hieß offiziell nicht etwa kalt und unpersönlich „Vokabularium" oder „Präparationsheft" oder „Phraseologie", sondern eben „Soldatenbuch". Darin lag eine starke Suggestion. Ich versichere, daß es den Jungen ebenso lieb gewesen ist, wie die schönste Schachtel

Bleisoldaten. Dahinein kamen alle Vokabeln, die im Laufe des Halbjahres auftauchend sich auf Militär und Krieg bezogen. Nach bestimmten Gruppen hatten die Jungen, wie bei einem deutschen Aufsatzentwurf, den Stoff selbst zu verteilen. Und nun die Übersetzungen! Da stand z. B. bellum parare. Warum sollte man den Buben gleich zwei Knüppel mit einem Male zwischen die Beine werfen, da sie doch im Lateinischen hier weder das „sich", noch die Präposition übersetzen durften? Wenn man sie wörtlich finden ließ: „den Krieg vorbereiten" und dann übersetzte: „mobil machen", dann hatte die „tote" Vokabel, jetzt zumal, Leben bekommen und war ein Besitz geworden. Da standen den Jungen Vater und Bruder als Landwehr- oder Reservemann vor Auge und Herz — mitten in der lateinischen Stunde. Die Erziehung zur Beobachtung der Wortbildung muß natürlich dazukommen und von der ersten Stunde an das Bewußtsein schaffen, daß auch eine jetzt nicht mehr gesprochene Sprache nicht tot zu sein braucht, sondern voll des reichsten inneren Lebens sein kann. Und dann wurden kleine lateinische Geschichten zusammengesetzt und erzählt, und die Lazedämonier und Athener, die Themistokleße und Xerxeße, die vor allem bezüglichen Geschichtsunterricht den Kindern noch fremdblasse Schemen sein mußten, wurden zu großer Freude durch Deutsche und Franzosen ersetzt. Das war freiwilliges Spiel und zwingende Arbeit zugleich. Mit den Quartanern lesen wir nach „de viris illustribus", die Helden der Freiheitskriege der Griechen gegen die orientalische Übermacht. Jede Zeile mahnt an die Gegenwart. Und die fürs Denken so harten und ersprießlichen Partizipial- und a. c. i.-Konstruktionen gehen nochmal so gut ein, wenn die Beispiele dazu Fleisch und Blut haben, nicht unverstandene, moralische Weisheit oder leere Namen enthalten. Man soll die Jungen nur sehen, wenn man ihnen hier plötzlich den Inhalt einer neuen Siegesdepesche — mit einigen Änderungen natürlich, die aber doch die Illusion nicht stören dürfen — zu übersetzen gibt!

Die Tertianer erfahren zum ersten Male — gerade zur rechten Zeit — aus dem Kriegstagebuch des großen Römers von den deutschen Vorfahren und vom alten germanischen Wald, von dem trotzigen, stolzen Germanenherzog Arioviſt, vom Problem der Rheingrenze, und mit Behagen stellen sie fest, daß Cäsars Charakteristik der Gallier auch heute noch aufs Wort zutrifft, daß unsere Nachbarn nicht bloß seit 1870, sondern schon seit den Tagen des Altertums „nichts dazugelernt haben".

Die Sekundaner sind nicht wenig erstaunt, wenn sie die Reden Xenophons aus dem dritten Buch der Anabasis auf griechisch hören, die Wort für Wort als Ansprachen oder Armeebefehle unserer heutigen deutschen Führer gesagt sein könnten, auf deren Seite das Recht ist und deshalb die Götter sein müssen. „Nicht auf die Masse der Truppen kommt es an, sondern auf den Geist, der die Soldaten, die Führer voran, beseelt." — „Wie es den Feigen ergeht, und den Helden dagegen." — „Jetzt gilt nicht Rang noch Vermögen, sondern Tüchtigkeit." — „Wie ein Zug durch Feindesland zu organisieren ist mit den

ganzen Schwierigkeiten der Verproviantierung und geographischen Hindernisse, bei zerstörten Brücken, künstlich unter Wasser gesetzten Landesteilen usw." — Wenn man ihnen dann noch sagt, daß dieser Zug in der strategischen Literatur bis hin zu unserem Moltke und zum russischen Kuropatkin als eine vorbildliche Leistung gegolten hat, wenn man ihnen hin und wieder zur Beglaubigung und Illustration eine Stelle aus Moltkes Reisebriefen aus der Türkei mitteilt, so ist man ihres doppelten Interesses auch für die sprachliche Aufgabe gewiß.

Oder wenn in der Äneis aus der Fülle der poetischen Einzelbilder aus grauer Vorzeit ganz aktuelle plötzlich auftauchen, wie z. B. das vom unheilvollen Wesen und Treiben der Fama oder von der Autorität eines besonnenen, angesehenen Mannes über einen wütenden Volkshaufen, wenn man in diesem ganzen, bunten Epos die ehrliche und fast fromme vaterländische und kaisertreue Tendenz finden läßt, oder wenn man am Demosthenes die ganze Ohnmacht der glänzendsten und doch so kurzsichtigen republikanischen Beredsamkeit zeigt gegenüber dem festen, monarchischen Prinzip des starken Gegners, in dessen königlichen Händen auch im Felde beim Heere die oberste Entscheidung liegt — wer darf dann die vorhin angeführten Angriffe wiederholen, wer sieht nicht ein, daß auch bei uns Schule und Leben, daß Antike und Vaterland keine Gegensätze zu sein brauchen? Und endlich, oben in Prima, wenn man von alledem die Summe zieht und an Cicero die Notwendigkeit des Unterganges der Republik und des Emporsteigens der Monarchie zeigt, oder den Zusammenbruch eines über die Kräfte gespannten Ehrgeizes, und die im Unglück tröstende Kraft der Philosophie und der geistigen Arbeit überhaupt aus seinen öffentlichen Schriften und intimen brieflichen persönlichen Bekenntnissen gemeinsam erarbeiten kann, wenn man zur Germania und den Arminusgeschichten des Tacitus gelangt und zu den vaterländischen Oden und zu den satirischen Plaudereien des Horaz über die großen und kleinen Fehler der Zeitgenossen, wenn man endlich, über allem in den Dialogen Platos die mühevolle Trennung von Schein und Sein für eine neue Generation mit hat wieder entdecken helfen — wer wiederholt das Märchen noch von dem öden Formalkram, den das Gymnasium mitleidslos den durstigen jungen Seelen darbietet, und durch den es gerade in dieser großen Zeit der Jugend die Schule zur Qual macht?

Gewiß, vor solcher Ernte muß auch stramm gearbeitet werden, wie es der Minister gerade in dieser ernsten Zeit der Jugend und uns zur Pflicht gemacht hat, aber das hat die formale Erziehung durch die Sprache vor der an sich, soweit es logisches Denken angeht, mindestens gleichwertigen durch die Mathematik sicherlich voraus: daß sie immer zugleich neben der abstrakten Erkenntnis die konkrete, menschliche, lebendige Anschauung vermittelt, daß sie immer zugleich ethisch, intellektuell und ästhetisch wertvoll ist, das heißt, daß sie immer gleichzeitig den Willen, den Verstand und die Phantasie beschäftigt.

Dies alles schließlich, auch jede altsprachliche Grammatikstunde von Sexta an dient mindestens zur Hälfte der Muttersprache und der Erkenntnis deutscher

Eigenart. Es ist deshalb unverständlich, wenn immer wieder die Stundenzahlen für die alten Sprachen und für Deutsch miteinander verglichen werden, um die Forderung: Mehr Deutsch! zu begründen. Übrigens: die jetzige stürmische Auflehnung unseres Volkes gegen alle Fremdtümelei in Sprache und Sitte ist seit langen Jahren durch den „Allgemeinen Deutschen Sprachverein" vorbereitet. Der Herausgeber der Zeitschrift dieses gewiß deutschen und neuzeitlichen Vereins ist ein Gymnasialdirektor.

Und, um zum Schluß zu kommen: alle jene Fäden endlich laufen, nicht nur in der Einsicht in den Werdegang der deutschen literarischen Kunstformen, in der Deutschstunde der Prima zusammen. Es bleibt wahr, daß sich „die Geisteswelt unserer Klassiker nur dem ganz erschließt, der den Geist der Antike kennt, auf dem jene aufbauten." Die Klassiker waren zugleich überzeugte Humanisten und diejenigen, die durch ihre Werke jenes stolze Zusammengehörigkeitsgefühl aller Deutschen erst ermöglicht haben, das zur Erhebung von 1813 führte. — Neben der Deutschstunde aber sammelt und verwertet noch zuguterletzt die Geschichtsstunde der Prima alle die historischen und staatsbürgerlichen Werte neunjähriger Arbeit zum Verständnis für die Fragen der äußeren und inneren Politik, der Regierungsformen wie der sozialen Frage, die, wie heutzutage, schon im Altertum mit dem Agrarproblem begonnen hat. — Ach, das alles ist, nicht nur von unseren Fachleuten, schon oft gesagt und bewiesen worden. Ich nenne nur die Namen: Cauer, Collischonn, Grünwald, Ad. Harnack, Gustav Roethe, Ed. Meyer, O. Immisch, Poehlmann, Patin, Lorentz, Trendelenburg, Wiesenthal. Aber die Gelegenheit ist günstig, auch ein größeres, vielleicht noch ungläubiges Publikum zu neuer Prüfung unseres Anspruchs zu veranlassen: daß für die höchste Forderung des Tages und weit darüber hinaus, nämlich zu tüchtigen, deutschen Bürgern zu erziehen, daß für diese Aufgabe auch das Gymnasium gute Mittel und Wege hat.

Es liegt uns fern, heute zumal, Trennendes oder gar Gegensätze gegenüber den anderen Formen der höheren Schule betonen zu wollen. Wir alle haben dasselbe Ziel und können es mit Direktor Lorentz so fassen: „wissenschaftlich begründetes Verständnis für die deutsche Gegenwart"*). Um so mehr wollen wir uns in diesen schweren Tagen geloben, daß sich nicht wiederholen darf, wovon so oft berichtet werden mußte): nämlich das traurige Schauspiel, daß sich Humanisten und Germanisten im Kampfe um die höhere deutsche Jugendbildung feindlich oder neidisch gegenüberstehen. Das für immer unmöglich zu machen, dazu verhelfe uns die Not der Zeit! Ein jeder tue weiter seine deutsche Pflicht! Unsere Primaner jedenfalls draußen im Felde bewähren es, was sie aus Homer so gut wie von Theodor Körner gelernt haben:

εἷς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης

„Ein Wahrzeichen nur gilt: das Vaterland zu verteidigen."

*) Grenzboten Heft 52, 1913.

Kriegstagebuch

5. September 1914. Der englische Kreuzer „Pathfinder" durch das Unterseebot „U 29" vor dem Firth of Forth (Ostküste von England) zum Sinken gebracht. Vor Sansibar (Ostafrika) hat der kleine Kreuzer „Königsberg" den englischen Kreuzer „Pegasus" zusammengeschossen.

5. bis 12. September 1914. Die Deutsch-Ostafrikanische Schutztruppe greift Britisch-Njassaland und Britisch-Uganda erfolgreich an.

10. September 1914. Kleiner Kreuzer „Emden" nimmt im Golf von Bengalen sechs englische Handelsschiffe.

13. September 1914. Rücktritt des griechischen Ministers des Äußern Streit.

13. September 1914. Protest des norwegischen Gelehrten H. Aal gegen die Verleumder Deutschlands.

13. September 1914. Kleiner Kreuzer „Hela" gesunken.

14. September 1914. Gouvernement Ssuwalki wird unter deutsche Verwaltung gestellt. (Beschreibung des Gebiets im Leitartikel von Heft 39.)

14. September 1914. Durchbruchsversuch der Franzosen von unserem rechten Flügel zurückgewiesen.

14. September 1914. Vereinbarung zwischen der deutschen und britischen Regierung wegen Freilassung der zurückgehaltenen Frauen und Kinder.

14. September 1914. Wechsel im Kommando der englischen Mittelmeerflotte. Oberkommandierender wird der bisherige kommandierende Admiral des englischen Geschwaders in den türkischen Gewässern.

15. September 1914. Verbot italienischer Zeitungen in Frankreich.

15. September 1914. Kanadische Hilfstruppen treffen in London ein.

15. September 1914. In einer Thronrede betont die Königin von Holland Hollands absolute Neutralität.

15. September 1914. Die über die Save eingebrochenen serbischen Truppen werden von den Österreichern vollständig zurückgeschlagen. Große Verluste der Serben.

15. September 1914. Das Kabel zwischen Japan und China zerstört.

15. September 1914. Unruhen in Ägypten.

15. September 1914. Ukrainische Studenten schießen in Kiew auf Graf Bobrinski.

16. September 1914. Homerulebill vom englischen Parlament angenommen, tritt nach dem Kriege in Kraft.

16. September 1914. Gärung in Marokko, der Heilige Krieg gegen die Franzosen wird gepredigt.

16. September 1914. Die englische Marinemission verläßt Konstantinopel.

16. September 1914. Die französische Regierung gibt sechsprozentige Kriegsobligationen aus.

17. September 1914. Rücktritt des Oberbefehlshabers der Truppen der Südafrikanischen Union General Beyers.

17. September 1914. Das französische 13. und 4. Armeekorps und Teile einer weiteren Division südlich Noyon unter Verlust mehrerer Batterien entscheidend geschlagen Französische Alpenjäger in den Vogesen zurückgeschlagen. Bei Erstürmung des Chateau Brimont bei Reims 2500 Gefangene gemacht.

18. September 1914. Der deutsche Admiral von Souchon wird von der Pforte zum Kommandanten der türkischen Flotte ernannt.

19. September 1914. Mißglückter Angriff der französischen Flotte auf Cattaro.

19. September 1914. Rietfontein in Südafrika von deutschen Truppen genommen.

20. September 1914. Crédit Loyonnais erwirkt bei der französischen Regierung das Dekret, die fällige Dividende von 12 Millionen Franken nicht zahlen zu brauchen.

21. September 1914. Bei den Kämpfen um Reims werden die befestigten Höhen von Craonelle und der Ort Betheny erobert; Ausfall aus Verdun zurückgewiesen.

21. September 1914. In der Südafrikanischen Union machen sich starke Strömungen gegen eine Offensive gegen Deutsch-Südwestafrika bemerkbar.

22. September 1914. Aus aufgefundenen französischen Armeebefehlen wird bekannt, daß die französischen Truppen im eigenen Lande rauben und plündern.

22. September 1914. Unterseeboot „U 9" unter Führung von Kapitänleutnant Weddigen vernichtet in der Nordsee drei englische Panzerkreuzer von je 12 200 To., „Aboukir", „Hogue" und „Cressy", 20 Seemeilen nordwestlich von Hoek von Holland.

22. September 1914. Englische Flieger werfen Bomben auf Düsseldorf. — Russische Gewalttaten gegen Deutsche in Täbris, Persien.

22. September 1914. Die Kreuzer „Scharnhorst" und „Gneisenau" bohren das französische Kanonenboot „Zelee" im Hafen von Papeete, Tahiti, in den Grund.

22. September 1914. Die bisherige englische Marinemission in der Türkei begibt sich nach Sebastopol und tritt in den Dienst der russischen Flotte.

23. September 1914. Auf dem rechten Flügel des deutschen Westheeres jenseits der Oise steht der Kampf. Umfassungsversuche der Franzosen waren erfolglos. Ostwärts bis zu den Argonnen haben keine größeren Kämpfe stattgefunden, östlich des Gebirges ist Varennes genommen, und der Angriff schreitet weiter fort. Die gegen die Sperrforts südlich Verdun angreifenden Armeeteile haben heftige aus Verdun, über die Maas

und aus Toul erfolgte Gegenangriffe abgeschlagen, Gefangene, Geschütze und Maschinengewehre erbeutet. Das Feuer der schweren Artillerie gegen die Sperrforts Troyon, les Paroches, Camp des Romains und Lionville ist mit sichtbarem Erfolge eröffnet worden. In Französisch-Lothringen und an der elsässischen Grenze wurden die französischen Vortruppen an einzelnen Stellen zurückgedrängt. (Nordd. Allg. Ztg.)

23. September 1914. Die deutschen Kriegsanleihen ergeben Zeichnungen in Höhe von 4460 Millionen Mark.

23. September 1914. Österreichische Offensive gegen Serbien erfolgreich.

24. September 1914. Die polnischen Kreise Czenstochau und Bendzin werden preußischen Landräten unterstellt.

24. September 1914. Die „Emden" bombardiert Madras.

25. September 1914. Rumänien beschließt wiederholt strenge Neutralität. (Über die politische Haltung Rumäniens siehe den Leitartikel im Heft 38.)

25. September 1914. Sperrfort Camp des Romains bei St. Mihiel südwestlich Verdun erobert.

25. September 1914. Die Engländer kapern in der Nordsee die mit Eisenerzen beladenen Dampfer „Batavia" und „Katwijk" des neutralen Holland.

26. September 1914. Die Türkei hebt die fremden Postanstalten zum 1. Oktober auf (über die Kapitulationen in der Türkei s. Grenzboten Heft 5 von 1912).

26. September 1914. Friedrich-Wilhelmshafen von australischen Truppen besetzt, Lüderitzbucht von südafrikanischen.

26. September 1914. Rußland macht die versprochene Autonomie Polens rückgängig (nach polnischen Quellen).

26. September 1914. Ein Zeppelin erscheint über Warschau und wirft Bomben.

26. September 1914. Der Feind hat unter Ausnutzung seiner Eisenbahnen einen weit ausholenden Vorstoß gegen die äußerste rechte Flanke des deutschen Heeres eingeleitet. Eine hierbei auf Bapaume vorgehende französische Division ist von schwächeren deutschen Kräften zurückgeworfen worden; auch sonst ist der Vorstoß zum Stehen gebracht. In der Mitte der Schlachtfront kam der Angriff an einzelnen Stellen vorwärts. — Die angegriffenen Sperrforts südlich Verdun haben ihr Feuer eingestellt. Unsere Artillerie steht nunmehr im Kampfe mit Kräften, die der Feind auf dem westlichen Maasufer in Stellung brachte.

27. September 1914. Der Oberbefehlshaber in den Marken verbietet bis auf weiteres das Erscheinen des Vorwärts.

27. September 1914. England stellt dem Khediven ein Ultimatum zur Aufgabe seines Aufenthalts in Konstantinopel.

27. September 1914. Deutsche Flieger erscheinen über Paris.

27. September 1914. Die Iren in den Vereinigten Staaten erklären ihre Sympathien für Deutschland.

28. September 1914. Kundgebung der deutschen Erwerbsstände in Berlin für Durchhaltung des Krieges bis zu einem Ergebnis, das den ungeheuren Opfern entspricht.

28. September 1914. Schließung der Dardanellen.

28. September 1914. Der Bundesrat setzt die Goldklausel bei Zahlungsvereinbarungen außer Kraft.

28. September 1914. Duala in Kamerun wird von einer französisch-englischen Truppe besetzt.

28. September 1914. Persische Grenzstämme kämpfen gegen die russischen Truppen in Persien; letztere ziehen sich zurück. (Gerücht.)

28. September 1914. Die Belagerung von Antwerpen beginnt. — Russische Vorstöße über den Njemen zurückgewiesen. — Ossowiec mit schwerer Artillerie angegriffen.

28. September 1914. Grenzgefechte in den Karpathen.

29. September 1914. Auf dem rechten Heeresflügel in Frankreich haben bisher noch unentschiedene Kämpfe stattgefunden. In der Front zwischen Oise und Maas herrschte im allgemeinen Ruhe. Die im Angriff gegen die Forts an der Maas stehende Armee schlug neue Vorstöße aus Verdun und Toul zurück.

29. September 1914. Beginn einer deutsch-österreichisch-ungarischen Offensive in Galizien. Starke russische Kavallerie bei Biecz zersprengt; nördlich der Weichsel mehrere russische Kavallerie-Divisionen vor den verbündeten Truppen hergetrieben.

29. September 1914. Deutsch-japanische Kämpfe in Tsingtau.

30. September 1914. Bei Albert werden französische Vorstöße zurückgeworfen, ebenso in den mittleren Vogesen. — Die Höhen von Roye und Fresnoy bei Noyon erobert. — Zwei Forts von Antwerpen zerstört.

30. September 1914. Verlängerung des englischen Moratoriums bis 4. November.

30. September 1914. England verbietet den neutralen Fischern das Fischen an der englischen Ostküste.

1. Oktober 1914. Der Bundesrat erläßt ein Zahlungsverbot gegen England. (Begründung siehe Norddeutsche Allg. Ztg.)

1. Oktober 1914. Norwegen protestiert gegen Englands Behandlung der Neutralen.

1. Oktober 1914. Angriffe der Franzosen von Toul her südöstlich St. Mihiel unter schweren Verlusten der Angreifer zurückgewiesen.

1. Oktober 1914. Die Insel Jap (Karolinen) von den Engländern besetzt. Das deutsch-niederländische Kabel in der Südsee befindet sich damit unter Kontrolle Englands.

1. Oktober 1914. Der Kleine Kreuzer „Karlsruhe" versenkt im Atlantischen Ozean sieben englische Dampfer.

1. Oktober 1914. Das Erscheinen des Vorwärts wird, nachdem gewisse Garantien seitens der Redaktion gegeben waren, durch den Oberbefehlshaber in den Marken von neuem gestattet.

2. Oktober 1914. Erneute Vorstöße der französischen Truppen von dem rechten deutschen Armeeflügel zurückgewiesen. — Südlich Roye die französischen Stellungen erobert.

3. Oktober 1914. Die Forts der äußeren Linie von Antwerpen: Lierre, Waelhem, Konigshookt mit den zwischen liegenden Redouten gefallen. 80 Geschütze erobert.

3. Oktober 1914. Bei Augustow (Gouv. Sjuwalki) wurde das 3. sibirische und Teile des 22. Armeekorps, welche sich auf dem linken

Flügel der über den Njemen vordringenden russischen Armeen befanden, nach zweitägigem erbittertem Kampf geschlagen. Über 3000 unverwundete Gefangene. 18 Geschütze, viele Maschinengewehre erbeutet.

3. Oktober 1914. England kündigt die völkerrechtswidrige Sperrung eines Teiles der Nordsee durch Minen an.

3. Oktober 1914. Niederlage der Serben und Montenegriner in Bosnien.

3./4. Oktober 1914. Die Tägliche Rundschau und Kreuzzeitung weisen einen Mäßigung heischenden Artikel von Professor Hans Delbrück in den Preußischen Jahrbüchern scharf zurück.

4. Oktober 1914. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz geht der Kampf am rechten Heeresflügel erfolgreich vorwärts.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Eine 10-Pf.-Zigarre für die Hälfte des regulären Preises.

Es ist dies eine Zigarre, die in Ladengeschäften nicht unter 20 Pfg. per Stück verkauft werden dürfte. Unter Berücksichtigung meiner niedrigsten Selbstkosten und des bescheidensten Verdienstes offeriere ich Ihnen

„Ramiro"

Deli Sumatra mit Havanna und St. Felix in Kisten à 50 Stück zu

M. 5,40.

Blütenweisser Brand, angenehm zartsäuerliches Aroma, pikante doch nicht strenge Qualität, der grossen vollen Form entsprechend. — Es ist nur ein **beschränkter Vorrat dieser Zigarre** vorhanden und empfehle ich Ihnen bei dem lebhaften Interesse, welches dieser neuen konkurrenzlosen Sorte entgegengebracht wird, Ihre geschätzte Bestellung gütigst rechtzeitig zu erteilen. — 250 Stück liefere portofrei, Ziel 3 Monate o der gegen bar 3% Skonto. Versand nach allen Weltteilen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Hermann Klatte, Bremen 5.

Die Polen und Rußland

Von George Cleinow

Durch den Zuſammenbruch der hiſtoriſchen preußiſch-ruſſiſchen Freundſchaft iſt unter anderem auch die Polenfrage in ein völlig neues Stadium getreten. Für die Polen iſt die ſeit mehr als hundert Jahren heiß erſehnte Mächtegruppierung eingetreten, mit der ſie erhofften, ihre politiſche Lage von Grund aus ändern zu können. Dementſprechend haben viele deutſche Politiker und hat wohl auch mancher Soldat damit gerechnet, daß gleich beim Kriegsausbruch ein Aufſtand auflodern und polniſche Freiſcharen, in den Sokolvereinen organiſiert, von Galizien her in Rußland eindringen würden, um die Mobilmachung des verhaßteſten der Gegner nach Möglichkeit zu ſtören. Wer ſo dachte, irrte ſich ebenſo wie jene, die von den deutſchen Sozialdemokraten die Verweigerung des Heeresdienſtes erwartet hatten. Die politiſchen Führer der ruſſiſchen Polen unternehmen nichts gegen Rußland, ſtellen ſich vielmehr ausdrücklich auf Rußlands Seite; die galiziſchen Polen erweiſen ſich als geſpalten: die in die Welt geſetzte Nachricht von einem Sieg galiziſcher Freiſcharen bei Miechów erwies ſich als eine dicke Ente, — jenes Regierungskomitee in Kielce, das eine polniſche Nationalregierung vorſpiegelte, war Bluff, Bluff wie alles, was von den Leiſtungen der Polen Rußland gegenüber gefabelt wurde. Erſt in den letzten Wochen nehmen die Polen Galiziens energiſch die Bildung von Freiſcharen gegen Rußland in die Hand. Eine Gruppe galiziſcher Polen proteſtiert gegen den Aufruf des Wiener polniſchen Kolo zugunſten Habsburgs, und der polniſche Rechtsanwalt Suikowſki gibt dieſen Proteſt der ruſſiſchen Preſſe weiter (Slowo Nr. 195). Nur die deutſchen Polen greifen ohne Zaudern zum Schwert gegen den gemeinſamen Feind Deutſchlands und Öſterreichs. Mit einem Wort,

die Polen sind zum mindesten in ein russisches und ein europäisches Lager gespalten!

Für diejenigen, die sich eingehender mit den Polen beschäftigen konnten, ist das Verhalten der Polen keine Überraschung: schon die Zänkereien der letzten Jahre zeigten an, daß nur ein kleiner Teil der Polen für den großen historischen Augenblick, der über ihre Zukunft entscheiden sollte, vorbereitet sein würde; die Gesamtheit hat — trotz des Vorhandenseins des Nationalrats — nicht nur keine einheitliche politische Organisation geschaffen, die ihrem alten Sehnen nach Selbständigkeit entspräche, sie hat auch nicht einmal eine sie einigende Idee für die politische Praxis entwickeln und volkstümlich machen können, eine Idee, um die sich das ganze Volk hätte scharen und auf die gestützt die Führer vor eine der kriegführenden Mächte hätten hintreten können. Die Polen scheinen heute zerrissener denn je. Am Tage der dritten Teilung hatte sich wenigstens eine gebildete Mehrheit um das Statut vom 3. Mai gesammelt; 1877 suchte man noch einheitlich im katholischen Wien, im Vatikan und im liberalen England Rückhalt. Gegenwärtig scheint alles auseinanderzustreben. Der unbeteiligte Zuschauer sieht lediglich verschiedene Klüngel, die mit den Massen nur insoweit Verbindung haben, als sie ihnen mit sozialdemokratischen Methoden Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage versprechen. Das aber wagen sie doch nicht zu behaupten, daß es den Arbeitern bei den russischen sozialpolitischen Methoden besser ginge als bei den deutschen. Man sieht nur Ehrgeizige, die entweder durch frech aufgestellte Behauptungen die Köpfe hüben und drüben zu verwirren trachten oder die privaten Geschäften nachjagen. Große politische Führer, deren aufs Ganze gerichteter Blick das Bedürfnis der Nation umfaßte, sind vielleicht vorhanden, aber gegenwärtig noch nirgends zu erkennen.

Das äußere Bild entspricht den tatsächlichen Verhältnissen: die große Zeit fand ein kleines Geschlecht. Die polnischen Parteiführer im russischen Anteil gleichen den törichten Jungfrauen aus dem biblischen Gleichnis; sie haben nicht gewacht, sondern waren nur auf egoistisch erfaßten Vorteil erpicht, haben nicht rechtzeitig erkannt, was um sie herum in der Welt vor sich gegangen. Die besten von ihnen sind in Vorurteilen befangen; einzelne vermögen nicht zu begreifen, daß die Kraftentwicklung Deutschlands Wirklichkeit sein soll: die Presse, auf die man seit Jahren geschworen hatte, nämlich die französische, zeigte doch ein ganz anderes Bild, zeigte doch immer nur dies Deutschland als ein innerlich zerfallenes, mühsam aufrecht erhaltenes Staatsgebilde.

Wie ist solch eine Verwirrung möglich geworden?

Theoretisch kann man antworten: durch die Hingabe an die Lüge, mit der Deutschland unter starker Mitwirkung polnischer Politiker und Schriftsteller umsponnen wurde, — so umsponnen, daß die Lügner selbst nicht mehr erkannten, was eigentlich hinter dem Gewebe an Realität steckt. Auch die ungesunde Selbstüberhebung der polnischen Wissenschaft hat ihren Teil Schuld daran. Sie

begann besonders in Krakau nachzuweisen, daß alles Kraftvolle, dessen sich die Polen erfreuten, nur aus den Polen selbst heraus geschaffen wurde, während die Geschichte doch sichtbar lehrt, wie sich die Polen nur deshalb überhaupt noch zu erhalten vermochten, weil ständig der befruchtende deutsche Strom von Westen kommend über sie hinrauschte und mit seinen Kultursedimenten den polnischen Boden düngte.

Neben solchen theoretischen Aufschlüssen finden wir die Ursache des neuerlichen politischen Zusammenbruchs auch begründet in Vorgängen der praktischen Politik, die uns hier in erster Linie beschäftigen.

Das Unheil ist für die Polen von Rußland gekommen. Mit seinem erstaunlichen wirtschaftlichen Aufschwunge seit 1905 — übrigens unter den Wirkungen des so viel geschmähten Handelsvertrages von 1906! — hat es die Polen wie alle Welt in Erstaunen gesetzt und den Eindruck unüberwindlicher Macht hervorgerufen. Diese Macht zog nun die Polen um so mehr an, als zunächst von ihr aus reicher materieller Segen sich über alle die ausbreitete, die sich ihr anschlossen; dann aber schien die innerpolitische Lage es den stark zur Intrige neigenden Polen zu ermöglichen, Geschäfte sowohl mit der Regierung, wie mit den vorwärts strebenden russischen Parteien zu machen. Im Revolutionsjahre von 1904/5 war es den Bemühungen russischer und polnischer Politiker gelungen, eine Aussprache aller demokratischen Elemente, anfänglich in der russischen Presse, herbeizuführen. Nachdem Peter Struwe, einer der Gründer des russischen Vereins der „Befreier" (Oswoboshdjency) den Polen schon in seiner erst in Stuttgart, dann in Paris erscheinenden Zeitschrift die Möglichkeit freier Aussprache gegeben hatte, öffnete im Herbst 1904 zur Amtszeit des Fürsten Swjatopolk-Mirski als Minister des Innern der jüngere Ssuworin den Polen die Spalten seines Blattes „Russj" und im Jahre 1905 erschienen polnische Delegierte auf dem ersten öffentlichen Ssemstwokongreß zu Moskau, lebhaft begrüßt und gefeiert als Kampfgenossen und Brüder der russischen Demokraten. Zwischen den Parteien wurde die Autonomie der Polen, Litauer, Finnen, Letten, Armenier usw. — natürlich unter Ausschluß der Deutschen — verabredet. Voraussetzung war, daß die Polen sich ihr Teil Freiheit von der Regierung auch selbst erkämpften. Die Russen rechneten damals mit einem Aufstande in Polen. In Wirklichkeit haben sich die Polen aber als solche nicht gerührt. Aufstände brachen zwar in polnischen Städten aus, sie trugen aber, in erster Linie vom jüdischen und polnischen Proletariat angezettelt, keinen nationalen Charakter, sondern einen sozialen, und bedrohten mit ihren anarchistischen Methoden Besitz, Bildung und Kirche der Polen mehr wie die russische Regierung. Die Polen waren unter diesen Umständen die ersten, die mit der Regierung paktierten, freilich nicht ohne ihr Verhalten dadurch zu entschuldigen, daß ein Einmarsch deutscher Truppen nahe bevorstände, der dann der ganzen russischen Freiheitsbewegung den Garaus machen würde. — Wir wissen mit Bestimmtheit, daß diese Gefahr von den Polen glatt erfunden wurde, um ihnen selbst die

Möglichkeit zu geben, schon damals eine Politik auf eigene Faust zu treiben und sich später der russischen Regierung als loyale Diener gegen den Umsturz zur Verfügung stellen zu können. Die Polen konnten sich ohne weiteres sagen, daß die deutsche Regierung die Vorgänge in Rußland solange ignorieren würde, als sie nicht über unsere Grenze griffen. In Wirklichkeit war den Polen, die dem Liberalismus der russischen Demokraten bezüglich der Nationalitätenfrage durchaus nicht trauten, an einem vollständigen Siege dieser Demokraten über die Bureaukratie, in der sie zahlreiche wichtige Stellen besetzt hielten, gar nichts gelegen; von der Regierung konnten sie noch allerhand erhoffen. Im Grunde ihres Herzens verachteten sie die Russen! Sie wählten darum auch nicht etwa freisinnig, wie die Russen es wünschten, sondern stramm nationaldemokratisch, und in der Reichsduma störten sie als erste die Einheit der Opposition, indem sie Forderungen stellten, die weit über das hinausgingen, was ihnen von den russischen Demokraten zugebilligt worden war, ohne dabei, und zwar mit Rücksicht auf den polnischen Großgrundbesitz in Litauen und Wolhynien auf wirtschaftlichem Gebiet, z. B. in der Agrarfrage die weitgehenden Forderungen der Russen zu unterstützen. Um das Mißtrauen der Russen zu beschwichtigen, ritten sie um so mehr auf dem Schlagwort von der deutschen Gefahr herum. Wer die Warschauer Witzblätter in jener Zeit der unbeschränkten Preßfreiheit durchblättert, muß sich immer wieder ins Gedächtnis rufen, daß Warschau nicht in Preußen, sondern in Rußland liegt, so wenig wurde Kritik an der russischen, so viel an der preußischen Regierung geübt! Das ist denn auch die einzige Aufgabe der polnischen Politik seit 1904, in der sie sich treu geblieben ist. Im übrigen haben die Polen unter der Führung Roman Dmowskis, der nach seiner Vergangenheit sehr wohl die Hoffnung wecken konnte, ein großer nationaler Führer zu werden, nicht mehr Politik, sondern Taktik, eine perfide, unaufrichtige Taktik getrieben. Dmowski ist soweit untreu gegen die russischen Bundesgenossen geworden, daß er um den Preis der Selbstverwaltung in den Städten mit Stolypin paktierte und diesem obendrein noch die Schaffung des Gouvernements Cholm parlamentarisch erleichterte. Zur Ehre der Polen muß freilich festgestellt werden, daß ihm dafür die meisten die Gefolgschaft kündigten. Die Nationaldemokraten spalteten sich. Das veranlaßte nun Dmowski kurzerhand sein eigenes nationaldemokratisches Programm preiszugeben und vor etwa Jahresfrist hat er sich mit den Leuten der sogenannten Versöhnungspartei, mit der Ugoda, auch Realisten genannt, verbunden, die den Anschluß der Polen an Rußland aus wirtschaftlichen Gründen um jeden Preis predigt. In dieser kurz gekennzeichneten Entwicklung aber liegt das Verhängnis nicht nur für die russischen Polen in diesem weltgeschichtlichen Augenblick: es gibt gegenwärtig in Russisch-Polen keine organisierte nationalpolnische Partei, sondern nur die führerlosen polnischen Sozialisten und die kosmopolitischen Realisten! Die polnischen Führer, die sich in der nationaldemokratischen Partei seit 1894 wirklich ein starkes und kulturell

lebensvolles Organ geschaffen hatten, mit dem sie eine, wenn auch uns Deutschen nicht sehr angenehme, aber für die polnische Nation wertvolle Politik treiben konnten, haben nun die eigenen Sozialisten der Gnade oder Ungnade des jeweiligen militärischen Gewalthabers ausgeliefert, ihr Geschick im allgemeinen aber in die Hände einer unkontrollierbaren kosmopolitischen Klique gelegt, die glaubt, ihre materielle Interessen wiesen sie nach Rußland, und die darum auch keine Neigung hat, für ein selbständiges Polen zu wirken, in dem diese Interessen doch nicht genug sichergestellt erscheinen.

So sah es in Warschau aus, als plötzlich die Kriegserklärung über Europa hereinbrach.

In den ersten Wochen hielten sich die Polen — viele Führer waren verreist — zurück. Als aber der russische Oberkommandierende am 11. August den Polen Befreiung zugesichert hatte, und das Reichsratsmitglied Ignatz Schebeko aus Deutschland nach Petrograd zurückgekehrt war, erschien am 1. September in der polnischen und russischen Presse ein Aufruf, der unter anderem auch den folgenden Satz enthielt:

„Die öffentliche Meinung der Polen betrachtet die Personen, die an den verschiedenen freiwilligen Organisationen, welche die österreichische Armee unterstützen, teilnehmen, als unbewußte Verteidiger des Deutschtums, als Feinde der polnischen Sache und des gesamten Slawentums. . . ." Unterschrieben ist das Schriftstück von Graf S. Wielopolski, J. Garussewitsch, S. Glesmer, P. Górski, R. Dmowski, E. Dobecki, L. Dymsza, E. Kronenberg, G. Kutnowski, S. Lopaszynski, A. Meisztowicz, Fürst Radziwill, K. Skirmunt, G. Swencicki, F. Jurewicz, Ignatz Schebeko.

Außerdem veröffentlichte die Gruppe Dmowskis unter der Firma der Realistenpartei und der Partei der Nationaldemokraten folgendes gegen die Haltung der Wiener Polen gerichtetes Protokoll:

„Indem wir erwägen:

1. daß der Sieg der russisch-französischen-englischen Koalition dem polnischen Volke aller polnischen Länder eine Vereinigung und einen Zugang zum Baltischen Meere verspricht, während ein Sieg des österreich-deutschen Bündnisses eine neue Teilung Polens nach den Angaben Preußens zur Folge haben wird,

2. daß Rußland gegenwärtig bezüglich der polnischen Frage ein Programm aufgestellt hat, das im Aufruf des Großfürsten seinen Ausdruck findet und sowohl in Frankreich als auch in England mit Begeisterung aufgenommen worden ist, während Österreich die Frage nicht in ihrer Vollständigkeit aufgerollt hat, was man aus dem Aufruf des galizisch-polnischen Kolo ersehen kann,

3. daß der gegenwärtige Krieg nicht durch einen Konflikt zwischen Österreich und Rußland hervorgerufen ist, in dem die Stellung Galiziens zugunsten Österreichs wenn auch politisch unverständlich aber doch psychologisch verständlich wäre, sondern daß der gegenwärtige Krieg ein Kampf der Völker gegen die Herrschaft der Preußen ist, in deren Diensten sich Österreich befindet, so daß die

Haltung der Polen als den Wahrern der Zukunft unseres Volkes ein ungeheures Mißverständnis darstellt,

4. daß die polnischen Legionen, die von Österreich ausgerüstet worden sind, keine irgendwie wesentliche militärische Bedeutung haben können und lediglich ein politisches Werkzeug bilden, das den Zweck hat, die Bevölkerung des Königreichs Polen an die Seite Deutschlands zu locken,

5. daß unser Land in Anbetracht seiner besonderen Lage im gegenwärtigen Kriege die größten Opfer bringt und daß diese Opfer in erheblichem Maße eingeschränkt werden durch den Befehl des Oberkommandierenden der russischen Armee, der die Schonung von Leben und Eigentum der Polen jeglicher Untertanschaft zusagt, daß ferner die Bildung polnischer Legionen in Galizien die russische Armee zu Ausfällen reizt, die den Polen österreichischer Reichsangehörigkeit gefährlich werden,

in Anbetracht alles dieses erachten wir, die unterzeichneten Parteien, die Stellungnahme des Aufrufs des polnischen Kolo in Galizien und die Erklärungen des obersten Volkskomitees Galiziens als für die polnische Sache schädlich.

Die oben genannten Parteien können sich das Erscheinen des erwähnten Aufrufes in Galizien nicht anders erklären, als durch einen Irrtum der galizischen Gesellschaft, der durch falsche Nachrichten über den Verlauf des Krieges herbeigeführt wurde und besonders durch die Zerrissenheit der Polen des Königreichs Polen und Preußens.

Indem wir zum Schluß feststellen, daß die polnische Bevölkerung Galiziens nur ein Fünftel des polnischen Volkes darstellt, und daß daher das Vorgehen ihrer Vertreter in einem so wichtigen Augenblick im Namen des ganzen Volkes unter Ignorierung der polnischen Bevölkerung der anderen Anteile, ohne Berücksichtigung der Ereignisse, eine Usurpation darstellt, — haben die oben erwähnten Parteien beschlossen, eine Haltung einzunehmen, die mit dem Willen der überwiegenden Anzahl des Volkes übereinstimmt, und fordern vom obersten Nationalkomitee Galiziens die sofortige Einstellung aller Handlungen, die in ihrem veröffentlichten Programm bezeichnet sind."

Der Aufruf kommt einer Kriegserklärung der russischen Polen an die der anderen Anteile gleich und sein Inhalt wird noch unterstrichen durch Ausführungen von Swientochowski, der ebenso wie die polnischen Großgrundbesitzer in Wolhynien und Weißrußland auch nach der Schlacht von Tannenberg an den Sieg der russischen Waffen glaubt. Auch Swientochowski fordert das polnische Volk in einem offenen Brief auf, es solle sein Schicksal mit den kriegerischen Unternehmungen der Koalition verbinden, und schließt: „Wie auch die gegenwärtige Politik jedes einzelnen der verbündeten Reiche sein möge, sie alle kämpfen für eine heilige Sache, für die Freiheit, für das Lebensrecht der unterdrückten Völker. Wenn die Koalition Preußen erdrückt, so wird und kann Polen wahrscheinlich auferstehen; wenn Deutschland siegt, dann wird zum letztenmal in der Geschichte der schreckliche, aber unabwendbare Urteilsspruch ertönen ‚Finis Poloniae' und

es wird für uns keine Rettung geben, da es keine Macht gibt, die uns den preußischen Krallen entreißen würde."

Welche Verwirrung der Gedanken! Wie unverschämt muß die russische Regierung gelogen haben, um die Polen zu solcher Hingabe an die russische Sache bewegen zu können! Es ist nicht nur dies. Es spricht auch die sinnlose Wut derer aus den Worten, die ihre Hoffnungen zertrümmert sehen würden, wenn Deutschland Sieger bleibt. Der Klüngel, der jetzt in Warschau sich als das Sprachrohr der Wünsche des polnischen Volkes aufspielt, fürchtet dabei nicht so sehr für die polnische Nation, als für seinen eignen Einfluß. Andernfalls brauchten die Polen in Rußland sich nicht so weit zu erniedrigen, wie sie es mit ihren jedes Maß der Selbstachtung überschreitenden Loyalitätserklärungen getan haben. Wenn sich die Lage des polnischen Volkes etwa ändern sollte, müßte auch der Einfluß der preußischen Polen auf die Dinge im Zartum wachsen, — so kalkulieren sie. Da die preußischen Polen besser für alle öffentliche Tätigkeit vorbereitet sind, auch mehr Sinn für die Allgemeinheit zeigen, also vertrauenswürdiger erscheinen, wie die russischen, so würden sie direkte Rivalen für alle die Herren werden, die noch bis zuletzt an der Krippe gestanden haben. Das ist die Furcht der Herren in Russisch-Polen! Darum wünschen sie Rußland den Sieg. Jetzt erweist es sich, daß sie das ihnen von der Nation anvertraute Gut unehrlich verwaltet haben: der Tag des Strafgerichts rückt für sie heran mit dem Einzug der preußischen Polen in Warschau. Bisher haben sie alle betrogen, die sich mit ihnen einließen, — zuletzt sich selbst.

Rückblicke auf die Geschichte des zweiten Kaiserreiches

Von Dr. Julius von Newald

I.

Eine den Anforderungen der Pragmatik und der vollen Unparteilichkeit entsprechende Darstellung der neunapoleonischen Herrschaft gibt es heute wohl noch ebensowenig, wie eine im großen Stile gehaltene Biographie des merkwürdigen Mannes, der durch zwei Jahrzehnte einen so breiten Raum in dem Bewußtsein seiner Zeitgenossen einnahm. So gründlich hat sich in vierzig Jahren das Gesicht Europas geändert, so scheinbar ohne Spur ist das second empire verschwunden, daß wir schier zu vergessen drohen, welche führende Rolle dieses Reich zum mindesten durch zehn Jahre gespielt; daß Louis Napoleon, trotz des unleugbaren Sinkens seines Prestige, bis Königgrätz noch immer der mächtigste Herrscher des Erdteils war. Der Mann selber wird für das historisch-psychologische Studium schon durch das Rätselhafte seines Wesens, durch den Gegensatz zwischen der Liebenswürdigkeit seiner intimen Persönlichkeit und der Skrupellosigkeit seiner Politik immerdar ein anziehendes Problem bleiben. Mit Redensarten wie „Dezembermann" oder „Gaukler vom Seinestrand" kann man aber nicht sein Auskommen finden. Mag man, und mit vollem Recht, hundert Dinge verdammen, die er getan und verschuldet: die Legende von seiner geistigen Bedeutungslosigkeit, die sich eine Zeitlang festgesetzt hatte, wird nicht zu halten sein. Weit eher wird man Louis Napoleon — wie es der Erzherzog Albrecht einst in einem Gespräche mit Andrassy getan — in die Reihe jener Politiker stellen, die als die leitenden Europas zwischen 1815 und 1870 anzusehen sind: nach Metternich und Kaiser Nikolaus und der Zeit nach vor Bismarck.

Die ziemlich reichhaltige Literatur über das zweite Kaiserreich setzt sich zum guten Teile aus antinapoleonischen Pamphleten und aus bonapartistischen Lob- und Verteidigungsschriften zusammen. Stark vernachlässigt waren lange einzelne sehr interessante Partien, so die Rolle Louis Napoleons im Kampfe um die Vorherrschaft in Deutschland. Nach dieser Richtung hin hat Heinrich Friedjungs berühmtes Werk — eines der gelesensten Bücher unserer Tage — viel Neues, Quellenmäßiges beigebracht. Für die Zeit zwischen 1866 und 1870 scheint mir

Bernhardi*) besonders wichtig. Fast keine systematische Behandlung erfuhr bisher auch das Verhältnis des französischen Heeres zum Neunapoleonismus in seinen fünf Entwicklungsstufen als: Präsidentschaft, Prinzpräsidentschaft, autoritäres, liberalisierendes und wirklich konstitutionelles Kaisertum. Dieses Heer galt noch von den Siegen der ersten Republik und des großen Napoleon her als ein hervorragend tapferes, tüchtiges, gut organisiertes. Von den übrigen europäischen Armeen hatte es in den Jahrzehnten des „langen faulen Friedens" voraus, daß es seit 1830 in Algerien eine dauernde praktische Kriegsschule besaß. Denn auch nach der scheinbar völligen Unterwerfung des Landes, 1847, gab es noch immer gefährliche Erhebungen der Einheimischen zu bekämpfen, zogen sich die großen Expeditionen wider die Kabylen bis ins Jahr 1867 hinein. So haben alle Marschälle und Generäle Napoleons des Dritten auf dem heißen algerischen Boden ihre Sporen verdient; alle waren sie „Afrikaner" und kannten den wirklichen Krieg, wenn auch nur gegen einen halbwilden Feind.

Diesem Vorteile stand aber seit dem Sturze Louis Philipps ein schwerer Nachteil gegenüber. Die Armee, die unter der zweiten Republik aktives und passives Wahlrecht besaß, politisierte und zwar mit einem Temperament, das oft an spanische oder südamerikanische Verhältnisse gemahnte. In der Kammer von 1849 saßen nicht weniger als zweiundvierzig aktive Generale und Admirale. Mit oder ohne Urlaub erschienen die Offiziere in der Volksvertretung, hielten feurige Reden, wirkten agitatorisch auf ihre Untergebenen. In solchem Zustande übernahm Ludwig Bonaparte die Armee, als das französische Volk am 10. Dezember 1848 den „Abenteurer von Straßburg und Boulogne", der „bis dahin von Frankreich kaum mehr gesehen hatte als die Mauern einiger französischer Kerker" mit sechs Millionen Stimmen zum Präsidenten der Republik wählte**). Die damalige demokratisch zugeschnittene Verfassung aber übertrug dem Staatsoberhaupte wie in politischer so in militärischer Beziehung nur bescheidene Rechte. Er durfte kein Kommando führen; die Leitung der Armee lag in den Händen des Kriegsministers, die eigentliche Verfügung aber in denen der Kammer. Das änderte sich durch jenen historischen Vorgang, den man gemeinhin den Staatsstreich nennt, den Bonapartes Gegner als das Verbrechen vom 2. Dezember, als das ruchloseste Attentat wider Frankreichs Freiheit zu brandmarken, den der Attentäter selbst als die Rettung der Gesellschaft zu bezeichnen pflegte. Bonaparte, der niemals ein Tatmensch war, hätte zur Vergewaltigung der Republik

*) Theodor von Bernhardi, „Zwischen zwei Kriegen." Leipzig bei S. Hirzel, 1901. — Ein Teil der höchst instruktiven Tagebuchblätter des Diplomaten.

**) Major Dr. Max von Szczepanski hat in den rühmlich bekannten Heidelberger Abhandlungen vor kurzem eine vortreffliche größere Arbeit „Napoleon der Dritte und sein Heer" veröffentlicht, die er mit vollem Rechte einen „Beitrag zu den Wechselbeziehungen zwischen Wehrverfassung und Staatsverfassung während des zweiten Kaiserreichs der Franzosen" nennt. Dem von großen Gesichtspunkten geleiteten Buche sind in bezug auf das Militärische manche Daten für den vorliegenden Versuch entnommen.

wenn schon die Kühnheit des Entwurfes, so kaum die Kraft der Durchführung aufgebracht. Als die Hauptmacher des Staatsstreiches betrachtet man heute den vom Unteroffizier so rasch emporgestiegenen Persigny; dann Napoleons Halbbruder Morny, der nachmals als der eleganteste Lebemann, als der geriebenste Politiker und als der skrupelloseste Geschäftsmensch für das zweite Kaiserreich typisch werden sollte*); endlich den General Le Roy St. Amand. Eine etwas bewegte Vergangenheit zeigt den tapferen und ehrgeizigen Soldaten als eine Art von liebenswürdigem Abenteurer. Mit seiner von sittlichen Bedenken freien Verwegenheit war er als Kriegsminister der rechte Mann, um das Heer für den Staatsstreich vorzubereiten, es zum Treu- und Eidbruch an der Verfassung zu benützen.

Durch Treu- und Eidbruch hatte sich ja Bonaparte selber aus einem recht bedeutungslosen Präsidenten zu einem tatsächlich schon mit souveräner Gewalt bekleideten „Prinzpräsidenten" gemacht. Ein Plebiscit sanktionierte den Gewaltakt; aber aus der Armee, die mitstimmte, kamen doch 39 000 Nein. Ein Jahr später ist Napoleon Kaiser, wieder durch eine Volksabstimmung — der „élu de sept millions", wie er sich so gerne genannt hat. Und in der Tat war ja dies der einzige Rechtstitel seiner Macht, die eine sonderbare Mischung von Volkssouveränität mit Krongewalt darstellt. Mit Vorliebe auf den demokratischen Ursprung seiner Herrschaft, auf den Willen der Nation hinweisend („par la grace de Dieu et par la volonté du peuple Empereur des Français" nannte er sich), errichtete er in Wahrheit das was Treitschke zutreffend eine populäre Tyrannis genannt hat. „Ich will gerne mit dem Wasser des allgemeinen Stimmrechts getauft sein", sagte er zum österreichischen Gesandten Hübner, „aber ich lege keinen Wert darauf mit den Füßen im Wasser zu stehen." Weniger noch als die Charte der Restauration oder die Louis Philipps verdient die Verfassung des zweiten Kaiserreichs, zum mindesten bis 1865, ihren Namen. Der vom Kaiser ernannte Senat war eine Versammlung von glänzend dotierten Jasagern. Die zweite Kammer, corps législatif, zusammengesetzt unter dem Drucke der offiziellen Kandidaturen, hatte weder Gesetzvorschlags- noch Abänderungs-, noch Adreß- oder Interpellationsrecht. Sie durfte keine Petitionen annehmen und damit war ihr Zusammenhang mit der Bevölkerung zerrissen. Ihr Budgetrecht konnte durch die Regierung illusorisch gemacht werden. Der zahlreiche Beamtenstand war durch hohe Gehälter an das Kaiserreich gebunden; die Unabhängigkeit der Richter stand nur auf dem Papier. Keine Selbstverwaltung, dafür aber eine Geheimpolizei und ein „schwarzes Kabinett"; die Presse zu einem Teil gesetzlich und faktisch geknebelt, zum anderen erkauft; kein Vereins- und Versammlungsrecht usw. Gleich im ersten Jahre des Kaiserreichs wurde die Kolportage von etwa 6000 Büchern verboten. So stand die Nation, welcher der europäische Kontinent seine politischen Frei-

*) Frédéric Lolié, „Le Duc de Morny." Paris, Emile-Paul 1909.

heiten dankt, siebzig Jahre nach dem Beginn der großen Revolution unter dem Druck eines Absolutismus, wie das ganze neunzehnte Jahrhundert ihn kaum gesehen hat.

Die Verfassung des Kaiserreichs war eine große Lüge, wie ja das ganze Regime und sein Held selber starke Züge der Unaufrichtigkeit und der Täuschung an sich tragen. Daß König Louis von Holland nicht der wirkliche Vater Napoleons des Dritten, daß dieser also gar kein Bonaparte und somit auch nicht „der Neffe des Onkels" war, nimmt man heute ziemlich allgemein an. In der Taufe war er nicht Napoleon, sondern Karl Ludwig genannt worden, und auch als Napoleon wäre er nicht der Dritte, sondern der Zweite. Mit dem Eide auf eine Verfassung, die er wohl von vornherein zu brechen gewillt war, trat er ins politische Leben. Die verschlungenen Wege blieben ihm fortab die liebsten, und sein ganzes öffentliches Handeln war bis zuletzt von einer tiefsitzenden Neigung zur Intrige und zur Irreführung durchtränkt.

Gleichwohl hat man Napoleon den Dritten nicht ganz mit Unrecht einen durchaus modernen Menschen genannt, der die Strömungen und Strebungen seiner Zeit mit regstem Geiste beobachtete, die öffentliche Meinung zum Gegenstande seines intensivsten Studiums machte — ein Herrscher, der noch für etwas anderes Verständnis hatte als für Soldatenspielen, Jagd oder Hoffeste. „Eine Regierung", schrieb er, „kann ungestraft das Gesetz, selbst die Freiheit verletzen; aber wenn sie sich nicht offen an die Spitze der großen Interessen der Zivilisation stellt, hat sie nur eine kurze Dauer." Eine Auffassung, gewiß nicht ohne Größe und sie wenigstens ist ehrlich gemeint und mit Kraft durchgeführt. Das ist der „soziale Kaiser", der eifrige Förderer aller technischen Fortschritte und Erfindungen, der einsichtsvolle Begründer des Freihandels für Frankreich, der mächtige Begünstiger des großen Suezkanalwerkes. Der Ausbau des Eisenbahnnetzes, gewerbliche und landwirtschaftliche Reformen, die Hebung des Seehandels, die Fürsorge für den vierten Stand, der Beginn einer sozialpolitischen Gesetzgebung, als der ersten dieser Art auf dem Kontinent; die großartige Neugestaltung von Paris — alles dies sind Habenposten im Hauptbuche des Kaiserreichs. Die Ausfuhr Frankreichs mehrte sich gewaltig; die Zahl der kleinen Rentner stieg stetig; der allgemeine Wohlstand wuchs, allerdings wuchsen auch die Staatsschulden ins Riesenhafte. Friedjung sagt sehr richtig, daß seit Colbert keine französische Regierung so viel für die wirtschaftliche Wohlfahrt des Landes geleistet habe, wie die Napoleons des Dritten. Die Schatten in diesem glanzvollen Bilde waren freilich die Verallgemeinerung einer krassmaterialistischen Weltanschauung, eine auri sacra fames, ungezählte schwindelhafte Gründungen, ein Spieler- und Spekulantengeist, der selbst sonst solide Schichten ergriff; kurz, was man Korruption im weitesten Sinne zu nennen pflegt. Auch diese Erscheinungen sind charakteristisch für die Zeit eines Monarchen, der es auch für seine Person liebte, die Geschäfte der Politik mit denen der Börse zu vermischen.

Der wichtigste „Garant für Frankreichs Ruhe und Größe" sollte aber doch immer das Heer sein. Napoleon selbst war bekanntlich das Gegenteil eines Feldherrn, ja es fehlten ihm sogar die militärischen Instinkte. Seitdem er das Schlachtfeld von Solferino gesehen verabscheute er den Krieg. Aber mußte nicht ein Napoleon seinen Franzosen „gloire" bieten? So ist das größte seiner Worte: „Das Kaiserreich ist der Friede" nur die größte seiner Lügen geworden.

Im Heerwesen aber war manches krank. Keine allgemeine Wehrpflicht bestand; ein Stamm altgedienter Soldaten sollte gleichsam das Rückgrat der Armee bilden, war aber das Haupthindernis, daß aus dem Berufs- niemals ein Volksheer werden konnte. Marschall Vaillant, zwischen 1854 und 1866 Kriegsminister, sagte zu einem englischen Diplomaten*), er fühle sich außerstande, die nötigen Reformen durchzuführen. Denn wer würde es wagen, der Nation zu sagen, daß die Armee „faul sei bis ins Mark", daß Frankreich keinen General habe, der so viel wüßte wie der letzte österreichische oder preußische Kapitän? Noch verblüffender wirkt der von Szczepanski erbrachte Nachweis, auf wie schwachen Füßen des Kaisers wirkliche Autorität in dieser Armee stand, und zwar auch in der glänzendsten Zeit seiner Herrschaft. Seine Geduld sei erschöpft, schrieb er an Marschall Pelissier, dem Oberkommandanten in der Krim; er könne nicht länger zusehen, wie seine Befehle mißachtet, wie seine Soldaten zwecklos geopfert, die Wahrheit verschwiegen werde. Was hätte der erste Napoleon getan, wenn er gegen einen seiner Generäle solchen Grund zum Mißfallen gehabt hätte? Und der dritte hat jenen Brief nicht einmal abgehen lassen; er begnügte sich damit, dem ungehorsamen Pelissier seinen Vertrauensmann Niel an die Seite zu geben.

Aber eben dieser Orientkrieg wurde die erst große, und äußerlich glänzend bestandene Probe der napoleonischen Armee. Seitdem galt sie als die beste in Europa. Sie hatte den Löwenanteil an Ehre und Ruhm aus der Krim heimgetragen. Und ihr Kaiser stand unmittelbar nach diesem Kriege auf dem Höhepunkt seiner Macht. Der Pariser Kongreß zeigt Frankreich als führenden Staat des Erdteils; die heilige Allianz ist gesprengt, Rußland gedemütigt, Louis Napoleon der anerkannte Dirigent im europäischen Konzert. Ein holdes Kindlein in der Wiege scheint die Dauer der neuen Dynastie zu verbürgen.

Erst allmählich war der ursprünglich gar nicht kaiserliche Haushalt Napoleons und seiner jungen Frau zu einem eigentlichen Hofe**) herangewachsen, der freilich

*) „Un Anglais a Paris" (2 Bände, Paris bei Plon 1894). Der anonym gebliebene Verfasser (Sir Richard Wallace?) hat damit eines der reichhaltigsten Memoirenwerke jüngeren Datums geschaffen —, eine wahre Fundgrube von Informationen über die Zeit des Julikönigtums, des Kaiserreichs und der dritten Republik.

**) Lebensvolle Bilder dieses Hofes gibt Fred. Lolié in seinem oben erwähnten Buche über Morny, ferner in „ Les femmes du second empire" und „La fête imperiale" (Paris bei Juven). Auch P. de Lano „Le secret d'un empire" 3 Bände (Paris bei Victor Havard 1892/9) ist lesenswert. Das Verläßlichste und Unparteiischste dürfte noch immer der oben erwähnte „Anglais a Paris" bieten.

den althergebrachten vornehmen Stil der legitimen Höfe nicht erreichte und ganz ohne Zweifel auch in seiner prunkvollsten Zeit einen gewissen halbweltlichen Einschlag trug. Übrigens haben da parteigehässige Schilderungen vielfach übertrieben. Die Tuilerien, St. Cloud, Compiegne waren keine Lupanare, Eugenie keine Messalina, Napoleon kein Wüstling, nicht einmal ein richtiger Lebemann. Vorwerfen kann man dem kaiserlichen Ehepaar kaum mehr als allzugroße Nachsicht gegen gewisse zweifelhafte Elemente in seiner Umgebung. Im übrigen sagt ein aufmerksamer Beobachter: der Kaiser war gütig, wohlwollend, liebenswürdig; die Kaiserin das Gegenteil. Sie sah stets aus, als hätte sie eben erst ihr Toilettezimmer verlassen; er immer so, als wäre er nie darin gewesen. Sie waren ja überhaupt ein recht ungleiches Paar, als sie sich fanden: sie die herrliche, hochblonde Spanierin, die selbst einem Kühlen wie Moltke platonische Bewunderung abzwang, und er, der phlegmatische, etwas müde und abgelebte Vierziger, der scheinbar völlig temperamentlose Neffe des temperamentvollsten Oheims. Es wird ja ganz allgemein bestätigt, daß der kleine, kurzbeinige, zur Korpulenz neigende Mann nichts kriegerisches oder königliches, vor allem aber nichts napoleonisches und überhaupt nichts französisches an sich hatte. Alle, die ihm näher traten, staunten, daß dieser vermeintliche Inbegriff von Überlegenheit und Tatkraft in seinem Äußern so gar nichts Bedeutendes zeigte. Wenn Prinz Kraft Hohenlohe — der den Kaiser 1867 in Salzburg sah — in seinen Aufzeichnungen („Aus meinem Leben" Band IV, Berlin bei Mittler 1907) von einem erdfahlen, aufgedunsenen, äußerst ordinären Gesicht, von einer dickbäuchigen Bierbrauergestalt spricht, so hat dies vielleicht doch das unbewußt befangene Auge des Feindes gesehen. Weit anziehender ist die Schilderung des General Grafen Monts, der dem Kaiser während seiner mehr als sechsmonatlichen Kriegsgefangenschaft zugeteilt war. („Napoleon der Dritte auf Wilhelmshöhe", Berlin bei Mittler 1910.) Napoleon machte noch damals den Eindruck eines gut erhaltenen Sechzigers. Im dunkelblonden Haar kaum ein grauer Faden, das Gesicht von einer gesunden Blässe; der Blick der müden, halberloschenen Augen voll Güte und Wohlwollen; das Antlitz bis zur Empfindungs- und Ausdruckslosigkeit ruhig. Über dem ganzen Wesen lag eine phlegmatische Würde und eine stets gleichmäßige Freundlichkeit. Keine Spur von Pose oder Phrase. So war der Napoleon intime nach seinem Sturze, den er wenigstens vor der Welt mit größter Gelassenheit ertrug, so war er auf seiner Höhe gewesen. Den Menschen, die ihm näher kamen, imponierte er gewiß nicht im Stile seines großen Namenträgers; aber er gewann sie fast immer als Mensch. Ja auf etwas phantastisch angelegte Naturen wirkte das Rätsel seiner Person sehr stark. „Das ist keine Bewunderung mehr, was ich für ihn empfinde, das ist ein Kultus," sagte der unglückliche Habsburger Max von seinem Verführer.

Bismarck trifft wohl das Richtige, wenn er in seinen Denkwürdigkeiten sagt, daß Napoleon der Dritte sich am liebsten in der Rolle des Schiedsrichters gezeigt hätte, wie er sie nach dem Frieden von Paris 1856 spielen konnte.

Der damalige Gesandte beim deutschen Bunde hatte den Kaiser ein Jahr vorher gelegentlich der Pariser Weltausstellung zum ersten Male gesehen; und die zwei klugen Männer — ein Charmeur jeder in seiner Art — unterhielten sich vortrefflich. Mit seinen leisen Anerbietungen an das „etwas gar zu magere" Preußen hatte Napoleon ja schon früher begonnen. Heimgekehrt fällte Bismarck dann seinem Könige gegenüber das merkwürdige Urteil: Louis Napoleon sei ein gescheiter und liebenswürdiger Mann, aber lange nicht so klug, als die Welt ihn glaube, die, wenn es in Ostasien zur unrechten Zeit regnet, dies einer übelwollenden Machination des Franzosenkaisers zuschreibe. Napoleon sei nicht das genie de mal, das immer nur daran denke, Unfug in der Welt zu stiften. Er wäre froh, etwas Gutes in Ruhe genießen zu können. Sein Verstand werde auf Kosten seines Herzens überschätzt. Aber dieser Mann mit dem guten Herzen (möchten wir hinzusetzen) scheute sich nicht, am 2. Dezember 1851 in die harmlosen Boulevardspaziergänger hineinschießen zu lassen, nur der Abschreckung halber; er zögerte nicht, die Gegner seiner idées napoleoniennes scharenweise auf die „trockene Guillotine" von Cayenne zu senden und für diese Ideen Tausende und Abertausende auf den Schlachtfeldern bluten zu lassen.

Interessant ist auch die Unterredung Bismarcks mit Napoleon 1857, von der wir erst durch die „Gedanken und Erinnerungen" (Band I Seite 192 ff.) erfuhren. Damals versicherte der Kaiser, er denke nicht an die Eroberung des linken Rheinufers; seine Pläne seien weit eher auf Italien gerichtet. Ob Bismarck nicht bei seinem Könige sondieren könne, wie sich Preußen im Falle eines französisch-österreichischen Konfliktes stellen würde. Bismarck lehnte diese Zumutung, als bei der österreichischfreundlichen Gesinnung Friedrich Wilhelms des Vierten höchst gefährlich ab, versprach aber dem Kaiser Stillschweigen, das er auch getreulich hielt.

II.

Es lag in der Natur der Dinge, im Ursprunge der neunapoleonischen Macht, vielleicht schon allein in dem Namen Napoleon, daß der „Mittler Europas" die stolze Befriedigung, die ihm der Pariser Kongreß von 1856 bieten mußte, nicht in Ruhe genießen konnte. Unablässig mit neuen Plänen und weitgehenden Gedanken beschäftigt, die stets die Karte Europas betrafen, wandte Napoleon der Dritte seinem Heere eine ständige Fürsorge zu. Nur gewinnt man, selbst auf diese glänzendste Periode des Kaisertums zurückblickend, nicht den Eindruck, als ob die Armee in ihrer Gesamtheit ein durchaus verläßliches und willfähriges Werkzeug der kaiserlichen Pläne gewesen wäre. Die Generäle — schreibt ein auswärtiger militärischer Beobachter — welche zum Teil von den Soldaten gefürchtet werden, wie Castellane, Pelissier, Magnan sind eifersüchtig untereinander, Die Stabsoffiziere sind gut gesinnt. Die Leutnants verdummen in den Kaffeehäusern. Die Unteroffiziere neigen zur Kritik, besonders die Genietruppen und die Artillerie sind dem Kaiser feindlich.

So sah die Hauptstütze des Thrones aus! Die tiefsitzenden Mißstände zeigten sich im Kriege von 1859, in dessen Vorgeschichte ja auch noch manches dunkel ist. Nur soviel scheint sicher, daß von den zwei Verschwörern gegen Österreich Camillo Cavour der genialere und entschlossenere war, indeß der Kaiser, wenn auch gleich skrupellos, in seiner Art lavierte und intrigierte. Das Orsinische Attentat (5. Januar 1858) hatte zunächst nur die Folge, daß Napoleon in Frankreich selbst die Zügel noch schärfer anzog. Mit dem „Gesetz für die allgemeine Sicherheit" und in der Ernennung des energischen General l'Espinasse, eines Staatsstreichgenossen, zum Minister des Innern, wurde das ganze Reich unter das Schwert gebeugt. Das entsetzliche Cayenne bevölkerte sich mit Unglücklichen. Es war der Gipfelpunkt napoleonischer Autokratie, den diese Jahre von 1858 und 1859 bezeichnen.

Man nimmt an, daß Orsinis Bomben, sein berühmter Brief aus dem Kerker, Mazzinis offenes Schreiben, in dem er den Kaiser vor die Wahl stellte, Italiens Befreier oder das Opfer italienischen Hasses zu werden, Napoleon den Dritten zum Handeln in Italien gedrängt haben. Aber der Krieg von 1859 war keiner, der sich militärgeschichtlich in die erste Reihe stellen könnte. Der Kaiser war als Oberkommandant eine Null; seine Generale haderten untereinander; die Disziplin der Truppen war mangelhaft; Führung wie Heeresverpflegung zeigten manche Gebrechen. Man kann ruhig sagen, daß auf der französisch-sardinischen Seite in diesem Feldzuge kaum weniger Fehler begangen wurden als auf der österreichischen. Magenta und Solferino wurden kein Marengo und kein Austerlitz. Dieser ganze opferreiche Kampf für fremde Interessen war im französischen Heere ebenso unbeliebt wie in der Nation. Und wenn Napoleon auf dem Fürstenkongresse von Baden 1860 zu Ernst von Koburg sagte, er sei zunächst außerstande, einen Feldzug zu führen, die Organisation seiner Armee sei unhaltbar, ihr fehle es völlig an einer Kriegsreserve — dann sagte er das vielleicht, um das Ausland zu beruhigen, aber er sagte die Wahrheit. Der Feldzug hatte auch gezeigt, daß Napoleon keinen Feldherrn von überragender Qualität in seinem Heere hatte. Kein Berthier und kein Ney, kein Massena und kein Davoust war unter seinen Generalen, die übrigens sämtlich in weit höheren Lebensjahren zu ihren leitenden Stellungen kamen, als die jugendlich kraftvollen Paladine des ersten Kaisers. Der Mangel an größeren und ernsten Manövern machte es auch unmöglich, die Führereignung zu prüfen. Der Kaiser aber, gütig von Natur, war seinen Günstlingen gegenüber oft nur zu gütig, und auf die Beförderung hatte die politische Gesinnung des Offiziers stets Einfluß. —

Die Geschichte des zweiten Kaiserreichs zerfällt für das Auge des Rückblickenden deutlich in zwei zeitlich etwa gleich große Teile. Bis ungefähr 1860 glückte in der auswärtigen Politik dem gekrönten Spekulanten an der Seine alles, von da ab fast nichts. Statt Italien zu befreien, wurde er das Haupthindernis der völligen Einigung, und es kam so weit, daß Viktor Emmanuel

(wie Bernhardi berichtet), wenn der Name Napoleon genannt wurde, nie versäumte hinzuzusetzen: „ce cochon." Die Intervention für die insurgierten, heroisch kämpfenden Polen 1863 führte zu einer diplomatischen Niederlage; die Angelegenheit der Elbe-Herzogtümer wurde gelöst, ohne daß Frankreich etwas mitzureden hatte. Die mexikanische Expedition endlich bleibt ein unauslöschlicher Makel auf dem Namen des kaiserlichen Regime; nicht wegen der schmählichen Preisgebung Maximilians allein, sondern weil die französische Politik bei Einfädelung des überseeischen Abenteuers von Anfang an mit ganz gewöhnlichen, privaten Geschäftsinteressen verquickt war.

Sehr richtig sagt Friedjung in seinem „Kampfe um die Vorherrschaft in Deutschland", daß Napoleons Politik bis etwa 1863 einen festen Griff zeigte, von da ab aber der Kraft und der Konsequenz, der Fähigkeit einen günstigen Augenblick auszunutzen, entbehrte. Das zeigt sich am deutlichsten in der deutschen Frage. Für diese galt dem Kaiser sein so oft mit pompösen Worten zur Schau getragenes Nationalitätsprinzip natürlich nicht. In Deutschland sollte der Dualismus, die Rivalität der beiden Großmächte, zu Frankreichs Vorteil erhalten werden. Es mutete zum Teil phantastisch an, welche geheime Pläne der ewige Plänemacher nach dem Zeugnisse seines Vertrauensmannes Nigra in der Seele barg. Österreich müsse Venetien verlieren und durch Preußisch-Schlesien entschädigt werden, Preußen die Elbe-Herzogtümer und andere norddeutsche Lande erhalten; das linke Rheinufer an Frankreich fallen, nicht direkt, sondern zersplittert, einige kleine deutsche Herzogtümer unter französischem Protektorate. Und das alles sollte erreicht werden, ohne daß ein Tropfen französischen Blutes vergossen würde. Wer die an diplomatischen Winkelzügen und wechselseitigen Täuschungsversuchen so reiche, erst in unseren Tagen vielfach aufgehellte Vorgeschichte des Jahres 1866 studiert, empfängt schier den Eindruck, als würde der Mann, dessen Stirnrunzeln Europa einst zittern machte, immer kleiner, und als wüchse diesseits des Rheines einer zu immer gigantischeren, seiner eigenen Zeit aber erst noch verschleierten Verhältnissen heran. Es war ein Handel, in dem „jeder von beiden die redliche Absicht hatte, den anderen zu überlisten". Noch auf Wilhelmshöhe sprach Napolen zum Grafen Monts von Bismarck zwar ohne Härte, aber doch wie von einem, der ihn gründlich übers Ohr gehauen. Je näher der Konflikt zwischen Preußen und Österreich zu rücken schien, um so verschlossener wurde Napoleon. Selbst einem Bismarck gelang es in der vielberühmten Unterredung von Biarritz, Anfang Oktober 1865, nicht, in das Geheimnis der Sphinx einzudringen: zu ergründen, welchen Preis diese Sphinx für ihre Neutralität im drohenden deutschen Kampfe zu liquidieren gedenke.

Napoleon hat — was erst die Nachwelt zu überblicken vermag — auf die Förderung des italienischen wie des deutschen Einigungswerkes weit mehr Einfluß geübt, als er selber wollte. Zum guten Teil seiner Einwirkung auf Italien war dessen Bündnis mit Preußen zuzuschreiben. Und Kaiser Franz Josef

hatte sich in dem merkwürdigen Geheimvertrage vom 12. Juni 1866 Napoleon gegenüber zur Abtretung Venetiens in jedem Falle, auch in dem eines Sieges über beide Gegner, verpflichtet. Endlich kam Königgrätz: die „patriotischen Beklemmungen Frankreichs, von denen Eugen Rouher in der Kammer sprach; die von Thiers geprägte revanche pour Sadowa; die durch Preußens überraschende Waffenerfolge geweckte nervöse Empfindlichkeit der Nation, die der Kaiser für seine Person nicht teilte, der er aber Rechnung tragen mußte. Damals holte sich Napoleon seine erste große Niederlage. Als Benedetti am 5. August im Auftrag seines Kaisers nicht mehr wie früher des petites rectifications de frontiére, sondern Mainz, Saarlouis, Saarbrücken und die bayerische Rheinpfalz verlangte, wies ihm Bismarck zum ersten Male die Zähne. Er werde mit Österreich um jeden Preis Frieden machen — antwortete er — und sich gemeinsam mit ihm gegen Frankreich wenden. Napoleon, nichts weniger als kriegsbereit, mußte die diplomatische Ohrfeige ruhig einstecken. Sein Interventionsversuch dürfte aber gleichwohl Bismarcks Wunsch nach einem raschen und billigen, ohne fremde Einmischung zu erzielenden Frieden mit Österreich noch gesteigert haben. So hatte der überfeine Rechner in Paris auch hier das Gegenteil von dem bewirkt, was er angestrebt. Er hatte ja, was heute klar ist, bestimmt auf Österreichs Sieg gerechnet und gehofft, dann als Mittler für Frankreich ein Geschäft zu machen. . . . — Es kann gar nicht zweifelhaft sein, daß dieser Niedergang eines Regimes, das so ganz auf einer Person ruhte, in einem tiefen inneren Zusammenhang mit dem physischen Befinden dieser einen Person stand. Napoleon war, zum mindesten seit 1863, an Blase und Niere erkrankt. Zwei Jahre später hatte er einen schweren Anfall, der geheim gehalten wurde. Nicht gewohnt zu klagen und von einer unglaublichen Selbstbeherrschung konnte er sich oft in den wichtigsten Momenten nur unter furchtbaren Schmerzen aufrecht erhalten. Unter diesen peinlichen körperlichen Zuständen litt nicht nur die Bestimmtheit seines Entschlusses, sondern oft auch die Klarheit seines Geistes. Es ist menschlich nur erklärlich, wenn bei ihm der angeborene Hang zum Grübeln immer stärker, wenn die Irrwege seiner unberechenbaren Politik immer dunkler wurden.

„Zwischen zwei Kriegen" hat man zutreffend die Jahre von 1866 bis 1870 genannt. Die Abrechnung zwischen dem stetig an Macht sinkenden Frankreich und dem so überrasch emporgestiegenen, nun nicht mehr „allzu mageren" Preußen schien allen Eingeweihten in der politischen Luft zu liegen. Es ist wie das Bild von zwei Menschen, die fühlen, daß es zwischen ihnen zur Entscheidung kommen müsse, die aber nicht losgehen wollen: der eine nicht, weil er sich nicht stark genug, der andere, weil er sich noch nicht stark genug fühlt. Napoleon scheute den Kampf mit den Deutschen, dieser Rasse der Zukunft, wie er sie selbst genannt hat. Er war in Deutschland erzogen, er sprach besser deutsch als französisch, er schätzte deutsches Wesen. Er war ja selber, wenn, wie man behauptet, der holländische Admiral Verhuell sein wirklicher Vater gewesen ist,

ein halber Deutscher. Mit seinen Gelüsten nach dem linken Rheinufer war er gründlich abgeführt worden. Seine ehrbaren Absichten auf Belgien blieben platonisch; der Plan einer Erwerbung Luxemburgs wurde in letzter Stunde vereitelt. In dieser Frage allerdings, die eine Zeitlang die französisch-preußische Kriegsgefahr als brennend erscheinen ließ, hat König Wilhelm teilweise nachgegeben. Er hatte den Austritt Luxemburgs aus dem norddeutschen Bunde, die Neutralität des Ländchens, die Schleifung seiner Befestigungen, die Zurückziehung der preußischen Garnison zugestanden. Man hat Bismarck damals sogar feiges Zurückweichen vorgeworfen. Aber der Kanzler hat es später offen ausgesprochen, daß er zwar einen Waffengang mit Frankreich, ehe das deutsche Einigungswerk reifen konnte, für unvermeidlich hielt, er wollte aber erst die Durchführung der preußischen Heeresverfassung in den neuerworbenen Gebieten und das volle Einvernehmen mit den süddeutschen Staaten abwarten. Auch gab er nachmals zu, daß er 1867 die Stärke Frankreichs nach Truppenzahl, Ordnung und Führung des Heeres noch überschätzt habe. Was die Tapferkeit dieses Heeres und die Stärke des französischen Nationalgefühles betrifft, habe er richtig geurteilt.

Es ist anziehend zu beobachten, wie Napoleon der Dritte je weniger Erfolg er in der äußeren Politik hatte, um so weiter von den strengen Grundsätzen der Selbstherrschaft im Innern abrückte. Gewiß nicht aus Vorliebe für konstitutionelle Formen. Aber er war zu klug, sich dauernd den stetig erstarkenden liberalen Ideen zu widersetzen. Schon 1860 gab er dem gesetzgebenden Körper das Recht zu einer Adreßdebatte. Der sterbende Morny empfahl ein Lustrum später dem kaiserlichen Halbbruder die „Krönung des Gebäudes" im verfassungsmäßigen Geiste; und der Rat des klugen Mannes scheint nicht ohne Wirkung gewesen zu sein. Der Kaiser, der seine Franzosen nicht mehr durch siegreiche Kriege und Ländergewinn zu blenden vermochte, wollte sie wohl durch moderne Zugeständnisse mit seinem System versöhnen. Als Hauptgegner dieser Schwenkung erkennen wir heute zwei Personen, deren Einfluß auf den Kaiser ein überaus großer war. Zunächst die Kaiserin. Seitdem Eugenie —, so urteilen insbesonders französische Historiker — aufgehört hatte, nur die schöne und elegante Herrscherin der Mode zu sein, seitdem sie sich, von ihrer Regentschaft 1859 ab, um alles in der äußeren und inneren Politik kümmerte, seitdem ist ihre Einwirkung auf den Gatten eine für diesen wie für Frankreich verhängnisvolle geworden. Man hat die „Spanierin" ja geradezu den bösen Genius des zweiten Kaiserreichs genannt. Ihrem absolutistisch-klerikalen Einflusse schrieb man das allzulange Festhalten am persönlichen Regime, die unpopuläre Politik in der Papstfrage, das mexikanische Abenteuer, endlich das blinde Hineinrennen in den Krieg von 1870 zu. In dieser Allgemeinheit ist das alles sicher übertrieben. Gewiß aber hat die Frau, bei der Ehrgeiz und Eigenwille meist stärker waren als das Verständnis, dadurch lähmend gewirkt, daß sie gerade die fähigsten und treuesten Diener ihres Gemahls mit

ihrer unermüdlichen Eifersucht beehrte. So war es bei Persigny, Fleury, Morny, Walewski, später bei Ollivier. So war es vor allem bei Eugéne Rouher. Wir dürfen in dem hochbegabten und imponierenden Auvergnaten die bedeutendste staatsmännische Erscheinung des zweiten Kaiserreichs sehen. Scharfer Verstand und mächtige Beredsamkeit, Arbeitskraft, Festigkeit im Wollen und Handeln heben ihn hoch über alle anderen Minister Napoleons. Seine makellos reinen Hände machen den mächtigen „Vizekaiser" fast zu einer vereinzelten Erscheinung inmitten von so viel Selbstsucht und sittlicher Fäulnis.

Rouher war der entschiedene Gegner liberaler Nachgiebigkeit. Aber andere Einflüsse gewannen beim Kaiser die Oberhand. Seit 1866 läßt sich das Einlenken in konstitutionelle Bahnen deutlichst konstatieren. Mit seinem Schreiben vom 19. Januar 1867 versprach Napoleon das Interpellationsrecht der Kammer, Reformen im Vereins-, Versammlungs- und Preßwesen, die denn auch wirklich folgten. Vielleicht nur langsamer, als es gut gewesen wäre.

Zugleich arbeitete der Kaiser, freilich mit jener Unentschlossenheit, die immer mehr ein Hauptzug seines Wesens wurde, an der Stärkung der Wehrmacht. Er hatte schon vor 1859 die gezogenen Geschütze eingeführt; das Feldlager von Chalons war seine Einrichtung. Im einzelnen geschah manches; im allgemeinen nichts Durchgreifendes. Ein Blick auf die Streitkräfte, die dem norddeutschen Bunde in einem künftigen Kriege zur Verfügung stehen mußten, schien zur Eile zu mahnen. Aber die im November 1866 zu Compiegne begonnenen großen Militärkonferenzen ergaben kein Resultat. Den Forderungen nach einer, natürlich teuren Heeresreform traten immer wieder die Einwendungen der anderen Minister, die Kritik der liberalen Opposition, am meisten vielleicht die Abneigung des französischen Volkes gegen Militärzwang und allgemeine Wehrpflicht entgegen. Der brave Randon, seit 1859 Kriegsminister, schien die Sache nicht weiterzubringen. Ihm folgte also im Januar 1867 Adolfe Niel, den wir den bedeutendsten Militär des zweiten Kaiserreichs nennen möchten. Vor Sebastopol hatte zuletzt doch er die Entscheidung herbeigeführt; Marschall war er seit Solferino; nun zählt er schon 65 Jahre: ein Herr von nicht angenehmem Wesen, aber großer Tätigkeit, der auch in der Kammer die heftigen Angriffe der Opposition mit Geist und Gewandtheit zu parieren verstand. So kam endlich am 1. Februar 1868, wenn auch mit einigen nicht unbedenklichen Änderungen am Entwurfe, das neue Heeresgesetz zustande. Über die Einzelheiten unterrichtet uns Szczepanskis oben erwähntes treffliches Buch. Hier sei nur erwähnt, daß die Hauptziele der Heeresreform — die Erhöhung der Heeresstärke auf 800000 Mann und die Schaffung einer Reservearmee — erst nach acht Jahren völlig zu erreichen war. Und solange konnte, möchte man sagen, die Weltgeschichte nicht warten.

Mit Eifer und Geschick leitete Niel diese Neuorganisation in die Wege. In kurzer Zeit bewaffnete er die Infanterie mit Hinterladern (den Chassepots); er ergänzte die Vorräte, verstärkte die Befestigungen usw. Sein früher Tod,

im August 1869, war für den Kaiser wie für die Armee ein schwerer Verlust. Sein Nachfolger im Kriegsministerium zählt schon zu den tragischen Gestalten eines neuen Frankreich, dem keine Siege mehr beschieden sein sollten. Es war Leboeuf, der letzte von Napoleon dem Dritten ernannte Marschall, der Mann des unseligen „prêt archiprêt", der vielleicht über Gebühr geschmähte Generalstabschef in den vierundzwanzig ersten Tagen des großen Krieges. —

Frankreich hatte, fast unmittelbar, ehe es in den verhängnisvollsten all' seiner Kriege zog, sein politisches Antlitz völlig geändert. Ein Verhängnis auch dies schon; denn das Zusammentreffen von äußeren Verwicklungen mit noch unkonsolidierten inneren Umgestaltungen birgt an sich eine Gefahr. Die Wahlen in den gesetzgebenden Körper, Mai 1869, hatten ein Anwachsen der oppositionellen Stimmen von 810000 (im Jahre 1852) auf 3310000 gezeigt. Die gemäßigten Liberalen unter Emil Ollivier's Führung hatten nun, zusammen mit der republikanischen Linken die Mehrheit in der Kammer, die denn ohne Verzug eine der konstitutionellen Hauptgarantien, ein verantwortliches Ministerium, begehrte. Der Kaiser zog daraus — ein ungewohntes Schauspiel für die Welt — in völlig englisch-parlamentarischer Weise die Konsequenzen. Er entließ Rouher und berief Ollivier, mit dem er übrigens seit langem schon freundschaftlich verkehrte. Ob im ersten und letzten konstitutionellen Premier Frankreichs mehr steckte als ein freisinniger Schönredner: das zu beurteilen ließ das Schicksal nicht die Zeit. Gewiß aber verlor Napoleon in Eugen Rouher einen höchst fähigen und treuen Minister, der freilich im Lande als der energische Träger des autokratischen Systems verhaßt war*).

Mit dem Senatuskonsult vom 20. April 1870 wurden die Hauptzüge der Verfassungsrevision festgelegt: Ministerverantwortlichkeit, Initiativrecht der Kammer zu Gesetzesvorschlägen, das Recht, Interpellationen zu stellen und Petitionen anzunehmen. Es war sozusagen Louis Napoleons letzte Tat, daß er die seit 1860 vorgenommenen liberalen Reformen der Genehmigung der ganzen Nation unterzog. Noch einmal lenkte ein Plebiszit, das vom 8. Mai 1870, die Augen der Welt auf Frankreich. Wohl spottete man vielfach über diese Volksabstimmung, da man zu wissen meinte, wie derlei gemacht werde. Aber trotz der den Beamten anbefohlenen „verzehrenden Tätigkeit", und wenn auch aus dem Heere allein 40000 Nein kamen, wenn in Paris und in fast allen großen Städten die Nein überwogen, wenn diese 1530610 Nein nicht als ein Votum gegen das liberale Kaiserreich, sondern gegen das Kaiserreich überhaupt aufzufassen waren: — die 7210296 Ja waren im großen und ganzen doch wohl der wirkliche Ausdruck des nationalen Mehrheitswillens. So hielt man denn

*) Der obenerwähnte „Anglais a Paris" erzählt, daß am 4. September 1870 die Erbitterung des Volks, zumal in der Provinz, gegen den vice-enpereur noch weit heftiger war als gegen den Kaiser selbst. Er war der Geschicktere von beiden — tobte das Volk —, er hätte dem Kaiser nicht gestatten sollen, diesen Krieg zu beginnen; er hätte es mit einem einzigen Worte verhindern können.

auch im Auslande dieses Ergebnis für einen Sieg napoleonischer Staatskunst, für eine wahrhafte Befestigung napoleonischer Macht.

In der Tat vermag heute kein Mensch zu sagen, ob das zweite Kaiserreich ohne die Katastrophe von 1870 nicht imstande gewesen wäre, sich zu halten. Ein kräftiges Argument allerdings spricht gegen die Bejahung dieser Frage. Der Mann, auf dessen so schwach gewordenen Schultern die ganze napoleonische Tradition ruhte, der Emporgekommene, der nicht wie ein altlegitimer Herrscher die Krone einfach auf seinen Sohn übertragen konnte, — er war damals schon ein dem Tode Geweihter. Wenige Wochen vor der Kriegserklärung hatten die Ärzte bei Napoleon ein Steinleiden schwerer Art erkannt. Die französische Armee erhielt, als sie gegen den Rhein zog, einen Oberfeldherrn, der sich nur unter Qualen mehr im Sattel halten konnte. Welch ein Gegensatz zu dem um elf Jahre älteren und noch so überaus rüstigen königlichen Führer der vereinigten deutschen Heere! Körperlich und seelisch gebrochen ging Louis Napoleon in den Feldzug wie in sein sicheres Verderben. Die hochtönenden, siegessicheren Phrasen seiner Proklamationen waren seine letzten Lügen.

Schon diese trostlosen physischen Umstände scheinen ein Beweis, daß Louis Napoleon den Krieg von 1870 nicht gewollt hat. Machte er doch solchen, die ihm nahe standen, schon lange den Eindruck eines Herrschers, der, statt selbst zu wollen und zu handeln, von den Ereignissen und von den Personen seiner Umgebung geschoben wurde. Die große Masse der Zeitgenossen aber wußte von all dem nichts. Sie hielt die französische Armee nach wie vor für die bestorganisierte und bestgeführte, den Kaiser aber für einen mächtigen und klugen Mann, der nur losschlug, wenn er seiner Sache sicher war. Ihn gering zu schätzen, fiel weder Freund noch Feind ein. Erst aus der traurigen Rolle, zu der Napoleon in der ersten Phase des großen Krieges verurteilt war, entsprang die niedere Wertung seiner Person, die eine Zeitlang Mode blieb. Die Nachwelt sollte dieses Urteil überprüfen und richtig stellen. Sie breitet auch über das ruhmlose Ende des dritten Napoleon den Schleier menschlichen Mitgefühls.

Von den Deutschen

Von M. Kelchner

Wir haben es immer gewußt, daß wir im großen und ganzen im Auslande unbeliebt sind, und haben, je nach Temperament, darüber gejammert oder sorglos gelacht. Aber jetzt, da der Ernst des Augenblicks uns erschüttert, da wir im Bewußtsein sittlicher Kraft unsere Kultur verteidigen, fassen wir uns an die Stirn und fragen uns: was haben die Leute gegen uns? Die Antwort ist nicht leicht, auch für die nicht, die sich von uns wenden. Der Nationalcharakter — und diesem, nicht der Einzelpersönlichkeit gilt ja die Abneigung — ist eben etwas schier Unfaßbares. Es ist mit ihm wie mit einem Ährenfeld, in das der Wind fährt: die einzelne Ähre erzeugt kein hörbares Geräusch, aber die Gesamtheit singt eine eigene Melodie. Nicht jeder mag sie hören. Wenn jedoch der Wind sich zum Sturm erhebt und die Halme mit rauher Faust knickt, dann schreit sie zum Himmel und predigt ihren Sang auch denen, die nicht hören wollen.

Das ist der tiefe Sinn alles tragischen Geschehens: die Selbstoffenbarung in Leid und Tod. Der Krieg! Erschöpfen sich in ihm nicht die tragischen Möglichkeiten der Menschheit? Körperliche und seelische Qual bis zur Unerträglichkeit. Aber wie von Geisterhand entwirrt, lösen sich in ihm die Bande der Volksseele und leuchten plötzlich auf in ihren unsterblichen Werten. Ein Jubel ging durch unser Land, als das deutsche Wesen sich angesichts der äußersten Gefahr in voller Klarheit offenbarte, nachdem wir selbst bereits begonnen hatten, die Vergangenheit mit dem Spaten zu durchwühlen, um wenigstens seinen geheiligten Leichnam zu finden. Warum blieben aber die anderen Völker blind und taub gegen unseres Wesens Kern?

Der Deutsche stellt sich ihnen so dar: Rohheit gepaart mit grobkörniger Sentimentalität und Pedanterie in ästhetisch anfechtbarer Hülle. Wie kommen sie zu diesem Bilde? Dies Urteil geht nicht etwa mit psychologischem Verständnis von innen nach außen, sondern im Gegenteil, es nimmt an der Oberfläche seinen Angriffspunkt, ist also von vornherein nicht moralisch, sittlich wertend, sondern ästhetisch gefärbt. Hieraus erklärt sich zunächst die schiefe Richtung des Urteils uns Deutschen gegenüber, denn die äußere Form ist uns oft nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck, daher vernachlässigen wir sie leicht und haben auch in unserm Großmachtleben noch nicht für alles die uns gemäße Form gefunden. Das Schlimme dabei war, daß wir unter solchen

Umständen oft zu fremden, uns nicht angemessenen Formen greifen mußten, die dann grotesk wirkten. Ein augenfälliges Beispiel hierfür ist ja die Frauenkleidung. Die Tracht der zierlichen Französin paßt selbstverständlich nicht für den viel kraftvoller entwickelten Körper der Deutschen und wirkt daher auf ihn unedel, unvornehm. Es ist kennzeichnend für die Sachlage, daß wir für „Eleganz" und „Chic" gar keine deutschen Worte besitzen. So undeutsch ist das, was sie bezeichnen.

Wenn nun der gebildete Ausländer, der sich auf Grund der Kenntnis unserer Literatur, Kunst und Wissenschaft ein Bild von uns gemacht hat, das auch in seinen Augen der vornehmen Note nicht entbehrt, zu uns kommt und hier und da mangelnde Ausgeglichenheit der Form entdeckt, so führt das zu einer Enttäuschung. Nach einem Worte Nietzsches verzeiht man es aber einem Menschen — und das gilt auch für eine Nation — schwer, wenn man seinetwegen umlernen muß. Aus der Mißstimmung ergibt sich der Ausgangspunkt für die weitere Kritik. Da sie, wie erwähnt, ästhetisch orientiert ist, findet sie nicht mehr den Weg ins Positive.

Wer nicht zu uns ins Land kommt, lernt sein Urteil nach unseren Reisenden bilden. Wer reist bei uns? Der Wandertrieb ist bei uns stärker verbreitet als bei allen anderen Völkern. Wer nur die allernotwendigsten Mittel für eine Reise zusammenrafft, greift zum Wanderstab. Eine ganze Reihe unserer Handwerker und kleiner Angestellten kennt Norwegen und die Schweiz und liebäugelt mit der Riviera oder gar mit Ägypten. Wer von uns sie im Auslande trifft, freut sich an ihrer Empfänglichkeit für alles Schöne, vor allem in der Natur, und an ihrem oft verblüffend verständigen Urteil über die Menschen und Verhältnisse. Die Ausländer aber sehen nur den schlecht sitzenden Rock aus billigen Loden, die Spielhahnfeder auf dem verschlissenen Tirolerhut, das Wohlbehagen an fremdartigen Tafelfreuden und das Vergnügen am billigen Kauf kleiner Andenken. Es wäre interessant festzustellen, ob Angehörige der „vornehmen" englischen und französischen Nation der gleichen Gesellschaftsschichten, wenn sie in gleicher Zahl fremde Länder durchstreifen würden, einen „nobleren" Eindruck machten. Das Experiment ist leider unausführbar. Tatsache ist jedenfalls, daß gerade der äußere Schliff das Urteil des ausländischen Publikums bestimmt und daß der Schluß auf das innere Menschentum per analogiam erfolgt.

Nun kommt dazu, daß der Deutsche „grob" ist. Wir wollen gar nicht leugnen, daß wir eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Menschen unter uns haben, die „grob" werden können. Wir müssen aber, um gegen uns selbst gerecht zu sein, mit der psychologischen Sonde nach Beschaffenheit und Ursache unserer Grobheit forschen. Da müssen wir gleich die Grobheit aus Rüpelei, die aggressiv ist und aus innerem Drang „anrempelt", ausschalten, da sie bei uns höchstens in niederen Kneipen ihr Dasein fristet und Ausländern besserer Stände wohl schwerlich begegnet. Es bleibt die reaktive Grobheit,

die in unhöflicher Entgegnung ihren Ausdruck findet. Sie ist fast immer eine Äußerung des Zorns und der Zorn ist tatsächlich ein „deutscher" Affekt. Dies erklärt sich nicht etwa aus einer besonders leichten Anspruchsfähigkeit des Nervensystems, die dem Südländer in viel höherem Grade eigen ist als uns, sondern durch die sittliche Orientierung unserer Psyche. Wir reagieren nicht so sehr auf einen Ausspruch oder eine Handlung in ihrer oberflächlichen Bedeutung, sondern wir sehen gleich hinter die Kulissen, suchen die zugrundeliegenden Motive zu erfassen und werten sie vom Standpunkt der Moral. Deshalb kennen wir einen „heiligen Zorn", deshalb nehmen wir aber auch manches ernst, worüber leichtlebigere Völker hinweggleiten. Wir entrüsten uns und äußern mit Offenheit unsere Meinung — kurz wir werden grob. Besonders dem Engländer mag unsere Grobheit als Mangel an Selbstbeherrschung erscheinen und unsere innere Kultur in seinen Augen herabsetzen. Er sieht nicht die sittliche Unterlage unserer Grobheit, da er in seinen Wertungen viel mehr an der Oberfläche haftet. Die Verletzung der Form findet er unverzeihlich, da die Form ihm, wenn nicht alles, so doch beinahe alles ist. So wird uns denn ein Vorzug, die Innerlichkeit und Tiefe der Auffassung auch des Geringen, zum Verhängnis im Urteil der Fremden und uns bleibt nur der Trost, daß jeder Mensch und jedes Volk die Fehler seiner Tugenden in den Kauf nehmen muß. Freilich, wir können wohl danach trachten, uns im Zaum zu halten, aber nicht auf die Gefahr hin, uns in Maske und Form zu verlieren. Die kernige, mit Humor gewürzte Grobheit eines Luther oder eines Bismarck wird uns doch immer einen Zug unseres Wesens offenbaren, der uns nicht abhanden kommen soll.

Die Kehrseite einer anderen unserer Tugenden ist die vielgeschmähte Pedanterie, die den Ausländern — besonders wohl den Romanen und Slawen — auf die Nerven zu fallen pflegt. Es liegt auf der Hand, daß ihr Ordnungssinn und Pflichttreue, also Hingabe an eine Sache oder Aufgabe zugrunde liegen. Es ist natürlich, daß der kleine Geist, der eben dieser Sache oder Aufgabe nicht beherrschend gegenübersteht, sich an Äußerlichkeiten und Nebensächlichkeiten klammert, um sich dem eigenen Gewissen gegenüber rechtfertigen zu können. Daß unsere Nation an kleinen Geistern besonders reich ist, wird wohl niemand, der unseren Leistungen auf allen Gebieten einigermaßen unbefangen gegenübersteht, zu behaupten wagen; gibt es bei anderen Nationen weniger Pedanten als bei uns, so liegt es eben an der geringeren Gewissenhaftigkeit der Leute, an den geringeren Ansprüchen, die der einzelne an sich und seine Leistung stellt. Was aber unser Streben nach unbedingter Pflichterfüllung bedeutet, haben wir und wohl auch die Ausländer in dieser Kriegszeit erkannt. Daß dieser Geist die Selbständigkeit nicht tötet, haben unsere Soldaten bewiesen: der „Drill" vermochte ihnen von ihrer Urteilsfähigkeit im Felde nichts zu rauben. Das Gesetz, dem wir uns in innerer Überzeugung beugen, ist für uns nicht Preisgabe der Freiheit, nur Sklavennaturen bedeutet Freiheit

Ungebundenheit. Das Gesetz, die Unerbittlichkeit eines inneren formalen Antriebs, durchleuchtet aber unser ganzes Sein. Fundamental ist unsere Sprache, deutsches Satzgefüge ist ein Hallenbau: wir zerreißen das Prädikat, um die anderen Satzglieder in logischer Folge wie zwischen Säulen einzufügen. Die Präzision unseres Ausdrucks, die gerade Linie, auf der wir überall, auch im Denken, zum Ziele schreiten, bedeutet aber etwa dem Slawen Gewaltsamkeit. Er will gleiten, nicht scharf umbiegen: so schreibt er denn mit Vorliebe lose Meditationen, ornamental, in runden Schriftzeichen, wenn wir in eckigen Zügen haarscharfe Gedanken zu Papier bringen; so baut er Kuppeln, wenn bei uns Strebepfeiler und schlanke Türme gen Himmel weisen. Verständnislos hätte der Russe, wenn er in das ehrwürdige Königsberg an unserer Grenze eingezogen wäre, in der Stoa Kantiana über dem Grabe Kants, die für unser Volk nicht minder als für ihn charakteristischen Worte aus der „Kritik der praktischen Vernunft" gelesen:

„Der gestirnte Himmel über mir,
das moralische Gesetz in mir."

Männliche Kraft und Aristokratie des Geistes spricht als Erfüllung des Gesetzes aus der Seele unseres Volkes. Was uns für die Pflege dieser unserer Eigenart der „Militarismus" bedeutet, ahnen die Ausländer nicht von ferne. Sein tiefster Sinn liegt für uns im erzieherischen Moment. Er tötet nicht, sondern schafft die Freiheit, indem er das Volk bis zu seinem letzten Gliede mit der Idee des überindividuellen Wertes „Staat" erfüllt, die nur realisiert werden kann auf der Grundlage des moralischen Gesetzes in uns, dem Wesensausdruck der Vernunft.

Wenn wir in den bisher erwähnten Vorwürfen immer beobachten konnten, daß die positive Seite der bemängelten Charaktereigenschaften der Deutschen von unseren Gegnern geflissentlich übersehen wurde, so könnte man uns doch entgegenhalten, daß die bei Deutschen oft beobachtete leichte Aufgabe ihrer Nationalität im Auslande in jeder Weise gegen den Deutschen spricht. Offenbar ist das Deutschtum nicht so wertvoll, wenn es ohne weiteres preisgegeben wird, anderseits spricht daraus ein Mangel an Stolz, der besonders dem Engländer ganz unverständlich ist. Sehen wir näher zu, so ergibt sich, daß die sogenannte Aufgabe der Nationalität meistens rein äußerlicher Natur ist und nur für bestimmte Kategorien unserer Landsleute gilt. Ganz allgemein wird sie nahegelegt durch den oft dem Neide entspringenden Haß, der uns entgegengebracht wird und dem schwache Naturen nicht gewachsen sind. Es gibt aber auch hierfür einen Grund, der in einer Tugend wurzelt. Der Deutsche hat anerkanntermaßen viel Verständnis für fremdes Wesen, mehr als irgendein anderes Volk der Welt. Er bemüht sich in fremde Sprachen einzudringen, wobei er wiederum weniger Wert legt auf die Beherrschung der äußeren Form, worin ihm die Russen überlegen sind, als auf die Erfassung des inneren Baues und somit des Geistes der Sprache;

er durchforscht die Literatur, durchdenkt Sitten und Gebräuche des fremden Landes. Er gelangt zum Ziel — die Erfassung des fremden Wesens — vermöge eines psychischen Vorganges, den man als „Einfühlung" zu bezeichnen pflegt, d. h. er sucht das Objekt, dem er sich hingegeben hat, mit seinem ganzen Ich zu durchdringen. Es ist natürlich, daß er damit Gefahr läuft, seine ganze Persönlichkeit an das ihr ursprünglich Fremdartige zu verlieren, indem er in die Lage eines Schauspielers kommt, der sich so sehr in seine Rolle einlebt, daß er sein reales Ich darüber vergißt. Im allgemeinen kann man bei den Auslandsdeutschen die Beobachtung machen, daß sie ihre Nationalität um so weniger aufgeben, je bewußter sie leben, d. h. je mehr sie imstande sind, sich über ihr eigenes Erleben, über die Wurzeln ihrer eigenen Kultur Rechenschaft abzulegen. Die Vertreter „geistiger" Berufe neigen daher weniger dazu als z. B. Kaufleute. Diese sind in ihrem Deutschtum naturgemäß auch noch durch ein materielles Moment bedroht: sie verlassen die alte Heimat jung und arm, kommen im Auslande dank ihres Fleißes zu Wohlstand und verlieren im Genusse materieller Güter mehr oder weniger den Maßstab und den Sinn für das Ideelle. Es kommt hinzu, daß der deutsche Nationalcharakter nicht einheitlich und daher schwer auf eine Formel zu bringen ist, auch wegen seiner starken Innerlichkeit überhaupt schwer greifbar ist. Der Organismus unseres Reiches mit seinen vielen Staaten von ausgeprägter Eigenart spiegelt die Schwierigkeit, die gemeinsamen Züge „des Deutschen" zu erkennen. Aus der bayerischen derben Urwüchsigkeit und der verschlossenen, zurückhaltenden Art der Norddeutschen, läßt sich kaum die mittlere Proportionale ziehen: so schwankt das Bild im Geiste des Außenstehenden. Ihm fehlt der klare Umriß für den Vergleich mit dem Fremden. Der Reichtum individueller Mannigfaltigkeit, der aller unserer „Uniform" zum Trotz besteht, ist für den steuerlosen Geist eine Wirrnis, in der er sich nicht zurechtfindet und daher leicht in die einheitlichere Form fremder Völker hinübergleitet. Bei ihnen findet er mit geringer Schwierigkeit die Prägung für das praktische Leben. Wie einfach erscheint dem deutschen Nationalcharakter gegenüber z. B. der russische. Der Russe hat ein Wort, das wir nicht kennen und das sein Wesen treffend wiedergibt, es heißt in wörtlicher Übersetzung: „Seeleneinfachheit." Im Gegensatz zum Deutschen gleicht der Russe einem Instrument mit wenigen Saiten, daher ist ihm deutsche Art verschlossen — sie findet keinen Widerhall. Können wir uns darüber wundern, wenn wir uns selbst so oft ein Rätsel sind? Der neue Krieg wird hoffentlich nicht nur uns, sondern auch den anderen Nationen Klarheit über uns verschaffen, aber auch Klarheit über die anderen, mit denen wir in Fehde liegen. Schon heute sehen wir List und Tücke, die Kennzeichen der Sklavennatur, wo wir an menschliche Größe und Vornehmheit zu glauben bereit waren, und tierische Rohheit, wo Gutmütigkeit und Weichheit auf das Panier erhoben wird. Der Krieg ist Selbstoffenbarung, sagten wir.

Das englische Kapital im Auslande

Von Dr. Kreuzkam

Die britischen Kapitalanlagen in ausländischen Werten haben einen ganz gewaltigen Umfang angenommen. Wenn man die vom Londoner Economist veröffentlichten Zusammenstellungen als statistische Grundlage wählt, muß man sich immer vor Augen halten, daß in diesen Übersichten nur die offiziell zum Börsenhandel zugelassenen Werte verzeichnet sind und nicht die ebenfalls sehr hohen Beträge der in London nebenher gehandelten Werte. Die Ziffern des Economist sind also nur als Minimalziffern anzusehen, wenn auch anderseits zu berücksichtigen ist, daß auch viele nichtbritische Kapitalisten, vor allem deutsche, ihr Geld in denjenigen Werten anlegen, die in London amtlich und nichtamtlich gehandelt werden, an der Berliner Börse aber nicht zugelassen sind. Der Nennwert der an der Londoner Börse zugelassenen Papiere belief sich im Jahre 1909 auf mehr als 200 Milliarden Mark. Geht man die verschiedenen Kategorien durch, in die sich die gehandelten Werte teilen, so stellt sich das höchst auffällige Ergebnis heraus, daß diejenigen Kategorien, in denen die höchsten Werte gehandelt werden, ausländische Kapitalanlagen darstellen. Die Wertpapiergruppen, die jede für sich mehr als eine Milliarde Pfund Sterling umfassen, sind nämlich der Reihe nach folgende:

Ausländische Staats- und Gemeindeanleihen . . .	62	Milliarden Mark
Amerikanische Werte einschließlich Eisenbahnen . .	36	„ „
Britische Konsols, koloniale und städtische Anleihen .	33	„ „
Britische Eisenbahnen	24	„ „

Nimmt man noch hinzu, daß in auswärtigen Eisenbahnen fast 11 Milliarden Mark an der Londoner Börse offiziell gehandelt werden, so ergibt sich der überraschende Schluß, daß von den insgesamt rund 200 Milliarden Nennwerten beträchtlich mehr als die Hälfte auf ausländische Kapitalanlagen entfällt.

George Paish, einer der Herausgeber des Statist, hat im Jahre 1911 in der Royal Statistical Society einen Vortrag über britisches Kapital im Auslande gehalten, in dem er das Ergebnis seiner eingehenden Erhebungen über die Anlagen, die England in dem verflossenen Jahre in Indien, den britischen Kolonien und dem übrigen Auslande machte, bekannt gab. Der Statist, der das einschlägige statistische Material veröffentlicht, knüpft daran einige Folge-

rungen allgemeiner Natur, die, gleich den Endergebnissen, zu denen Mr. Paish gelangt, auch in außerbritischen Kreisen Anspruch auf Beachtung erheben dürften.

Die Gesamtsumme des Kapitals, das England anderen Völkern zur Verfügung gestellt hat, wird danach auf rund 3200 Millionen Pfund Sterling geschätzt, wozu noch das im Auslande untergebrachte englische Privatkapital in ungefährer Höhe von 300 Millionen Pfund Sterling kommt, so daß die Gesamtverschuldung des Auslandes an England auf 3500 Millionen Pfund Sterling zu veranschlagen ist. Das Einkommen, das England aus dem Besitze fremdländischer Renten- und Aktienwerte bezieht, beziffert sich auf 166 Millionen Pfund Sterling jährlich, ein Betrag, der mehr als ausreichend ist, um das Passivum der englischen Handelsbilanz wett zu machen.

Darin liegt jedoch noch nicht die ganze wirtschaftspolitische Bedeutung des englischen Kapitalguthabens im Auslande; die englischen Kapitalanlagen im Auslande haben vielmehr zur Förderung des Absatzes englischer Erzeugnisse im Auslande wesentlich beigetragen und tragen weiterhin dazu bei. England wird durch die Zinsenbezüge aus dem Auslande in die Lage versetzt, einen großen Teil seiner Nahrungsmittel- und Rohstoffeinfuhr damit zu bezahlen, und schließlich trägt das englische Kapital in nicht geringem Maße zur Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung vieler fremder Gebiete bei, deren Kaufkraft und Aufnahmefähigkeit für englische Industrieerzeugnisse auf diese Weise gehoben wird. Bemerkenswert und bezeichnend für die Wirtschaftslage in England ist es, daß die Anlagen englischen Kapitals im Auslande im Jahre 1910 die vorher noch in keinem Jahre erreichte Summe von 165 Millionen Pfund Sterling betrugen; im Jahre 1909 beliefen sie sich auf 160 und im Jahre 1908 auf 130 Millionen Pfund Sterling, so daß England in den in Rede stehenden drei Jahren nicht weniger als 455 Millionen Pfund Sterling im Auslande untergebracht hat.

Das Land, das vergleichsweise am meisten englisches Kapital in Anspruch genommen hat, sind die Vereinigten Staaten von Amerika, wo Großbritannien nicht weniger als 688 Millionen Pfund Sterling insgesamt angelegt hat, wovon nahezu 600 Millionen auf die amerikanischen Eisenbahnen entfallen. Auf Kuba sind 22,7 und auf den Philippinen 8,2 Millionen Pfund Sterling angelegt. Die englischen Gesamtanlagen in Kanada werden auf 373 Millionen Pfund Sterling veranschlagt; die Dominion nimmt alljährlich 30 bis 40 Millionen Pfund Sterling englischen Kapitals in Anspruch. In Australien hat England insgesamt 380 Millionen Pfund Sterling, in Südafrika 351 Millionen Pfund Sterling, in Westafrika 29,5 Millionen Pfund Sterling angelegt. Das in Indien und Ceylon investierte englische Kapital wird auf rund 365 Millionen Pfund Sterling angegeben. Auf die Straits Settlements und die Malayen-Staaten entfallen 22 Millionen Pfund Sterling und auf die übrigen britischen Besitzungen etwa 33 Millionen Pfund Sterling.

Die englischen Kapitalanlagen außerhalb der Kolonien und der Vereinigten Staaten betreffen zum größten Teil die südamerikanischen Staaten: britisches

Kapital ist in hervorragender Weise an argentinischen Bahnen, an Eisenbahnen und Bergbauunternehmungen in Mexiko, an Eisenbahnen und der Salpeterindustrie Chiles, an Eisenbahnen in Brasilien und Peru usw. beteiligt.

In Japan sind rund 64 Millionen Pfund Sterling englisches Kapital angelegt, wovon 36 Millionen auf Regierungs-(Kriegs-)Anleihen, 7 Millionen auf Kommunal- und 9 Millionen auf Eisenbahnanleihen entfallen. Das englische Kapital in China (26,8 Millionen Pfund Sterling) ist hauptsächlich chinesische Staatsschuld.

Der größte europäische Schuldner Englands ist Rußland mit 38 Millionen Pfund Sterling, wovon 8 Millionen auf Petroleumunternehmungen, 5 Millionen auf Bergbaubetriebe, 16 Millionen auf Regierungsanleihen für Eisenbahnen kommen; der Rest verteilt sich auf sich kleinere Posten. In der Türkei hat England 18 Millionen Pfund Sterling angelegt, vorzugsweise in Regierungsanleihen und in britischen Gesellschaften gehörigen Eisenbahnen. Das englische Kapital in Ägypten beträgt zusammen 44 Millionen Pfund Sterling: in Regierungsanleihen, Banken, Suez-Kanal usw.

In Spanien sind 19 Millionen Pfund Sterling vornehmlich im Bergbau und in Eisenbahnen investiert, in Italien 0,5 Millionen (Regierungsanleihen und Eisenbahnen).

In den übrigen europäischen Ländern hat sich das englische Kapital in verhältnismäßig geringem Maße betätigt:

Kolonien und Indien	Pfund Sterling
Kanada und Neufundland	372 541 000
Australischer Staatenbund	301 521 000
Neuseeland	78 529 000
Südafrika	351 368 000
Westafrika	29 498 000
Indien und Ceylon	365 399 000
Straits Settlements	22 037 000
Hongkong	3 104 000
Britisch-Nordborneo	5 131 000
Andere britische Besitzungen	25 024 000
Zusammen	1 554 152 000

Fremde Länder	Pfund Sterling
Vereinigte Staaten von Amerika	668 078 000
Kuba	22 700 000
Philippinen	8 202 000
Argentinien	269 808 000
Mexiko	87 334 000
Brasilien	94 440 000
Chile	46 375 000
Übertrag	1 196 937 000

Fremde Länder	Pfund Sterling
Übertrag	1 196 937 000
Uruguay	35 255 000
Verschiedene amerikanische Staaten	22 517 000
Rußland	38 388 000
Türkei	18 320 000
Ägypten	43 753 000
Spanien	18 808 000
Italien	11 513 000
Portugal	8 134 000
Frankreich	7 071 000
Deutschland	6 061 000
Verschiedene europäische Länder	36 319 000
Japan	53 705 000
China	26 809 000
Verschiedene fremde Länder	61 907 000
Zusammen	1 637 684 000
Insgesamt für Kolonien, Indien und übriges Ausland	3 191 836 000

Auf die fünf Weltteile verteilen sich die britischen Kapitalanlagen in runden Ziffern folgendermaßen:

	Pfund Sterling	Prozent
Amerika	1 700 000 000	53
Asien	500 000 000	16
Afrika	455 000 000	14
Australien	387 000 000	12
Europa	150 000 000	5

Diese Zahlen beziehen sich indes lediglich auf Renten und Aktien, nicht aber auf das sogenannte private Kapital, das in Grund und Boden, Hypotheken, Bankdepots, privaten Handels- und Industrieunternehmungen usw. investiert ist. Nach Abzug des fremden, in englischen Werten und Betrieben angelegten Kapitals, glaubt Mr. Paish noch einen Überschuß von weiteren 300 Millionen Pfund Sterling Privatkapitals im Auslande annehmen zu dürfen, so daß sich ein Gesamtbetrag von 3500 Millionen Pfund Sterling ergibt. Hervorzuheben ist ferner, daß die angegebenen Ziffern nicht den Marktwert der ausländischen Renten und Aktien in englischen Besitz darstellen, sondern lediglich das zur Zeit der Emission effektiv investierte Kapital. Der Statistik liegt der Emissionspreis der Effekten zugrunde, der in vielen Fällen natürlich ganz bedeutend vom heutigen Kurswerte abweicht. So erscheinen z. B. die in der Hauptsache im Besitze der englischen Regierung befindlichen Suez-Kanal-Aktien nur mit einem Nominalwerte von 3,5 Millionen Pfund Sterling, während ihr Marktwert nicht weniger als 38 Millionen Pfund Sterling beträgt. Auf der anderen Seite dürften freilich auch viele englische

Kapitalanlagen im Auslande sich als nicht rentabel erwiesen haben, was denn auch in dem Kursstande der betreffenden Papiere unter pari zum Ausdruck kommt. Im allgemeinen ist jedoch anzunehmen, daß der Wert der englischen Kapitalanlagen im Auslande heutzutage ein wesentlich höherer ist als zur Zeit der Emission, so daß die von Mr. Paish gefundenen Endziffern, bei denen ja doch mit einer gewissen Fehlergrenze zu rechnen ist, auf keinen Fall als zu hoch gegriffen anzusehen ist. Dasselbe gilt für die von Mr. Paish angegebenen Ertragsziffern, die auf der statistischen Bearbeitung aller im Auslande tätigen englischen Gesellschaften beruhen. In den letzten Jahren hat sich das Einkommen Englands aus seinen Kapitalanlagen im Auslande wesentlich gesteigert, da die Dividenden, namentlich der amerikanischen Werte, eine erhebliche Erhöhung erfahren haben.

Im Jahre 1910 wurden in London insgesamt Werte im Betrage von 189 Millionen Pfund Sterling für Indien, die Kolonien und das Ausland emittiert. Der europäische Kontinent beteiligte sich mit einem gewissen Anteil namentlich an den Subskriptionen für fremde Regierungsanleihen und amerikanische Eisenbahnwerte, den man nicht höher als auf 25 Millionen Pfund Sterling veranschlagt, so daß für das englische Kapital der Betrag von 165 Millionen Pfund Sterling für die ausländischen Investitionen übrig bleibt.

Die erwähnten 189 Millionen neuen Renten- und Aktienkapitals verteilen sich folgendermaßen:

	Pfund Sterling
Regierungsanleihen	38 009 131
Kommunalanleihen	11 261 214
Eisenbahnen	56 742 645
Banken	1 681 039
Kanäle und Docks	182 000
Verschiedene Handels- und Industrieunternehmungen	10 504 424
Elektrizitätswerke	3 102 726
Grund und Boden usw.	13 473 333
Gas und Wasser	102 500
Versicherungsgeschäft	246 000
Eisen und Stahl, Kohle	4 396 195
Minen	10 802 353
Motorbetrieb und Erzeugung	276 149
Öl (Petroleum)	10 588 086
Kautschuk	20 963 655
Tee und Kaffee	40 000
Telegraph und Telephone	2 637 500
Straßenbahnen	4 262 188
	189 151 137

Der Betrag von 165 Millionen Pfund Sterling, den England im Jahre 1910 im Auslande angelegt hat, stellt nur einen Teil der Ersparnisse dar, die die britische Bevölkerung gemacht hat. Weit größer ist das Kapital, das zu Neuanlagen in England selbst verwendet wurde. Der Statist schätzt die Ersparnisse des Landes im Jahre 1910 auf 350 Millionen Pfund Sterling, wovon 209 Millionen durch öffentliche Subskriptionen aufgebraucht wurden, während der Rest auf private Investitionen entfällt.

Aus den Kapitalanlagen im Auslande zieht Großbritannien Milliardengewinne, und diesen Gewinnen dankt es in erster Linie die britische Volkswirtschaft, daß sie ohne weiteres eine passive Handelsbilanz zu tragen vermag. Dieser volkswirtschaftliche Vorteil der ausländischen Kapitalanlagen liegt auf der Hand; nicht geringer ist der weltpolitische Vorteil, der England daraus erwächst, daß es sich in so gewaltigem Umfange andere Länder tributpflichtig macht und sich an der Wirtschaftserschließung fremder Länder beteiligt. Es ist aber leicht einzusehen, daß es sich dabei auch um eine für England bedenkliche wirtschaftliche Erscheinung handelt, denn das im Auslande Anlage suchende englische Kapital verringert den Lohnfonds in der englischen Industrie und es braucht daher nicht wunder zu nehmen, daß die enorme Zunahme der Summen, die als Anlagekapital aus England ins Ausland abfließen, in demselben Zeitraume vor sich geht, wo die Beschäftigungslosigkeit in England einen nie gekannten Umfang erreicht hat. Am bedenklichsten war es, daß man in England die Landwirtschaft fallen ließ, um Industrie und Handel zu fördern, und daß man es für vorteilhafter hielt, billigeres Getreide aus überseeischen Ländern zu beziehen und es mit Fabrikaten zu bezahlen. Die Landwirtschaft ist eben mehr als eine Quelle des Reichtums, sie ist für jedes Land eine Voraussetzung seiner wirtschaftlichen Selbständigkeit, für ein Inselland wie England geradezu eine Grundbedingung seiner politischen Sicherheit. Die Inselllage zeigt da ihre Kehrseite. England muß die Vernachlässigung, ja die Preisgabe seiner Landwirtschaft teuer bezahlen und dabei erkennen, daß die Sorge und die Sicherung seiner Volksernährung in Zukunft sich noch verschärfen und sein Geschick früher oder später bestimmen wird. Eine Niederlage zur See würde England in unabsehbare Gefahren stürzen.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Petersburg oder Petrograd?

In meinen Aufſätzen über Rußland verwende ich als Bezeichnung für ſeine Hauptſtadt teils den Namen St. Petersburg, teils Petrograd. Einmal abgeſehen von allem Politiſchen, laſſe ich mich dazu von philologiſcher Korrektheit leiten, deren Wert jeder hiſtoriſche Forſcher oft genug ſchätzen gelernt hat. Dinge, die vor der Kriegserklärung liegen und mit Rußlands Hauptſtadt im Zuſammenhange ſtehen, laſſe ich in „Petersburg“, Dinge, die nach dem Ausbruch des Krieges ſtattgefunden haben, in „Petrograd“ geſchehen.

Nun ſind den Grenzboten und auch anderen Organen, in denen ich von „Petrograd“ ſchrieb, ſo der Kölniſchen Zeitung, aus dem Leſerkreiſe zahlreiche Bemerkungen zugegangen, die im Grunde genommen in der Frage gipfelten, ob ich denn auch dazu beitragen wollte, die Erinnerung an die Leiſtungen des Deutſchtums, die doch in dem Namen Petersburg verkörpert iſt, ſo ſchnell als möglich auszulöſchen.

Das will ich ſelbſtverſtändlich nicht. Aber ich halte es doch für notwendig, wenigſtens für die Dauer des Krieges, überall da an der Bezeichnung Petrograd feſtzuhalten, wo es ſich darum handelt, Fragen zu erörtern, die ſeit dem Kriegsausbruch aktuell ſind. Denn Petrograd iſt nicht eine Unterdrückung jener Erinnerung an die Leiſtungen des Deutſchtums, ſie iſt in erſter Linie ein Kampfruf für alle Freunde des deutſchen Volkes in Rußland und für die geiſtigen Führer der Ruſſen, die einen Zuſammenhang mit Europa anſtreben und die Peter den Erſten gerade darum den Großen nennen, weil er mit Peters-

burg jenes Fenster nach Europa öffnete, durch das europäische, deutsche Kultur in Rußland einströmte. Die Umtaufe der Newastadt in Petrograd ist vielleicht eine der größten Torheiten, die die russische Regierung auf dem Gebiet der inneren Politik seit Jahren begangen hat. Denn sie zeigt deutlich den Russen im Innern, wie emsig die moskowitischen Halbasiaten in der Regierung, welchem Volksstamme sie auch ethnographisch zuzurechnen sein mögen, bemüht sind, das Fenster nach Europa zuzumauern und Rußland von der westlichen Kultur abzusperren. Der gebildete Russe, der hier in Deutschland aufgehalten worden ist, nennt die Reichshauptstadt weder Petersburg noch Petrograd, sondern „Retrograd", und ich kann mir wohl denken, daß diese Bezeichnung jetzt in Rußland selbst gang und gäbe ist.

Somit braucht sich auch niemand in Deutschland über die Taufe zu ärgern. Der Name Petrograd wird allmählich zum Schlagwort, mit dem unsere natürlichen Bundesgenossen im Innern Rußlands, eben die gebildeten Kreise des russischen Volkes, das Volk gegen ihre eigene Regierung aufrufen werden.

Ich bitte daher meine Leser, sich durch die Anwendung des Wortes Petrograd nicht stören zu lassen und die Grenzboten gewähren zu lassen.

George Cleinow

Militärgeographische Skizze der russischen Ostseeküste

Von Dr. Hans Praesent

Ueber der kriegerischen Tätigkeit unserer Flotte an der russischen Ostseeküste liegt der Schleier geheimnisvoller Ungewißheit. Die Presse mußte allerlei Gerüchte und scheinbar große Ereignisse in der ersten Augustwoche sofort dementieren, und seitdem konnte das Kriegstagebuch der Grenzboten außer der heldenmütigen wirksamen Beschießung des Kriegshafens Libau durch den kleinen Kreuzer „Augsburg" (2. August), dem Untergang des kleinen Kreuzers „Magdeburg" (26. August), der bei einem mutigen Vorstoß in den finnischen Meerbusen in der Nähe der Insel Odensholm im Nebel auf Grund geriet und den größten Teil der Besatzung unter übermächtigem feindlichen Feuer durch das Torpedoboot V 26 retten mußte und außer der Zerstörung des Panzerkreuzers „Pallada" (11. Oktober) nichts wesentliches von diesem Kriegsschauplatze vermelden. Das unvergleichlich schöne Kriegswetter ist nun rauhen und nassen Herbststürmen gewichen, den Vorboten des nahenden Winters. Und damit taucht ein neuer unangenehmer Bundesgenosse in diesem Kriegstheater auf, Kälte und Eis, das die russischen Häfen sperren wird. Sei es nun, daß unsere ostpreußische Armee weiter nach Nordosten rückt, oder daß wir noch vor Beginn des Winters von neuen Taten unserer Ostseeflotte hören, oder daß erst im nächsten Frühling ein Vorstoß auf Rußlands Hauptstadt unternommen werden soll, es wird sich lohnen, einen Blick auf die geographischen Verhältnisse der russischen Ostseeküste zu werfen und die strategische Bedeutung der einzelnen Küstenstrecken, wenigstens skizzenhaft zu erörtern.

Die russischen Ostseeprovinzen und Finnland unterscheiden sich nach ihrem ganzen länderkundlichen Habitus beträchtlich von dem kontinentalen Rußland. Sie bilden den russischen Anteil am Ostseegebiet, jener großen geographischen Einheit, die alle die unter dem direkten Einfluß der Ostsee stehenden Gestadeländer umfaßt. Ähnlich wie wir von dem Mittelmeergebiet als dem Sitz der klassischen und romanischen Kulturentwicklung zusammenfassend reden, so haben die Ostsee und ihre Küstenländer von jeher eine wichtige Rolle in der Entwicklung germanischer Kulturstaaten gespielt. Aber war die germanische Einheit vielleicht zur jüngeren Steinzeit und Bronzezeit, war der wirtschaftliche Zusammenschluß zur Hansazeit und war einst die Schwedenherrschaft im gesamten Ostsee-

gebiet nur eine vorübergehende Erscheinung, so berechtigt uns vielmehr das physisch-geographische Ereignis der Eiszeit, das die Oberflächen des ganzen Gebietes bestimmt hat, dazu, die Ostsee und ihre Randländer Finnland, die russischen Ostseeprovinzen, Norddeutschland, Dänemark und Schweden, als ein natürliches Landschaftsgebiet zu betrachten.

Die große Vereisung, die zur Diluvialzeit den ganzen Norden Europas bis an den Saum der deutschen Mittelgebirge und bis weit nach Innerrußland hinein bedeckte und deren physische Verhältnisse wir am besten mit dem Inlandeis vergleichen können, das den antarktischen Kontinent und Grönland noch heute überflutet, hat auch auf die Oberfläche der russischen Ostseeküstenländer gestaltend gewirkt. Wir können bei dem Riesengletscher der Vorzeit, der von dem skandinavischen Hochgebirge gen Süden und Osten ausstrahlte, ein Abtragungs- und ein Ablagerungsgebiet unterscheiden, wie bei den uns wohl bekannten Talgletschern der Alpen. Finnland, das dem Eiszentrum näher gelegen war, weist mehr die Formen der Abtragung auf, vom Eise rund abgeschliffene Kuppen und glatte Felsen und ähnelt im Landschaftsbilde der Umgebung von Stockholm und der mittelschwedischen Senke, die Ostseeprovinzen dagegen tragen als Ablagerungsprodukte des Eises eine mehr oder weniger mächtige Decke fruchtbaren Geschiebelehms, der das geologische Grundgerüst der Provinzen mehr oder weniger verhüllt und darin den norddeutschen Gebieten zu vergleichen ist. Das sind mit mannigfachen Übergängen die beiden Hauptformen der Oberflächengestaltung in dem langen russischen Ostseegestade, das vom 56. Breitenkreis aus unserem gemäßigten Klima bis fast an den Polarkreis reicht.

Doch wie viele interessante Einzelheiten und morphologische Probleme bieten sich dem Geographen, der diese Landstriche bereist! Um die verschiedenartigen Küstenstrecken, ihre strategische Bedeutung und die Lage der Häfen richtig zu erkennen, müssen wir zunächst einen Blick auf das Hinterland werfen. Geologisch gehört die nördliche Hälfte, also Finnland zu dem sogenannten baltischen Schilde. Diese Bezeichnung gab der kürzlich verstorbene Wiener Altmeister der Geologen, Eduard Sueß, den Überresten einer gewaltigen Urgebirgsmasse, die im Beginn des Altertums der Erdgeschichte zu einem hohen Gebirge im nördlichen Schweden, in Finnland, Lappland und der Halbinsel Kola aufragte. In Jahrmillionen wurde dieses Bergland durch die Wirkung der Atmosphärilien zu dem heutigen Flachland abgetragen und zu der seichten Wanne, die jetzt der bottnische Meerbusen füllt. Rings um dieses Gebiet liegen jüngere Schichten auf, flachgelagerte ältere paläozoische Sedimente des Kambrium und Silur, aus Sanden, Tonen und Kalksteinen bestehend, die dem Innern des Schildes einen Steilrand zukehren, den sogenannten Glint. Diese Glintlinie läßt sich deutlich von den Südufern des Ladogasees und des finnischen Meerbusens am nördlichen Gotland vorbei nach Schweden hinüber verfolgen. Wer von der Sumpfebene Petersburgs das Auge gen Süden wendet, erblickt die etwa 30 Meter hohe erste Stufe des Steilrandes, auf der die Schlösser Zarskoje Selo und Krassnoje Selo sowie die

berühmte Sternwarte von Pulkowo gelegen sind. Während also der Untergrund Finnlands aus steil aufgerichteten Urgesteinen, vorwaltend Gneiß, mächtigen Granitmassen und anderen alten Eruptivgesteinen und kristallinen Schiefern besteht, die zu einer flachwelligen Rumpffläche abgehobelt war, ehe die gestaltende Kraft des Eises die feineren Skulpturen im Gelände besorgte, sehen wir in den Ostseeprovinzen die von Norden nach Süden immer jünger werdenden, fast wagerecht gelagerten und meist ungestörten Schichten, die nach Deutschland zu allmählich in das zerstückelte mitteleuropäische Schollenland übergehen. Ein schmaler Küstenstreifen am finnischen Meerbusen besteht aus Kambrium, dann folgen südlich die Kalksteine des Unterssilur und die Dolomite des Obersilur auf der Höhe der Insel Ösel, dann bis Riga etwa die Sandsteine des Mitteldevon und ihre Dolomitabteilungen mit großen Gipslagern im Dünagebiet und Kurland, schließlich oberdevonische Sandsteine sowie Perm und Jurakalke bis zur deutschen Grenze hin. Alle diese Sedimentgruppen, über deren Ausdehnung und Mächtigkeit uns zahlreiche Tiefbohrungen belehren, sind meist ganz von den diluvialen Ablagerungen der Eiszeit verhüllt, denen diese Provinzen ihre Ackerkrume verdanken.

Will man im einzelnen natürliche Landschaften sondern, so kann man am besten in Zonen parallel dem Ostseegestade gliedern. In einer Entfernung von 300 bis 400 Kilometer vom Meere umschließt der westrussische Landrücken die russischen Ostseeprovinzen. Er bildet die Fortsetzung des verzwickten Endmoränengebiets der ostpreußischen Seenregion, die Hindenburgs kluge Berechnung zur Vernichtung der Russen benutzte. Dieser Rücken trägt auch bis zu den Waldaihöhen südlich des Ladogasees denselben Landschaftscharakter. Nur mäßig hoch, wenig über 300 Meter, wechseln dichtgedrängte Moränenzüge mit zahlreichen buntgestalteten Wasserflächen und mit dichten Wald- und Sumpfgebieten. Streckenweise bildet er die kontinentale Hauptwasserscheide, nur Düna und Njemen durchbrechen ihn. Westlich dieses Höhenrückens folgt nun zunächst ein breiter Tieflandsstreifen vom unteren Njemen über die Düna bis zum Ladogasee, vielleicht ein Urstromtal, das einst den Schmelzwässern des zurückweichenden Eisrandes zum Abfluß diente. Im Westen reihen sich nun die eigentlichen baltischen Provinzen an mit einer Reihe von Plateaustücken, die von breiten Niederungen unterbrochen werden. Am Südufer des finnischen Meerbusens erhebt sich die schon erwähnte, nur teilweise von Gletscherschutt bedeckte Tafel altpaläozoischen Gesteins. Besonders im Westen tritt sie dicht an die Küste heran, ist stark gebuchtet und von zahllosen Felsinselchen (Schären) begleitet, deren Klippen dem kleinen Kreuzer „Magdeburg“ so verhängnisvoll geworden waren. Die tiefe Senke des Peipussees teilt die Tafel in das westliche Estland und das östliche Ingermanland mit der Newaniederung. Die silurischen flachen Inseln Dagö, Ösel und Moon engen den Eingang zu der seichten Rigaer Bucht ein. Zwischen deren niedriger Küste und dem Peipussee dehnt sich Livland aus, ein welliges, von Gletscherschutt verhülltes Devonplateau, das in der „livländischen

Schweiz" bis zu 313 Meter Höhe erreicht. Im Süden Livlands mündet das tiefer eingegrabene Tal der Düna in weiter Niederung in die Rigaer Bucht. Kurland schließlich erhebt sich wieder zu einem fast 200 Meter hohen diluvialen Plateau.

Wie verschieden ist dagegen das Hinterland der finnischen Küsten. Hier entblößte das Inlandeis das feste Gestein von der vormaligen Verwitterungshülle, hier hobelte es, durch die Härteunterschiede der Gesteine lebhaft unterstützt, eine verwirrende Fülle von Tälern und flachen Becken aus, die große und kleine, vielgestaltige Seen zwischen rundlichen Kuppen und Rücken bergen. Das jugendliche Wassernetz mit den Stromschnellen und Wasserfälle bildenden Flüssen und den ruhigen Seen, die nicht weniger als 12 Prozent von Finnlands Fläche bedecken, die zahlreichen Sümpfe und Moore, die dazwischen gestreuten schmucken Siedelungen eines gebildeten und arbeitsamen Volkes, und nicht zuletzt die prächtigen Waldriesen der Tannen und Kiefern, zu denen sich an der Südküste noch Eiche, Linde und Ulme gesellen, bieten uns das zauberhafte, aber ernste Schönheitsbild der finnischen Landschaft. Freilich fehlt es auch hier nicht an den Ablagerungen des zurückweichenden Eises, die hier und da das Land lückenhaft bedecken. Da liegen Tone und Sande des Meeres, das gegen Ende der Eiszeit die tieferen Landesteile überflutete, da ziehen sich langgestreckte Osar hin, unter dem Eise in Schmelzwasserkanälen aufgehäufte Sandwälle in der Bewegungsrichtung des Gletschers, und die innere finnische Seenplatte begrenzt im Süden eine breite Schwelle, Salpau Selkä genannt, die zwei große Endmoränenwälle trägt. Es ist klar, daß in einer solchen Landschaft die fruchtbare Ackerkrume nur spärlich verbreitet ist.

Diese Betrachtungen haben den aufmerksamen Leser schon ahnen lassen, wie mannigfaltig nun die einzelnen Küstenstrecken beschaffen sein müssen. Am bottnischen Busen zieht sich im nördlichen Teil ein breiter Schwemmlandsstreifen mit vielen Sümpfen entlang, aus dem einzelne Kuppen des Grundgebirges aufragen. Die meist flache Küste ist daher sehr unregelmäßig durch Buchten und Vorsprünge gegliedert. Die Urgebirgsinselgruppe der Quarken, die nach Umea in Schweden weist, und die sie verbindende Eisdecke überschritt bekanntlich im März 1809 der russische General Barclay de Tolly mit einer Armeeabteilung, bis der Befehl zur Rückkehr seinen Einmarsch in Schweden verhinderte. Von Kristinestad an beginnt das Urgebirge die Küste zu bilden, und ein dichter Schärengürtel begleitet nun das West- und Südufer Finnlands. Dieses Gewirr von Inselchen entstand infolge des Untertauchens des von den Gletschern zu Rundbuckeln abgeschliffenen Landes. Es leuchtet ein, daß die Schiffahrt in diesen Gewässern trotz vorzüglicher Seekarten nicht ungefährlich ist. Den Hintergrund des finnischen Meerbusens, die Kronstädter Bucht, umsäumt Flachküste. Aus dem Ladogasee durchströmt sie die kurze, aber breite und tiefe Newa, auf deren teils sumpfigen, teils sandigen Deltainseln der eiserne Wille Peters des Großen eine Stadt entstehen ließ, deren heiliger und stolzer Name nunmehr in

Petrograd — Peterstadt zusammengeschrumpft ist (vgl. Heft 36, S. 376). Die Südküste des finnischen Meerbusens bis zum Kap Spithamn bildet der schon öfters erwähnte Steilrand des Kalksteinplateaus mit einer durchschnittlichen Höhe von 50 Metern; zahlreiche flache Buchten und ungezählte Inseln verdanken ihren Ursprung der vordringenden abradierenden Tätigkeit der Meereswogen, so daß auch an dieser Küstenstrecke die Schiffahrt nicht leicht ist. Denselben Charakter zeigt die Westküste Estlands mit den vorliegenden Inseln Dagö und Ösel, mit vielen Klippen und Untiefen. Aber auch die flachen, oft sumpfigen Küsten der Rigaer Bucht sind der Annäherung von Kriegsschiffen nicht günstig. Der niedrigen Ostküste von der Mündung der Düna an bis zur Bucht von Pernau sind Sandbänke vorgelagert. Die geschlängelte kurische Aa, sowie Strandseen und Moore begleiten beispielsweise den Rigaschen Strand mit den bekannten Bädern Majorenhof und Dubbeln. Das letzte Küstenstück vom Kap Domesnäs bis zur deutschen Grenze, das die offene Ostsee säumt, ist meist flach und von teilweise recht hohen Dünen besetzt. Wanderdünen haben zuweilen ganze Dörfer verschüttet. Sandbänke und Untiefen erschweren auch hier das Landen feindlicher Schiffe.

Um die strategische Bedeutung dieser Küsten vollständig und klar erfassen zu können, müssen wir noch die klimatischen Verhältnisse betrachten, die gerade hier wegen des Wintereises eine wichtige Rolle spielen. So müssen sie als ein gleichwertiger Faktor den morphologischen Betrachtungen folgen. Hier interessieren uns nur die Temperaturverhältnisse, über die ein Blick auf Isothermenkarten des Juli und Januar belehrt. Da Wasserflächen schwerer Wärme aufnehmen als Land, sie aber dann sehr viel energischer festzuhalten vermögen, kommt der Einfluß der Ostsee auf die Erwärmung der Küstenländer in den Herbst- und den ersten Wintermonaten im Verlauf der Isothermen deutlich zum Ausdruck. Sie zeigen alle einen auffälligen Knick nach Norden hin und selbst eine deutliche Biegung in die finnische und Rigaer Bucht hinein. Während beispielsweise die 0° Isotherme im südlichen Teil der Ostsee einen weiten Bogen nach Osten bis zum Meridian von Gotland beschreibt, an der deutschen Ostseeküste entlang läuft, und erst bei Lübeck das Festland betritt, zieht sich die — 5° Isotherme von Christiania durch Mittelschweden hoch in den bottnischen Meerbusen bis zu den Quarkeninseln hinauf und läuft dann an der Küste von Finnland und des Rigaschen Meerbusen entlang nach Süden. So hat der Zug der Isothermen, der ja theoretisch den Breitenkreisen folgen sollte, durch den erwärmenden Einfluß der Ostsee im Winter eine Anordnung in nordsüdlicher Richtung. Im Frühjahr und Sommer ist es umgekehrt. Besonders im Frühling wirkt die schließlich doch eintretende starke Abkühlung des Ostseewassers sehr verzögernd auf die Vegetationsentfaltung, und der Winter zeigt oft Rückfälle. Die Isothermen lassen im Juli starke Ausbiegungen nach Süden erkennen. Die 16° Isotherme geht z. B. von Stockholm über Gotland bis zum 55° hinunter, um dann wieder mit einem Knick in den finnischen

Meerbusen hinein an Finnlands Westküste hinaufzusteigen. Dabei ist also eine deutliche Abkühlung wahrzunehmen. Folgende Werte zeigen einige Durchschnittstemperaturen des kältesten Monats und zugleich den mildernden Einfluß der offenen Ostseestationen: Haparanda (66°) — 11,8°; Petersburg (60°) — 9,3°; Helsingfors (60°) — 7,1°; Mariehamn (Alands-Inseln 60°) — 4,3°; Stockholm (60°) — 3,3°; Wisby (Gotland $57^1/_2$°) — 1,2°; Königsberg i. Pr. ($54^3/_4$°) — 2,7°. Die Wintertemperatur ist also in dem 3° nördlicher gelegenen Wisby um 1,5° höher als in Königsberg.

Von der jeweiligen Lufttemperatur hängen die Eisverhältnisse ab. Zwei Quellen kommen dafür in Betracht; erstens das durch Gefrieren des Meerwassers selbst entstehende Eis und zweitens das aus den Flüssen hineingelangende, das dann wieder zusammenfrieren kann. Die Eisbildung im Meerwasser ist vom Salzgehalte desselben abhängig. Je salzreicher das Wasser ist, desto schwerer gefriert es und eine desto tiefere Temperatur ist dazu nötig; während der mittlere Salzgehalt unserer Ozeane 35 Promille beträgt, nimmt er in der Ostsee nach innen zu rasch ab. Im Kattegatt beträgt er noch 15 bis 20 Promille, bei Rügen 8 Promille, auf der Höhe von Stockholm 6 Promille und im Hintergrunde des bottnischen und finnischen Meerbusens nur noch 0 bis 3 Promille. Diese starke Abnahme ist durch die geringe Verdunstung und durch die reichliche Zufuhr von süßem Flußwasser leicht erklärlich — umgekehrt liegen bekanntlich die Verhältnisse beim Mittelmeer, weshalb dort der Salzgehalt bis etwa 37 Promille steigt. An den russischen Gestaden kann es also sehr leicht zur Eisbildung kommen. Außerdem frieren die Flüsse ziemlich regelmäßig jedes Jahr zu. An der deutschen Ostseeküste erfolgt das Zufrieren im Mittel etwa im Januar. Die russischen Häfen nördlich von Riga sind dagegen bereits am 1. Dezember meist geschlossen. In Finnland gefrieren die Flüsse um den 20. November und im nördlichen Teil des bottnischen Meerbusens etwa am 1. November. Auch die Zeit des Aufganges der Flüsse verschiebt sich sehr von Süden nach Norden. Im März sind die deutschen Häfen in der Regel wieder eisfrei, die am finnischen Meerbusen gelegenen im April und die innersten Teile des bottnischen Meerbusens erst im letzten Drittel des Mai, so daß sich hier die Eisbedeckung über vier bis fünf Monate erstrecken kann. Unter gewöhnlichen Verhältnissen friert nur ein Streifen an der Küste zu, während die tieferen Teile des finnischen Meerbusens und der Ostsee offen bleiben und nur zeitweise von Treibeismassen gekreuzt werden. Es ist eine sehr seltene Ausnahme, wenn die ganze Ostsee, besonders im Süden zufriert; aus dem Mittelalter werden uns Angaben über einige Jahre überliefert, in denen man von Stralsund nach Dänemark zu Fuß gehen konnte. Es leuchtet ein, daß der südlichste Hafen Libau die günstigsten Eisverhältnisse aufweist, er friert nur selten ganz zu, aber auch die Nordwestecke von Estland wird lebhaft von der offenen Ostsee bespült und ihr Hafen Baltisch Port bleibt etwas länger eisfrei als Reval oder gar Kronstadt, dessen Hafen im Durchschnitt vom 13. November bis zum 9. April verschlossen sein soll.

Auch die abgeschlossene Rigaer Bucht ist im Winter auf weite Strecken hin mit Eis bedeckt und ihre engen Zugänge sind oftmals durch Eisstauungen gesperrt.

Derartig sind die topographischen und klimatischen Verhältnisse an der Ostseeküste, an der die russische Wehrmacht das Hinterland zu schützen hat. Lange Zeit grenzte Rußland nur am nördlichen Eismeer an die offene See. Wir finden daher das unausgesetzte Bestreben der russischen Fürsten, den Handel mit Westeuropa an diesen unwirtlichen Küsten zu beleben. Aber bei der Natur des Meeres, das nur vom Juni bis September völlig eisfrei zu sein pflegt, hatten diese Unternehmungen einen sehr beschränkten Erfolg. Erst Peter der Große eröffnete seinem Volke die günstigere Ostseeküste, indem er mit der Gründung St. Petersburgs 1703 „den Durchbruch eines Fensters nach Europa" schuf, und die Entwicklung seiner Hauptstadt hat den Scharfblick des großen Zaren glänzend bestätigt. Seit dieser Zeit besteht also erst eine russische Ostseepolitik und die Notwendigkeit, die neugeschaffenen Handelsstützpunkte zu schützen. Es ist hier nicht der Ort, auf die überaus wechselvolle Geschichte dieser Politik im einzelnen einzugehen, aber es ist merkwürdig zu sehen, wie noch bis in die letzten Jahre hinein die Vorschläge für die Anlage neuer Kriegshäfen und Befestigungen geschwankt haben.

Nur der unmittelbare Schutz der neuen Hauptstadt war von Anbeginn notwendig, wie die inmitten der Stadt am rechten Newaufer gelegene, jetzt allerdings bedeutungslose Peter Paulsfestung zeigt, und auch Kronstadt, das in selten günstiger Inselage den nach Petersburg hineinführenden Seekanal schützt, verdankt schon dem genialen Blicke Peters des Großen seine Entstehung, mußte er doch auf jede Weise seiner Neuschöpfung gegen die ihm damals überlegenen Seemächte der Ostsee die nötige Sicherheit zu geben versuchen. Da die Russen scheinbar einen Landangriff auf ihre Hauptstadt nicht fürchten, so haben alle russischen Kaiser nur zur Verstärkung und Erweiterung der Kronstädter Anlagen beigetragen. Es überspannt heute 25 Kilometer westlich der Hauptstadt ein enger Kranz von Forts und Batterien den finnischen Meerbusen, der im Süden bei Oranienbaum ansetzt, über Kronstadt auf der Insel Kotlin als am stärksten armierter Mittelpunkt nach dem Kap Lissij Noß hinüberführt und aus dreißig einzelnen Werken, die teilweise im Meere selbst errichtet sind, besteht. Die neuen Befestigungen stammen teils aus der Zeit Kaiser Nikolaus des Ersten, teils wurden sie 1856 bis 1871 nach den Plänen Todtlebens angelegt, ein starker, nach russischem Urteil unüberwindlicher Schutz, und mit dem Kriegshafen in Kronstadt selbst mit Werften und Docks eine vorzügliche Basis für das baltische Geschwader.

Wenn wir von den alten vorgeschobenen Forts von Wiborg absehen, die den Landweg von Finnland auf Petersburg sperren sollen, haben eine ähnliche Aufgabe, nämlich den Schutz von Großstädten, die Festungen Sveaborg und Dünamünde. Sveaborg, der finnischen Hauptstadt Helsingfors vorgelagert, ist bestimmt, diese zu schützen sowie einen in den finnischen Meerbusen vorstoßenden

Angreifer in der Flanke zu bedrohen. Die Festung liegt auf sieben, durch Brücken verbundenen Inseln, die den Eingang in die Bucht von Helsingfors beherrschen und ist nach dem mißglückten Angriff der englisch-französischen Flotte 1855 sehr verstärkt worden.

Dünamünde, amtlich Ust-Dwinsk genannt, verteidigt als Küstenfort an der Mündung der Düna in die Rigaer Bucht die etwa 12 Kilometer stromaufwärts gelegene wichtige Handelsstadt Riga, doch scheinen diese Forts keine große Bedeutung zu haben.

Aber alle diese Häfen leiden an einer mehr oder weniger langen Eissperre im Winter. Der Wunsch Rußlands, einen möglichst eisfreien Ostseehafen zu besitzen, ist so alt wie die russische Flotte. Das Bedürfnis trat immer schärfer im Laufe der Zeit hervor, die Ostseeflotte war zum lokalen passiven Küstenschutz verdammt und mußte noch im Krimkriege sich gegen das vereinigte englisch-französische Geschwader auf die allerengste Verteidigung der Küstenplätze beschränken, wodurch viele Geschütze und Truppen vom Hauptkriegsschauplatze ferngehalten wurden. Schon Peter der Große empfand den Mangel und nahm Baltisch Port an der von ihm erworbenen Nordwestküste Estlands als Hauptkriegshafen in Aussicht. Er wurde auch von ihm und Katharina der Zweiten mit großen Hafenbauten und einigen Befestigungen ausgestattet, aber merkwürdigerweise kam er nicht recht zur Entwicklung und man ließ ihn trotz seiner von der Natur so begünstigten Lage verfallen.

Dann richtete sich der Blick auf Libau. Als das Projekt dieses Kriegshafens 1890 festere Gestalt annahm, fand es in der Militärliteratur lebhaften Widerhall und wirbelte sogar in unserer Tagespresse erheblich Staub auf, da man darin eine deutliche Bedrohung Deutschlands erkennen wollte. Große Wellenbrecher und Molen, die den an der flachen, von Sandbänken begleiteten Dünenküste liegenden Hafen vor der Versandung schützen sollten, wurden bereits 1893 feierlich eingeweiht. Während der Vorhafen für große Schlachtschiffe bestimmt war, wurden nördlich der Stadt Bassins für die Kreuzer- und Torpedoflotte ausgehoben und Befestigungen angelegt, aber es scheint, daß auch dieser „Kaiser Alexander der Dritte Kriegshafen" genannte Stützpunkt nicht völlig befriedigte, wohl aus der Erwägung heraus, daß er deutschen Überfällen zu leicht ausgesetzt und mit seiner offenen Reede und künstlichen Hafenbecken taktisch nicht günstig gelegen sei. Man las sogar von einer Auflassung des Hafens und er hat scheinbar nur noch für Torpedoboote eine Rolle gespielt, so daß die kurze Beschießung unseres kleinen Kreuzers „Augsburg" genügte, ihn in Brand zu setzen.

Neuerdings wurde die Aufmerksamkeit wieder auf die Küsten des finnischen Meerbusens gelenkt. 1909 bereiste eine Kommission von Militäringenieuren die Küste zwischen Petersburg und Wiborg, um geeignete Punkte für Befestigungen zu suchen, die die Wirkungssphäre von Kronstadt und damit den Schutz der Hauptstadt unterstützen könnten. Aber das Hauptinteresse der russischen Marinepolitik wandte sich wieder dem Eingang zum finnischen Meerbusen zu, wo ge-

waltigen Projekten zufolge das Gebiet von Reval über die Insel Nargö hinüber nach dem finnischen Vorgebirge Porkala in ein einziges Sperrfestungsgebiet verwandelt werden sollte. Reval, das ja neben Baltisch Port verhältnismäßig lange eisfrei bleibt und durch die modernen großen Eisbrecher unter günstigen Umständen den ganzen Winter hindurch offen gehalten werden kann, soll als Hauptkriegshafen mit wichtigen Werften ausgebaut werden. Gegen 200 Millionen Mark sind für diesen großzügigen Plan bewilligt worden. Der neue Stützpunkt erhält als Festung wie als Hafen den Namen „Kaiser Peter der Große". Die Befestigungen werden imstande sein, einen großen Teil der hier nur 40 Kilometer breiten Meerenge mit ihren Geschützen zu bestreichen und sie im Verein mit der schwimmenden Verteidigung zu sperren. Da auch der Hafen Sveaborg—Helsingfors weiter ausgebaut werden soll, wird die russische Flotte an der engsten Stelle des finnischen Meerbusens einen Stützpunkt im Norden und im Süden besitzen und so seine Einfahrt bequem decken können. Wie weit diese Pläne schon verwirklicht waren, entzieht sich bei der strengen russischen Zensur seit 1913 natürlich unserer Kenntnis. Vermutlich hatten die Russen bei dem weit vorgeschobenen finnischen Hafen Hangö mit den Vorbereitungen schon begonnen, da sie diesen Hafen, wie in der ersten Kriegswoche bekannt wurde, eiligst selbst wieder zerstört haben sollen.

Es ist bekannt, daß die russische Marinepolitik im Gegensatz zu früheren Jahren, jetzt die Ostsee als das für sie seestrategisch wichtigste Meer betrachtet und entschlossen ist, die Hauptmacht der Streitkräfte an dieser Stelle zusammenzuziehen. Die starke Flotte, die sie sich hier zu schaffen im Begriff steht, versprach, bald ein wichtiges politisches Machtmittel zu werden. Nach den Angaben des kurz vor dem Kriege erschienenen „Nauticus 1914" bestand die baltische Flotte aus 5 Linienschiffen, 6 Panzerkreuzern, 6 geschützten Kreuzern, 77 großen und 13 kleinen Torpedobooten und 20 Unterseebooten. Im Bau sind jedoch 4 Linienschiffe der Gangut-Klasse, die dieses Jahr in Dienst treten sollten, 4 Panzerkreuzer der Nawarin-Klasse für 1916, ferner 6 geschützte Kreuzer, 36 große Torpedoboote und 19 Unterseeboote.

So ist Rußland in Staats- und zum Teil neuen Privatwerften in letzter Zeit fieberhaft tätig gewesen, das im Jahre 1912 bewilligte Flottenvermehrungsgesetz, das unter dem Namen „Kleines Schiffbauprogramm" bekannt wurde, zu erledigen, aber auch den Vorbereitungen zu Lande, den Verkehrswegen schenkte es erhöhte Aufmerksamkeit. Eine wichtige Bahnlinie läuft längs der Südküste des finnischen Meerbusens von Petersburg über Gatschino, Reval nach Baltisch Port bzw. Hapsal. Von Reval führen südlich Verbindungen nach Pernau und Riga und von hier aus weiter nach Windau und Libau. So ist die Möglichkeit von Truppenverschiebungen längs der Küste zu den wichtigsten Häfen und landeinwärts gegeben, wenn auch die Leistungsfähigkeit der meist nur eingleisigen Strecken nicht allzuhoch anzuschlagen ist. Die Bahn längs des finnischen Busens dürfte übrigens leicht Zerstörungen durch ausgeschiffte feindliche Truppen

ausgesetzt sein. Von neuen Bahnprojekten erwähne ich nur die direkte Linie Moskau—Reval, die südlich des Ilmensees und nördlich des Peipussees vorbeiführt, um einerseits den strategisch wichtigen Nordwesten Estlands rasch aus Innerrußland zu erreichen, anderseits die stark besetzte Strecke Moskau—Petersburg zu entlasten.

Finnland, die Landbrücke zwischen Rußland und Skandinavien ist seit seiner Erwerbung 1809 das Sorgenkind der russischen Politik gewesen. Es mußte bisher ihr möglichstes Bestreben sein, dieses vor den Toren ihrer Hauptstadt gelegene, kulturell viel weiter entwickelte und oft feindselig gesinnte Staatsgebilde zu russifizieren. Die äußere Politik Rußlands erstrebte schon oft einen eisfreien Hafen an Norwegens Westküste, und so sind die militärischen Maßnahmen in Finnland ganz auf einen Zusammenstoß mit den skandinavischen Mächten abgestimmt. Ein Schienenstrang läuft in einiger Entfernung vom Meere von Petersburg über Wiborg—Rühimäki—Tammerfors—Uleaborg nach Tornea, wo er seine Fortsetzung auf schwedischem Boden findet. Ihn verbinden acht Eisenbahnlinien mit den wichtigsten Küstenplätzen, und weitere gehen nach dem Innern des Landes, und die offensichtlich gegen die schwedische Grenze gerichteten Pläne zweier neuer strategischer Bahnen durch Finnland sind wohl geeignet, in Schweden ernste Besorgnisse zu wecken.

Fassen wir kurz zusammen! Die russischen Ostseeprovinzen können recht gut der Schauplatz selbständiger Operationen werden, wenn die deutsche Ostseeflotte ihre maritime Übermacht in den baltischen Gewässern dazu benutzen wird, sich der Hauptstadt zu bemächtigen oder auch nur eine Scheinunternehmung gegen sie in Szene zu setzen, um starke russische Kräfte von Polen fernzuhalten. Sie vermag aber auch die rückwärtigen Verbindungen der Russen arg zu stören. Zu Hilfe dürfte ihr dabei die gleichgültige, oder eher freundlich gesinnte, allem russischen Wesen abholde Bevölkerung kommen, den Russen dagegen wird, wie in vielen Gebieten ihres weiten Reiches, die Natur selbst die Verteidigung erleichtern. Das Innere Finnlands kommt für unseren Krieg kaum in Betracht, doch ist es immerhin möglich, daß wir an der Südküste Finnlands Truppen landen könnten, um Petersburg von der Nordseite her zu bedrohen oder auch nur, um einen ansehnlichen Teil russischer Streitkräfte hier zu binden. Die finnischen Eisenbahnen und die verzweigten Seengebiete können nur gegen Schweden eine Rolle spielen. Vielleicht kommen wir in einem späteren Aufsatze auf die schwedisch-russische Politik und die geographischen Verhältnisse der Nordgrenze Rußlands zurück.

Die wichtigste Literatur. Die Geographie Finnlands und der russischen Ostseeprovinzen findet man in den allgemeinen Handbüchern über Rußland behandelt, die ich im Anhange zu dem Aufsatz „Russisch Polen als Kriegsschauplatz" (Heft 37, S. 398) zusammengestellt habe. Über die Lage zum gesamten Ostseegebiet unterrichtet vortrefflich das liebenswürdige Büchlein des Professors der Geographie in Basel Gustav Braun (Das Ostseegebiet. Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt Nr. 367, Leipzig, B. G. Teubner 1912).

Jeder, der sich in irgendeiner Beziehung mit Finnland beschäftigen will, vermag reiches Material zu schöpfen aus der Neuauflage des „Atlas de Finlande 1910" (55 große Karten verschiedener Darstellungen zur Landeskunde), den die geographische Gesellschaft in Helsingfors mit zwei dicken Textbänden (Fennia, Bull. de la Soc. de Géogr. de Finlande, XXX, I und II, 1910/11) herausgab, ein glänzendes Zeugnis für den wissenschaftlichen Geist in der finnischen Hauptstadt. Nur wenige Staaten können ihm ein ähnliches geographisches Werk zur Seite stellen. Auch die Hydrographie der finnischen Küstengewässer fand neuerdings eifrige Pflege. Hugo Karsten stellte kürzlich „Untersuchungen über die Eisverhältnisse im finnischen Meerbusen und im nördlichen Teile der Ostsee an (I. Beobachtungen während der Winter 1897 bis 1902. Finnländische hydrographisch-biologische Untersuchungen, Nr. 6, Helsingfors 1911).

Die Geographie der russischen Ostseeprovinzen stellte zuletzt K. R. Kupfer mit mehreren Mitarbeitern zusammen (Baltische Landeskunde, Riga 1910/11, mit Atlas).

Eine erste zusammenfassende militärgeographische Studie über „Die Küsten und Häfen des russischen Reiches in Europa und dem Kaukasus mit Rücksicht auf die Landesverteidigung" verdanken wir dem bekannten Militärschriftsteller C. von Zepelin (Berlin, A. Bath 1896; auch in den „Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine", 97. Bd., 1895, S. 184 bis 209, 293 bis 322). Die neueste „Kurze militärgeographische Beschreibung Rußlands" von Hauptmann L. Schmidt (Berlin, Zuckschwerdt u. Co. 1913) sei auch hier genannt. Über den „Ausbau der russischen Seehandelshäfen", den wir nicht weiter berücksichtigt haben, schrieb A. Pabst kürzlich einen Aufsatz (Weltverkehr und Weltwirtschaft, 4. Jahrg., 1914/15, S. 130 bis 136). Als ein Beispiel dafür, daß Offiziere sich nicht mit Militärgeographie befassen sollten, ohne vorher eine gründliche Ausbildung in moderner Geographie gewonnen zu haben, erwähne ich das Heft von dem K. u. K. Obersten Ritter von Ursyn-Pruszynski: Finnland. Eine militärgeographische Studie (Teschen, A. Prochaska 1910). Nicht ohne Erstaunen erfährt man darin u. a., daß „die vulkanische Hebung des Grundes im finnischen Meerbusen pro Jahrhundert 4 Meter beträgt" und daß die Südabhänge Finnlands „eine mit Vulkanen (gemeint sind wohl alte Eruptivgesteine) und knorpelförmigen Höhen besäte wellige Ebene" darstellen.

Die Pläne für den neuen Kriegshafen Libau behandeln u. a. ein Anonymus (Libau und die russische Marine, Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine, Bd. 98, 1896, I, S. 336 bis 343, im wesentlichen nach der „Marinerundschau 1896") sowie R. G. K. (Rußlands Ostseehäfen unter besonderer Berücksichtigung des neuen Kriegshafens von Libau, Kolberg, Rud. Knobloch, 1897). Über die neuesten Befestigungen am und im finnischen Meerbusen und über den Kriegshafen Reval findet sich u. a. folgende Literatur: Internationale Revue über die gesamten Armeen und Flotten, 27. Jahrg., 1907, S. 423 und 424. — Militärwochenblatt 1911. Nr. 36. — Petermanns Geographische Mitteilungen 1914, I, S. 173 und 174. — Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine, August 1914, S. 197. „Die geplante Bahn Moskau—Reval" beleuchtete R. Graf von Pfeil (Weltverkehr und Weltwirtschaft, 1. Jahrg. 1911/12, S. 110 bis 112). Die neuesten Angaben über die russische Marine, Flottengesetze, Neubauten, Marinepolitik usw. bieten die letzten Jahrgänge des „Nauticus, Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen," Berlin.

Die Einigung Europas durch den Geist

Ein Traum Goethes und des deutschen Idealismus

Von Dr. W. Warstat

Der Weltkrieg, der jetzt tobt, kann mit vielem Rechte der deutsch-englische Krieg genannt werden. Denn durch englische Treibereien gegen Deutschland ist er entbrannt, als Englands Vasallen marschieren die Völker Europas gegen die beiden deutschen Bruderreiche, und letzten Endes soll in ihm die Frage gelöst werden, ob Deutschland oder England in Zukunft die führende Rolle in der Welt spielen solle.

Jahrzehntelang vorher schon hat die Ahnung dieses kommenden gewaltigen Ringens zwischen England und Deutschland wie eine drückende Last auf uns gelegen, aber immer wieder und wieder hat sich der deutsche Idealismus mit einem schönen Traum, mit einem schönen Trugbilde über dieses bange Ahnen hinwegzuhelfen gesucht. Immer wieder hat ein unverwüstlicher deutscher Idealismus sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß es dem Geiste gelingen möge, die Kluft zwischen den beiden doch stammverwandten Völkern zu überbrücken und daß eine geistige Verständigung, eine kulturelle Annäherung die immer stärker werdenden politischen und wirtschaftlichen Gegensätze zwischen diesen beiden Nationen nicht nur, sondern auch zwischen allen Völkern überhaupt, ausgleichen könne und werde.

Diese Lieblingsidee des Pazifismus, und zwar des deutschen Pazifismus im besonderen, diese Idee, daß die allgemeine geistige Kultur hinüberwirken werde auf das politisch-wirtschaftliche Gebiet, ist schon die Lieblingsidee eines Mannes gewesen, der wie kein anderer als Vertreter des geistigen Deutschland mit all seinen Licht- und Schattenseiten angesehen werden muß, nämlich Goethes.

Im Jahre 1824 schrieb ein junger englischer Gelehrter, dessen Name später auch in Deutschland sich einen guten Klang erworben hat, zum ersten Male an den hohen Greis in Weimar, an ihn, „das geheimnisvolle Wesen, dessen Name seit dem Knabenalter wie eine Art Zauberwort seine Phantasie

durchströmt hatte". Der junge Gelehrte war Thomas Carlyle, und er übersandte damals dem Weimarer Altmeister seine englische Übersetzung von Wilhelm Meisters Lehrjahren (Wilhelm Meisters Apprenticeship, 3 Bände, Edinburg 1824). Im Jahre 1827 übersandte Carlyle dann mit einem zweiten Briefe auch sein „Leben Schillers" (Life of Schiller, London 1825) und seine „Proben deutscher Romane" (German Romance, 4 Bände, Edinburg 1827) an Goethe. Im vierten Bande dieses letzten Werkes befand sich die Übersetzung von Wilhelm Meisters Wanderjahren.

Goethe schätzte die geistige Bedeutung seines jungen englischen Verehrers richtig ein und erkannte auch die Bedeutung, die die Tätigkeit eines solchen Übersetzers für den geistigen Austausch und dadurch für die kulturelle Annäherung zwischen zwei Völkern wie das englische und das deutsche haben muß. Es ist nach seiner Überzeugung eben jeder Übersetzer so anzusehen, „daß er sich als Vermittler dieses allgemein geistigen Handels bemüht und den Wechseltausch zu befördern sich zum Geschäft macht".

Daher entwickelt der Weimarer Altmeister in dem Briefwechsel, der sich nun im Anschluß an Carlyles Sendungen zwischen ihnen entspinnt, dem Engländer seine Ansichten über die geistige Annäherung der Nationen, zunächst Englands und Deutschlands, und deren Bedeutung für den Weltfrieden in einer Ausführlichkeit, wie kaum irgendwo anders.

Er nähert sich dabei der Idee der Kulturgemeinschaft und des Weltfriedens als echtes Kind seines Zeitalters, dem realpolitische Gesichtspunkte hinter den idealphilosophischen zurücktraten, von der künstlerisch-literarischen Seite her. Er findet, daß „das Bestreben der besten Dichter und ästhetischen Schriftsteller aller Nationen schon seit geraumer Zeit auf das allgemein Menschliche gerichtet" sei, und er zögert zwar noch, daran die Hoffnung zu knüpfen, „daß ein allgemeiner Friede dadurch sich einleiten werde", wohl aber erwartet er, „daß der unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grausam, der Sieg weniger übermütig". Ja, der Weimarer Künstler-Idealist geht so weit, daß er sich ausmalt, wie die Welt, wie Europa vor allem „in der Gemeinschaft seiner vornehmsten Schriftsteller wieder einen heiligen Rat und eine Versammlung der Amphiktyonen haben und mehr und mehr ein allumfassendes Gemeinwesen werden sollte".

Der Weg, auf dem die geistige Annäherung der Völker sich vollziehen müßte, erschien Goethe als der folgende: „Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, dies ist es, was die übrigen sich anzueignen haben. Die Besonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren; denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten, sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich."

„Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn man das Besondere des einzelnen Menschen auf sich beruhen läßt, bei der Über-

zeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört."

Unter diesem Gesichtspunkte würdigt Goethe die Übersetzertätigkeit Carlyles, er würdigt sie als eine Vermittlung der Besonderheit deutschen Geistes und seiner Werke um des allgemeinen menschlichen Gehaltes willen, der in ihnen verborgen liegt und die Nationen verknüpfen soll.

Bei Carlyle findet er auch Verständnis und Begeisterung für diese Anschauungen. In seiner Antwort auf jene „freundliche und ernste Epistel" dankt jener ihm im besonderen für die Ideen über die Richtung der modernen Dichtung darauf, einen freieren geistigen Verkehr zwischen den Völkern zu befördern: „Soweit ich bis jetzt ihre volle Bedeutung erfaßt habe, fordern sie meine ganze Zustimmung, ja, vielleicht sprechen sie viel für mich aus, wofür mir sonst die Worte gefehlt hätten."

Und Carlyle unterläßt es auch nicht im Sinne Goethes zu wirken. In fast jedem Briefe, den er nach Weimar sendet, gibt er einen Bericht über das Vordringen seiner Übersetzungen Goethischer Werke im englischen Publikum oder über das wachsende Interesse der Engländer für die sonstige deutsche Literatur. Er selbst macht in kleineren Aufsätzen über Zacharias Werner, Heine, über den „Zustand der deutschen Literatur" seine Volksgenossen auf die Vorgänge im literarischen Deutschland aufmerksam und erwirbt besondere Anerkennung Goethes und Eckermanns durch einen Aufsatz über das Zwischenspiel Helena, jene „klassisch-romantische Phantasmagorie" aus dem zweiten Teile des Faust, die Goethe 1827 veröffentlichte.

So konnte denn Carlyle an Goethe mit folgenden Worten über das Fortschreiten des deutschen Geistes in England berichten: „Seit meiner Zeit, das heißt, innerhalb der letzten sechs Jahre, könnte ich fast sagen, daß die Kenner Ihrer Sprache ums zehnfache angewachsen sind, und mit den Kennern die Bewunderer, denn bei allen Geistern von irgendwelcher Begabung sind diese Bezeichnungen nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge gleichbedeutend." Ja, Carlyle erwähnt, daß sogar auf den „Burgen des englischen Inselstolzes und Vorurteils" in Cambridge und Oxford schon „zwei oder drei Deutsche Beschäftigung als Lehrer ihrer Sprache fanden".

Beiden Männern, Carlyle sowohl, als auch Goethe war es schon damals klar, welche wichtige Rolle der Presse bei einem solchen internationalen Geistesaustausch, wie sie ihn erstrebten, zufallen müßte.

In England bemühten sich damals in erster Reihe drei Zeitschriften darum, das Interesse für ausländische Geisteskultur bei dem englischen Publikum zu erwecken und wachzuhalten, die Edinburgh Review, die Foreign Quarterly Review und die Foreign Review. In beiden erschienen aus berühmter Feder Aufsätze über deutsche Literatur. So schrieb z. B. Walter Scott über E. T. A. Hoffmann. Mit der letztgenannten von diesen Zeitschriften stand auch Carlyle in Beziehung.

Goethe seinerseits erwartete von seiner Zeitschrift „Über Kunst und Altertum" außerordentlich viel für die geistige Einigung der Völker. Er spricht sich über die Rolle der Presse bei der internationalen geistigen Verständigung so aus: „Wie durch Schnellposten und Dampfschiffe rücken auch durch Tages-, Wochen- und Monatsschriften die Nationen mehr aneinander, und ich werde, solange es mir vergönnt ist, meine Aufmerksamkeit auf diesen wechselseitigen Austausch zu wenden haben." Und ein andermal verspricht er Carlyle: „Im nächsten Stücke von ‚Kunst und Altertum' denke ich mich über diese Berührungen aus der Ferne (es handelt sich um die Aufsätze in den oben erwähnten Zeitschriften) freundlich zu erklären und eine wechselseitige Behandlung meinen ausländischen und inländischen Freunden bestens zu empfehlen, indem ich das Testament Johannis als das meinige schließlich ausspreche und als Inhalt aller Weisheit einschärfe: Kindlein, liebt euch!"

In der Tat weist Goethe 1828 auf die drei Zeitschriften in einer Anzeige hin und zollt ihnen Anerkennung dafür, daß sie höchst ernst, aufmerksam, mit Fleiß, umsichtig und allgemein wohlwollend zu Werke gehen, besonders aber betont er auch hierbei, daß „diese Zeitschriften, wie sie sich nach und nach ein größeres Publikum gewinnen, zu einer gehofften allgemeinen Weltliteratur auf das wirksamste beitragen werden; nur wiederholen wir, daß nicht die Rede sein könne, die Nationen sollen überein denken, sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen und, wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden." Auch sonst versucht Goethe die Bekanntschaft mit der zeitgenössischen englischen Literatur in Deutschland möglichst zu fördern. Auch Carlyles „German Romance" zeigt er an und wiederholt in dieser Anzeige jene Worte über die international-einigende Bedeutung einer Weltliteratur und über die vermittelnde Bedeutung jeder Übersetzertätigkeit, die wir am Anfang aus einem Briefe an Carlyle angeführt haben. Seines Freundes Schillerbiographie, die ins Deutsche übersetzt worden war, versieht er mit einem empfehlenden Vorwort, das er an die „Gesellschaft für ausländische Literatur in Berlin" richtet, und erreicht dadurch, daß Carlyle zum auswärtigen Mitgliede dieser Gesellschaft ernannt wird. Das Diplom wird ihm durch Goethes Vermittlung übersandt.

Auf deutscher Seite sowohl, wie auch auf englischer Seite hatten sich allmählich Gesellschaften gebildet, die die Bekanntschaft mit dem Geiste fremder Völker besonders pflegen wollten. Eine Art Gegenstück zu der oben erwähnten Berliner Gesellschaft war in London, wohin inzwischen Carlyle übergesiedelt war, die Gesellschaft der Philogermanen entstanden. Ihr gehörten fünfzehn hervorragende Vertreter des geistigen England an, Politiker, Dichter und Literaten, z. B. Walter Scott und Lord Francis Leviſon-Glower.

Diese Philogermanen betrachteten eingestandenermaßen Goethe als ihren „geistigen Lehrer", sich selbst als seine „geistigen Schüler", und brachten diese Gesinnung auch in einer Glückwunschadresse zum Ausdruck, die sie Goethe zum

28. August 1831 samt einem Siegel mit dem Wahlspruch: „Ohne Hast — aber ohne Rast" zum Geburtstage überreichten. Goethe erwiderte diese Ehrung durch das Gedicht:

Den fünfzehn englischen Freunden

Worte, die der Dichter spricht,
Treu in heimischen Bezirken,
Wirken gleich, doch weiß er nicht,
Ob sie in die Ferne wirken.

Briten! Habt sie aufgefaßt!
„Tätigen Sinn! Das Tun gezügelt;
Stetig Streben, ohne Hast."
Und so wollt ihr es besiegelt.

Ja, man kann sagen, daß man schließlich jenseits des Kanals von der durch Goethe geförderten geistigen Annäherung der Völker viel mehr erwartete als Goethe selber. Glaubt sich doch Carlyle zu der Prophezeiung berechtigt: „Es mögen nur Völker gleich Individuen einander kennen lernen, so wird der wechselseitige Haß wechselseitigem Helfen das Feld räumen, und statt natürlicher Feinde, wie man bisweilen Nachbarländer nennt, werden wir alle natürliche Freunde werden." Das folgende aber hat auf uns Deutsche von 1914 fast die Wirkung von Hohn und Spott: „Überhaupt werden Britannien und Deutschland einander nicht immer fremd bleiben, vielmehr werden sie wie zwei Schwestern, die lange durch Entfernung und böse Zungen geschieden waren, einander voll Liebe begegnen und finden, daß sie derselben Herkunft sind."

Am 22. März 1832, kurz nach jener Huldigung der fünfzehn englischen „Philogermanen", ist Goethe gestorben. Aber seine Gedanken sind das Erbe des deutschen Idealismus geblieben. Immer und immer wieder hat man von einer deutsch-englischen Verständigung gesprochen, immer und immer wieder hat man gehofft, daß die fortgesetzt steigende geistige Kultur und wechselseitiger geistiger Austausch das ihrige dazu beitragen würden, um politische und wirtschaftliche Gegensätze zwischen den Völkern auszugleichen. Kein Volk ist von jeher so bereit gewesen, fremde Geisteskultur in sich aufzunehmen, als das deutsche. Von keines Volkes geistigen Errungenschaften hat die übrige Welt aber auch so stark gezehrt wie von denen des deutschen.

Und doch — wozu hat das alles geführt? Hat der literarische Austausch zwischen England und Deutschland heute Früchte getragen? Haben die gegenseitigen Pressebesuche, haben die immer aufs neue gegründeten Gesellschaften und Komitees, die die deutsch-englische Freundschaft pflegen sollten, etwas genützt? Wie danken es uns die Künstler und Schriftsteller fremder Nationen, denen wir bereitwillig bei uns Boden gewährten für ihre Werke? Ein Gorki, ein Hodler, ein Jacques Dalcroze beschimpften uns als Barbaren! England aber hetzt die Welt gegen uns auf, in seinem Solde marschieren die Völker der Welt gegen uns.

Es scheint so, als ob der Idealismus, der von einer Einigung oder wenigstens einer Verständigung der Völker durch den Geist, durch die Kultur träumte, aufs schwerste Schiffbruch gelitten hätte, und als ob uns weiter nichts übrig bliebe als ein tiefer Pessimismus. Sollen wir uns wirklich in Zukunft zu dem Glauben bekehren, daß nicht der Geist, nicht die Kultur die Welt regiere, sondern zwei andere Mächte allein: das Gold und das Schwert? Das ist die bange Frage, vor der die gesamten geistigen Mächte in der Welt heute stehen.

Wer die Antwort auf diese Frage in grämlichem Betrachten der Vergangenheit allein sucht, könnte leicht dazu gelangen, sie zu bejahen. Aber für ein so kräftiges und so jugendfrisches Volk wie das unsere würde ein solcher rückwärtsschauender Pessimismus sich schlecht schicken. Die Zeit, der wir nach diesem Kriege entgegengehen werden, wird uns so große und so schwere, aber auch so schöne Aufgaben bringen, daß wir unsere Pflicht versäumen würden, wenn wir uns jenem Pessimismus hingeben würden. Es wird vielmehr die Aufgabe des deutschen, des idealistischen Geistes sein müssen, das, was uns das Schwert erobert hat, mit deutschem Geiste zu durchdringen und dadurch eigentlich erst zu erwerben, und das, was Schwert und feindliches Gold bei fremden Völkern leider Gottes vielfach zerstört haben, den Glauben an deutsche Geistigkeit, an deutsche Kultur und deutschen Kulturwillen, wieder aufzubauen.

Auch in diesem Sinne kann man jene drei Verse verstehen, die in dieser Zeit schon öfter wieder angeführt worden sind:

„Haben wir gesiegt beim Raufen,
Fangen wir auf Trümmerhaufen
Die Kultur von vorne an!"

Goethes Erbe ist heute noch für uns nicht tot. Es wird gerade nach diesem Kriege für uns zum Heile sein, wenn wir es hervorholen und es neu beleben, es aufs neue zur Richtschnur unseres geistigen Strebens machen.

Das slawische Kulturproblem

Von Dr. Dragutin Prohaska

IV.

Der russische Nationalcharakter

„Slawen in der wahren Bedeutung des Wortes, von politischem Gewicht sind allein wir Russen. Die anderen slawischen Stämme sind zu gering an Zahl und, was die Hauptsache ist, so verstreut, in so törichter Weise miteinander zerfallen, daß sie für die Politik und die Welt keine Bedeutung haben. Die Mehrzahl der an der Peripherie wohnenden Slawen stehen unter deutsch-magyarisch-türkischem Joch, und ihre Unfähigkeit, dieses Joch abzuschütteln, ist erwiesen. Die Ursachen des Verfalls der westlichen Slawen sind zahlreich, das allgemeine Merkmal dieser Ursachen aber ist — die slawische Schwäche; die slawische Charakterlosigkeit und als besonders bittere Folge der Charakterlosigkeit — die Neigung zu Zerwürfnissen, zu gegenseitigem Neid. . . . Was die nationale Kultur anbetrifft, so geht Rußland ungeachtet all seiner elenden Verhältnisse dem Slawentum voraus. . . . In jeder Hinsicht hat Rußland das Recht zu sagen: das Slawentum — das bin Ich!"

So schreibt Menschikow, der bekannte Feuilletonist des Nowoje Wremja.

Es ist einerlei, wer so schreibt. Die Hauptsache ist, daß man im Angesicht ganz Rußlands, des ganzen Slawentums so schreiben kann. Wir könnten diese harte Beschuldigung gegen uns peripherische Slawen mildern, Einzelheiten widerlegen, aber dem Kern nach sind Menschikows Worte richtig. Besonders gilt seine Theorie von der weltgeschichtlichen Bedeutung der Russen und der Belanglosigkeit der übrigen Slawen. Um so wichtiger erscheint uns die Frage nach dem russischen Nationalcharakter.

Den russischen Charakter zu beurteilen versuchen heißt soviel, wie das Geschlecht eines Neugeborenen bestimmen wollen, solange nur sein Köpfchen sichtbar ist, während der Körper noch im Leib der Mutter ruht. Die Geburt des russischen Volkes dauert schon ein Jahrhundert lang. Zuerst erschien sein Kopf, die russische Literatur, und ihr folgt nach und nach der riesige Rumpf, ein Volk, das von Periode zu Periode in immer höherem Grade politisches und nationales Bewußtsein entwickelt.

Bis zum Jahre 1861 ißt, atmet und denkt nicht das russische Volk selbst, sondern eine Aristokratie, deren Blut mit Mongolen-, Germanen-, Franzosen- und Negerblut vermengt ist. Bei uns glaubt man, daß im Jahre 1861 das russische Volk „befreit" wurde. Aber das Werk der Befreiung war ein einseitiges und nur scheinbares, denn unter dem aufgehobenen Joch der Leibeigenschaft fand sich ein anderes, noch weit festeres und engeres Band, das die Freiheit gefangen hielt. Diese schädliche und rückständige Fessel, welche die Entwicklung des russischen Volkes hintanhielt, heißt „Mir". Mir bedeutet Gemeinde oder Dorf im juridischen Sinne des Wortes und im wirtschaftlichen eine Vergesellschaftung

von mehreren Familien unter der Verwaltung eines Ältesten. Im Mir sahen die Slawophilen Chomjakow und die Brüder Kirejewski sowie ihre Jünger bis herab zu Pobedonoscew eine Bürgschaft für das Glück nicht nur des russischen Volkes, sondern der ganzen Welt. Sie sahen im Mir das verwirklicht, was die Sozialdemokratie des Westens auf anderen Wegen vergebens erstrebt. Der Mir war für sie ökonomischer Kommunismus und moralische Bruderschaft, ein Unterpfand der Zukunft Rußlands, das Unterpfand dafür, daß das russische Volk die soziale Frage in natürlicher Weise auf der Grundlage von Gerechtigkeit und Liebe für die ganze Welt zu lösen berufen ist. Von dieser Idee sehen wir die erleuchtetsten Geister Rußlands, wie z. B. Dostojewski, ergriffen. Keine Lehre des Westens vermochte die Russen von ihrem Irrtum zu überzeugen. Aber die Natur selbst focht dieses Trugbild an und lenkte die Dinge auf den Weg der Vernunft und des Fortschritts. Dies geschah auf ganz einfache Weise: in Rußland entstand — periodische Hungersnot. Dieses Land, die Kornkammer von „ganz" Europa, hatte kein Rindchen Brot für Millionen seiner fleißigen und redlichen Kinder. Man begriff nicht, wie die Hungersnot in dem fruchtbaren Lande möglich war, das nicht entfernt so dicht bevölkert ist als andere, unfruchtbare, menschenreiche und dennoch satte europäische Staaten. Das hungrige russische Volk dachte, das Übel käme daher, daß es nicht genug Land habe, es sprach davon, daß man es mit der Reform von 1861, der Teilung der Grundstücke zwischen Herren und Bauern „betrogen" habe, es begann den „barin" den Edelmann zu hassen, dem es noch Ablösungsgeld oder den „obrok" für den Boden zahlen mußte. Der wahre Grund aber lag im Folgenden: der Mir oder die Gemeinde verlieh die Grundstücke periodisch unter ihre Mitglieder nach altem Gewohnheitsrecht. Es kam nun vor, daß hier und dort auf jeden Kopf in der Gemeinde nicht genügend Land entfiel. Die Folge war — Hungersnot. Der Mir war autonom, er hatte dieselben Rechte über seine Mitglieder, die ehemals der Grundbesitzer ausübte, er hatte patrimoniale Gerichtsbarkeit, durfte sogar die Prügelstrafe und die Verbannung nach Sibirien verhängen, er verteilte den Grund, trieb Steuern ein, hielt die Kinder beisammen und griff auch nach denjenigen, die fliehen wollten, da er das Recht hatte, Pässe zu verweigern. Immer deutlicher sah man in den Neunziger Jahren ein, daß der Mir für das russische Volk moralisch und materiell gefährlich sei. Mißernten und Hungersnot schlugen das Volk von 1891 bis 1907 und noch 1911. Ich will den Leser nicht in all dieses agrarische Elend einführen, in all diese Reformprobleme, Versuche, Reaktionen, die viele Kapitel der neueren russischen Geschichte füllen, sondern nur hervorheben, daß all dies zur Revolution des Jahres 1905 führte, die die russische Regierung zu Maßnahmen veranlaßte, zu denen sie sich schon 1861 und noch viel früher hätte entschließen sollen. Im Jahr 1906 löste die russische Regierung den Mir teilweise auf, schuf neue individuelle Bauernwirtschaften und erkannte den Bauern alle bürgerlichen Rechte zu. Diese Reform, die erst von

1911 vollkommen durchgeführt wurde, ist der Anfang einer neuen politischen Ära des russischen Mannes aus dem Volke. Heute sind die Folgen dieser großen Reform noch nicht fühlbar, der russische Bauer ist noch nicht so weit, sich in dieser neuen Lage der persönlichen Selbständigkeit zurechtzufinden oder gar schon seinem politischen und sozialen Willen Ausdruck zu geben. Von einer Konstitution kann aber keine Rede sein, solange der russische Muschik nicht zu einem tüchtigen Ökonomen und Bürger herangereift ist. In Rußland redet man von der „ersten", „zweiten", „dritten" Duma, während in Europa niemand von einem ersten, zweiten, dritten . . . Parlamente spricht, sondern vom Parlament schlechthin. Jene zahlenmäßige Bezeichnung bedeutet aber, daß es sich hier immer um eine neue Auflage ein und derselben Duma handelte, die zuerst völlig konstitutionell war, dann von der Regierung immer mehr beschnitten wurde, bis nur ein Schatten des Schattens von ihr übrig war. Diesem die Duma von der Duma der Duma entspricht die ganze Gliederung des russischen Volkes der Gegenwart. Die russische Intelligenz ist ungefähr ebenso berechtigt, die russische Nation zu repräsentieren, wie die vierte Duma die erste repräsentiert, mit anderen Worten, die russische Intelligenz kann im Namen der Nation zu uns sprechen, wir aber können ihre Worte nur als Nachricht aus dritter Hand auffassen, die zwar nicht verfälscht, aber doch durch die Entfernung verändert ist. Auch das, was die großen russischen Realisten über ihr Volk schreiben, kann nur als ein Glauben und Ahnen auf ziemlich große Distanz Geltung haben. Der Dichter trägt seine Welt in sich und projiziert sie ins Volk. Jene „Philosophie" der großen russischen Romanschriftsteller entspricht einer Tendenz, einer Illusion, sie ist keine exakte, sondern eine intuitive Erkenntnis des Volkes. Der russische Realismus grenzt an Sehertum und Mystizismus. Europa war noch nicht imstande, die sachliche Grundlage dieser Dichtung mit den Tatsachen des russischen Lebens zu vergleichen, es ließ sich von der „psychologischen Treue" faszinieren. In Wirklichkeit steht es folgendermaßen: an Stelle der realen Wahrheit finden wir beim russischen Schriftsteller eine realistische Tendenz, eine reale ethische Erbitterung, daher die scharfe Psychologie und der Kritizismus, die das Geschaffene bis zur äußersten Wahrscheinlichkeit wahr erscheinen lassen. Die europäische Kritik hat die Naht nicht gesehen, wo die Fabel des russischen Romans zusammengenäht ist.

Dies glaubte ich, ehe günstige Umstände mich nach Rußland führten, aber es war nur mehr oder weniger blasse Theorie, die auf meinen Anschauungen vom poetischen Schaffen im allgemeinen begründet war und nicht speziell von der russischen Literatur. Aber als ich über die „Grenze" kam, sah ich immer deutlicher das Künstliche im russischen Realismus, erkannte ich immer mehr, wie sehr das Kunstwerk über dem Leben schwebt.

Beweise hierfür hat man auch in der Privatkorrespondenz Gogols. Er beklagt sich öfter, daß ihm niemand Material aus dem russischen Leben schicke,

er wünscht kurze Angaben, Anekdoten, Schilderungen, Namen, Begebnisse, Charaktere. Er bittet Freunde um derlei, aber alle sind taub und er muß „erfinden" und alle möglichen Einfälle verwenden und schämt sich selbst, daß er den Leser „betrügt". Er hat diese seine Lügenhaftigkeit in Hlestakow gebrandmarkt — er selbst ist Hlestakow — der große Abenteurer im „Revisor", den die Leute für den wahren Revisor halten. . . . Und Gogol nimmt es den Leuten zuliebe auf sich, den Revisor zu spielen: aber die „Lügenhaftigkeit" Gogols ist nichts anderes als schöpferische Genialität. In einem ganz anderen Sinne hob Wengerow hervor, das Gogol das Volk, d. h. den „Muschik" nicht kannte. Erwähnen muß ich, daß Owsjaniko-Kulikowskij noch viel entschiedener behauptet, daß auch in Tolstois Werken nicht die Psyche des Volkes, sondern die der Herren gezeichnet ist. Tolstoi ist ihm ein „Herr" und denkt und fühlt wie ein „Herr". Und bekannt ist, daß man es Turgenjew schon zu Lebzeiten verdacht hat, daß er über Rußland schrieb, ohne es zu kennen, da er im Westen lebte.

So bleibt uns einzig Dostojewski als Dolmetsch des russischen Volkes, als sein großer Psychолog. „Ich wiederhole", sagt Dostojewski: „richtet das russische Volk nicht nach jenen Schlechtigkeiten, die es so oft begeht, sondern nach jenen großen und heiligen Dingen, wonach es in seiner Verderbtheit lechzt. Und wisset, daß nicht alle im Volk Nichtswürdige sind, sondern daß es in ihm geradezu Heilige gibt, die allen voranleuchten und den Weg weisen." — Solch ein Heiliger und Lichtträger ist Dostojewski selbst.

Und nun hören wir, was der große russische Schriftsteller, mit der Feierlichkeit eines Bekenners vom russischen Charakter sagt:

„Im russischen Menschen aus dem gemeinen Volk muß man die Schönheit von dem Anwurf der Barbarei zu unterscheiden verstehen. Der russischen Geschichte nach war unser Volk so sehr dem Laster ergeben und in solchem Grade verdorben, verwirrt und gequält, daß es ein Wunder ist, wie es überhaupt noch bis heute sein menschliches Aussehen bewahrt hat und nicht nur das, sondern auch die ihm eigene Schönheit. Die aber hat es wahrhaftig bewahrt. . . . Es gibt in unserem Volk keinen Schurken oder Verbrecher, der nicht wüßte, daß er niedrig und gemein ist, während es bei andern Völkern vorkommt, daß ein Schurke seine Gemeinheit zum Prinzip erhebt, sich selbst dafür lobt und behauptet, daß in ihr die Ordnung und das Licht der Zivilisation liegt, und die Unglücklichen glauben dies schließlich aufrichtig, blind, ja mit Ehrlichkeit. Nein. Beurteilt unser Volk nicht danach, wie es ist, sondern danach, wie es zu sein wünscht. Und seine Ideale sind heilig und stark, und sie retteten das Volk in Jahrhunderten der Qual; sie sind mit seiner Seele von Urzeiten her verwachsen und gaben ihr für alle Zeiten Einfachheit und Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und einem weiten, allem zugänglichen Verstand — und dies alles in der innigsten und aufs Schönste zusammenklingenden Verbindung."

Diesem Volke schreibt Dostojewski eine Weltmission zu:

„Die russische Nation ist eine außergewöhnliche Erscheinung in der Geschichte der ganzen Menschheit. Der Charakter des russischen Volkes ist den Charakteren aller anderen europäischen Völker so unähnlich, daß die Europäer ihn bis heute noch nicht verstehen; oder was noch schlimmer ist, sie verstehen alles in ihm verkehrt. Die europäischen Völker streben alle demselben Ziele zu. . . . Aber sie entzweien sich alle in ihren Interessen, die sich kreuzen und bis zur Unversöhnlichkeit ausschließen, daher gehen die Nationen immer mehr und mehr auseinander. . . . Die Idee der Allmenschheit schwindet bei ihnen ständig. . . . Im Charakter der russischen Nation überwiegt die hohe synthetische Begabung, die Begabung zur Universalität, zu Allmenschlichkeit. Dem russischen Menschen fehlt die europäische Eckigkeit, Undurchdringlichkeit und Unnachgibigkeit. Er lebt sich in alles ein, schmiegt sich allem an. Er fühlt überall, ohne Unterschied der Nation, des Blutes oder des Landes das Menschliche. Er begreift und billigt ohne Zaudern jede Vernünftigkeit in allem, worin sich wenn auch nur etwas von allmenschlichem Interesse findet. In ihm lebt ein allmenschlicher Instinkt. Mittels seiner errät er den allmenschlichen Zug selbst in den allerstärksten Gegensätzen anderer Völker, und bringt sie mit seiner Idee in Einklang, und nicht selten findet er den Einigungs- und Versöhnungspunkt in völlig widersprechenden oder gegnerischen Ideen zweier verschiedener europäischer Nationen."

Diese Charakteristik ist so universell, daß sie alles unter sich faßt, was man nur über den Charakter eines großen Volkes erdenken kann. In ihr findet sich der Kosak mit der Nagajka und der Prediger Tolstoi mit dem Evangelium; in ihr haben alle Pole der menschlichen Seele Platz. — Eine hohe Fähigkeit zur Synthese. Dostojewski selbst besaß sie; er verstand es, ein Verbrechen als heiliges „Streben" darzustellen und die Heiligkeit als Wollust, er verstand es, das russische Christentum und das tatarische Zarat in einer Seele unterzubringen. Wie sind solche Paradoxe möglich? — Hier die Lösung: „. . . Ich kämpfe mit meinen kleinen Gläubigern wie Laokoon mit den Schlangen, ich brauche jetzt fünfzehn, nur fünfzehn Rubel. Diese fünfzehn Rubel werden mir Ruhe verschaffen. Ich werde dann besser gestimmt und fähiger sein zu schreiben." Hierin liegt das ganze Geheimnis der russischen Neigung zur Synthese: Dostojewskis geistige Arbeit hängt von harten äußeren Bedingungen ab. Auch das russische Volk mußte, um sich zu retten, sein heiligstes Sehnen verbergen und peitscht seinen Körper mit derselben scharfen Knute, mit der es sich Feinden gegenüber wehrt. Laokoon mit den Schlangen. Deshalb konnte Dostojewski Tolstois Lehre nicht billigen. Als er einige Zeilen dieser Lehre gelesen hatte, griff er sich verzweifelt an den Kopf und schrie leidenschaftlich: Nicht das, nur nicht das! Einige Tage darauf war er tot und seine Lippen sagten uns nicht, was ihn erregte. Aber es genügt, in den Werken Dostojewskis zu blättern. Sie lehnten das Nazarenertum mit solcher Leidenschaft ab, daß es den Anschein hat, als sei in ihnen Tolstoi prophetisch gezeichnet. In seinem letzten faustartigen Roman, in den Brüdern Karamasow, löst Dostojewski die Antithese zwischen

europäischer Kultur und Christentum im Sinne der Kirche und der Kultur gegen Christus (die Legende vom Inquisitor). Vor Christum tritt der Inquisitor und stellt ihn dieselben Fragen, die der Satan dem Herrn gestellt hat und beweist ihm, daß die Kirche die Lehre Christi berichtigt hat, indem sie dem Volke gab, was es von Gott verlangt: Wunder, Geheimnis, Autorität. Tolstoi aber und kein einziger Nachfolger der reinen Lehre Christi erkennt diese Korrektur an. Dostojewski beugt sich vor dem Wunder, dem Geheimnis und der Autorität und schafft eine Synthese der materiellen und christlichen Kultur. Er nimmt die Welt als Ganzes hin, so wie das russische Volk es tut.

Wladimir Solowjew übertrug diese Synthese in das rein spekulative Bereich, die Philosophie. Durch ihn erhält das russische Volk seine ursprüngliche russische Philosophie. Es ist also nötig, daß wir uns hier der russischen Philosophie zuwenden, um zu sehen, ob wir durch sie Züge der russischen Psyche zu erfassen vermögen. Solowjew hat mit einer Abhandlung begonnen, die den Bankrot der nicht synthetischen, also analytischen Denkweise „westlicher" Philosophen aufzeigte: die westliche ratio hat ihr Werk getan und bewiesen, daß sie zu keinerlei philosophischen Erkenntnis gekommen ist. (Erkenntnis des Absoluten.) Nicht mittelst des Verstandes, analytisch, sondern mittelst der Vernunft, synthetisch, läßt sich philosophieren. Die philosophische Erkenntnis ist auf Zusammendenken und nicht auf Unterscheiden gegründet. Eine philosophische Erkenntnis ist für Solowjew — die Gottheit Christi, das Geheimnis der Dreieinigkeit, die Auferstehung des Leibes. Zu solchen Resultaten gelangt er durch „ungeteiltes" Wissen. Das ungeteilte Wissen ist übrigens ein wenig verwandt mit der Bergsonschen Intuition, ist intuitives Wissen. Die Grundlage der westlichen Philosophie ist ratio, die der russischen λογος. Was bedeutet hier Logos? „Während der Rationalismus den Verstand im mittleren Durchschnitt nimmt, ihm Ranken und Gipfel beschneidet, nimmt der Logismus den Verstand in seiner Totalität, und berücksichtigt auch die dunklen Wurzeln des Verstandes; er dringt in das Chaos des Naturlebens sowie zu den hellen Gipfeln der Verstandeserkenntnis, die in der Extase leuchten." Der Logismus gründet sich auf die ostchristliche Philosophie, auf die großen Kirchenväter des Ostens. Der Logos ist der russischen Philosophie durch die russische Rechtgläubigkeit gegeben. Logos und ratio sind nicht entgegengesetzte Begriffe, sondern der erste ist dem zweiten übergeordnet. Die ratio ist dem Logos in derselben Weise untergeordnet wie der Gelehrte oder Philosoph dem Begriffe des Heiligen. Der Logismus ist die Synthese von Geist und Körper. „Im Anfang war das Wort, und das Wort war in Gott, und Gott war das Wort." Christus ist nichts anderes als die Verkörperung des Wortes, der Logosvernunft. Logoschrist ist das höchste philosophische Symbol, das philosophisch Absolute.

Erinnern wir uns wieder der Worte Dostojewskis: „Der russische Charakter weicht stark vom europäischen ab, indem in ihm eine hohe Fähigkeit zu einer weltumfassenden Synthese überwiegt. Dem russischen Menschen fehlt die euro-

päische Eckigkeit, Undurchdringlichkeit, Vertrauenslosigkeit. . . ." Der Verstand ist kritisch und vertrauenslos, er weist zurück, was er nicht erobern kann (alles Irrationale), er ist begrenzt, er ist „eckig". Der Logos hingegen dringt über die Grenzen des Verständlichen, ohne Erfahrung, ohne Beweise und Experimente. Er gibt sich der Wahrheit hin, wenn er sie nicht selbst bestimmen kann. Hierbei ist eine Willensanstrengung vonnöten. Der Voluntarismus spielt daher bei Solowjew, besonders aber bei seinen Nachfolgern eine große Rolle.

Diesem russischen Geiste und Gedanken widersetzt sich ein großer Ausnahmemensch, der alles mit einemmal umstößt, weil er in gleichem, wenn nicht in höherem Maße Russe ist als seine Antipoden: Tolstoi, der die Gottheit Christi und die ganze Synthetik der russischen Philosophie leugnet. Tolstoi selbst war es persönlich lieb, wenn ihn russische Bauern für einen der ihren hielten. Die Figur des „Muschik" ist für alle Zeiten unzertrennlich von der Lehre Tolstois, weil diese Lehre vom russischen Nationalcharakter untrennbar ist. Sie lebt besonders in der Unterschicht des Volkes, die der westlichen Kultur de facto so fern ist, wie Tolstoi es theoretisch ist. Die russischen Gerichte haben täglich mit Leuten zu tun, die Steuern, den Militärdienst verweigern, den rechtgläubigen Gebräuchen die Achtung versagen. Die Kirche nennt diese Leute Skopzen, Molokanen, Chlisten. Sie sollen an 20 Millionen zählen. Sie selbst nennen sich Weiße Tauben, Neuisrael, Duhoborzen. Im Prinzip sind sie reine Christen, wie Tolstoi selbst. Den geistigen Stimmungston haben sie mit ihm gemein.

Dem großen Psychologen der russischen Seele ist auch diese russische Abweichung nicht entgangen. Dostojewski sagt von Tolstoi, daß er einer jener russischen Charaktere ist, die ihren Blick auf einen Punkt richten und nicht sehen, was sich links und rechts davon befindet; wenn sie zu sehen wünschen, was um sie ist, so müssen sie sich mit dem ganzen Körper zur andern Seite wenden, sie gehen nur mit ganzer Seele in einer Richtung fort. Nun, diese russische Gradlinigkeit ist die Antithese der russischen „Hingabefähigkeit" und Synthetik. Diese Eigenschaft des russischen Geistes ist als „Maximalismus", als Übermaß bezeichnet worden, das kein mittleres liebt, sondern in allem bis zu den äußersten Konsequenzen geht. Man hat behauptet, daß die Slawen willensschwach seien. Dieser Zug würde sich weder mit dem „Maximalismus" Tolstois noch mit dem „Voluntarismus" Solowjews vertragen. Nur in Bezug auf technische und zivilisatorische Unternehmungen könnte die Behauptung stimmen.

Die russische Seele ist vielgestaltig und widerspruchsvoll mit ihrer Hingabefähigkeit und in ihrer Gradlinigkeit, sie ist ein historischer Prozeß solcher Extreme wie es der positivistische Mongolismus und das weiche altruistische Christentum sind. Aber die Psyche des russischen Volkes ist auch deshalb in ihren Hauptzügen noch nicht so bestimmt wie jene einiger westlicher Völker, weil ihr Kopf noch nicht Macht bekommen hat über den Körper — noch ist das Werk der Kultivierung und Befreiung nicht vollbracht. Das russische Volk gebiert und befreit sich erst.

Die „Seeherrschaft"

Von Dr. Carl Jentsch

Daß Wilhelm von Massow im 39. Heft (S. 472, Zeile 14 von unten) das erklärende richtige Wort wenigstens umschrieben hat, bedeutet für mich die Aufforderung, es vollends auszusprechen und auch an dieser Stelle, die mir zwanzig Jahre lang Heimstätte gewesen ist, meine Ansicht über den Kern der Seeherrschaftfrage kurz darzulegen. Die vom Kaiser entflammte Flottenbegeisterung hat uns zu unserm Glück die in diesem Kriege so notwendige starke Flotte beschеert, aber sie hat auch manche deutsche Köpfe mit englischen Phantasien angesteckt, sodaß sie sich einbilden, Kriegsschiffe würden für einen Kampf um die Seeherrschaft gebaut. Das Objekt dieses Kampfes existiert nicht; es ist ein non ens, ein anachronistisches Wahngebilde. Um dieses Wahngebildes willen das eigene Volk in einen selbstmörderischen Krieg zu stürzen, dazu gehörte eine so phänomenale Dummheit, daß ich sie den englischen Staatsmännern nicht zuzutrauen vermochte und die Besorgnis unserer leitenden Kreise vor einer möglichen Kriegserklärung Englands für einen Irrtum hielt; der Irrtum war in diesem Falle auf meiner Seite.

Das Wort Seeherrschaft hatte seinen guten Sinn in der Zeit, da ein seefahrender Staat höchstens zwei Konkurrenten hatte, die aus seinem Fahrwasser zu verdrängen kein aussichtsloses Unternehmen war. So haben Pisaner, Genueser, Venetianer, Türken, Moresken einander in der Herrschaft über das Mittelmeer abgelöst, haben Holländer und Engländer die spanischen Flotten vernichtet, zuletzt die Engländer durch Besiegung der Holländer eine Scheinherrschaft über das Weltmeer errungen, die jedoch auch damals nur eine Scheinherrschaft war, weil sich der heutige Zustand schon vorbereitete. Heut ist das Weltmeer kein Herrschaftsgebiet mehr, sondern die gemeinsame Fahrstraße aller Nationen, die es mit ihren Frachtgütern beschicken, als Geschäfts-, Vergnügungs- und Forschungsreisende befahren. Wollten die Engländer das Meer für diesen friedlichen Verkehr sperren oder die Zulassung zu ihm von ihrer Erlaubnis abhängig machen, — erst das wäre Seeherrschaft — dann würden sie alle Nationen der Erde gegen sich haben, und eine Flotte, die den Flotten eines Weltbundes überlegen wäre, können sie weder bauen noch bemannen.

Aus dem Seeraub ist der Seehandel entstanden, und mit dem Raub ist er bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts verschwistert geblieben.

Die kleine Zahl der Konkurrenten, die nach heutigem Maßstabe winzigen Warenmengen und Warenkategorien, machten es möglich, daß der Kaufmann die Waren, die er absetzen wollte, durch Raub erwerben konnte. Die wichtigsten Schiffsladungen waren vom fünfzehnten bis ins siebzehnte Jahrhundert Edelmetalle und Kolonialwaren. Beide hatten einen viel höheren Wert als heute (den Gewürzen verhalf der nach Reizmitteln gierige Durst der Nordländer zu einer lächerlich hohen Schätzung), sodaß es ein gutes Geschäft war, Silber- und Gewürzflotten zu kapern; außer den Waren raubte man einander auch deren Ursprungsstätten, die Kolonien. Eine für die Engländer sehr wichtige Ware, das schwarze Elfenbein, konnte überhaupt nicht anders als durch Raub beschafft werden; sie hatten durch den Asientenvertrag von 1713 das Monopol der Einfuhr von Negersklaven in die spanischen Kolonien erworben und haben es bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein ausgenützt. Heut spielen nicht einmal Edelmetalle, geschweige denn Gewürze und Negersklaven, eine ausschlaggebende Rolle im Welthandel. Die drei Hauptkategorien der Handelswaren sind Nahrungsmittel, Rohstoffe und Industrieerzeugnisse. Der ungestörte Verkehr mit den Waren der ersten beiden Kategorien ist Lebensfrage für die meisten Nationen, für keine mehr als für die englische; sodaß der Versuch einer gewaltsamen Störung gerade dieses Verkehrs die Wut aller Nationen, am meisten der englischen, erregen muß, und die Engländer, wenn ihrem schwerfälligen Gehirn endlich das Licht aufgegangen sein wird, Herrn Edward Grey in Stücke reißen oder wenigstens ohrfeigen werden. Was aber die Industriewaren betrifft, so wäre es (abgesehen vom Grotesken des Gedankens, heutzutage noch mit gestohlenen oder geraubten Waren Großhandel treiben zu wollen) sehr lächerlich, solche zu rauben; die Engländer haben mit dem Absatz ihres eignen Kattuns schon Not genug, sie können sich vernünftigerweise nicht noch mit dem des sächsischen befassen wollen. Und Waren werden heutzutage mit Waren bezahlt, so daß ein Staat, der nicht einführen wollte, auch nicht ausführen könnte, der stärkste Konkurrent zugleich der beste Kunde ist und, wer seine Konkurrenten schwächt, damit sich ins eigne Fleisch schneidet. Der Welthandel ist heute das, was Adam Smith in ihm sah: der Austausch der verschiedenen Erzeugnisse der Länder, bei welchem beide austauschende Parteien gleich viel gewinnen; Smith täuschte sich nur darin, daß er sein Ideal schon verwirklicht glaubte, während damals die übrigen, industriell sämtlich schwachen Nationen noch von England ausgebeutet wurden. Die heutige Wirtschaftsverfassung der Völker und der heutige Verkehr verstricken alle Staaten in ein Netz von Abhängigkeiten und Zahlungsverbindlichkeiten, das an keiner Stelle zerrissen werden kann, ohne daß die übrigen Stellen in Mitleidenschaft gezogen werden, und wiederum muß auch in dieser Beziehung die Störung am schmerzlichsten in London empfunden werden, wo alle Fäden des Netzes zusammenlaufen; Greys Schwabenstreich hat die City als Mittelpunkt des Weltverkehrs unmöglich gemacht. Diese Natur des heutigen Handelsverkehrs hat man ja nun endlich — sehr spät — seit

einigen Jahren in Betracht zu ziehn begonnen und namentlich den Umstand hervorgehoben, daß England eine unglaubliche Torheit begeht, wenn es auf den Ruin Deutschlands, seines besten Kunden, ausgeht. Die Schädigungen, die es sich jetzt schon durch diese Torheit zugezogen hat, werden in unsern Zeitungen fleißig registriert. Aber daß der frühere Handel Raubhandel, Piraterie gewesen ist, daß aus diesem vom heutigen grundverschiednen Handel der Begriff „Seeherrschaft“ stammt, und daß dieser Begriff heute keinerlei Inhalt mehr hat, das habe ich bis jetzt nirgends ausgesprochen gefunden als in F. C. Hubers „Deutschland als Industriestaat“ (1901); in die Presse ist die für die Orientierung in der auswärtigen Politik unumgänglich notwendige Wahrheit noch nicht gedrungen. Im Zeitalter der Piraterie waren die Kriegsschiffe die Instrumente des Handels, heut können sie nur als seine Störer und Zerstörer eine Rolle spielen. Kriegsschiffe sind heute nur noch Instrumente des Krieges; man kann mit ihnen Küstenstädte des Feindes beschießen, seine Häfen blockieren, seinen Handel stören; aber mit ihnen den eignen Handel fördern, das kann man nicht. Es hat daher wohl Sinn, wenn sich der Kriegsschiffe ein Staat bedient, der auf dem Territorium eines andern Staates Eroberungen machen will, aber wenn John Bull einen Seekrieg führt, um seinen Handel zu heben, so zäumt er sein Roß am Schwanze auf.

Raub war das eine der beiden Mittel, mit denen England vorübergehend ein Handelsmonopol errungen hat; das andre ist der Vorsprung in der Industrie gewesen, zu dem ihm die Gunst der Natur und allerlei Künste verholfen hatten. Diesen Vorsprung haben die übrigen Nationen eingeholt; alle Staaten des europäisch-amerikanischen Kulturkreises haben sich industrialisiert, dazu auch noch die Japaner. Auch die zweite Grundlage des Handelsmonopols ist also unwiederbringlich dahin; England hat kein Mittel, irgend eine Nation zu hindern, ihre Bedürfnisse teils durch eigne Produktion zu befriedigen, teils dort einzukaufen, wo sie am besten und wohlfeilsten zu haben sind.

Einen Umstand gibt es, der die unglaubliche Dummheit der Engländer einigermaßen erklärlich erscheinen läßt: Angst hat ihren Sinn verwirrt, die Angst vor Aushungerung, die öffentlich einzugestehen sie sich schämen. Sie haben ihren Bauernstand vernichtet und ihre Volkswirtschaft auf das unsolide Fundament des Exporthandels und der Ausbeutung überseeischer Kolonien gegründet, sodaß nun ihre übervölkerte Insel ausgehungert werden kann wie eine belagerte Stadt. Das war es, was sie nervös machte, als sich Deutschland seine Flotte schuf. Indes war auch diese Angst töricht, denn sie setzte bei uns Deutschen einen Grad von Dummheit voraus, dessen wir nicht fähig sind. Was in aller Welt hätten wir davon, wenn wir England aushungern wollten? Zudem könnten wir das nicht ohne ein halbes Dutzend seemächtiger Bundesgenossen. Jetzt allerdings haben wir Aussicht, diese zu finden, denn wenn John Bull als der frevelnde Störer des friedlichen Handelsverkehrs allgemein erkannt sein wird, dann wird sich der Unwille aller Völker gegen ihn richten.

Kriegstagebuch

28. September 1914. Landung indischer Hilfstruppen in Marseille.

4. Oktober 1914. Die deutschen Truppen werfen zwischen Opatow und Ostrowiec in Russisch-Polen die russische Gardeschützenbrigade und machen 3000 Gefangene.

5. Oktober 1914. Erdbeben in Kleinasien. 4000 Menschen umgekommen.

5. Oktober 1914. Vor Antwerpen sind die Forts Kessel und Brochem zum Schweigen gebracht. Die Stadt Lierre und das Eisenbahnfort an der Bahn Mecheln—Antwerpen sind genommen.

5. Oktober 1914. In Polen gewannen die gegen die Weichsel vorgehenden deutschen Kräfte Fühlung mit dem Feinde.

5. Oktober 1914. In Tsingtau wurden die vereinigten Engländer und Japaner mit 2500 Mann Verlust zurückgeschlagen. Der österreichische Kreuzer „Kaiserin Elisabeth" und das deutsche Kanonenboot „Jaguar" griffen erfolgreich in den Kampf ein.

5. Oktober 1914. Ein auf einer italienischen Werft erbautes Unterseeboot wurde von einem italienischen Ingenieur widerrechtlich entführt und nach Korsika gebracht.

5. Oktober 1914. Niederlage der Russen in den Karpathen am Uzcoker Paß.

5. Oktober 1914. Zweieinhalb russische Kavalleriedivisionen bei Radom geschlagen.

5. bis 6. Oktober 1914. Die Deutsch-südwestafrikanische Schutztruppe schlug die Engländer bei Randfontein und machte 35 Gefangene.

6. Oktober 1914. Die Ägypter weigern sich, nach Europa zu gehen und für England zu kämpfen. In Alexandrien und Kairo finden blutige Zusammenstöße statt.

7. Oktober 1914. Aus dem neutralen Auslande laufen fortgesetzte Anfragen bei deutschen Banken wegen Überlassung von deutscher Reichsanleihe ein.

7. Oktober 1914. Bei Antwerpen wurden die Belgier und eine englische Brigade geschlagen. Der deutsche Angriff nähert sich dem inneren Fortsgürtel. Vier schwere Batterien, 52 Feldgeschütze, viele Maschinengewehre, auch englische, wurden im freien Felde genommen.

7. Oktober 1914. Die Russen verloren bei einem Angriff im Gouvernement Sjuwalki 2700 Gefangene und neun Maschinengewehre.

7. Oktober 1914. Westlich Iwangorod wurden in kleineren Gefechten 4800 Gefangene gemacht.

7. Oktober 1914. Die belgische Regierung ist aus Antwerpen nach Ostende übergesiedelt. — Die Beschießung der Stadt Antwerpen wurde von den Deutschen vorher dem Kommandanten der belgischen Stadt angesagt.

7. Oktober 1914. Französische Truppen aus Tunis besetzten die zu Tripolis gehörige Barkhat-Oase.

7. Oktober 1914. Die Japaner besetzen Jaluit und Jap in der Südsee. Letzteres war bereits von den Engländern besetzt worden.

8. Oktober 1914. Vor Antwerpen ist Fort Breendonck genommen.

8. Oktober 1914. Eine russische Kolonne erreicht, von Lomscha vorgehend, Lyck.

8. Oktober 1914. Die Luftschiffhalle in Düsseldorf von einem feindlichen Flieger angegriffen. Die Hülle eines Luftschiffes zerstört.

9. Oktober 1914. Die Engländer machen im Hafen von Antwerpen gegen 50 deutsche Handelsschiffe bewegungsunfähig.

9. Oktober 1914. Der italienische Kriegsminister General Grandi hat sein Entlassungsgesuch eingereicht.

9. Oktober 1914. Antwerpen erobert. 5000 Gefangene gemacht, in Holland 22 000 Belgier und Engländer interniert. Große Siegesbeute an Geschützen, Munition, Lebensmitteln.

10. Oktober 1914. König Karol von Rumänien gestorben.

10. Oktober 1914. Zwei französische Torpedoboote gesunken.

10. Oktober 1914. Przemysl von den österreichischen Truppen entsetzt.

10. Oktober 1914. Russische Flottendemonstration an der rumänischen und bulgarischen Küste.

10. Oktober 1914. Siegreiche Kavalleriegefechte westlich Lille und bei Hazebrouk, zwei französische Kavalleriedivisionen völlig geschlagen.

10. Oktober 1914. Im Osten bei Schirwindt ein russischer Angriff abgeschlagen, 1000 Gefangene gemacht, 20 Geschütze erobert; bei Grojez 2000 Gefangene gemacht.

11. Oktober 1914. Generalmajor Zupelli wird italienischer Kriegsminister.

11. Oktober 1914. Belfort wird von der Zivilbevölkerung geräumt.

11. Oktober 1914. Österreicher besetzen von neuem Lancut und Rzeszow.

11. Oktober 1914. Der russische Panzerkreuzer „Pallada" von dem deutschen Unterseeboot „U 26" unter Kapitänleutnant Freiherr von Berckheim zerstört.

12. Oktober 1914. Erneuter Angriff der Russen bei Schirwindt abgewiesen. 4000 Gefangene, ungefähr 30 Geschütze, 12 Maschinengewehre.

12. Oktober 1914. Angriffe der Franzosen östlich Soissons abgewiesen.

12. Oktober 1914. Siegreiche Kämpfe an der Weichsel südlich Warschau und Iwangorod.

13. Oktober 1914. Gent von den deutschen Truppen besetzt. Lille besetzt, 4500 Gefangene gemacht.

13. Oktober 1914. Bei Warschau 8000 Gefangene gemacht, 25 Geschütze erobert.

14. Oktober 1914. Die belgische Regierung verlegt ihren Sitz nach Le Havre.

14. Oktober 1914. Burenrebellion in Südafrika unter Oberst Maritz. Das Kriegsrecht wurde über das ganze Gebiet der Union verhängt.

14. Oktober 1914. Russische Angriffe bei Lyck abgewiesen. 8000 Gefangene gemacht.

14. Oktober 1914. Brügge besetzt.

15. Oktober 1914. Über Portugiesisch-Kongo ist das Kriegsrecht verhängt.

15. Oktober 1914. Japan verletzt Chinas Neutralität durch Besetzung von Tsinanfu, Endpunkt der Schantungbahn.

15. Oktober 1914. Attentat eines jungen Türken in Bukarest auf die englischen Balkankomiteemitglieder Gebrüder Buxton.

15. Oktober 1914. Urmia von türkischen Kurden besetzt.

15. Oktober 1914. Spannungen in den Beziehungen zwischen China und Japan werden gemeldet.

15. Oktober 1914. Ostende besetzt.

15. Oktober 1914. Angriffe der Franzosen bei Reims zurückgewiesen.

15. Oktober 1914. Verlegung des Internationalen Sozialistischen Bureaus nach Amsterdam.

15. Oktober 1914. Der englische Kreuzer „Hawke" durch ein deutsches Unterseeboot zum Sinken gebracht.

16. Oktober 1914. Tod des italienischen Ministers des Äußeren Marchese di San Giuliano.

17. Oktober 1914. Vier deutsche Torpedoboote im Kampfe gegen überlegene feindliche Kräfte unweit der holländischen Küste gesunken.

17. Oktober 1914. Erdbeben in Griechenland.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Weltwirtſchaft und Weltkrieg

Gedanken über die Urſache des großen Krieges

Von Dr. jur. Richard Strahl

Unſer Zeitalter ſtand, wenn man einen vorwiegenden Charakterzug zur Kennzeichnung einer ganzen Epoche wählen darf, im Zeichen der wirtſchaftlichen Entwicklung.

So wie das Streben nach wirtſchaftlichem Fortſchritt dem Ideenkreis der großen Mehrzahl der einzelnen Staatsbürger und den wirtſchaftlichen Strömungen der Parteiungen innerhalb der Länder die vorzugsweiſe Prägung gab, ſo ſpielten wirtſchaftliche Ziele auch in der äußeren Politik der europäiſchen Großſtaaten die maßgebende Rolle.

Man hat viel über die damit verbundene Materialiſierung unſerer Epoche des niedergehenden Idealismus in Politik und Völkerleben geredet und geſchrieben. Aber ein Gutes hat man dabei immer wieder — gewiſſermaßen zur Verſöhnung — hervorgehoben: die naturgemäße Kriegsfeindlichkeit einer Geſchichtsperiode, deren Streben hauptſächlich wirtſchaftlicher Art war.

Wie Ruhe und Frieden für das ungeſtörte ökonomiſche Fortſchreiten innerhalb der einzelnen Nationen eine Notwendigkeit waren, deren Wert man in der langen Friedenszeit ſchätzen gelernt hatte, ſo führte die Weltwirtſchaft, das Merkmal unſerer Zeit, zu einer wachſenden Solidarität der Intereſſen unter den großen Kultur- und Handelsſtaaten: waren doch gerade die Völker, von deren Entſchlüſſen das Schickſal der Welt abhing, bald als Verſorger, bald als Abnehmer für tauſend induſtrielle und Rohprodukte, für die Mitbenutzung von Handels- und Verkehrswegen, ja für die Beſchaffung des täglichen Brotes, eines auf das andere, auf Frieden, Freundſchaft und gemeinſame Arbeit angewieſen.

Selbſt die ungeheueren militäriſchen Rüſtungen der einzelnen Staaten konnten eher als eine Art Verſicherung gegen den Krieg als ein Anſporn zur Feindſeligkeit gelten. Drohte doch im Falle des Krieges eine derartige

Vernichtung von Werten, daß selbst die obsiegende Nation mit schweren wirtschaftlichen Verlusten und Rückschlägen zu rechnen hatte.

Der berühmte Pariser Nationalökonom Charles Gide hat die Formel geprägt, nach der das Wettrüsten den Krieg gewissermaßen in das Reich der mathematischen Operationen banne, in dem die ziffernmäßige Kriegsbereitschaft — annähernd gleiche Qualität der Truppen und Technik der Kriegsführung vorausgesetzt — den diplomatischen Aktionen in Zukunft Entscheidungskraft verleihen würde. Er stellte den Vergleich auf, daß ebenso wie die großen finanziellen Transaktionen sich heute zumeist nicht mehr durch Barzahlung, sondern auf dem Papier durch Verrechnung vollziehen, so auch die weltgeschichtlichen Abrechnungen durch die Größe der Rüstungsopfer gewissermaßen in rechnerische, papierene Unterlagen für diplomatische Schritte, Schiedssprüche und gütliche Ausgleichsverhandlungen sich verwandeln würden.

Und — wenn auch nicht diese etwas geschraubte Theorie — so doch die Auffassung, daß bei der herrschenden wirtschaftlichen Lage uns noch lange der Friede erhalten bleiben würde, daß die leitenden Staatsmänner immer noch, sei es auch im letzten Augenblick, eine Vermittlung finden, und die Verantwortung eines Krieges von unabsehbarem Ausgange scheuen würden, teilten jedenfalls weite Kreise und zwar gerade Männer, denen ein Urteil in Frage der internationalen Politik nicht abzusprechen war. Man zog in Rechnung die überwiegende, die überwältigende Zahl derer, die ein Interesse an der Erhaltung von Ruhe und Frieden hatten, im Vergleiche mit der Minderzahl derer, die ernstlich vor dem Risiko eines Weltbrandes nicht zurückschreckten. Ja, man konnte sich einen europäischen Krieg mit seiner Kulturwidrigkeit in unserem aufgeklärten Zeitalter schlechterdings nicht vorstellen.

Wir sehen heute, daß die Rechnung ihre Fehler hatte. In unserer Zeit wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Aufschwunges hatte man bei dem allgemeinen Drange zu systematisieren, zu mechanisieren und zu schematisieren manche Gefühlswerte, unmeßbare und ungreifbare psychologische und moralische Faktoren im Völkerleben zu wenig berücksichtigt. Man hatte historische und vertragliche Bande von Staat zu Staat außer Betracht gelassen, die aus kleinen Anlässen riesenhafte Wirkungen hervorzubringen geeignet waren, Fesseln, von denen man dachte, daß sie im gegebenen Augenblick durch Einsicht, charaktervolles Handeln und die Kraft zum Guten gesprengt werden würden; man hatte gehofft, daß Vernunft und der Einsatz des Gutes und Blutes von Millionen, die kein eigenes Interesse, nicht Herz und Willen, nicht gemeinsamer Haß an einen abenteuerlichen, skrupellosen Kurs ihres Staates band, überall die verantwortlichen Leiter im kritischen Momente schrecken würden, die letzten Konsequenzen einer uferlosen, frivolen oder egoistischen Politik zu ziehen. Dabei war allerdings die ungeheure Schwierigkeit nicht zu unterschätzen, die in unserem heutigen Europa mit seiner eigenartigen Machtverteilung das Aufgeben einer einmal eingeschlagenen Richtung in der Politik — die sich auch wieder aus kleinen Anfängen vielfach in

erstaunlicher, unvorhersehbarer Weise entwickelt hatte — an die Staatsmänner stellte. Wie sehr der Verzicht auf eine proklamierte Tendenz Schwächung des Ansehens und der internationalen Position, ja diplomatische Niederlage bedeuten konnte, ist dabei in Betracht zu ziehen.

Dann hatte man sich auch zu sehr daran gewöhnt, die Politik als eine Art objektive Wissenschaft anzusehen, sie zu sehr von der Person derer, die sie beeinflussen, loszulösen. Die internationale Politik der Welt wird letzten Endes tatsächlich von ein paar hundert Köpfen, die das Schicksal in eine entsprechende Stellung gesetzt hat, gemacht. Von Leuten aus ungefähr denselben Gesellschaftsklassen, von ähnlichen Manieren und ähnlicher Bildung. Aber man hatte sich durch diesen gleichartigen Firnis vielfach zu sehr blenden lassen und außer Rechnung gestellt, daß auch sie innerlich Angehörige ihrer Nation bleiben, den Anschauungen, Überlieferungen, Hoffnungen, Zu- und Abneigungen — tausend Imponderabilien — ihres Volkes unterworfen, den mannigfachsten Einwirkungen nationaler Interessengruppen, Suggestionen und Rücksichtnahmen ausgesetzt sind. Und manche von ihnen waren alles andere als friedliebend. Vielleicht hatte man das gerade in Deutschland, dem Lande der exakten Wissenschaft, im Gefühle ehrlicher Friedensliebe und selbstbewußter Kraft am meisten übersehen. Der Deutsche hat wohl in der Politik nicht allzuviel Sinn für psychologische Feinheiten — ist zuviel „entweder-oder". Hier, wo man für das gewaltige wirtschaftliche Fortschreiten, dessen Entwicklung man mit berechtigtem Stolze mit ansah, den Frieden am meisten benötigte, war der Wunsch vielleicht auch zum Teil der Vater der friedlichen Weltanschauung.

Eine Partei, die wirklich für den Krieg war, gab es in Deutschland eigentlich überhaupt nicht. Auch viele der Pangermanisten und Imperialisten, die für die Ausdehnung des Kolonialreiches eintraten, dachten letzten Grundes, daß sich ihre Ziele durch starke Rüstung und festes diplomatisches Auftreten, vielleicht auch durch Säbelrasseln, aber unter Wahrung des Friedens erreichen lassen. Das von Anatole France über Deutschland geprägte Wort als der „nation qui aime les soldats, mais qui n'aime pas la guerre" hatte trotz des beißenden Spottes vielleicht in einem besseren Sinne seine Berechtigung.

Deutschland war wohl einer der wenigen Großstaaten, in denen Regierung und Volk — einerlei welcher Schicht — einmütig in der Friedensliebe war. Trotzdem wurde es im Auslande immer als der prädestinierte Friedensstörer hingestellt. Man konnte ihm sein leider so spätes Emporkommen, seinen verblüffenden Eintritt in den Rat der Weltnationen nicht verzeihen und nicht begreifen, daß sein wirtschaftliches Erstarken nicht auch zu gefährlichen Ambitionen politischer Natur führen sollte. Ihre klassische Ausführung findet diese Auffassung in dem im Auslande viel gelesenen Buche von Fullerton „Problems of Power, a study of international politics from Sedan to Kirk-Kilisse". Selbstverständlich ist, daß die ungemein rasche Entwicklung des konsolidierten Deutschlands, seine rapide Bevölkerungszunahme und militärische Organisation Gleichgewichts-

verlegungen verursachte, die den anderen Nationen früher unnötige, nun unbequeme, schwere Opfer und Anstrengungen zwecks Erhaltung des alten Gewichts in der Wage auferlegte und daß dies nicht gerade zur Beliebtheit Deutschlands beitragen konnte.

Immerhin war wirklich kriegerisch, d. h. bereit, die letzten Konsequenzen aus den Gegensätzen zu Deutschland zu ziehen und im günstigen Momente die große Abrechnung durch das Schwert herbeizuführen, nur ein verhältnismäßig sehr geringer Teil der Angehörigen der gegnerischen Nationen. Nur aus der Verteilung der kriegslüsternen Gruppen, ihrem Einfluß und ihrer mehr oder weniger nahen Stellung zu den Personen, die für die europäische Politik ausschlaggebend waren, wird es begreiflich, daß es doch zum Bruche kam, trotz aller weitverbreiteter und stets wieder hervorgehobener Friedensliebe.

Auch hier waren die, die am lautesten schrien, nicht die gefährlichsten.

Frankreichs Politik war wohl am meisten von der Kriegsdrohung und dem Hinweis auf das Kriegsgespenst beherrscht. Trotzdem war Frankreich das Land, wo ein ganz überwiegendes Friedensbedürfnis und eine in den weitesten Kreisen verbreitete Kriegsunlust bestand. Man kann das über vierzigjährige Fortleben der Revanchedevise nur verstehen, wenn man sich ihre Rolle als Parteiparole vergegenwärtigt. Nach dem unglücklichen Kriege und dem Zusammenbruche der monarchischen Verfassung waren es vorzugsweise die reaktionären Parteien, Royalisten und Bonapartisten, die, an die verletzte Eitelkeit ihrer Landsleute appellierend, von der wieder aufgerichteten monarchischen Staatsform Rückeroberung der verlorenen Provinzen und Wiederherstellung des alten Glanzes versprachen. Demgegenüber wollten die republikanischen Parteien nicht wagen, in den Ruf schlechten Patriotismus zu kommen und machten die Kriegsdevise zu der ihrigen. Damit hatte diese Eingang in die offizielle Regierungspolitik gefunden. Und später hatten die Regierungen, die rasch wechselnden Ministerien nicht die Kraft, und bei ihrem vielfach kurzlebigen Dasein nicht die Zeit, das für ihre Popularität gefährliche Experiment eines Kurs- und Schlagwortwechsels zu wagen. Trotzdem verlor die Revancheidee im Volke mehr und mehr an Boden, und wenn man auch selten jemanden finden konnte, der sich offen und ehrlich gegen die Kriegsparole und für friedliches nachbarliches Abfinden mit dem alten Gegner auszusprechen wagte, so nahm die allgemeine Abneigung gegen den Krieg doch täglich zu. Am Ende blieb nur noch eine im Vergleich verschwindend kleine, aber um so lautere Gruppe gewerbsmäßiger Hetzer, die den Krieg predigte. Es waren Männer des öffentlichen Lebens, vor allem Journalisten, die aus der Agitation ihr Leben fristeten, und vor allem solche, denen sie allein ein gewisses politisches Relief und Ansehen verlieh. Und diese selbst hofften vielleicht noch weniger ernstlich auf den Krieg, als eine Gruppe von Dummen, die sich von ihnen hatten verhetzen lassen: die Agitation nährte sie besser als eventuell durch einen Krieg geklärte Zustände.

Schließlich begünstigte die Regierung insgeheim die Hetzer. Die Erklärung auch hierfür liegt mindestens zum Teil, so unwahrscheinlich es klingen mag, in

wirtschaftlichen Gründen. Wer einmal Frankreich außerhalb der großen Touristenstraßen, besonders Südfrankreich, bereist hat, nur der kann sich einen Begriff der wirtschaftlichen Stagnation, des Dornröschenschlafes der wunschlosen Zufriedenheit machen, in dem große Gebietsteile dieses von der Natur so gesegneten Landes dahindämmerten. Der begreift, daß ohne den steten Appell an die Ehre, an große bevorstehende Kämpfe und Abrechnungen, die Mengen anspruchsloser und wirtschaftlich auch für das Alter ausreichend sichergestellter Landleute, Weinbauern und Kleinstädter, einer absoluten wirtschaftlichen Erstarrung zu verfallen drohten. Harmlose Egoisten, denen eigene wirtschaftliche Sicherung in bescheidenem Rahmen das einzige bei der Üppigkeit des Landes leicht erreichbare Ziel des Lebens erschien. Heiterer Lebensgenuß in spießbürgerlichen Grenzen ist der Gipfelpunkt des Strebens von tausenden von Provinzbewohnern, — ein Streben, das bei derartiger Ausdehnung als eine ernste Gefahr für den Staat erscheinen mußte.

Für eine solche hielten es Staatsmänner und Regierung. Sie sahen den Rückschritt und getrieben von dem begreiflichen Ehrgeize, der Nation wenigstens ihre alte Stellung zu bewahren, griffen sie zu jedem Mittel zwecks Aufrüttelung aus der gefährlichen Untätigkeit. Schon war Frankreich wirtschaftlich weit zurückgekommen von der Stellung, die es einst im internationalen Weltwettkampfe eingenommen hatte. Durch die sinkende Bevölkerungsziffer drohte auch militärisch-politisches Herabsinken zu immer größerer Bedeutungslosigkeit. Vor hundertundfünfzig Jahren noch — so rechnet uns Jacques Bertillon die Autorität in den Fragen der Bevölkerungsstatistik vor — war Frankreich wirklich auch an Zahl die „Grande Nation", der Staat, der an Einwohnerzahl sämtlichen anderen militärisch-politisch in Betracht kommenden Großmächten Europas zusammen die Wage hielt. Jetzt mußte man nach Bündnissen suchen, um dem geeinten und so erstaunlich gewachsenen östlichen Nachbarn einigermaßen gleich zu bleiben. Und, da auch Bündnisse sich wandeln und von wechselnder Zuverlässigkeit sind, so mußte man gar zu so kulturschädlichen Opfern schreiten, wie zur dreijährigen ausnahmslosen Dienstzeit, die den Unternehmungsgeist Tausender gerade im Alter der wirtschaftlichen Existenzbegründung drei volle Jahre lang dem wirtschaftlichen Leben des Staates entzog.

Alles in allem eine außerordentlich gefährliche ja verbrecherische Politik. Wenn auch die Revancheidee selbst nicht mehr recht zog, so war doch eine dauernde Beunruhigung gelungen. Man sah den östlichen Nachbarn als das große gefahrdrohende Rätsel an, bereit, bei dem geringsten Erlahmen und Nachlassen der nationalen Energie über das arme Frankreich herzufallen. Man haßte Deutschland als den Urheber aller Opfer und Lasten, denn niemand zahlt so ungern Steuern als gerade der Franzose.

Gegensätze in politischen Lebensinteressen, besonders auch wirtschaftliche Konkurrenz in größerem Rahmen bestanden bei alledem nicht zwischen den beiden Nachbarreichen. Es wäre bei beiderseitigem Entgegenkommen

sicherlich nicht schwer gewesen, einen befriedigenden modus vivendi zu finden.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bezüglich Rußlands.

Rußland ist ein halb barbarischer Staat noch im Stadium innerer und äußerer Konsolidation; ein Land unausgeglichener Gegensätze, ein Staat, in dem politisches Verständnis, politische Aspiration nur auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis durch Bildung Befähigter oder durch besondere Interessen dazu Getriebener beschränkt ist. Die große Masse ohne regere nationale Anteilnahme, sieht im Staate mehr den Bedrücker als den Helfer. Sie steht auf einer Kulturstufe, in der der Begriff der bürgerlichen Freiheit der staatlich und gesetzlich umhegten privaten Freiheitssphäre des einzelnen und des durch die Mitwirkung der Masse der Untertanen bei den großen Aufgaben des Staates geknüpften Bandes zwischen dem Staat und seinen Angehörigen so gut wie gar nicht existiert. Ein solches Volk, bei dem einem großen Teil der Staatsangehörigen jedes Mitbestimmungsrecht an dem Schicksal der Nation versagt blieb, mußte in seiner überwiegenden Mehrzahl friedliebend sein. Aber auch eine ganze Reihe von Elementen der politisch aufgeklärten Oberschicht war es. Man entsinne sich nur einer vor etwa zwei Jahren im Pariser Figaro erschienenen Aufsatzserie, in der sich die französischen Hetzer über das Hinneigen weiter Kreise von russischen Großindustriellen, dann aber hauptsächlich von Grundbesitzern und Getreidehändlern zu Deutschland beklagten.

Gegen diese stand eine außerordentlich einflußreiche, gesellschaftlich hochstehende ausgesprochen deutschfeindliche Kriegspartei, Leute, die im Kriege den besten Förderer eigener ehrgeiziger und habsüchtiger Bestrebungen sahen. Durch Neigung, Erziehung und Mode der französischen Kultur — mit aller Aufnahme- und Anpassungsfähigkeit des Slawentums — nahestehend, befanden sie sich schon durch persönliche Geschmacksrichtung im Gegensatz zum Deutschtum, dessen disziplinierte Starrheit und organisierte Ordnung dem weichen und sensitiven Slawencharakter widerstrebte, ein Kreis, der die nationale Entwicklungsmöglichkeit nicht im Lande in pflichtbewußter, langsamer Kulturarbeit, sondern in äußeren Abenteuern leichter und glänzender suchen und finden zu können glaubte. Es sind Leute, die im Lande der unausgeglichenen wirtschaftlichen Gegensätze über einen so sicher fundierten Reichtum verfügten, daß sie vom Kriege nicht viel zu fürchten hatten, dann aber hauptsächlich Beamte, Offiziere — nicht zu vergessen die zahlreichen Armeelieferanten — denen der Krieg unlautere Bereicherungsquellen zu eröffnen versprach. Eine ungemein mächtige Kriegspartei, der selbst viele Mitglieder des kaiserlichen Hauses offen angehörten!

Die Politik eines noch unorganischen, mit seinen Kulturaufgaben noch halbfertigen und in der Bildung begriffenen Staates ist notwendiger und logischer Weise Expansionspolitik. Beherrscht von dem gefährlich anmaßenden und andere Staaten bedrohenden Anspruch als slawische und orthodoxe Vormacht zu gelten, ist die Regierung in ihren einzelnen Entschließungen schwankend, bald Palast- bald

Volksrevolution fürchtend. Im Grunde ist sie eher friedliebend, um die großen Projekte der Bauernbefreiung und Gemeinheitsteilungen, mit denen ein glücklicher Anfang gemacht worden war, fortsetzen, aber zu schwach um sich der Prestigepolitik widersetzen zu können, so schwach, daß sie selbst unbotmäßiger Privatpolitik einzelner Diplomaten nicht wirkungsvoll entgegentreten konnte. Noch schwächer ist der Zar, der Selbstherrscher aller Reußen.

Also alles in allem, ein politischer Zustand, der zum Kriege trieb, sobald man sich Stärke zum Erfolge zutraute.

Bestand im deutschen Volke gegenüber Frankreich als Antwort auf die jahrelangen Hetzereien mancherlei Abneigung, die in den gebildeten Klassen doch wieder vielfach durch die Bewunderung für französische Kultur aufgewogen wurde, gegenüber Rußland die Gleichgültigkeit gegen den Unbekannten gemischt mit Unbehagen vor dem gewaltigen unberechenbaren Koloß, so hatte sich gegenüber England ein sich immer weiter verbreitender, fast alle Volksschichten ergreifender scharfer Widerspruch gegen die Versuche so mannigfacher Hemmungen entwickelt, die von drüben kamen, — scharfe innere Gegensätze, die auch eine äußerlich einsetzende Versöhnungspolitik sobald nicht hatte überbrücken können.

Die Abneigung war freilich gegenseitig. Man fühlte sich in England wirtschaftlich überholt. Auf Gebieten, auf denen sich englischer Handel seit Jahrhunderten häuslich eingerichtet hatte, die als die sichere Domäne englischer Industrie erschienen waren, bedrohte deutscher Fleiß, deutsche Regsamkeit und deutsche Tüchtigkeit das englische Übergewicht. Der Engländer als Kaufmann ist zweifellos im Durchschnitt weniger aktiv als der Deutsche, ist, wie durch den Entwicklungsgang erklärlich, zurückhaltender. Er hatte eben für viele Dinge und seit langer Zeit das Monopol, man mußte zu ihm kommen. Darauf ist die ganze Anschauungsweise von dem, was als gentleman-like uud fair galt, Sitte und gesellschaftliche Haltung zugeschnitten. Und der Engländer ändert gerade, was diese Ansichten anbetrifft, nicht so leicht seine Auffassung. Daher Verachtung der deutschen Geschäftsgepflogenheiten, und da, wo man den Erfolg anerkennen mußte, Wut gegen den siegreichen Konkurrenten, den Emporkömmling. Aber nicht nur der Großkaufmann auf dem Weltmarkte, auch der Mittelstand, der kleine Angestellte im Lande selbst hatte unter dem Wettbewerb zu leiden. Viele Tausende von Deutschen, begierig Sprache und Geschäftsgepflogenheit zu lernen, boten sich in England selbst zur Arbeit um geringen Lohn an, und drückten so die Lebensbedingungen breiter Schichten.

Die englische Politik ist mit den kaufmännischen Interessen mehr verwachsen als die irgend eines Staates auf dem Kontinent. So sah man von offizieller Seite die Entwicklung Deutschlands seit langem mit Besorgnis an. Jedem Zuwachs an Macht und Einfluß suchte man entgegen zu arbeiten. Und als man die ungeheure Kraft und Energie, die sich in Deutschland selbst aufspeicherte, nicht mehr durch eine geschickte Gleichgewichtspolitik auf dem Festlande zur Neutralisierung bringen zu können glaubte, da sah man sich selbst gezwungen,

die bewährte englische Politik, als unparteiischer, abwartender Dritter aufzugeben und die unbequemen Bande eines kontinentalen Bündnisses auf sich zu nehmen. Man hielt es für notwendig, zur weiteren Niederhaltung Deutschlands das Gegenwicht zu vermehren. Dabei wußte man wohl, daß im Ernstfalle die Hauptlasten und das Hauptrisiko die festländischen Bundesgenossen zu tragen haben würden: der ungeheure Vorteil der Insellage und der starken Flotte.

Das war es aber, was in Deutschland allmählich sich verstärkenden Unwillen verursachte. Das unritterliche Verhalten eines Gegners, der aus dem sicheren Hinterhalte Pfeil auf Pfeil abschießt, ohne selbst den gleichen Kampfesbedingungen zu unterliegen. Das Durchkreuzen aller deutschen Pläne, einerlei wo auf der Erde man sich den Platz an der Sonne in heißer Arbeit zu erwerben bemühte, den Platz, der dem Fleiß und der Tüchtigkeit einer Nation von sechzig Millionen Menschen wohl zukam. Gegner auf Gegner suchte man anzuwerben, Freund auf Freund abtrünnig zu machen, um selbst wohl geborgen im Hinterhalte dem Ringen der emporstrebenden Nationen Einhalt tun zu können.

Und das alles letzten Endes nicht großer nationaler, sondern geschäftlicher Interessen halber. Wo man im friedlichen Wettstreite nicht mehr mitkommen konnte, da führte man politische Ränke ins Feld.

Man sah bei uns die grenzenlose Ungerechtigkeit, die darin lag, daß — falls es zum Kampfe kommen sollte — Deutschland für seine Existenz, England für schnöden wirtschaftlichen Gewinn fechten würde. Hier Volk in Waffen, hier Söldnerheer! England hatte das Leben von angeworbenen Mietlingen, von Abenteurern, die sich nicht aus Patriotismus sondern handwerksmäßig für den Krieg hergaben, einzusetzen gegen ein Volk, bei dem jeder Familienvater, jeder Ernährer seiner Eltern, jeder, der überhaupt eine Waffe tragen konnte, Gut und Blut für sein Land aufs Spiel setzte. Wieviel größer der Jammer eines Krieges einerlei welchen Ausganges für ein solches Land! Das war kein gleicher Einsatz, ebensowenig wie die Ursachen eines Krieges das gleiche sittliche Gewicht hatten.

Wenn daher in Deutschland schon vor dem Kriege vielfach Erbitterung gegen England herrschte, so kann man ihr die Berechtigung nicht absprechen.

Auf die inneren Gründe einzugehen, die die französisch-russische Alliance zusammen brachten, ist überflüssig, sie liegen ja klar zutage. Ursprünglich war Frankreich froh, im Osten einen Gegner Deutschlands zu wissen, der die eigene militärische Lage wesentlich erleichterte. Rußland dagegen brauchte die guten französischen Louis d'ors. Mit dem inneren Niedergange Frankreichs und Erstarken Deutschlands erhöhte sich das französische Interesse an der Alliance. Frankreich konnte eben sein altes Gewicht im Rate der Völker nur durch Bündnispolitik erhalten. Ebenso wuchs auch Rußlands Wertschätzung am Zweibunde, je mehr Deutschland und Österreich sich zusammenschlossen, und durch die strikte Billigung und Deckung der österreichischen Balkanpolitik seitens des deutschen Sekundanten. Englands Beitritt erfolgte, um durch Unterstützung

der kontinentalen Gegner den Rivalen zur See möglichst in Abstand zu halten, um selbst in Friedenszeiten Deutschland — unter entsprechender egoistischer Ausnützung der eigenen Bundesgenossen — durch starke Rüstungsopfer wirtschaftlich nach Kräften zu schädigen. England, das sich vom Frieden und engerer Freundschaft mit Deutschlands Feinden wirtschaftliche Vorteile versprach, stand bei einem allgemeinen europäischen Aderlaß reicher Gewinn, ohne eigenes großes Risiko in Aussicht. Dazu kam dann die persönliche Politik Eduards des Siebenten, des Mannes, der als konstitutionellster Monarch Europas es fertig brachte, als Persönlichkeit einer der stärksten Faktoren der diplomatischen Geschichte der Neuzeit zu werden. Seine ausgesprochene gallische Vorliebe und persönliche Verknüpfung mit gewissen Kreisen der Großindustrie und des Handels seines Landes schrieben ihm den Weg vor.

Dann die unmittelbaren Anlässe des Krieges: Österreich wird vor die Lebensfrage gestellt, den unruhigen mit allen gewissenlosen und verbrecherischen Mitteln eines verkommenen Volkscharakters arbeitenden Nachbarstaat endgültig zur Ordnung zu bringen. Rußland durch seine der Kriegspartei verschriebene Diplomatie festgelegt, kann nicht zurück, ohne Gefahr zu laufen, nach mehreren diplomatischen Rückzügen in der Balkanpolitik der letzten Jahre seine traditionelle Stellung und sein Ansehen im südöstlichen Europa endgültig einzubüßen. Frankreich erklärt sich solidarisch, hineingeritten durch seine frivolen Hetzereien gegen Deutschland und in der Angst, sich durch eine Ablehnung dauernd bündnisunfähig zu machen, dabei die Isolierung und Schwächung Rußlands ebenfalls fürchtend, und gleichzeitig zitternd für den Verlust der in Rußland angelegten Milliarden. England sieht die Gefahr eines nach Vernichtung seiner kontinentalen Gegner übermächtigen Deutschlands. Es wirft sein Schwert in die Wagschale in der Hoffnung, damit den Ausschlag zu geben, und durch den Sieg des Dreiverbandes der lästigen Konkurrenz des emporstrebenden Vetters für immer ledig zu werden.

Man redet vielfach von einem abgekarteten Spiele gegenüber Deutschland. Und wirklich lassen gewisse frühe Truppenbewegungen von Frankreich und Rußland diesen Verdacht aufkommen. Aber vermutlich ist diese Ansicht doch unrichtig. Wohl versuchten beide Staaten, Verwicklungen voraussehend, gegenüber dem mobileren Deutschland im gegebenen Falle den Druck ihrer Rüstungen ins Gewicht werfen zu können. Aber es ist bei dem allgemeinen Stande der militärischen Kriegsbereitschaft in Europa unwahrscheinlich, daß der Dreiverband jetzt den ihm verhältnismäßig ungünstigen Augenblick zum Losschlagen benutzt haben sollte, da in nicht allzulanger Frist seine geplanten militärischen Vorbereitungen ihn in eine wesentlich günstigere Lage gegenüber Deutschland versetzten. Vermutlich handelte es sich mehr um einen Einschüchterungsversuch, einen Bluff. Aber die Saat aus Englands kühl berechneten, lang vorbereiteten Intrigenspiel und Frankreichs leichtsinnigen Hetzereien war inzwischen aufgegangen: als Österreich und Deutschland im Konflikt mit Rußland fest blieben, da war der

plumpe nordische Riese nicht mehr zurückzuhalten. Die Leidenschaft verdrängte die kühlere Staatskunst, roh und täppisch schlug der Koloß los, seine Verbündeten mit sich reißend.

Vernichtungskampf gegen eine friedliebende blühende Nation. Gegen das Mutterland einer Rasse, gegen das Volk, das der Welt Kulturgüter geschenkt hat wie kein zweites.

Aber da kam das unvergleichlich große erhebende weltgeschichtliche Schauspiel, daß dies Volk, das ganz in der Arbeit um die Gewinnung seines täglichen Brotes aufzugehen schien, zeigte, daß es beim harten Lebenskampfe seelisch nicht verkümmert sondern gewachsen war, daß Begeisterung, ungeahnte sittliche Kraft, glühende Vaterlandsliebe alle Schichten der Nation einte. Nicht hochtönende Phrasen, sondern Pflichtgefühl, mannhafter Opfermut, nicht das Flackerfeuer einer künstlich geschürten Aufwallung, sondern Vertrauen zu Gott und in die Zukunft der Nation, Warmherzigkeit, Hilfsbereitschaft und das reine Gewissen des Kampfes für die gute Sache, für die freventlich bedrohte Existenz eines großen Volkes: das alles brachte das Gute, Edle und Starke, das in diesem alten ruhmreichen Volke schlummerte, zu herrlichem Erwachen.

Und dann zeigte es sich, daß nicht die Zahl der Bajonette das Schicksal der Welt bestimmt, sondern der Geist, der den Arm beherrscht, der sie führt.

Tausende haben Blut und Leben geopfert, Tausende werden es noch opfern müssen, bevor das große Ringen zur Entscheidung kommt. Aber dann wollen wir das Ziel ehren, für das so viele starben: Deutschlands sichere staatliche Existenz und dauerhafter Frieden für unsere Kinder und Kindeskinder. Wir wollen nicht ruhen, bis die vernichtet sind, deren Habsucht und Übermut uns diesen Kampf aufgezwungen haben. Wir wollen nicht erobern, aber den künftigen Frieden sichern. Frankreich wird uns nach diesem Kriege nicht mehr gefährlich werden, die wahren Feinde sind das mißgünstige Albion und der ungeschlachte barbarische Koloß im Osten. Nur nach deren Fall kann eine neue Welt des Friedens und der Zivilisation erwachen. Es ist unsere heilige Pflicht, dies als das Vermächtnis unserer Toten zu erkennen und nicht eher zu rasten und zu ruhen, bis wir es erfüllt haben.

Vlamen und Wallonen

Von Alfred Ruhemann

Ich habe bei früherer Gelegenheit an dieser Stelle (Grenzboten Nr. 40 dieses Jahres) durchblicken lassen, daß Belgiens innere Verhältnisse unhaltbar einer Auseinandersetzung entgegentrieben, und daß der gegenwärtige Krieg darin nur einen Aufschub herbeigeführt habe. Ich habe erklären können, auf welche Weise das belgische Nationalitätsgefühl von der eigenen Regierung wachgerufen, aufgestachelt und bestochen worden war, jenes vaterländische Gefühl, das der Belgier seit den Revolutionstagen des Jahres 1830 entbehren zu können glaubte, — ein Mangel, über den mit aufrichtiger Selbsterkenntnis zu witzeln, er stets der erste gewesen war. Seine Erinnerung an die Gedenktage der errungenen Unabhängigkeit mußte in Jahrmarktsmanier durch Jubiläumsausstellungen und prunkhafte Umzüge aufgepeitscht werden, andernfalls wären diese immer mehr in Vergessenheit geraten. Bei den Vlamen allerdings lag die Sache anders. Diese ließen es sich nicht nehmen, alljährlich den Tag der Goldenen Sporenschlacht zu feiern, in welcher die Blüte der französischen Ritterschaft bei Kortryk von den Äxten und Streitkolben der flandrischen Gewerkler niedergemäht worden war. Je erboster man in Paris darüber war, je tiefer die belgische Regierung deswegen vor Frankreich zu Kreuze kroch und abbat, desto heller und energischer klang der „Flandrische Löwe“ und das Geusenlied durch die Straßen und Städte Flanderns und Antwerpens. Je mehr man auf diese Weise die Hälfte der eigenen Bevölkerung vor den Franzosen verleugnete, desto weiter öffnete sich die Kluft zwischen dem germanischen und gallischen Element in Belgien, desto mehr ging das Land einer inneren Zersetzung entgegen.

Der schnelle Fall von Antwerpen hat nun unbedingt dazu beigetragen, eine Lage, schneller als gehofft, zu einer Klärung zu bringen, von der wir uns die besten Folgen versprechen dürfen. Wären die von einem unerklärlichen Wahnsinn eingegebenen Ausschreitungen des Antwerpener Hafenpöbels gegen Deutsche und deutsches Eigentum nicht gewesen, so hätte es gar nicht erst der militärischen Eroberung der prächtigen Hafenstadt bedurft, um uns die Gewißheit zu schaffen, daß in ihr heimlich Tausende von Herzen dem deutschen Freunde ehrlich entgegenpochten. Durch jene Ausschreitungen aber wurden wir irregeführt, wie auch durch die Tatsache des plötzlich zum Vorschein kommenden Nationalitätsgefühles der nun zum ersten Male gemeinsam marschierenden

Vlamen und Wallonen. Wir kennen heute die Prämien, die die belgische Regierung in letzter Stunde den Vlamen geboten hatte, um sie nicht abtrünnig und auffässig werden zu sehen. Wir unserseits glaubten, daß das Antwerpener Volk genau so niederträchtig und heimtückisch feige wäre wie das Brüsseler. Es war aber nur der Nachahmungstrieb, es der Hauptstadt gleich zu tun, der die Antwerpener gepackt hatte, außerdem noch die englisch-französische Aufhetzung und die Angst vor dem Kriege überhaupt. Am ersten Tage des Einzuges unserer Truppen in die Scheldestadt konnten wir schon klar erkennen, wo unsere ewigen Feinde und wo unsere vermutlichen Freunde in Belgien stecken, nachdem des Landes Los erst einmal, wenigstens zunächst besiegelt war. Und jeder weitere Tag wird es uns immer klarer werden lassen, daß der Krieg für Belgien selbst eine Erlösung von unerträglichen inneren Zuständen, die Abwehr einer inneren Revolution bedeuten wird. In Belgien gab es zwei Welten, von denen die eine früher oder später hätte unterliegen müssen. Der Sieg wäre derjenigen verblieben, deren Lebenssäfte die kräftigeren gewesen wären. Die Vlamen haben Jahrhunderte voller Kämpfe und Unterdrückungen überstanden und immer wieder reckenhaft den Kopf aufgerichtet. Sie sind Art von unserer Art und wären gewiß nicht die unterliegenden gewesen. Sie wären schon früher zum Bewußtsein ihrer Kraft und Intelligenz gekommen, hätten sie sich nicht zum Wohle der durch sie geschaffenen neuen belgischen Nation solange still verhalten wollen, bis ihre Stunde kam. Auch darin gleichen sie uns: sie sind geduldig und dulden lieber solange als möglich Unrecht, ehe sie sich hinreißen lassen, einen Weltbrand zu entzünden, packen aber auch zu, sobald feindlicher Übermut zu groß und die Existenz der Nation in Frage gestellt wird. Mit staunender Befriedigung hat man gesehen, wie Antwerpen schon am ersten Tage der Einnahme sich benommen hat, unsere Leute fühlten sich sofort wie zu Hause, sie werden auch für die Folge niemals das Gefühl haben, als müßten sie vor der Bevölkerung auf der Hut sein. Im Handumdrehen lebte die Stadt wieder auf, begann Handel und Wandel, den Verhältnissen entsprechend, von neuem, als wäre eigentlich gar nichts vorgefallen, — so lauteten naiv anmutend die Berichte von Augenzeugen. Und nur eine halbe Stunde entfernt, in Brüssel, lauern Tücke und Verrat, niedergehalten nur durch die Angst vor deutschen Kolbenschlägen und die Schlünde der deutschen Geschütze auf der Höhe des kapitolinischen Justizpalastes. Ewig werden sie dort leben und sich noch in manchen Explosionen gegen die deutschen Unterwerfer Luft machen, gleichviel, ob jetzt, ob später, selbst wenn wieder geordnete Verhältnisse eingetreten sein werden, und in welcher Form auch immer. Wen eingefleischter Haß blind macht, dem ist nicht zu helfen. Man braucht ihm darob nicht gleich den Hals umdrehen zu wollen, man läßt ihn einfach am Wege liegen. Will er dort umkommen, so ist es sein eigener Wille; besinnt er sich noch eines besseren, was in diesem Falle jedoch so gut wie ausgeschlossen sein wird, so kennt er den Weg zum Frieden und zu der Hand, die allein ihm zu einer neuen und dauernden Existenz verhelfen kann.

Es ist leicht, das Recht der kleinen Staaten auf Schutz durch die Großstaaten und auf deren unverletzliche Neutralität zu proklamieren, so lange niemand da ist, der sie anzugreifen und zu gefährden gedenkt. Es war vielleicht eine Wohltat für die im Jahre 1831 paktierenden Staaten, ein neutrales Land zu schaffen, dessen geographische Lage bedingte, daß sich niemand an ihm vergreifen und so die anderen Kontrahenten übervorteilen konnte. War demnach der Gedanke der Bestätigung eines neutralen Belgiens der damaligen, politisch arg durchwühlten internationalen Lage entsprechend, so hätte man es aber doch auch damals schon weniger eilig haben und besser überlegen müssen, wie sich später einmal die inneren Verhältnisse des neugebackenen Pufferstaates gestalten könnten, wenn man ihn aus drei so grundverschiedenen und geradezu einander feindlichen Elemente bilden würde, wie das vlämische, das französische und das luxemburgisch-deutsche es sind. Die Diplomaten jener Zeit waren eben in der politischen Geographie noch wenig bewandert. Die Frage, wer sich zum bequemsten und gefügigsten Fürsten des neutralen Belgiens machen ließe, erschien ihnen wichtiger, als jene, wie der angeblich durch den freien Willen der Nation erwählte König, seine gemischten Untertanen zu einer im patriotischen Sinne einträchtig fühlenden Nation zusammenschweißen würde. Man teilte also die Niederlande frisch darauf los, und Preußen gab, ich will nicht sagen gewissenlos, aber doch sehr wenig umsichtig und voraussehend, die dem neuen Belgien verbleibenden deutschen uud vlämischen Einwohner einem Monarchen preis, der nur noch dem Namen nach ein deutscher Fürst war. Von der Thronbesteigung Leopolds des Ersten an war der französische Einfluß stets, der englische vielfach in Belgien maßgebend, die Vlamen blieben unbeachtet und wurden nicht für voll angesehen, trotzdem ihre Anzahl der der beiden anderen Volksstämme das Gleichgewicht hielt. Ihre Sprache wurde für bäurisch und unfein erklärt, ihre Literatur verlacht, ihre Kultur der eines Bauernvolkes gleich erachtet. Selbst Leopold der Zweite, wenn er auch der vlämischen Sprache den Charakter einer mit dem Französischen gleich bewerteten Amtssprache verlieh, behandelte seine vlämischen Untertanen nur deshalb rücksichtsvoll, weil er sich ihrer für manche seiner Pläne, namentlich der überseeischen und kolonialen, bedienen konnte. Entschieden aufmunternd verhielt sich erst König Albert ihnen gegenüber, soweit seine eigene Person in Frage kam. Wenn es wahr ist, daß er Antwerpen hatte übergeben wollen, so bin ich überzeugt, daß diese kluge Absicht ihm nicht zuletzt durch seine loyale Denkweise den Vlamen gegenüber eingegeben worden war.

Der bedauernswerte Mißgriff von 1831 war nun einmal geschehen, aber es zeigte sich zuerst nur sporadisch, in den letzten Jahrzehnten jedoch immer häufiger, daß die zwei nationalen Welten, aus denen Belgien zusammengesetzt war, von Jahr zu Jahr mehr Reibungsstoff aufwiesen. Die Stichflamme, die eine derselben verbrannt und damit das gesamte Staatsgefüge zerstört hätte, wäre auch ohne europäischen Krieg eines Tages aufgelodert und hätte ein neues diplomatisches Schachspiel, wahrscheinlich zugunsten eines rein vlämischen Belgiens,

nötig gemacht. Unter den heutigen Umständen ist es die Kriegsfackel, welche die inneren Verhältnisse Belgiens grell beleuchtet und dem deutschen Sieger den Pfad weist, auf welchem er später zu einer befriedigenden Lösung der Nationalitätenfrage im europäischen Westen gelangen kann. Voraussetzung ist eben nur, daß er die Lehren der politischen Geographie besser zu handhaben und zu befolgen weiß, als die preußische Diplomatie der dreißiger Jahre des verflossenen Jahrhunderts.

Wir haben hierbei vor allem mit den gegebenen inneren Verhältnissen des bisherigen Belgiens zu rechnen. Zunächst haben wir nur ins Auge zu fassen, daß wir, da uns die Lösung der europäischen nationalen Fragen mehr als wahrscheinlich vorbehalten sein wird, bei der Gestaltung der politischen Beschaffenheit Belgiens die Rolle eines diplomatischen Chemikers zu spielen haben werden, der in seinem Laboratorium die Bestandteile und Volumen der zwei Volksstämme, die äußerlich ein einheitliches Belgien bilden, zu analysieren und zu scheiden hat, ehe er einen neuen Körper, der diesmal wie aus einem Guß sein muß, herstellt. Es gibt heißblütige und ungeduldige Politiker und Polemiker genug, die von einer solchen langsamen, aber zuverlässigen chemischen Prozedur nichts wissen wollen und den Satz früherer Eroberer verfechten, man solle einfach nehmen, was man sich mit Waffengewalt erzwungen hat, um so mehr, wenn man, dank der vlämischen Blutsverwandtschaft, fast ein Recht hat, sich das eroberte anzueignen und einzuverleiben. Diese Stürmer vergessen, daß man heutzutage, selbst als Sieger, zunächst vor allem das Ende kriegerischer Verwicklungen abzuwarten hat, ehe man sagen darf, das will und das nehme ich. Es sind fernerhin auch so manche andere Umstände abzuwägen, die sich der einfachen Streichung selbständiger nationaler Existenzen widersetzen. Es macht sich neuerdings immer mehr auch der Grundsatz einer nationalen Nebenordnung an Stelle einer Unterordnung als sehr zu berücksichtigender Wirtschaftsfaktor geltend. Meines Erachtens ist es daher weit angebrachter, zunächst nur einen Leitfaden abzurollen, der sich aus den in einem Lande, in diesem Falle Belgien, vorgefundenen und durch eigene Prüfung festgestellten Verhältnissen abwickelt, um sein mit dem Ergebnis der Beobachtungen reich beschwertes Ende denen in die Hand zu geben, die berufen sind, das Amt von diplomatischen Chemikern im reichsdeutschen Laboratorium zu bekleiden.

Die Vorsehung und die politischen Umstände scheinen uns also dazu ausersehen zu haben, die zwei Welten, welche bisher den belgischen Gesamtglobus bildeten, im Interesse der Rettung urdeutschen Volkstums trennen zu sollen, und die beiden neu zu formenden Körper fernerhin, nach unserem Willen und gemäß unseren Vorschriften, um unseren deutschen zentralen Staatskörper kreisen zu lassen. Die eine Welt, die gallisch-wallonische, deren Brennpunkt das schwer zu handhabende, sich eher durch faulenzende Verschwendungssucht als durch betriebsame Industrie auszeichnende Brüssel ist, erstreckt sich über Mons, Charleroi und die französischen Ardennen nach Frankreich hinein und ist so gut wie entblößt von deutschem und

vlämischem Element, welch letzteres selbst eben dort seine unversöhnlichsten Widersacher gefunden hat. Sie wäre uns ein ewiger Dorn im Fleische, eine Quelle unausgesetzter Reibungen. Wir müßten in ihr als faustkräftiger Unterjocher des Charakters und der Sprache von Land und Leuten auftreten, eine Rolle, die uns nicht zu Gesicht steht und die vor allem uns nicht zur wohlverdienten Ruhe nach den übermenschlichen Anstrengungen des gegenwärtigen Krieges kommen lassen würde. Wir fänden allerdings auch im Lütticher Gebiet wallonische Verbissenheit und Abneigung gegen eine mögliche Einverleibung oder politische Anschließung an das Deutsche Reich. Zwischen Welkenraedt, Gemmenich, Herbestal und Verviers aber ist, auch für die Maaswallonen, das deutsche Element bereits zu einem so einschneidenden wirtschaftlichen Faktor geworden, und der Lütticher Wallone hat, wohlverstanden in Friedenszeiten, bereits eine derartige, seinen ökonomischen Interessen dienende Schmiegsamkeit bewiesen, daß sein Anschluß an die deutschen Sprach- und Interessengebiete, die wir in Belgisch-Luxemburg sowie in den Belgischen Kempen und Belgisch-Limburg bereits besitzen, ohne große Schwierigkeiten vollzogen werden könnte. In den drei reindeutschen Sprachenklaven Belgiens begegnen wir ungefähr 78 bis 79 vom Hundert deutsch sprechenden Einwohnern, ohne Hinzuziehung der dortigen reichsdeutschen Bewohner, die nur 4500 von 57000 betrugen. Es war, wie gesagt, der politische Irrtum der Verträge von 1831 und 1839, eine heute rund 80000 Seelen betragende rein deutsche Bevölkerung der Gefahr auszusetzen, durch ihre Zersplitterung und Überweisung an Belgien vom wallonisch-französischen Wesen allmählich verschlungen zu werden. Diesem Schicksal sah die belgische Regierung gleichgültig zu, denn ihr einziges Zugeständnis an ihre Untertanen deutscher Abstammung war gewesen, daß sie sich verpflichtete, in den betreffenden Gebietsteilen Gesetze und Rechtsprechung auch in deutscher Sprache — wohlverstanden nicht in dieser allein — zu veröffentlichen. Und so wurde dieses Partikelchen deutscher Rasse nach und nach ein für das Deutschtum verlorenes Anhängsel der belgischen französischen Welt, nicht der belgisch-vlämischen, mit der sie nur die Unzufriedenheit über ihre Zwitterstellung teilte, und von der sie unglücklicherweise auch räumlich vollständig getrennt war.

Sehen wir uns nun einmal die Vlamen an, denen, wie oberflächliche Beobachter im Siegestaumel behaupten, unsere vorläufige Besetzung — man wendet bereits das Wort Eroberung an — hochwillkommen sein müßte. Sie ist es sicherlich insofern, als der deutsche Sieg ihnen das große Stück Arbeit des Selbständigwerdens abnimmt oder wenigstens leichter macht; deshalb sind sie uns jetzt nach der Niederwerfung von Belgien auch freundlich gesinnt. Anders jedoch stellt sich die Sache, sobald man der Frage auf den Leib rückt: wollen die Vlamen nun auch staatlich Deutsche werden? Meine Antwort lautet: ja, wenn wir ihnen eine nationale Unabhängigkeit, ein vlämisches Reich, eine politische Anlehnung an uns, zu Schutz und Trutz, verschaffen; nein, wenn wir eine deutsche Provinz oder ein deutsches Reichsland aus ihnen machen

wollen. Wer sind denn die gegenwärtigen Vlamen? Ihre Dichter, ihr ganzes Denken verleugnen in keinem Augenblick ihre Genugtuung, germanischen Ursprunges, ja die Wiege des deutschen Kaiserreiches zu sein. Im übrigen sind sie aber ein sehr hartnäckiges, dickköpfiges und verbissenes Volk, das um jeden Preis seine politische Selbständigkeit sich wiedererobern und damit die Früchte seiner jahrhundertelangen Kämpfe endlich pflücken will. Spricht man von Vlamen und Vlamentum, so wenden sich die Blicke unwillkürlich nach Antwerpen. Diese Stadt ist allerdings mit Gent der Hochsitz freisinniger vlämischer Kultur und Kunst, sie ist aber nicht der Schildträger des eigentlichen Vlamentums, das von Mecheln und Löwen aus befehligt und vom Klerus regiert wird. Die Vlamen mögen uns als politische Machthaber und Zwingherren trotz aller Rassengemeinschaft ebensowenig, wie die anderen Belgier. Damals, als die Alldeutschen glaubten, in innerpolitischen Angelegenheiten Belgiens die Partei der Vlamen ergreifen zu müssen, lehnten diese sich einmütig gegen diese Einmischung auf. Als Pol de Mont, gewiß eine der edelsten Erscheinungen der vlämischen Geistes- und Kulturwelt, von einer erfolgreichen Vortragsreise durch Deutschland heimkehrte, hätte nicht viel gefehlt, daß man ihn als Verräter und Gefolgsmann der Alldeutschen gesteinigt hätte; es hat lange gedauert bis der, übrigens durchaus ungerechtfertigte Verdacht, er hätte die Vlamen an Deutschland verkaufen wollen, von ihm abfiel. Diese Vlamen also, die in ihrer überwiegenden Mehrzahl blindlings ihren klerikalen Führern gehorchen, die fast gar nicht ihren rein niederländischen Stammesverwandten ähneln, sind die letzten, die mit einem Seufzer der Erlösung ausrufen würden: Gott sei dank, nun werden wir deutsche Untertanen! Sie werden als germanische Blutsvettern mit uns gern verhandeln und paktieren, wie sie sich jetzt schnell an unsere provisorische Verwaltung gewöhnen werden, sie werden sich politisch an uns anschließen wollen, aber ohne Aufgeben ihrer Selbständigkeit. Es wäre ja wahrscheinlich hinsichtlich eines besseren politischen Verständnisses zwischen Deutschen und Vlamen manches anders gekommen, hätten wir nicht den unverzeihlichen Fehler begangen, uns zu wenig um letztere gekümmert zu haben. Wir beachteten und verfolgten ihr geistiges und geschichtliches Leben so gut wie gar nicht, nur wenn eine außergewöhnliche Erscheinung wie z. B. Styn Streuvels auftauchte, erinnerte man sich plötzlich, daß es in Belgien auch eine germanische Rasse gibt. Ebensowenig teilten wir von unserem literarischen und kulturellen Reichtum Gaben an sie aus. Wir brachten damit ihre eigene Literatur zum Verdorren, so daß sie heute noch auf dem Standpunkt schwerfälliger naiver Romantik und des düsteren Melodramas steht. Heitere Erzeugnisse kennt sie überhaupt nicht. Ersatz mußten unsere von ihnen reichlich belachten Possendichter alten und neuen Stiles liefern. Unsere gegenwärtige erzählende Literatur ist ihnen ein verschlossenes Buch, die Namen und Schriften unserer Gelehrten sind ihnen eine unbekannte Welt. Nur die deutsche Musik verschaffte sich, und auch nur in Antwerpen, etwas Eingang, und zwar, weil die eigene Produktion, der man dort ein prachtvolles Opernhaus errichtet hatte, allzu

unfruchtbar blieb. Kurz, wir hätten geistig befruchtend, auf den vlämischen Geist befreiend wirken sollen und dann mit Genugtuung feststellen können, daß das Verständnis für unsere Politik, Sitten und Anschauungen ganz wie von selbst der Freude an unserer Literatur und Kultur nachgefolgt wäre. Wir haben aber die Vlamen sich selbst, ihrer geistigen Armut und ihrem innerpolitischen Schicksale überlassen, das, nach dem Beispiele des übrigen Belgiens, Liberale auf der einen, Klerikale auf der anderen Seite in ihrem Sinne zu gestalten suchten. Schließlich flatterte das klerikale Heerbanner nur noch allein — mit Ausnahme von Antwerpen — siegreich über die belgischen Vlamen.

Wie man daraus ersieht, besitzt der Leitfaden, den ich vor den zur späteren diplomatischen Lösung aller aus dem Kriege entstehenden Schwierigkeiten berufenen Männern hier abhasple, viele Knoten, die erkannt und gekannt sein wollen, um sie auflösen oder umgehen zu können. Das uralte Volkslied der Vlamen, daß sie gern nach Osten wandern wollen, bedeutet nicht mehr als eine stimmungsvolle Lyrik. Man möge aber auch selbst diese Sehnsucht für wahre Empfindung halten, denn sie drückt das gemeinschaftliche Fühlen mit dem Germanentum im Osten aus, so wird doch der heutige Vlame auch wissen wollen: unter welchen Bedingungen soll dieses Wandern erfolgen? Und befriedigen ihn diese Bedingungen nicht, so wird er versuchen, es bei der bisherigen Lage der Dinge zu belassen, selbst sich aufzubäumen, wenn ihm glattwegs ein Kappzaum deutscher Oberhoheit angelegt werden sollte. Wir hätten ferner zu beobachten, daß wir uns vor allem in die vlämische Sprache einzuarbeiten hätten, damit wir uns besser verstehen könnten. Man hat leicht sagen, sie ähnelt dem Niederdeutschen; sie ähnelt auch dem Holländischen, und dennoch ist sie auch von diesem sehr verschieden und viel schwieriger als dieses, jedenfalls ist sie nicht leicht, und ungefügig wie die vlämische Rasse selbst.

Auf politischem Gebiet darf ich den Hinweis nicht unterlassen, daß, wenn wir uns auch Antwerpen einfach nehmen würden, wie viele ohne weiteres bereits dekretieren, wir damit noch nicht an der See wären, nicht einmal einen Ausgang zum Meere besäßen. Hierfür gebrauchen wir Gewährleistungen, und die bekommen wir nur, wenn Holland in ein anderes, besseres und engeres Verhältnis, als es das bisherige war, zu uns zu treten gewillt ist. Gesetzt, Antwerpen wäre deutsch! Wer aber bürgt uns dann dafür, daß wir nicht eines Tages, wie England heute, unsere Flotte vor der Scheldemündung, und unsere Landarmee in Antwerpen haben, und nicht ein noch aus wissen, wenn wir nicht die Durchfahrt durch das neutrale Holland erzwingen wollen? Haben wir uns nicht vielmehr das Wort gegeben, Europa so zu gestalten, daß jeder neue Kriegsvorwand auf unendliche Zeiten hinaus aus der Welt geschafft wird? Ich stimme jedenfalls gern und freudig mit denen überein, die einem Länderzuwachs für uns außerhalb der Grenzen Europas das Wort reden. Ich meine auch, daß wir gewisse Staaten, die afrikanische Kolonien besitzen, fernerhin der Arbeit entheben sollten, diese selbst zu verwalten. Wir könnten es auch Portugal, wenn

es wirklich vertragsmäßig verpflichtet sein sollte, England seine Flotte und Armee zu Hilfe zu schicken, sehr leicht machen, Angola recht billig los zu werden! Wir hatten zwar im Sinn gehabt, diese westafrikanische Kolonie anzukaufen, aber besser wäre es, wir hätten gar nichts dafür zu bezahlen und ließen uns die Azoren, die Cap Verde-Inseln und Madeira noch dazu geben. Dagegen wollen wir in Europa hübsch vorsichtig sein und erst nach reiflichster Überlegung neue Reichsländer schaffen, namentlich dort, wo widerstrebende Elemente erst nach unendlich zäher Arbeit zu der Ansicht zu bekehren wären, daß es sich unter deutschem Szepter, auch in einem Militärstaat, so lautet ja unsere Aushängemarke, gut leben läßt. Gewiß darf keine zu zartfühlende äußere Politik bei uns Platz greifen. Eine starke Zeit bedarf auch einer derben Faust. Wir sahen, wie sie gegen Verlogenheit und Falschheit schlagfertig aus der Tasche fuhr und aufräumte. Wir erwarten, daß sie auch bei den kommenden diplomatischen Verhandlungen, wo die aalglatte Geschmeidigkeit der fremdländischen Unterhändler, das Hervorkramen und Auftischen von verlogenen Anklagen gegen unser Zugreifen sich nochmals in vollem Glanze zeigen wird, bismarckisch auf den grünen Tisch niederfährt und die Tintenfässer tanzen läßt, gibt man uns nicht, was uns zukommt, was uns, nach unserer Meinung, für einen dauernden Frieden notwendig ist. Alles das ist selbstverständlich und muß so sein. Dagegen sollte für eine Staatenneubildung der Grundsatz der Gleichstellung ebenso in das Gewicht fallen wie der der Unterstellung, der der Angliederung mehr wie der der Eingliederung. Das bundesstaatliche Prinzip, trotzdem es sich schon vierundvierzig Jahre bei uns bewährt und in der Stunde höchster Gefahr als zuverlässig erwiesen hat, ist vielen von uns trotzdem noch zu neu; es war bisher noch nicht imstande, den immer wieder auftauchenden chauvinistischen Gelüsten auf Länderzuwachs die Schärfe zu nehmen. Wir haben diesmal das Glück, eine uns hoch interessierende Rassenfrage, die vlämische, schlichten, politische mit geographischen Grenzen in natürlichen Einklang bringen zu können. Wir kennen nun ungefähr die Elemente, die bei dieser Lösung mitzusprechen haben, und werden sie im engeren Verkehr mit den Vlamen noch weiter erforschen können. Diese sind im freundlichen Sinne von uns leicht zu leiten, sobald wir ihnen ihre politischen Freiheiten und eine Hand in Hand mit uns arbeitende staatliche Selbständigkeit, eine wirkliche, nicht nur eine scheinbare belassen, wenn wir ihnen den Schutz des Starken im Austausche mit wirtschaftlichen und sozialen Konzessionen gewähren werden. Sie sind dagegen störrisch und explosiver Natur, sobald wir ihnen ihre politischen Freiheiten direkt beschneiden wollten. Der Kluge kann auch die Welt regieren, ohne ihr Unterjocher zu sein. Diesen Grundsatz suchten wir bereits auf wirtschaftlichem Gebiete mit Erfolg zu verwirklichen, der englische Neid jedoch schob uns andere Beweggründe unter und stempelte uns zu beutelustigen, gewissenlosen Eroberern. Wir wollen auch nach dem Kriege auf diesem Wege des guten Gewissens und offenen Visiers weiter schreiten, müssen aber noch mehr wie zuvor der nüchternen Überlegung unser Ohr leihen, ehe wir folgenschwere Entschlüsse fassen.

Deutsche Dichter in Rußland

Von Dr. Karl Freye

Es sind traurige Bilder, die in den folgenden Zeilen umrissen werden sollen, und es kann nicht behauptet werden, daß es unbedingt jedem deutschen Dichter unter dem Schutz des russischen Reichs so schlecht ergehen muß, wie es den beiden ergangen ist, die wir in den Mittelpunkt stellen wollen. Gleichwohl — wenn zwei deutschrussische Poeten von so verschiedenem Talent, ohne jegliche äußere Berührungspunkte im Leben, doch genau entsprechende Schicksale haben, so kann das schwerlich Zufall sein. Es werden gemeinsame Gründe vorliegen, und die Fälle können bis zu gewissem Grade als typisch gelten.

In die russischen Ostseeprovinzen führen uns die Anfänge beider Poeten, und ganz gewiß ist nicht jedem Deutschen sein Leben dort mißraten. Denken wir an Herder und an seine Lobsprüche über die in Riga verlebte Zeit. In Riga, „das unter russischem Schatten beinahe Genf ist", hat er die glücklichste, ungebundenste und reichste Periode seines Lebens verbracht; hier, wo noch ein Rest von dem alten stolzen Hansegeist lebte, wo bürgerlicher Gemeinsinn und Patriotismus den einzelnen erhob, sind die Keime zu allem späteren Guten in ihm gediehen. Ihn bedrückte der auf das Reelle und Nützliche gerichtete Geist der Rigenser nicht, ihm kam es wenig zum Bewußtsein, daß diese deutsche Stadt eine Insel war. Gewiß in einem Lande, das überhaupt meist Deutschen gehörte, das aber doch einer einheitlichen Kultur entbehren mußte; bestanden doch auch schon zwischen dem deutschen Bürgertum der livländischen Städte und den deutschen adligen Großgrundbesitzern des flachen Landes genug Gegensätze. Herder, wie gesagt, empfand diese Mängel wenig. Freilich, er entstammte weder diesem Lande, noch blieb er lange dort; so genoß er nur die Vorzüge. Anders konnte es poetischen Naturen ergehen, die hier aufwuchsen und Broterwerb suchen sollten, in einem — trotz aller damaligen Selbstverwaltung der baltischen Städte — fremden Staat, in einer Bürgergemeinschaft, deren bestes eben lediglich ein gesunder Kaufmanns- und Erwerbsgeist war. Die eigentlichen Bewohner des flachen Landes waren ja Letten und Esten, die Beherrscherin wohnte in Petersburg — es fehlte eine gewisse letzte heimatliche Gemeinsamkeit, wie sie zarteren poetischen Naturen, und ganz besonders deutschen, die Kraft gibt zur sicheren Entwicklung. Auffallende poetische Gaben zeigten sich hier vielleicht besonders früh, eine schnelle und nervöse Frühreife überraschte, plötzlich aber versagte die Lebensenergie, der Aufwuchs stockte und wurde kraftlos, und es zeigte sich, daß die Bodenständigkeit fehlte, daß die Wurzeln nirgends in

der Tiefe dauernden Halt hatten finden können. Von zwei solchen deutsch-baltischen Dichtern, die früh erloschen und für Deutschland im russischen Reich verschollen blieben, wollen wir reden. Sie sind, wie erwähnt, an Talent ganz verschieden; der eine, Jakob Michael Reinhold Lenz, der Jugendfreund Goethes, war eine reiche Begabung, die nach des großen Freundes Wort aus wahrhafter Tiefe und unerschöpflicher Produktivität hervorging; der andere Casimir Ulrich Boehlendorff, ein Freund Hölderlins, war nur ein Halbtalent, wenn man will, ein Dilettant. Der erste einer der Vorbereiter unserer großen Dichtungsepoche, der andere nur ein Epigone der Klassiker und ein Nebentrieb der Romantik — beide aber einander ähnlich in jener letzten Heimatlosigkeit, zum frühen Erlöschen bestimmt, beladen mit dem Fluch ewiger Unstete.

Die Familien beider waren noch nicht lange an der nördlichen Ostsee ansässig. Lenzens Vater war aus Pommern gebürtig und als Theologiekandidat von der pietistischen Universität Halle 1740 nach Livland gekommen, zunächst zur Übernahme einer Hauslehrerstelle. Er war einer der Deutschen, die nach Livland paßten; ein unermüdlicher und zielbewußter Arbeiter, der seines Erfolges sicher war und es bis zum lutherischen Generalsuperintendenten des Landes mit der Anrede Magnifizenz (sie ist dort noch heute mit dieser Würde verbunden) gebracht hat. Als er 1792 in Riga sein fünfzigjähriges geistliches Amtsjubiläum feierte, flog ihm eine Unzahl von Glückwunschadressen und -Gedichten ins Haus — er war der einflußreichste Theologe seines Landes geworden, dessen Schriften auch über die Grenze hinaus wirkten und sogar ins Schwedische übersetzt wurden. Im selben Jahre 1792, wenige Wochen vor des Vaters Jubiläum, war im Innern des russischen Reiches sein Sohn Jakob Lenz gestorben, in Moskau, fern von seinen Verwandten, die froh waren, wenn möglichst wenig von dort herüberdrang, was der streng bürgerlichen Familie Schande bereiten konnte.

Jakob Lenz hatte nicht in Livland die Katastrophe seines Daseins erlebt; als einen vielversprechenden, ungewöhnlich frühreifen knabenhaften Jüngling hatte ihn der Vater 1768 nach Königsberg zum theologischen Studium gesandt, und als einen geistig Gebrochenen, als einen Menschen ohne Trieb und Hoffnung hatte er ihn elf Jahre später durch den jüngeren Bruder aus Süddeutschland nach Livland zurückholen lassen müssen. Wir treten dem Vater nicht zu nah, wenn wir sagen, daß er trotz seines Wohlmeinens mit Schuld trug an dem Unglück seines begabtesten Kindes. Daß er einen Dichter zum Sohn hatte, wollte er in seinem ausgeprägt bürgerlichen Realismus nie anerkennen, und die Strenge des Vaters trieb den Sohn, der Theologie nur studierte, soweit ihm das behagte, zur inneren Unwahrhaftigkeit. Er verschwieg viel und verlor so mehr und mehr die seelische Verbindung mit dem Vaterhause. Den großen neuen Eindrücken im eigentlichen Deutschland, das ihm eine neue Heimat hätte bieten können, zeigte er sich dagegen nicht gewachsen. Er loderte auf, er wirkte selbst mit an der geistigen Bewegung des Sturmes und des Dranges, wurde neben Goethe ein berühmter Dichter, aber seine nervöse Natur verzehrte sich dabei, seine Energie versagte bei den entscheidenden Entschlüssen über das eigene Leben. Es fehlte in seinem Innern eine letzte Festigkeit, eine seelische Heimat, wie sie jeder Dichter bedarf, um seine vom Schicksal nun einmal ganz besonders gefährdete Existenz durchs Dasein bringen zu können. Besitzt er die nicht, so

liegt die Gefahr des Wahnsinns, dessen Möglichkeit jeder echte Dichter einmal spürt, ganz besonders nahe. Es ist leicht, einem Dichter wie Lenz wegen seines verfehlten Lebens moralische Vorwürfe zu machen; zweifellos lag eine Art Zwang zur inneren Unrast bei ihm von vornherein vor. Schon seine nächsten Freunde nannten ihn unstet und flüchtig. Daß er in der Fremde zu Hause war, in einem Lande, wo der Vater ihm, dem werdenden Dichter, von Kindheit an die für ihn inhaltlose Lehre: sieh, wie du hier als Gast deine Versorgung findest, vorgehalten hatte, dieser Umstand wirkte zweifellos von vornherein dahin, sein persönliches Glücksgefühl anzukränkeln. Innere Heimatlosigkeit ist das Wort für seinen seelischen Zustand. Ihm fehlte das beste Glück des Dichters: das Behagen am eigenen Ich.

Der nach Livland zurückgekehrte achtundzwanzigjährige Dichter konnte nicht mehr hoffen, zu diesem Glück noch durchzudringen; er war ein erledigter Mann. Die Wahnsinnskrise hatte ihm die Dichterkraft bis auf geringe Reste genommen. Erst jetzt aber begann seine eigentliche russische Zeit, die Epoche unausgesetzter äußerer und innerer Leiden.

Es mißlang dem Generalsuperintendenten Lenz, seinem Sohn in den gut bürgerlichen deutschen Städten Livlands eine Anstellung zu verschaffen; so sandte er ihn mit Empfehlungen nach Petersburg. Auch dort mißlang Jakob Lenz alles. Er schreibt 1780 von Petersburg aus an Christian Brion, Friederikens Bruder: „Ich bin noch nicht befördert und weiß noch nicht, ob Petersburg oder Schweden mir nur den notdürftigsten Unterhalt geben wird, den man oft mit den glänzendsten Namen bezeichnet.“ Er klagt über die Menge von Leuten, die ihm durch Konnexionen und Kabalen den Weg verbauen, klagt über das harte Klima, die teure Lebensart, die fremde Sprache und die fremden Sitten. Noch wehmütiger klingt, was er gleichzeitig an Friederike Brion selbst schrieb: „Meine Reise (von Deutschland nach Livland) darf ich Ihnen nicht beschreiben: sie war, wie die Reise durch die Welt, langsam und beschwerlich, mit manchen angenehmen Ruhepunkten. Ich sah endlich die Turmspitzen von Riga und die Ufer meines Vaterlandes mit einer wunderbar vermischten Empfindung. Alles fremdete mich an — bis ich die Meinigen wieder gesehen, von denen ich dennoch einige bis jetzt noch nicht umarmt habe. So zerstreut sind sie und an so verschiedenen Enden des Landes haben sie sich niedergelassen. Gegenwärtig bin ich in einer der größten Städte (Petersburg), abermals wie ein Fremdling, und es wird Zeit brauchen, ehe ich über Personen und Sachen gehörig urteilen kann. Ach wie viel schöner und ruhiger ist es in dem Gärtchen zu Sesenheim als an den getümmelvollen Häfen. Genießen Sie dieses Glücks, ohne erst durch den Kontrast versuchen zu wollen, ob es auch wirklich wahr sei, daß man es der sogenannten großen Welt vorziehen könne. Unglücklich genug ist der, der durch seine Situation dazu gezwungen ist. Er hat sich aufgezehrt, eh er zu leben angefangen. — Ich werde schwerlich die glücklichen Ufer des Rheins wiedersehen; sie, die so viel Wesen als die großen Städte Schein haben — aber ich werde mich noch oft der Rheininseln erinnern, wo wir tanzten, des freundschaftlichen Lichtenau, wo die Freude wohnte, deren Maske hier niemand mehr betrügen kann, der Plätze alle, wo wir uns oft von ** (Goethe) besprachen oder mit Ihren Cousinen ein gutes deutsches Lied sangen.“

Noch weiter sollte Lenz von Deutschland fortkommen. Man riet ihm, in Moskau sein Heil zu versuchen, und Mitte 1781 traf er dort ein. Zu Glück und Ehren brachte er es natürlich nicht; aber gutmütige Russen und Deutsche halfen durch, so daß er noch elf Jahre dort leben konnte. Noch immer schwirrte ihm ein Getümmel von Plänen durch den Kopf. Er suchte zu wirken für die Wiedererrichtung der Dorpater Universität, für die Eröffnung von wissenschaftlichen Instituten, Gesellschaften und Bibliotheken, er dachte nach über Erleichterung des Handels und Verkehrs in dem vielsprachigen Riesenreich, er übersetzte russische Dichtungen und eine „Übersicht des russischen Reichs" ins Deutsche. Immer hat er eine leere Tasche und möchte doch jedem anderen helfen. „Eben entzückt mich eine neue Bekanntschaft," schließt einer seiner Moskauer Briefe, „wollte Gott, ich hätte vier Pfennige des Tages einzunehmen und könnte sie mit ihm teilen. Wäre doch die Moskwa der Rhein!" Die Erinnerung an Deutschland ist noch immer nicht verflogen, auch Goethes gedenkt er noch mehrfach in seinem unterirdischen Dasein, das an gewisse Szenen in Tolstois Drama „Der lebende Leichnam" mahnen kann. Ihn, den einst berühmten Stürmer und Dränger, hatte dagegen Deutschland längst vergessen; schon 1780 war er dort in drei Zeitschriften totgesagt, während er doch noch bis 1792 in Moskau lebte. Wenn er dort nach seiner Gewohnheit „in seinem Pult nach alten Papieren krabbelte" (wie es in einem seiner Briefe heißt), dann konnte er auch einen Brief seines einstigen Freundes Johann Heinrich Merck finden, der auch einmal in Rußland gewesen war und ihm 1776 geschrieben hatte: „Bleiben Sie ja, ich bitte Sie, in Deutschland. Für unser einen ist Rußland kein Heil und Segen. Wir haben keine Körper, um in jenem Lande zu genießen mit vielem Huren, Spielen, Fressen und Saufen. Und unsere Seelen, so wie alle Arten überhaupt, die auf etwas mehr als dem Miste tierischer Bedürfnisse wühlen, kann man dort ganz entbehren." Das ist etwas kraß ausgedrückt, und wir wollen auch gar nicht verschweigen, daß unter Lenzens Wohltätern in der späten, hoffnungslosen Zeit gerade mehrere einsichtige Russen gewesen sind. Aber ein anderer, sichererer Nährboden, als er im Kreis des russischen Reiches zu finden war, hätte doch dem deutschen Dichter Lenz wohl überhaupt von vornherein ein gesicherteres Gedeihen gebracht. Und daran denken wir bei dem Seufzer des Verirrten und Hinsterbenden: „Wäre doch die Moskwa der Rhein!"

Nach Deutschland zurückzukehren, das begehrte auch Lenzens kurländischer Schicksalsgenosse Boehlendorff noch wenige Tage vor seinem Tode, bis er die Unmöglichkeit einsah und sich in Verzweiflung das Leben nahm.

Boehlendorffs Schicksale sind denen Lenzens dermaßen ähnlich, daß sie wie eine Nachahmung aussehen. Selbstverständlich kann davon keine Rede sein. Überhaupt kommt in den zahlreichen Briefen Boehlendorffs der Name seines um ein halbes Jahrhundert älteren Landsmannes nicht ein einziges Mal vor. Sie waren ja nicht unmittelbar Landsleute; Boehlendorff war in der Hauptstadt Kurlands, in Mitau geboren, und zwar zu einer Zeit (1775), als Kurland noch herzoglich war. Trotzdem macht das nicht viel Unterschied; das Deutschtum spielte in Kurland ungefähr dieselbe Rolle wie in Livland, und obendrein war der Herzog dem Namen nach ein polnischer, in Wahrheit ein russischer Vasall.

Selbst darin kann man einen Punkt der Berührung mit Lenz sehen, daß Boehlendorffs Familie gleichfalls aus Pommern eingewandert sein soll. Sein Vater war in Mitau anfangs Mitglied der russischen Gesandtschaft, später herzoglicher Beamter. Beide Eltern verlor der Knabe schon sehr früh, war dann aber in verwandten und befreundeten Pastorhäusern der Gegend recht wohl aufgehoben. Seine literarischen Anfänge waren die folgenden. In Mitau wohnte eine in deutschen literarischen Kreisen wohlbekannte Dame, Elisa von der Recke, die 1784—86 in ihrem eigenen großen Wagen durch Deutschland gefahren war und alle berühmten Schriftsteller besucht hatte. Dieser Frau übersandte der junge Boehlendorff ein Gedicht, unterzeichnet „Der junge Alceste", und erbat sich auf Umwegen Antwort und Urteil. Ihm wurde offenbar Aufmunterung und sogar eine Audienz zu Teil; und wie ein Leitmotiv steht der Besuch des jungen Menschen bei der berühmten Reisenden an der Spitze all seiner eigenen literarischen Wanderfahrten*).

Ein Verwandter seiner verstorbenen Mutter sandte ihn dann 1794 zum juristischen Studium nach der Universität Jena, die damals von deutschen Livländern und Kurländern wimmelte. Und nun setzen die hauptsächlichen Parallelen zu Lenzens Leben ein. Wie dieser flammte Boehlendorff in den Kreisen des deutschen geistigen Lebens auf, wie dieser wurde er nicht müde, sich in literarischen Zusammenkünften unter Freunden zu betätigen, wie Lenz beendete er sein Studium nicht und begann ein Wanderleben, das ihn zunächst in die Schweiz, dann durch ganz Deutschland führte. Sein Verwandter und Gönner in Mitau gab ihn schon bei der Reise in die Schweiz auf und sandte ihm statt des Geldes nur den halbironischen Wunsch: viel Glück auf die Fahrt. Wie Lenz suchte Boehlendorff in deutschen Städten, wo seine Freunde florierten, festen Fuß zu fassen, wie Lenz erlitt er dabei völligen Schiffbruch (auch die Frauen wirkten wieder dazu mit), und wie Lenz erlosch er auf einmal ganz und landete endlich 1803, nach halber Verwindung einer Wahnsinnskrise, als ein gebrochener Mann wieder in Riga. Vergebens suchten ihn die Verwandten — der ältere Bruder war an der neuen Universität Dorpat Professor der Theologie — wieder auf eine sichere Bahn zu bringen. In mehreren neuen Hauslehrerstellen hielt er es nicht aus; es erfüllte sich wörtlich, was er selbst Jahre vorher prophezeit hatte: „Zum Vagabundenleben verdammt, werde ich nicht eher ruhen, als unter den letzten Trümmern meiner Hoffnungen begraben."

Boehlendorffs literarische Leistungen (eine Geschichte der helvetischen Revolution, drei Dramen**), lyrische Gedichte) sind unendlich unbedeutender als die Lenzens; wir haben ja schon anfangs ein Urteil über ihn gesprochen. Der nun folgende Schluß seines Lebens, verbunden mit den oft halbirren Gedichten, die er jetzt noch zustande brachte, wirkt viel poetischer als alles, was er früher in Deutschland geschriftstellert hatte. Einundzwanzig Jahre hindurch hat dieser heimatlose deutsche Literat am Stabe die russischen Ostseeprovinzen durchwandert, hin und her, von der preußischen Grenze bis nach Petersburg. „Russisch-kaiserlicher Untertan" unterschreibt er sich in einem Briefe — auch Kurland

*) Ich verwende hier und weiterhin mehrere Züge, die mir erst nach Abschluß meiner ausführlichen Schrift über Boehlendorff (Langensalza, H. Beyer u. Söhne, 1913) bekannt geworden sind.

**) Das bekannteste, „Ugolino Gherardesca" (1801), hat Goethe in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung eingehend besprochen, in der Hauptsache abfällig.

war ja nun längst russische Provinz; aber wohin er gehörte, das wußte er nicht, und mehrfach sehen wir ihn den Entschluß zur Rückkehr nach Deutschland fassen, der dann doch jedesmal vor der Ausführung erlahmt. Einen anschaulichen Bericht über diese Wanderungen Boehlendorffs lieferte 1817 ein russischer Dichter, der den halbirren Deutschen mit folgendem Empfehlungsbrief von Dorpat zu einem Freunde nach Petersburg sandte: „Da schicke ich Dir einen Sonderling, einen Poeten, einen Vagabunden, ein Kind, einen Greis. Der Überbringer dieses Briefes wird Dir nicht zur Last fallen; er durchwandert die Welt und beschreibt seine Wanderungen in Versen; niemals hat er einen Groschen; seine ganze Garderobe (zwei Röcke, zwei Westen und wahrscheinlich zwei Hosen, mit einer großen Tabakspfeife in der Tasche) hat er stets an, alle seine Werke trägt er stets auf der Brust; was nicht hineingeht, wird verbrannt. Er geht nach Petersburg, um sich sagen zu können: ich war in Petersburg. Geld hat er aber nicht, und er hat darum keine Sorgen. Er will in diesem Jahre auf Subskription seine Lieder herausgeben: Subskriptionspreis ein Silberrubel. Such ihm ein paar Subskribenten zusammenzubringen, damit er in Petersburg was zu essen hat. Ein Hauptzweck seiner Reise nach Petersburg ist, die Ostersonntagsfeier zu sehen und in Versen zu beschreiben. Sicher gibts da auch für Dich eine Strophe. Im allgemeinen enthalten seine Verse viel Schönes, freilich auch viel Ungehöriges. Er selbst ist eine ungewöhnliche Erscheinung auf der Welt. Er hat etwas Kindliches, bis zum heutigen Tage hat er noch nicht angefangen an den morgigen Tag zu denken. In 15 Jahren hat er etwa zwanzigtausend Werst zu Fuß durchwandert. In Petersburg wird er zwei Wochen bleiben; von da nach Reval, von Reval nach Bremen; wo er absteigen wird, weiß ich nicht. Aber wenn er in Petersburg irgend etwas brauchen sollte, so hilf ihm."

Nach Bremen, wo frühere gute Freunde wohnten, ist Boehlendorff wie gesagt, nie mehr gekommen, und auch die geplante Gedichtsammlung ist nicht erschienen. Nach weiteren sieben Jahren erschien er plötzlich, kurz vor Johannis 1824, bei dem alten gelähmten Pastor Johann Peter Brandt zu Angern in Kurland, der ihn zwanzig Jahre lang nicht gesehen hatte und den Verwahrlosten auch erst nicht erkannte, bis ihn die Namensnennung und der Klang der Stimme auf den rechten Weg wies. Hier ließ sich Boehlendorff zureden, kehrte noch einmal zur Ordnung zurück und nahm eine Hauslehrerstelle auf einem benachbarten Gut an. In seiner Kirchenchronik berichtet der Pastor Brandt: „Daselbst lebte er dem Scheine und dem eigenen Geständnisse nach recht zufrieden und fleißig. Bisweilen machte er wohl Versuche weiter zu wandern, kehrte aber doch wieder zurück. Von da aus besuchte er mich auch einige Male und brachte jedesmal eine Tasche voll mit Gedichten und Aufsätzen, die er mir gern vorlesen mochte. In seinem Betragen war er sehr bescheiden, fast zu demüthig, welches merken ließ, daß er seine Lage wohl erkannte, allein, an derselben in so langer Zeit gewöhnt, ihr nicht mehr entsagen konnte. Oft sagte ich ihm meine aufrichtige Meinung, er möge nach einem so langen unstäten Leben vier Jahre ausharren, alsdann würde sich schon von selbst eine andere Laufbahn eröffnen. Er lächelte dazu und schien auch nicht ganz abgeneigt zu sein." Plötzlich aber, ohne daß jemand so recht wußte, warum es geschah, erschoß sich Boehlendorff eines frühen Morgens, und auch aus seinen letzten verwirrten Worten: er habe

nur versuchen wollen, ob ein Schuß auch weh täte, ließ sich kein vernünftiger Grund entnehmen. Wer freilich das frühere Leben Boehlendorffs kennt und weiß, wie er mehrfach, schon vor Jahren, vor dem Selbstmord gestanden hatte, dem erscheint die Tat des Friedelosen nicht im mindesten wunderbar. Nicht umsonst fragt eines seiner letzten Gedichte immer wieder, wo denn seine Heimat sei. Auch in ihm war jene ewige Unstete; das Leben unter „den schlanke Birken um die stille Heimat" konnte ihm nicht genügen, und einem andern Leben hatte er sich nicht gewachsen gezeigt.

Es geht übrigens aus des Pastors Brandt Chronik hervor, daß die Freunde Boehlendorffs in der späten Zeit von den literarischen Arbeiten seiner in Deutschland verbrachten Jahre sehr wenig wußten. Sie wußten auch schwerlich, daß er einmal der nahe Freund berühmter Männer — des Dichters Hölderlin, des Pädagogen Herbart, des Bremer Bürgermeisters Johann Smidt — gewesen war. Und anderseits: kaum einer von diesen Deutschen ahnte, daß der kurländische Jugendfreund noch bis 1825 lebte.

Es soll hier nun keineswegs dem armen Boehlendorff so lange nach seinem Tode zu einer literarischen Wiedererweckung seiner sämtlichen Schriften verholfen werden; dazu reicht sein Talent nicht aus. Es genügt für ihn der Hinweis auf sein eigenartiges Schicksal und auf einige charakteristische unter seinen Gedichten. Was Lenz betrifft, so hat an ihm das baltische Land nun längst seine Pflicht erfüllt. Die Brüder des Dichters lebten noch, als sich zwei ehrenwerte Livländer an die Sammlung und Ordnung seines Nachlasses machten, und ihr Werk wurde um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von andern Livländern fortgeführt. Die Zeit von 1750 bis 1825 war allerdings für das glückliche Gedeihen poetischer Begabungen in den russisch-baltischen Provinzen nicht günstig; das ganz sichere und ungeteilte Heimatgefühl, dieser große Segen für jeden Dichter, fehlte den etwa aufkommenden Talenten, und dem dortigen deutschen Bürgertum, so tüchtig und arbeitsam es sein mochte, mangelte im allgemeinen der Sinn für alles, was vom Bürgerlichen abzuweichen geneigt war. Einer der Neffen Lenzens z. B. wurde Schauspieler, und auch über diesen zuckten die Rigenser wieder die Achseln, so daß noch 1815 die erwähnten livländischen Sammler des Lenz-Nachlasses untereinander räsonnierten über die verfluchten philiströsen und honetten Lebensansichten ihrer Landsleute. Bis heute sollen sich Reste solcher Sinnesart dort erhalten haben. Wer aber wollte darüber sich sonderlich beklagen und wundern, daß große vorgeschobene Kolonien einer Nation nicht so bald geeignet sind, eigene produktive Kunst zum Gedeihen zu bringen?

Deutsche Kunst, und zwar die edelste, in sich aufzunehmen, dazu sind jene Kolonien im fremden Reiche je länger je mehr bereit gewesen, bis in die letzten schweren Jahrzehnte hinein. Dafür zeugt bis heute inmitten Rigas das große helle Haus mit der deutschen Inschrift unter dem Giebelfelde: daß es die Stadt den darstellenden Künsten widme. Dichter, die dort geboren wurden, blieben dagegen leicht Fremdlinge im eigenen Lande, ihr Leben wurde zum Roman, wurde selbst Poesie. So geben ihre Schicksale der Geschichte jener nordischen Kolonien noch einen Reiz mehr. Kein deutscher Mann kann dort an der blauen Ostsee stehen, die Dörfer und Güter zwischen Wald und Wiesen besuchen oder die alten deutschen Straßen der Städte durchschreiten, ohne mit Ergriffenheit daran zu denken, was Deutsche hier erarbeitet, wie sie gelebt und gelitten haben. Wird die frohe Zeit kommen, wo die Heimat dort ganz ihre Heimat ist?

Rennenkampf=Coriolan

Von Karl Röll

er Kampf von Männern deutschen Blutes an der Seite unserer Feinde wird wohl mit Recht als eine der traurigsten Erscheinungen dieser schweren aber so großen Zeit betrachtet. Männer in führenden Stellungen gegen ihren eigenen Ursprung und Urgrund! Und während selbst in den Reihen unserer erbittersten Feinde Stimmen der Hochachtung vor der allseitigen Größe deutschen Volkstums laut werden, finden wir bei Leuten von dem Schlage Hartwigs und Rennenkampfs die alte Wahrheit bestätigt, daß der Renegat ein grimmigerer Hasser ist als der geborene Feind.

Wenn wir die Geschichte des Renegatentums verfolgen, so sehen wir unser Volk unbedingt an der Spitze aller anderen Völker, derart, daß man das Renegatentum beinahe als das deutsche Übel bezeichnen könnte, so wie die Treue die deutsche Tugend ist. Die Häufigkeit deutschen Renegatentums von den Tagen des Segest und Flavus bis zu denen Rennenkampfs und Hartwigs zeigt uns in der Tat, daß es sich hier nicht um eine Erscheinung handelt, die in den persönlichen Fehlern der betreffenden Abtrünnigen ihre restlose Erklärung finden könnte, sondern daß der Grund dazu mehr allgemeiner Natur sein muß, und es liegt die Annahme nahe, daß diese betrübende Erscheinung einen jener Nachteile darstelle, die sich oftmals als notwendige Folgeerscheinungen vorhandener größerer Vorzüge einstellen. Und wer möchte leugnen, daß die Deutschen vor vielen Völkern vieles voraushaben?

Wir halten mit einem gewissen Recht die Franzosen, Engländer und andere Völker für volkstreuer und volksbewußter und räumen ihnen damit gemeiniglich einen Vorzug gegenüber unserem eigenen Volk ein, ohne allerdings zu untersuchen, welcher Art die Volkstreue hüben und drüben ist. Denn Volkstreue kann ein Zeichen höchsten inneren Reichtums und auch eine bloße Folge innerer Armut sein. Die Franzosen und andere schließen sich nun als einzelne deswegen viel enger an ihr Volkstum an, weil sie außerhalb dieses Volkstums rein als Menschen innerlich nichts mehr bedeuten, weil sie sich in ihrem Gemüt nicht mehr lebensfähig, nicht mehr lebenskräftig genug fühlen würden. Um vor sich selber eine Bedeutung zu haben, müssen sie Glied einer Masse sein. Sie sind auf den Zusammenschluß verwandter Gemüter angewiesen und können die Kraft und innere Sicherheit, die jedem einzelnen aus solchem Zusammenschluß erwächst, nicht aus dem Reichtum des eigenen Inneren ersetzen. Sie sind volkstreu aus ihrer persönlichen inneren Armut heraus. Begleiterscheinungen der Gemütsarmut aber sind immer Neid und Haß. Daher zeigt sich denn auch das Volksbewußtsein bei ihnen nach außen in Neid und Haß, denen ja auch Tapferkeit beigestellt sein kann; keineswegs aber nach innen in aufopfernder Entsagung und freiwilliger Einordnung.

Eine andere Volkstreue ist die Treue aus der mehr oder weniger klaren Erkenntnis von der organischen Notwendigkeit eines Volkstums, keine egoistische sondern eine beinahe künstlerische Erkenntnis, allerdings selten klar bewußt und in Begriffe gebracht; ferner Volkstreue aus der Liebe zu dem einzigartigen Großen heraus, das nur durch unser Volk in die Welt kam, kommen konnte und weiter kommen soll. Das ist eine Volkstreue aus dem Reichtum heraus, sie wird sich immer frei halten von Haß und Neid, sie zeigt Verständnis für fremde Art und Mitleid dort, wo das eigene — nicht nur aus eng egoistischen Gründen höherstehende — Wohl Rücksichtslosigkeit gegen andere verlangt. Gewiß sind wir alle, die wir volkstreu sind, es auch aus dem Bedürfnis nach Anschluß an verwandte Gemüter, also bis zu einem gewissen Grade auch aus der Armut heraus, aber eben immer nur bis zu einem gewissen Grade, der kaum zu Haß und Neid gesteigert werden kann; immer aber wo deutsche Volkstreue in der Geschichte tatsächlich wirksam geworden ist, ist sie aus dem Reichtum des Gemüts heraus gewachsen.

Nun ist natürlich gar kein Zweifel, daß Volkstreue aus Armut sozusagen rein automatisch, also sicherer wirken wird, als solche aus innerem Reichtum. Der innere Reichtum findet viele Gebiete, denen er sich zuwenden und wo er sich betätigen kann. Fehler in der Erziehung, in der Volksorganisation und in der Staatsverfassung können bewirken, daß gerade das eigene Volkstum nicht in den Rahmen der inneren Betätigung fällt. Daher werden wir Volkstreue bei den Deutschen an und für sich seltener finden, sie tritt nicht als unbedingte Selbstverständlichkeit in unserer Geschichte auf; als Erscheinung beim einzelnen und damit schließlich auch bei der Gesamtheit haftet ihr etwas sozusagen Zufälliges an; wo sie aber in Erscheinung tritt, da übertrifft sie an Hoheit, an Adel und Wirkung alles, was andere Völker aufweisen können, da sie aus dem Reichtum kommt.

Reichtum, Weite des Gemüts, das ist von jeher das Merkmal des Deutschtums. Innerer Reichtum aber verlangt nach schaffender Arbeit, die Weite nach etwas, was sie ausfüllt. Nur innerlich arme Völker, nach der Art der heutigen Franzosen, finden die Erfüllung ihres Lebens in eitler Selbstgenügsamkeit, Revanche oder rein verneinender Kritik.

Wann aber hätten je in der Geschichte alle Deutschen innerhalb ihrer Volksgrenzen Feld und Raum genug gefunden, das, was in ihnen nach Betätigung strebte, zu befriedigen? Das Staatsleben allein schon bringt Schranken mit sich, notwendige Beschränkungen, die in ihren Einzelheiten oft verbesserungsfähig sein mögen, in ihrem Wesen aber unvermeidlich sind. Auf deutschen Staatsgebieten war äußerlich und innerlich nie so viel Raum, daß alle nach schaffender Betätigung verlangenden Kräfte sich hätten ausleben können. Führende Stellen in der Staatsverwaltung, beim Militär, im Handel, in der Industrie, im Landbesitz und in rein geistiger Arbeit, kann es in Deutschland immer nur in einer begrenzten Zahl geben, der Reichtum an strebenden Kräften und ein so naturgemäßer und bis zu einem gewissen Grade berechtigter Erbgang

(im weitesten Sinn) in der Besetzung solcher führenden Stellungen, diese beiden Umstände bewirken, daß die Wege noch nach Betätigung für schaffende Persönlichkeiten langwierig, langweilig und eng werden. Wo aber innerer Reichtum ist, da ist der Drang nach Betätigung oberstes Bedürfnis, das Anschlußbedürfnis aber an eine Volksmenge, auch wenn es das eigene Volk ist, ist bei innerem Reichtum geringer; ein reiches Gemüt — wobei unter Reichtum des Gemüts nicht immer ausschließlich edelste, sondern vor allem positive Seelenregungen zu verstehen sind — bleibt auch außerhalb solchen Anschlusses innerlich lebensfähig. Das mehr oder minder klare Gefühl für die Notwendigkeit des eigenen Volkstums aber trifft mit dem Drang nach schaffender Betätigung nur zufällig und nur in Ausnahmezeiten in höherem Maße zusammen, während die negative Volkstreue, die Treue aus allgemeiner innerer Armut eine sicherer wirkende, auf das ganze Volk sich erstreckende sein wird.

Die inneren und äußeren Hindernisse nun, die sich bei so vielen Deutschen der Betätigung des inneren Reichtums auf deutschem Volksgebiet in den Weg stellen, fallen außerhalb desselben vielfach weg. Daher sahen wir Deutsche abströmen dahin, wo die Welt ihnen ein weiteres Feld offen läßt, als es im eigenen Volkstum möglich war. Wozu der einzelne innerhalb seines Volkes keine, oder wenigstens keine leichte Möglichkeit ersah, das findet er draußen; jetzt sieht er erst, was er leisten kann, und leicht schleicht sich ein Gefühl in seine Brust, er sei innerhalb des eigenen Volkes verkannt, nicht gewürdigt worden, ein Gefühl der Bitterkeit bemächtigt sich seiner, und wenn der Mensch in ihm nicht edel ist, schlägt das Gefühl der Bitterkeit leicht in grollenden (nicht neidischen!) Haß um. Auch die Deutschen aber sind als Einzelpersonen genommen in ihrer Mehrheit nicht edel, mögen sie es auch als Volk sein. Persönlich edle Naturen sind allenthalben bloß Ausnahmen. Aber ganz abgesehen von diesem psychologisch leicht erklärlichen Groll geht er in der fremden Umgebung gewisse Verpflichtungen ein, die er nun mit jener Treue wahrt, die ein besonderes Kennzeichen des Deutschtums ist. Die Verpflichtungen können ausgesprochen sein (fremder Staatsdienst), sie können auch für ein treues Gemüt rein aus der Sache sich ergeben. Treue aber war von jeher bei den Deutschen nicht eine völkische Sache, dies nur dann, wenn er seinem Volk, Kaiser, Vaterland usw. Treue gelobt hat, sondern eine rein persönliche Angelegenheit, jeder der Sache treu, der er sich aus irgendeinem Grund ergeben hatte.

Wir finden es nun vielleicht erklärlich, warum das Renegatentum seiner Häufigkeit und seinem Wesen nach eine deutsche Erscheinung ist, eine Schattenseite, wo viel Licht ist; um die Erscheinung aber noch besser zu verstehen, sollen zwei jener Ausnahmefälle angeführt werden, wo es sich um Nichtdeutsche handelt, wo wir also leidenschaftslos an die Erscheinungen herantreten können. Ein Beispiel der besten Art bildet wohl Prinz Eugen, der aus seinem Reichtum heraus einen Wirkungskreis außerhalb seines Volkstums suchen mußte und aus Treue zur Sache, aber ohne Erbitterung auch gegen sein eigenes Volkstum

kämpfte, als dies notwendig erschien. Ein anderes Beispiel ist Coriolan, der innerhalb des eigenen Volkstums sich nicht nach seinem herrischen Willen ausleben konnte und bei dem die daraus sich ergebende Verstimmung zum Haß gegen seinen eigenen Ursprung führte.

Wenn wir die Geschichte deutscher Renegaten verfolgen, werden wir die Gründe nicht überall so klar und bewußt finden wie bei Prinz Eugen und Coriolan, unbewußt aber liegen sie überall und wäre es bei den Vätern oder Urvätern der betreffenden Leute zugrunde. Wenn wir so die treibenden Kräfte verstehen, werden wir die Erscheinung deutschen Renegatentums vielleicht etwas weniger schmachvoll für unser Volkstum finden, als es vielfach geschieht, wenn wir sie auch niemals billigen können. Hoffen wir aber, daß nach dem Krieg und dem Sieg die Welt sich so gestalte, daß auch solche überschüssige und unbändige Kräfte nicht mehr zum Schaden, sondern nun zum Heile des Deutschtums Verwendung finden können. Wie für den gewaltigen Sohn Philipps von Mazedonien das Vaterland dem besorgten Vater zu klein erschien, so ist der Betätigungsraum für das Deutschtum in der Welt innerhalb des Deutschtums, seit es Deutsche gibt, zu klein gewesen. Es mußte überlaufen, edles Blut als Dünger fremden Volkstums.

Staatenbund von Nordeuropa

Von Justizrat Bamberger

In den Grenzboten vom 23. September 1914 wurde angeregt, durch ein Schutz- und Trutzbündnis das Deutsche Reich mit den ihm benachbarten kleineren Staaten zu einem Staatenbunde zu vereinigen. Es fragt sich, ob der Plan einer gründlichen Prüfung in Hinsicht auf die politischen und wirtschaftlichen Bedürfnisse der beteiligten Länder standhält oder ob er sich als leeres Phantasiegebilde erweist. Von vornherein ist klar, daß die Kleinstaaten der Gegenwart sich in ihrer Sicherheit und Selbständigkeit um so mehr bedroht fühlen müssen, je stärker die großen Mächte in sich und durch die Ausdehnung ihres Kolonialbesitzes anwachsen und je fester sie sich untereinander zusammenschließen. Das beklagenswerte Schicksal des Königreichs Belgien steht vor aller Augen. Das Unglück, das über dieses Land hereingebrochen ist, hat seinen letzten Grund weder in einem rücksichtslosen Vorgehen des Deutschen Reiches, noch in der Umgarnung von Frankreich und England, die jetzt erwiesen ist, — sondern in der natürlichen Schwäche des Kleinstaats, der seine Daseinsberechtigung in der bisherigen Form anscheinend verloren hat. Es ist wohl begreiflich, wenn auch in anderen neutralen Staaten ernste Besorgnisse laut wurden. Unmittelbar nach Ausbruch des Krieges hat die schweizerische Bundesregierung ihre Neutralität amtlich kund-

gegeben. Deutschland und Frankreich haben alsbald erwidert, daß sie diese Neutralität sorgfältig beachten würden. In demselben Sinne erklärte sich die österreichisch-ungarische Monarchie. Gleichwohl wurden in der Schweiz, namentlich gegen Italien, das nicht zu den Garantiemächten von 1815 gehört, wegen des Kantons Tessin lebhafte Befürchtungen rege, so daß die italienische Regierung es für angezeigt hielt, durch Note vom 19. August 1914 ausdrücklich zu erklären, sie schließe sich den Garantiemächten in vollem Umfange an. Für die Erklärung hat die schweizerische Bundesregierung ihren Dank ausgesprochen und die Zusicherung gegeben, unbedingte Neutralität zu wahren, gegen wen es auch sei. — Auch Dänemark ließ seinen Entschluß, neutral zu bleiben, an den zuständigen Stellen amtlich anzeigen. Die Besorgnis, trotzdem gegen den eigenen Willen in den Weltkrieg hineingezogen zu werden, kann angesichts der Erfahrungen, die gerade Dänemark gemacht hat, nicht grundlos genannt werden. Zweimal kurz hintereinander war Kopenhagen zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Gegenstand feindlicher Angriffe. In beiden Fällen war der Angreifer das viel stärkere England. Als Dänemark sich im Jahre 1801 auf das Drängen des Kaisers Paul von Rußland zur Annahme der bewaffneten Neutralität entschloß, beschlagnahmte die englische Regierung ohne weiteres sämtliche dänische Schiffe, die in englischen Häfen lagen. Sie entsandte gleichzeitig eine Flotte von einundfünfzig Schiffen unter dem Oberbefehl des Admirals Nelson, der am 2. April 1801 Kopenhagen beschoß. Trotz tapferer Gegenwehr, die Nelson zwang, um Waffenstillstand zu bitten, mußte Dänemark der Übermacht weichen und seine bewaffnete Neutralität aufgeben. Im Jahre 1807 eröffnete England von neuem die Feindseligkeiten ohne vorhergegangene Kriegserklärung. Admiral Gambier erschien an der Spitze von vierundfünfzig Kriegsschiffen im Oeresund und forderte die Auslieferung der gesamten dänischen Flotte, da anzunehmen sei, daß die Flotte sonst Frankreich übergeben würde, um England zu bekriegen. Als das beleidigende Verlangen abgeschlagen wurde, landeten englische Truppen bei Vedbek. Gleich darauf begann die Beschießung der Hauptstadt. Nach dreitägigem Bombardement sah sich Kopenhagen am 5. September 1807 zur Übergabe gezwungen. Die dänische Flotte mußte sich sofort segelfertig machen. Und tatsächlich führten die Engländer die ganze dänische Flotte, 18 Linienschiffe, 15 Fregatten, 6 Briggs und 25 Kanonenboote mit sich fort; einige Kriegsschiffe, die noch auf dem Stapel lagen, wurden zerstört. Erst am 4. November 1807, nachdem die Hauptstadt verwüstet, die Flotte geraubt und Hunderte von Handelsschiffen aufgebracht waren, erklärte England den Krieg. Kaiser Alexander, der nach der Ermordung seines Vaters den russischen Thron bestiegen hatte, gab laut seinen Unwillen über die unerhörte Gewalttat zu erkennen und erklärte, er werde jede Verbindung mit England abbrechen, bis Dänemark Genugtuung erlangt habe. Nichtsdestoweniger schloß er kurz darauf ein Abkommen mit England zu dem Zweck, dem dänischen Reich Norwegen zu rauben*). Ein halbes Jahrhundert später, 1864, als der Streit um die Herzogtümer zum Kriege führte, stand Dänemark in diesem Kriege, wie beim Wiener Frieden, wiederum allein. Trotz einer ruhmvollen Vergangenheit, trotz neuer-

*) C. F. Allen: Geschichte des Königreichs Dänemark, Seite 456 ff. Vergleiche Grenzboten Jahrgang 73, Heft 36 Seite 350.

dings bewiesener heldenmütiger Tapferkeit hat keine der Mächte sich des Schwächeren angenommen. So konnte der Gedanke, sich einem Großstaat dauernd anzuschließen, mehr und mehr Boden gewinnen. Der Vorschlag kam von dänischer Seite. Er findet sich in einer Abhandlung, die in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 17. und 18. September 1841 veröffentlicht ist. Es heißt dort unter anderem:

„Dänemark ist jetzt (1841) ein zu kleiner Staat, um in vollkommener Vereinzelung eine politische Unabhängigkeit behaupten zu können, die in schwierigen Fällen die Probe bestände. Und dennoch kann es als Seemacht eine nicht geringe Bedeutung haben. Es besitzt jetzt freilich nicht die finanziellen Mittel, um eine große Flotte auszurüsten; wenn es momentan diese erschwingt, so geschieht es nur auf Kosten seines übrigen Staatshaushaltes, und die so teuer erworbene Flotte verfault entweder ohne Bestimmung im Hafen, oder sie gewährt während eines Seekrieges dem unter Druck und Beängstigung geführten Seehandel nur einen unvollständigen Schutz, der mit unverhältnismäßigen Opfern erkauft wird, oder sie wird endlich gar die Beute eines Mächtigeren, der wohl weiß, daß er mit einem solchen Schlage Dänemark für lange Zeit vom Kampfplatz entfernt. Wenn nun Dänemark nicht durch eigene Machtvollkommenheit, sondern nur unter einer ganz ungewöhnlichen und seltenen Konstellation von Verhältnissen neutral bleiben kann, und bloß so lange, als ein Mächtigerer anderweitig verhindert wird, diese Neutralität zu brechen, so kann es nur seinen Vorteil finden, wenn es sich einem Staatenbund anschließt, durch den es eben eine gesicherte, politische Stellung bekommt, während es sich jetzt in einer Pseudo-Unabhängigkeit befindet, aus der es doch bei einem größeren Konflikt unter den europäischen Großmächten heraustreten muß, ohne vielleicht die Wahl zu haben."

Das glänzende Elend der Kleinstaaterei! Ob die Übelstände und Gefahren, die mit dem kleinstaatlichen Dasein notwendig verbunden sind, seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bis auf unsere Tage sich etwa verringert und nicht vielmehr vergrößert haben, das bleibe dem Urteil des Lesers überlassen. Auf deutscher Seite war der hervorragendste Vertreter des Bündnisgedankens Generalfeldmarschall Graf Moltke. Schon in jungen Jahren trat er schriftstellerisch für ein deutsch-dänisches Bündnis ein*). Nachdem er einen Blick auf Belgien geworfen und mit Bedauern festgestellt hat, daß man belgische Annäherungsversuche zurückgewiesen habe, weil Deutschland viel zu tugendhaft sei, um diesen illegitim gezeugten Staat liebhaben zu können, — wendet er sich seiner eigentlichen Aufgabe zu, die er vom Standpunkt der Geschichte, der Politik, der Heeres- und Flottenverhältnisse, sowie der beiderseitigen Handelsinteressen gründlich erörtert. Er betont dabei mit Nachdruck, daß von einer Beeinträchtigung der dänischen Nationalität nicht die Rede sein dürfe, und schließt mit dem Satze, keine Verschmelzung, welche die Volkstümlichkeit vernichte, sondern ein Bündnis, welches sie aufrecht erhalte, sei mit dem Anschluß Dänemarks an Deutschland gemeint. Diesem seinem Lieblingsgedanken ist er auch nach Gründung des Reiches bis in sein Alter treu geblieben, wie Fürst Bismarck in den „Gedanken

*) In einem Aufsatze, den er, vielleicht angeregt durch die oben erwähnte Arbeit, ebenfalls in dem angesehensten Blatte jener Zeit, der Augsburger Allgemeinen Zeitung, am 1. und 2. November 1841 erscheinen ließ. Vergleiche auch Preußische Jahrbücher Bd. 158 Heft 1 Seite 19 ff.

und Erinnerungen" (Band II Seite 49) bezeugt. Nun läßt sich zwar nicht verkennen, daß dem Abschluß eines deutsch-dänischen Bündnisses ein Bedenken insofern entgegensteht, als die Kräfte beider Teile recht ungleich sind. Das Bedenken wird aber gehoben, wenn neben dem Königreich Dänemark auch die übrigen Deutschland benachbarten kleineren Staaten sich mit dem deutschen Reiche zu einem Staatenbunde vereinigen. Konnte vor einem Menschenalter das Bild: Deutschland und Österreich im Bunde mit Dänemark, wie ein Keil inmitten Europas, dem großen Strategen wohl als Ideal vorschweben, so wird man der inzwischen eingetretenen Veränderung der Machtverhältnisse Rechnung tragen, indem man an Stelle eines Einzelbündnisses die Bildung eines umfassenden Staatenbundes rings um Deutschland ins Auge faßt. Es gilt dabei, sich auf das Erreichbare zu beschränken, auf dem Boden der Wirklichkeit zu bleiben. Gewiß ist der Gedanke der Vereinigten Staaten von Europa ein Ziel, das der Menschenfreund selbst angesichts der Ströme von Blut, die jetzt fließen, nicht aus den Augen verlieren soll. Da aber eine Verwirklichung des Traumes in einer nahen Zukunft nicht zu erwarten ist, so muß für die Interessen der Gegenwart der Gedanke außer Betracht bleiben. Auch eine Verbindung mit einer anderen Großmacht neben Österreich wird voraussichtlich, so wünschenswert sie sein mag, nur eine mäßige Tragfähigkeit besitzen, und deswegen keine feste Bürgschaft für die Zukunft bieten, wie die jüngste Vergangenheit gezeigt hat. Dagegen darf ein Schutz- und Trutzbündnis mit den benachbarten kleineren Staaten für alle Glieder des Bundes als erstrebenswert und als erreichbar angesehen werden. Es eröffnet sich damit eine große und dankbare Aufgabe, die sich meines Erachtens am ehesten lösen läßt, wenn ohne Umschweife offen und ehrlich dargelegt wird, wie jeder der Beteiligten bei dem Bündnis seine Rechnung finden soll. Für das Deutsche Reich bedeutet der Staatenbund unverkennbar einen beträchtlichen Machtzuwachs. Für jede der übrigen Mächte bedeutet er Sicherstellung der staatlichen Unabhängigkeit, Schutz nach Außen und Erhöhung des Ansehens. Nicht sicher ist es, ob sich bei der Verschiedenheit der Bedürfnisse zu gleicher Zeit eine engere wirtschaftliche Interessengemeinschaft errichten läßt. Wohl aber gewährt der Bund den Angehörigen sämtlicher Bundesstaaten die erste Voraussetzung einer gedeihlichen wirtschaftlichen Entwicklung in dem beruhigenden Ausblick auf langen Frieden nach furchtbarem Krieg. Denn ein Hundertmillionenreich nmitten von Europa, mit einem gewaltigen Kolonialbesitz, kann jederzeit ein istarkes Schwert für den Frieden der Welt in die Wagschale werfen.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Krieg und Parlamentarismus

Von Landrichter Dr. Riedinger

Wie es ſcheint, beginnt ſich in gewiſſen Kreiſen eine Auffaſſung zu regen, deren Grundton etwa der iſt, die Regierungen der uns feindlichen Staaten ſeien zwar verantwortlich zu machen für den von ihnen verbrecheriſcher Weiſe entfachten Weltbrand, mit den Völkern ſelbſt aber, die daran unſchuldig ſeien, müſſe man Mitleid haben. Das iſt eine Auffaſſung, der man — natürlich unbeſchadet des Mitleides mit dem einzelnen Menſchen, der von den Schrecken des Krieges betroffen wird —, nicht frühzeitig und nicht entſchieden genug widerſprechen kann, ſoweit es ſich um Frankreich, Belgien und England handelt. Mir ſteht in dieſen Tagen immer wieder ein Vorgang vor Augen, den ich im Februar 1904 zur Zeit des Ausbruches des Ruſſiſch-Japaniſchen Krieges in einer kleinen deutſchen Penſion an der Riviera erlebte. Wir waren eine recht „gemiſchte Geſellſchaft“. Unter anderem ein deutſcher Kontreadmiral a. D., ein preußiſcher aktiver und ein Reſerveoffizier, ein von ſchwediſchen Vorfahren abſtammender von glühendem Ruſſenhaß beſeelter finniſcher Landrichter a. D., ein engliſcher Globe-trotter und ein deutſcher Profeſſor, der ſeit langem, ich glaube ſeit Jahrzehnten, in Paris lebte. Der Krieg wurde eifrig beſprochen und namentlich bewegte uns im Anfang die Frage, inwieweit etwa Deutſchland und Frankreich durch Verträge verpflichtet ſeien, Rußland Hilfe zu leiſten. Gegen eine Verpflichtung Frankreichs verwahrte ſich nun der Pariſer Profeſſor mit großer Entrüſtung. Er ſagte ziemlich wörtlich: „Der Zar kann befehlen: Wir marſchieren, und dann müſſen die Ruſſen marſchieren, aber in Frankreich hat der Zar nichts zu befehlen, dort beſtimmt das Parlament, wann marſchiert werden ſoll.“ Seitdem ſind zehn Jahre vergangen, der Zar hat befohlen und Frankreich iſt marſchiert. Aber die Verantwortung liegt nicht nur bei den franzöſiſchen Staatsmännern, ſondern ebenſo beim franzöſiſchen Volke, und desgleichen beim

belgischen und englischen. Wir haben es ja vor diesem Kriege oft genug gehört und hören es auch jetzt immer wieder, daß einer der Hauptgründe, aus denen man Deutschland haßt, seine politische Rückständigkeit ist. Daß es nicht parlamentarisch regiert, sondern von einem nur notdürftig verhüllten Absolutismus beherrscht werde, das hat ihm, wie wir hören, den allgemeinen Unwillen der fortgeschritteneren Völker zugezogen. Schön, aber dann mögen unsere Gegner auch die Folgerungen aus ihrer Fortgeschrittenheit ziehen. Sie werden parlamentarisch regiert und haben die Macht, einer Regierung, die ihnen nicht genehm ist, den Laufpaß zu geben. Da sie das nicht getan haben, so müssen sie das verantworten, was ihre Regierung verbrochen hat. Darum fort mit dem unangebrachten Mitleid, welches uns von unseren Feinden nie als Großherzigkeit ausgelegt werden würde, sondern als ein Zeichen von Schwäche und von Rücksichtnahme auf ihre überragende Kulturhöhe. Legen wir endlich einmal unsere übertriebene deutsche Objektivität und Gerechtigkeitsliebe ab, die uns immer wieder dazu führen, zwar den Splitter im eigenen Auge zu finden, aber den Balken im Auge des Gegners zu übersehen. Diejenigen, die so gern vom Mitleid reden, haben ja vor einigen Tagen schon durch Maurice Maeterlinck die Quittung erhalten. Er verkündete, wenn Deutschland geschlagen sein werde, dann werde es um das Mitleid seiner Feinde nachsuchen und behaupten, das Volk sei nicht schuld am Kriege, sondern nur der Kaiser. Aber darauf solle man nicht hören, nicht der Kaiser allein, sondern das ganze Volk sei schuld! Also zuerst bekriegt man uns, weil wir unter dem Despotismus unserer Regierung seufzen, und wenn man uns besiegt haben wird, wird man uns die Schonung versagen, weil wir selbst und nicht nur unsere Regierung am Kriege schuld sind. Wir haben in diesen Tagen so manches erlebt, Trauriges und Freudiges, Ernstes und Lächerliches, eins fehlte bisher noch, das Groteske. Herr Maeterlinck hat dafür gesorgt.

Englands Geldweſen im Kriege

Von Dr. H. Dittmer

Bis zum Kriegsausbruch iſt London Geldmarkt und Börſe der Welt geweſen, von denen auch Deutſchland abhängig blieb. Das hat den Engländern das Gefühl unbedingter wirtſchaftlicher Überlegenheit gegeben; dies gehobene Selbſtgefühl war es, aus dem heraus Schatzkanzler Lloyd George im Parlament drohend rief, Englands Geldmacht würde als eine der furchtbarſten Waffen in dieſem Kriege wirkſam ſein.

Zweifellos ſind die Hilfsquellen Englands außerordentlich reich und zahlreich, ebenſo zweifellos ſind drüben aber auch in der Zuſammenfaſſung der wirtſchaftlichen Kräfte vielerlei Mängel vorhanden. Die Ultimoliquidation für Juli konnte an der Londoner Effektenbörſe nicht durchgeführt werden; die Geſchäfte ſind immer noch unabgerechnet in der Schwebe. In Berlin dagegen wurde die Juliabrechnung glatt erledigt. Auch als Geldmarkt und Abrechnungsſtelle der Nationen hat London verſagt, und es wird für uns nötig ſein, ſpäterhin daraus die praktiſchen Folgerungen zu ziehen. Trotzdem wäre es recht bedauerlich, wollte man ſich verleiten laſſen, die wirtſchaftliche Kraft Englands zu unterſchätzen. Ruhige Prüfung und klares Urteil ſind gerade jetzt in dieſen Dingen mehr als je am Platze, da bei dem vielfach geſtörten Nachrichtendienſte nur unvollſtändig und oft unzutreffend — zumal über wirtſchaftliche Fragen — berichtet wird.

So wurde nach Deutſchland unter anderem von einer allgemeiner Entwertung der engliſchen Banknote, von einer Aufhebung des Bankgeſetzes und Einſtellung der Barzahlungen berichtet. Hierbei muß man ſich erinnern, daß auch bei uns gewiſſenloſe Geſchäftemacher in den erſten Tagen der Mobilmachung für deutſche Goldmünzen Aufgeld zu erzielen verſucht, Reichsbanknoten unter Nennwert gekauft haben und anderes mehr. Das waren meiſt Einzelfälle, ſchnell überwundene Störungen. Um anderes hat es ſich auch in England nicht gehandelt.

Nur erreichten uns die Berichte von Reisenden usw. erst, als hier die Ruhe schon größtenteils wiedergewonnen war. So ist der Eindruck jener Berichte übertrieben ungünstig gewesen.

Es ist heute möglich, das klar zu überblicken. Am 31. Juli und 1. August herrschte in London eine starke Panik. Die Bank von England hatte ihren Diskontsatz am 31. Juli auf 8 Prozent, am 1. August auf 10 Prozent erhöht, an beiden Tagen aber vielfach nicht unter $10^1/_2$ Prozent Wechsel diskontiert. Als die Banken am Sonnabend, den 1. August, mittags ihre Kassen schlossen, sollen einige von ihnen ziemlich am Ende ihrer Zahlungsfähigkeit gewesen sein. Zunächst war die Geschäftswelt jedenfalls ratlos, weil sofortige Hilfe in der Tat unmöglich schien. Deshalb griff man zu einem Gewaltmittel. Bis zum Donnerstag, den 6. August einschließlich, wurden Bankfeiertage erklärt; alle Banken blieben solange geschlossen. So war wenigstens Zeit gewonnen. Inzwischen wurde dann eine Reihe von Notgesetzen und Verordnungen durch Regierung und Parlament in Kraft gesetzt.

Vor allem wurde ein allgemeines Moratorium für Schulden über 5 Pfund Sterling erklärt; nur Löhne, Gehälter, Steuern, Frachten und dergleichen ausgenommen. (In Deutschland ist glücklicherweise ein Moratoriumserlaß nicht nötig gewesen.) Für den Abrechnungsausgleich der Banken im Abrechnungshause wurde „Clearinghouse-Certifikate" ausgegeben, damit die Bank von England von diesem Bedarf an Zahlungsmitteln entlastet würde. Sodann wurde das Schatzamt ermächtigt, Noten zu 1 Pfund Sterling und 10 Schilling zu schaffen, um so nicht nur den Angstbedarf nach kleinen Zahlungsmitteln zu befriedigen, sondern auch zugleich den Goldvorrat der Bank von England gegen weitere Zugriffe nach Möglichkeit zu sichern. Diese Schatzkassenscheine wurden von der Bank von England und den Privatbanken für Rechnung des Schatzamts in den Verkehr gebracht; sie sind bei der Bank von England auf Verlangen in Gold zahlbar. Die Ausgabe solcher Schatzkassenscheine war indes in Friedenszeiten nicht vorbereitet worden, ihre Drucklegung erforderte Zeit, deswegen wurden in der ersten Zeit auch Postnoten (Postal Orders) — hauptsächlich von den Sparkassen — zu Zahlungen verwendet. Den Postnoten und Schatzkassenscheinen wurde ausdrücklich gesetzliche Zahlkraft beigelegt. Zugleich wurde das Bankgesetz (die Peelsakte) dahin geändert, daß die Bank von England Banknoten zu 5 Pfund Sterling ohne Bardeckung auch über die solange vorgeschriebene Höchstgrenze von 18450000 Pfund Sterling hinaus ausgeben dürfe. Die Goldzahlungen der Bank von England sind dagegen — wie irrtümlicherweise in der deutschen Presse behauptet worden ist — bisher nicht eingestellt worden. Im Gegenteil, alle soeben aufgezählten Maßnahmen haben ja gerade ein unbedingtes zähes Aufrechterhalten der Goldzahlungen zum Ziel, die allerdings auch ohne allerschwerste Beeinträchtigung der Weltgeltung Englands nicht hätte aufgegeben werden können.

Als die englischen Banken am Freitag, den 7. August früh, unter dem Schutze der finanziellen Kriegsgesetze den Geschäftsbetrieb wieder aufnahmen, gaben sie durch Anschlag an ihren Kassenschaltern folgendes bekannt:

„Unter dem neuen Gesetze sind die Banken berechtigt, die Barzahlungen einzustellen. Aber sie beabsichtigen, kleine bare Zahlungen für den sofortigen Bedarf weiterhin zu leisten, bis die Schatzkassenscheine zu 1 Pfund Sterling und 10 Schilling gedruckt und in ausreichender Menge in Umlauf gesetzt sind."

Möglicherweise hat der mißverstandene Inhalt dieser Bekanntmachung zu dem erwähnten Gerüchte über die Einstellung der Goldzahlungen bei der Bank von England unbegründeten Anlaß gegeben.

Von den Banken sind die neuen Schatzkassenscheine in der Folge in großen Mengen in den Verkehr gebracht worden, — Ende August sollen bereits 21,5 Millionen Pfund Sterling davon im Umlauf gewesen sein — da die Nachfrage nach kleinen Zahlungsmitteln in England, ebenso wie bei uns in Deutschland, fortgesetzt sehr dringend blieb, die Goldreserve der Bank aber möglichst geschont werden sollte. Bei der allseitigen starken Inanspruchnahme der Bank von England war aber außer diesen Maßregeln eine wirksame Verstärkung ihrer Goldreserve dringend nötig. Schon am 2. August waren die Goldbestände der Privatbanken größtenteils der Bank von England zugeführt worden; nun wurde weiter energisch und rücksichtslos vorgegangen, denn in der ersten Hälfte des Monats August erschien der Stand der Bank nicht unbedenklich. Die Goldbestände der ägyptischen Nationalbank, der ägyptischen Staatsschuld und die des Finanzministeriums wurden in rechtswidriger Weise mit Beschlag belegt, ferner wurden am 7. August 2 Millionen Pfund Sterling Gold, am 2. Oktober 500 000 Pfund Sterling Gold aus der in London verwalteten indischen Währungsreserve entnommen und in die Bank von England überführt. Zur Vermeidung der, seit der Beteiligung Englands am Kriege doppelt gefährdeten Goldtransporte über See, wurden in Südafrika und Canada Golddepots für die Bank von England angelegt und die Bank ermächtigt, diese überseeischen Vorräte als Deckung für ihre Banknotenausgabe in Anrechnung zu bringen. Durch alle diese, im Ganzen offenbar durchaus zweckentsprechenden Maßregeln ist es denn auch gelungen, den Goldvorrat der Bank von England wesentlich zu vergrößern. (Vgl. die folgende Tabelle.)

Indessen waren Handel und Verkehr trotz des Erlasses des Moratoriums dauernd außerordentlich hilfsbedürftig. Daher übernahm die Regierung vom 14. August ab der Bank von England gegenüber für die von ihr angekauften Wechsel eine Verlustgarantie, wogegen die Bank auf ihr Rückbegriffsrecht gegen den Wechselverkäufer zu verzichten hatte und außerdem verpflichtet ist, dem Akzeptanten gegen Zahlung von Prolongationszinsen zu 2 Prozent über Banksatz, nötigenfalls über den gesetzlichen Zahlungsaufschub hinaus, Stundungen zu gewähren. Die Bank von England wurde nun naturgemäß weiterhin stark in Anspruch genommen, wie folgende Tabelle zeigt.

In 1000 Pfund Sterling

Bank von England

	Metallbestand	Regierungssicherheiten	Wechsel und Ausleihungen	Guthaben		Notenumlauf	Noten- und Verbindlichkeiten durch Metall gedeckt	
				öffentliche	private		1914	1918
Juli 29.	38 132	11 005	47 307	12 713	54 419	29 706	39,4	49,3
Aug. 7.	27 622	11 041	65 352	11 499	56 750	36 105	26,5	50,6
„ 12.	33 015	23 041	70 787	7 889	83 326	35 934	26,0	51,0
„ 19.	37 960	26 041	94 726	13 674	108 094	37 186	23,9	51,6
„ 26.	43 473	29 779	109 905	23 886	123 893	35 571	23,7	51,8
Sept. 30.	52 916	24 732	116 819	22 243	137 287	34 974	27,2	47,5
Oktob. 7.	56 757	27 971	113 894	17 852	146 647	34 829	28,5	46,7
„ 15.	59 235	27 571	109 715	23 732	138 829	34 667	30,0	47,4

Am Ende des August waren also Banknoten und Verbindlichkeiten der Bank von England nur mit kaum einem Viertel durch Metall gedeckt.

Zudem war die gesamte Geschäftslage in England wenig erfreulich. Es zeigte sich, daß der Handelskrieg, den England in gehässigster Form mit Zwangsauflösung deutscher Bankniederlassungen, Zahlungs- und Ausfuhrverboten, Patentraub usw. gegen Deutschland eröffnet hat, der englischen Geschäftswelt selbst außerordentlich schadet. Deutschlands Vergeltungsmaßnahmen haben dazu geholfen und, da die Organisation der Kredithilfe, welche bei uns in den Reichsdarlehnskassen und den Kriegskreditbanken in vorbildlicher Weise wirksam ist, in England noch heute fehlen, so ist die Kreditnot dort sehr groß. In englischen Zeitungen findet man jetzt bei Erörterung der Wege, auf denen der deutsche Handel an England gebracht werden könne, immer wieder den Hinweis auf den Mangel einer ausreichenden Kreditgewährung, deren der englische Kaufmann gerade jetzt so sehr bedürfe. Das Anfang August erlassene Moratorium mußte bis zum 4. Oktober verlängert werden, doch war es auch dann noch nicht möglich, in die Bahnen geregelten Zahlungsverkehrs einzulenken. Es ist neuerdings mit geringen Abschwächungen bis zum 4. November abermals verlängert worden.

Inzwischen hat sich der Stand der Bank von England infolge der ständigen Goldzufuhren, welche zum Teil aus den Vereinigten Staaten fließen, schrittweise gebessert. Von 23,7 Prozent am 26. August hat sich die Metalldeckung für Noten und Verbindlichkeiten auf 28,5 Prozent am 7. Oktober gehoben.

Zur Einlösung der Kassenscheine des Schatzamtes wurden anfangs keinerlei Reserven geschaffen. Dieser gesamte Notenumlauf blieb vom 7. August bis 9. September auf die Bestände in der Bank von England, an deren Kassen die Scheine in Gold zahlbar sein sollten, angewiesen. Erst am 9. September wurden 3 Millionen Pfund Sterling in Gold als besondere Einlösungsreserve

für Schatzkassenscheine beiseite gestellt. Mitte September betrug die Golddeckung der Schatzkassenscheine 15 Prozent. Die Hauptanlage der durch die Schatzkassenscheine gewonnenen Kapitalien besteht in Staatspapieren, den sogenannten „Goldgeränderten", so daß die Kassenscheine im wesentlichen sich als eine Art schwebender englischer Staatsschuld darstellen. Zur Veranschaulichung der Deckungsverhältnisse geben wir im folgenden den ersten (vom 18. September) der über die Kassenscheine bekannt gewordenen Ausweise des englischen Schatzamtes und den Ausweis vom 2. Oktober wieder.

Englische Schatzkassenscheine

	18. September	2. Oktober
	Pfund Sterling	Pfund Sterling
Im Umlauf befindliche Kassenscheine . .	27 416 931	28 408 605
Aktiva:		
Schottische und Irische Banken . . .	—	—
Andere Banken	1 514 200	381 500
Postsparkasse	2 250 000	2 250 000
Trustee-Sparkassen	1 350 000	1 250 000
Kassenschein-Einlösungsfonds:		
Goldmünzen und -Barren . . .	3 500 000	4 500 000
Regierungssicherheiten	10 923 546	10 923 546
Guthaben bei der Bank von England .	7 879 185	9 103 559
Pfund Sterling	27 416 931	28 408 605

Die Bareinlösung der Schatzkassenscheine ruht demnach völlig auf der Fähigkeit der Bank von England, in Gold zu zahlen. Hätte man an Stelle dieser Schatzkassenscheine eine gleiche Menge kleiner Banknoten durch die Bank von England ausgeben lassen, so würde bei der Bank am 30. September für den dann vorhandenen Notenumlauf anstatt einer Metallüberdeckung von 17 942 000 Pfund Sterling nur eine solche von etwa 30 000 Pfund Sterling vorhanden gewesen sein. Dann würden also die sehr großen Summen der öffentlichen und privaten Guthaben bei der Bank, die das Rückgrat und den festen Halt des gesamten englischen Bankzahlungsverkehrs bilden, ohne jede metallische Deckung gewesen sein. Die gekünstelte Organisierung der Schatzkassenscheinausgabe läuft demnach auf eine geschickte Verschleierung der durchaus nicht besonders glänzenden Finanzlage Englands hinaus. Durch das dabei angewandte Verfahren wird ein Mehrfaches erreicht; der Regierung wird, wie gesagt, ein Betrag von (einstweilen) 11 Millionen Pfund Sterling zur Verfügung gestellt, das Gold im Verkehr wird durch kleine Geldzeichen in Papier ersetzt, kann also der Bank von England zufließen, zugleich wird eine entsprechende Belastung des Notenumlaufs der Bank vermieden, in gewissem Umfange wird sogar eine Entlastung desselben herbeigeführt.

Heute gibt also der Ausweis der Bank von England für sich allein nicht mehr wie früher ein einigermaßen vollständiges Bild von den Verbindlichkeiten

und den Reserven des englischen Zahlungswesens. Es ist vielmehr außerdem der Ausweis über den Umlauf an Schatzkassenscheinen unter den oben gegebenen Gesichtspunkten zu berücksichtigen.

Daß man in England neben den sonstigen Notmaßnahmen auch dieses künstliche Arrangement bei der Neuordnung der Umlaufsmittel für notwendig erachtet hat, ist ein beachtenswertes Zeichen dafür, daß Englands Finanzkraft keineswegs über allen Zweifel erhaben ist. Dabei stehen seiner finanziellen Widerstandskraft noch einige harte Prüfungen bevor. Die Abrechnung der Börsengeschäfte wartet seit Juli auf eine Erledigung, die zum Jahresschlusse immer dringlicher werden wird, das Moratorium soll am 4. November enden, vor allem aber wird der Rückgang des auswärtigen Handels im Geschäfts- und Finanzwesen Englands immer fühlbarer. Wir können bei dieser Lage der Dinge in Ruhe abwarten, wie England diese Schwierigkeiten wird überwinden können. Erwägen wir aber ruhig alle Umstände, die von Bedeutung sind, so werden wir — ohne die Stoßkraft der wirtschaftlichen Waffen Englands zu unterschätzen — das feste Vertrauen gewinnen, daß Deutschland von der weiteren Entwicklung auch des wirtschaftlichen Kampfes zuversichtlich einen glücklichen Ausgang erwarten darf.

Aus den seit Fertigstellung des Aufsatzes bekannt gewordenen englischen Zeitungen und Fachzeitschriften läßt sich die folgende bereits wesentlich vollständigere Übersicht über den Umlauf an Schatzkassenscheinen in England aufstellen.

Schatzkassenscheine (Currency-Notes)

	Gesamtumlauf	Schottische u. Irische Banken	Andere Banken	Sparkassen	Einlösungs-Fonds: Gold gemünzt und in Barren	Einlösungs-Fonds: Regierungs-Sicherheiten	Einlösungs-Fonds: Guthaben bei Bank von England
August 26.	21 535 064	230 000	6 071 650	3 810 000	—	—	11 423 414
Sept. 2.	25 156 486	230 000	3 532 700	4 550 000	—	10 923 546	5 920 240
„ 9.	27 113 127	100 000	1 486 700	4 600 000	3 000 000	10 923 546	7 002 881
„ 16.	27 416 931	—	1 514 200	4 600 000	3 500 000	10 923 546	7 879 185
„ 23.	27 721 894	—	1 159 200	4 600 000	4 000 000	10 923 546	8 038 648
„ 30.	28 408 605	—	381 500	4 500 000	4 500 000	10 923 546	9 103 559
Oktob. 7.	—	—	—	—	—	—	—
„ 14.	—	—	—	—	—	—	—
„ 21.	30 275 936	—	245 000	2 250 000	8 000 000	13 923 546	5 357 390

Aus diesen Zahlen geht hervor, daß Anfang August mit Hilfe der Schatzkassenscheine den englischen Aktienbanken ganz beträchtliche Vorschüsse gemacht wurden, die bis heute noch nicht völlig zurückgezahlt werden konnten. Im übrigen zeigt die Zusammenstellung, daß der Umlauf der Kassenscheine ständig zunimmt, so daß dieses zur vorübergehenden Aushilfe geschaffene Papiergeld wohl einstweilen zu einer bleibenden Einrichtung im englischen Geldwesen werden wird.

Neue Bismarckgespräche

Von Dr. von Langermann

In der Septembernummer der sehr angesehenen Zeitschrift The North American Review veröffentlicht der englische Maler Sir William Blake Richmond „Gespräche mit Bismarck". Der Maler, von 1878 bis 1883 Slade Professor in Oxford und Präsident der Society of Miniature Painters, hat große Reisen unternommen und weilte im November und Dezember 1887 in Friedrichsruh, um Bismarck zu malen. Richmond hatte sich vorgenommen, die täglichen Gespräche Bismarcks jeden Abend, und zwar möglichst im Wortlaut, niederzuschreiben. Erleichtert wurde diese Absicht durch die klare und knappe Art der englischen Sprechweise des großen Kanzlers.

Sind nun schon an sich alle Äußerungen Bismarcks für uns wertvoll und ein heiliges Vermächtnis, so ist dies um so mehr der Fall, wenn es sich, wie im folgenden, meist um Äußerungen über Dinge und Personen von Bedeutung handelt. Ja, viele seiner kurzen Sätze erscheinen heute in einem besonderen Lichte, so die Ausführungen über den nächsten deutsch-französischen Krieg, Indien, Napoleon usw. Es erschien mir daher notwendig, daß diese „Gespräche" nicht der englischen bzw. amerikanischen Literatur überlassen bleiben, sondern auch einen Platz in der deutschen finden. Ich habe sie deshalb im Auszuge übersetzt. Dabei habe ich gänzlich davon abgesehen, die Bemerkungen Bismarcks mit eigenen Betrachtungen zu versehen, handelt es sich doch nicht darum, die Literatur über Bismarck meinerseits um eine weitere Arbeit zu vermehren, sondern um die einfache Wiedergabe seiner Ansichten über gewisse Personen und Dinge. Der bescheidene Übersetzer glaubt der Sache um so besser zu dienen, je mehr er in den Hintergrund tritt.

* * *

Über Gladstone äußerte sich der Fürst zu Richmond: „Ihr Ministerpräsident ist verdorben durch das Gift seiner Redekunst. Wäre seine Leichtigkeit der Redeführung und die Gewalt seiner Worte mehr im Zaume gehalten, so wäre er zwar kein so großer Redner, aber ein vertrauenswürdigerer Staatsmann."

Und weiter: „Wenn ich auch mit seiner Regierungskunst nicht einverstanden bin, so hege ich doch eine tiefe Bewunderung für seine außerordentliche Gechmeidigkeit (versatility)." Richmond läßt es dahingestellt, ob dies ironisch zu verstehen ist oder nicht.

Von Lord Beaconfield sprach Bismarck mit einem Anflug persönlicher Zuneigung. Indem er auf den Berliner Kongreß kam, sagte er zu Richmond folgendes: „Als Sprache für die diplomatischen Verhandlungen galt die französische. Disraeli war mit dieser nicht vertraut und sprach deshalb englisch. Fürst Gortschakoff, welcher Englisch perfekt verstand und sprach, schloß sich dem jedoch nicht an. Ich aber, als Präsident, beschloß, Disraeli beizuspringen und gab meine Erwiderung ebenfalls in englischer Sprache ab. Gortschakoff tat nunmehr das gleiche, und so blieben wir Sieger."

Bismarcks Kenntnis der englischen Literatur war nach Richmond sehr umfassend. Shakespeare führte er fortwährend an. Von Browning sagte er: „Ich bedauere, daß ich seine dichterische Laufbahn nicht so verfolgt habe, als ich es wünschte, denn er ist ein großer Dichter und Denker." Horaz war Bismarcks bevorzugter klassischer Autor. Er wiederholte viele seiner Oden und Epoden in ganz glänzendem Stile. Seine schöne und sympathische Stimme machte Richmond das Lauschen seiner Rezitation zu einem wirklichen Vergnügen. Thackeray war sein Lieblingsnovellist. „Seine Charaktere sind Männer und Frauen aus Fleisch und Blut; jeder von ihnen hebt sich, wie bei Shakespeare, vom Hintergrund ab, ist echt, klar umschrieben und abgerundet." Von Fieldings Stil war er bezaubert und Tom Jones nannte er „wahrhaft klassisch".

Im Gespräch über die Künste sagte Bismarck: „Die Musik liebe ich sehr, doch muß ich davon absehen sie anzuhören, da mir nur zu schnell die Tränen in die Augen steigen. Mein Herz ist stärker als mein Kopf. Welche Selbstkontrolle habe ich mir nicht durch Erfahrung teuer erkaufen müssen!" Es gab, so fügt Richmond hinzu, viele Augenblicke während unserer Unterhaltung, welche diesen Ausspruch bekräftigten.

Die außerordentliche Beweglichkeit seiner Haltung und die mannigfachen Schattierungen des Ausdrucks sprachen ihm von einer sensitiven und gemütsbeweglichen Veranlagung Bismarcks. „Aber ich habe ein stetes Feuer in mir, das bisweilen mächtig aufflammt." Auf die Frage: „Sind Sie denn in Wirklichkeit der Eiserne Kanzler?" antwortete er: „Nein, nicht von Natur; das Eisen habe ich erworben, um es zu gebrauchen, wo es nötig ist."

Richmond fragte einmal Bismarck, ob er Wagner persönlich kenne. „Ja," antwortete er, „aber es war mir ganz unmöglich, mich um ihn zu bemühen oder seine Annäherung zu ermutigen. Ich hatte keine Zeit, mich seinem unersättlichen eitlen Stolz (vanity) zu unterwerfen. Vor dem Frühstück, beim Frühstück, vor und nach dem Essen forderte Wagner Sympathie und Bewunderung. Sein Egoismus war ermüdend und intolerant, und seine Anforderungen an den Zuhörer waren so unaufhörlich, daß ich seine Gesellschaft fliehen mußte. Ich

war zu beschäftigt, um allen oder einem Teil seiner Anforderungen, welche er an meine Zeit stellte, nachkommen zu können. Doch bewundre ich seine Musik im höchsten Maße, obgleich ich gezwungen war, den Opernbesuch aufzugeben, weil ich die wundervollen und ergreifenden Tonfolgen nicht aus dem Kopf bekam; sie heften sich an mich und es fällt mir schwer, mich von ihnen frei zu machen, und dann stört es mich, so bewegt zu sein."

Im Gespräch über die Erziehung jetzt (1887) und vor vierzig Jahre äußerte sich Bismarck: „Möglich, daß unsere jetzt so gerühmte Erziehung allgemeiner aufgebaut und weiter in ihrem Ziele ist, aber sie ist nicht so solide, so natürlich gesund, als diejenige meiner Jugend. Wir wurden zweifellos über weniger Dinge unterrichtet, was wir aber lernten, lernten wir ganz. Meine Söhne empfingen eine weit größere Allgemeinbildung als ich, aber sie kehrten sehr unwissend aus der Schule zurück. Zwar mein Griechisch habe ich vergessen, aber mein Lateinisch habe ich festgehalten und freue mich noch darüber".

Sehr interessant und zeitgemäß sind dann die Worte Bismarcks, die er im Anschluß an eine Unterhaltung auf dem Gebiete der Kunst aussprach. „Deutschland ist jetzt," so sagte der Fürst, „ein Kaiserreich und muß gegen mögliche Angriffe durch die eine oder die andere Macht oder gar beide Mächte, die eine östlich, die andere westlich von uns, geschützt werden. Sie (Richmond) müssen daran denken, daß der nächste Krieg zwischen Frankreich und Deutschland dem einen die Vernichtung bringen wird. Wir liegen zwischen zwei Feuerlinien: Frankreich ist unser bitterer Feind, und Rußland traue ich nicht. Friede kann weit unehrenhafter als Krieg sein. Wir müssen für diesen gerüstet sein." Indem Bismarck auf die Veranlassung des Gesprächs zurückkam, fügte er noch hinzu: „Deshalb kann ich auch der Förderung der Friedenskünste nicht soviel Aufmerksamkeit widmen, wie ich möchte. Doch halte ich sie für durchaus nötig für die höchste Entwicklung einer Nation als Ganzes."

Im Jahre 1890 besuchte Richmond Mommsen in Berlin, um ihn in Erfüllung eines Versprechens zu malen und hatte dabei ein für Mommsen und Bismarck gleich charakteristisches Erlebnis, das er ebenfalls in diesem Zusammenhange wiedergibt, obgleich dasselbe zwei Jahre nach seiner Friedrichsruher Zeit statt hatte. Während seines Besuches bei ersterem wurde ihm ein Telegramm des Fürsten aus Friedrichsruh gebracht, sofort zu kommen. Richmond wollte abtelegraphieren. Doch Mommsen fiel ihm ins Wort: „Nein — halt. Fahren Sie hin zu dem großen Geschichtsmacher (great maker of history). Aber nach Ihrer Rückkehr müssen Sie mir alles erzählen". Richmond sagte dies Bismarck, und der erwiderte: „Sagen Sie Mommsen, wenn ich Geschichte mache, so ist er der Größte in der Welt, der Geschichte schreibt". Als Richmond darauf Mommsen diesen Ausspruch überbrachte, zeigte er sein unnachahmliches Lächeln und in seinen großen schwarzen Augen leuchtete es humorvoll auf: „Bismarck sprach niemals die Wahrheit mit größerer Aufrichtigkeit". Gewiß eine Episode, die die gegenseitige Hochachtung der beiden Geistesgrößen in das schönste Licht setzt.

Von besonders aktuellem Interesse sind dann Bismarcks Äußerungen über den Parlamentarismus. „Warum," so fragte er Richmond, „haben die Engländer keinen ständigen Kriegsminister, der nicht mit jedem Ministerium wechselt?" und fuhr daran anschließend fort: „Alle Dinge in England scheinen durch Amateure und nicht durch Spezialisten geregelt zu sein, die mit jedem Regierungswechsel ihre Obliegenheiten von neuem lernen müssen. Die parlamentarische Regierungsform ist eine ausgezeichnete, wenn alles gut geht, der Krieg aber ist ein ernstes Ding. Alles, was sich organisatorisch auf ihn bezieht, kann nur durch einen erfahrenen und dauernd an der Spitze stehenden Mann befriedigend gehandhabt werden, nicht aber durch das Hin- und Herströmen der Meinungen. Die ganze Leitung der Rüstungen muß unter einer ständigen und verantwortlichen Spitze ruhen, die nur mit dem Finger auf den Knopf drückt und augenblicklich alles in Schwingung versetzt". Darauf sprach der Fürst von dem englischen Unvorbereitetsein auf den Krieg.*) „Krieg," sagte er zu Richmond, „würde viele eurer internationalen Schwierigkeiten auflösen. Er würde Klassen und Parteien zusammenbringen. England hat zu viele Koterien und Fraktionen; es ist politisch und religiös zu zersplittert und in die Anarchie hinabgetaucht. Der Krieg würde England lehren, um des europäischen Friedens willen eine starke Militärmacht, und zwar nicht so sehr zur See, zu werden. Die natürliche Allianz ist diejenige zwischen England, Deutschland und Italien. Diese drei Mächte würden bei dauernder Kriegsbereitschaft den Frieden der Welt gegen Frankreich und Rußland verbürgen. Im Falle des Krieges mit Frankreich und Rußland könnten wir drei Millionen ins Feld stellen, eine Million gegen die russische, eine Million gegen die französische Grenze und eine Million Reserven. Wir könnten schließlich sogar vier Millionen an Reserven aufbringen; und," fügte der Kanzler leise, in starker Bewegung hinzu, „ich glaube, daß, wenn nicht Gott selbst die französischen Streitkräfte im nächsten Kriege befehligt, Deutschland siegreich sein muß."

„Mein Urgroßvater wurde in den Franzosenkämpfen Friedrich des Großen getötet, mein Großvater focht gegen die Franzosen 1792, mein Vater 1815 und ich kämpfe gegen sie seit 1870."

Richmond teilt uns weiter mit, daß Bismarck für die französische Nation Verachtung empfand, während er Napoleon für einen angenehmen und kourtoisievollen Mann hielt, auf den jedoch die Kaiserin infolge ihrer katholischen Neigungen einen schlechten und für den Staat gefährlichen Einfluß ausübe. „Napoleon hat ein gutes Herz, aber er ließ sich zu leicht durch Frauen beeinflussen. Daß ist ein großer Fehler; Frauen und die ernsten Tatsachen des Lebens werden niemals zu einander gelangen."

Indem der Fürst auf die russischen Pläne im Osten überging, sagte er zuversichtlich: „Rußlands Absichten gehen zum Persischen Golf. Es will Persien

*) Aus dem folgenden erhellt, daß der Fürst hier nur den Krieg gegen Frankreich bzw. Rußland im Auge hatte.

annektieren, doch glaube ich nicht, daß Indien als Ganzes, Mohammedaner oder Hindus, die russische Herrschaft der englischen vorziehn werden. Wenn sie es aber tun, so liegt der Fehler an England, welches unklugerweise Indien die Preßfreiheit gegeben hat. Ich weiß, wie gefahrvoll dies Experiment ist, und wie Menschen von Erziehung, aber ohne Prinzipien und Sinn für Wahrheit, die Tatsachen in höchst gefährlicher Weise verdrehen können und mögen. Wenn dies schon für erzogene und aufgeklärte Menschen zutrifft, um wie viel gefährlicher ist es, eine derartige Bewilligung dem Gebrauch oder Mißbrauch einer unaufgeklärten und ungebildeten Bevölkerung zuzugestehen. Es war dies, nach meinem Dafürhalten, ein für England sehr gefährliches Zugeständnis."

Richmond wünschte Moltke zu zeichnen und wandte sich deshalb an Bismarck. „Das ginge," meinte dieser. „Sie werden ihn sehr zurückhaltend finden; er ist ein sehr ruhiger und ernster Mann, gut und religiös und außerordentlich auf Geld erpicht (extremly fond of money). Er lebt wie ein sparsamer Sergeant. Das ist sein einziger Fehler, sonst ist er eine große Natur."

Über sein früheres Leben sprach der Fürst zu Richmond sehr frei. „Es war meine Absicht als junger Mann zu reisen und, zwischen zwanzig und dreißig Jahren, die Welt zu sehen. Als aber die Zeit herannahte, wollte ich meinen Vater, den ich sehr liebte und verehrte, nicht verlassen. Bald war ich nun in den Maschen der Politik gefangen. Wer in sie hineingeraten ist, entkommt nur mit großer Mühe. Meinen Eintritt ins Heer aber wollte mein Vater nicht zugeben. Hätte er das getan, so hätte die Disziplin mich von einem flotten (riotous) Leben ferngehalten und meine Gesundheit im Alter wäre fester." Auf den Einwurf Richmonds, daß Bismarck aber, in den Maschen der Politik gefangen, ein Kaiserreich geschaffen habe, antwortete er: „Das stimmt zwar, aber doch bedauere ich, daß meine Zeit nur in so eng begrenztem Ausmaß auch meine eigene gewesen ist."

Auf die Selbstkontrolle übergehend, sagte der Fürst: „Ich mußte mich drillen. Unter den schwierigsten körperlichen und geistigen Umständen ist mir die Arbeit das Höchste und der stärkste Trost." Richmond bemerkt dazu, er habe während seines Friedrichsruher Aufenthalts den Kanzler bei schwerer staatsmännischer Arbeit gesehen, während er unter neuralgischen Anfällen litt und seine Augenlider schmerzvoll über die flammenden und geschwollenen Augen tief herabgesenkt waren.

An seine Jugendzeit anknüpfend, meinte der Kanzler: „Kinder sind ausgezeichnete Urteiler. Ihr Instinkt täuscht sie selten. Das Familienleben ist das Vaterland im Kleinen. Es war mein Lebensgrundsatz, meinem hitzigen Gemüt niemals im eigenen Hause einen Ausbruch zu gestatten." Richmond knüpft daran die Bemerkung, daß wohl kein Eingeweihter je die Ruhe und den Frieden in dem einfachen und vornehmen Familienleben in Friedrichsruh vergessen könne.

Die Jugenderinnerungen brachten den Fürsten auf das Beten: „Ich erinnere mich, daß ich, als ich vierzehn Jahre alt war, das Beten für nutzlos und irrelevant hielt.

So denke ich zwar heute noch, doch bin ich jetzt der Ansicht, daß der Wert des Gebetes darin liegt, daß es die Unterwerfung unter eine höhere Macht einschließt, und ich glaube überzeugt an diese Macht (and I am convinced of the existence of that Power)."

Dies brachte Bismarck dann auf die Frage eines späteren zukünftigen Lebens: „Ich zweifele keinen Augenblick daran" sagte er ernst. „Das irdische Leben ist zu armselig, zu unvollendet, um unser höchstes Streben und Sehnen zu erfüllen. Es ist nur als ein Kampf anzusehn, der uns veredeln soll. Kann dieser Kampf vergeblich sein? Ich glaube, nein! Ich glaube an eine endliche Vollendung, eine Vollendung, die Gott für uns bereit hält."

Den römischen Katholizismus (Roman Catholicism) liebte Bismarck nach den Angaben Richmonds nicht und hielt ihn für sehr gefährlich sowohl für den Staat, wie für jeden wirklichen Fortschritt, dagegen sprach er vom Papst (Leo der Dreizehnte) mit großer Achtung. „Ich finde ihn sehr intelligent; seine lateinischen Verse sind entzückend, und er ist ein Staatsmann. Seine Stellung als Haupt der katholischen Kirche ist jetzt viel stärker, als zur Zeit weltlicher päpstlicher Herrschaft. Die Kirchenstaaten sind als natürliche Folge der Ereignisse so klein geworden, daß sie des Streites um sie nicht wert sind."

Nach einigen Beispielen für die Liebe, die Bismarck den Tieren erwies, bringt Richmond dann noch einige bedeutende Episoden, die ihm Bismarck in seiner charakteristischen, eleganten, pointierten und kurzen Weise erzählt hat.

„In der Schlacht bei Königgrätz," so sprach Bismarck, „hatte ich große Mühe, meinen Herren aus der Feuerlinie herauszubringen. Die Geschosse füllten die Luft mit ihrem Gesang. Ich machte Sr. Majestät darauf aufmerksam. ‚Oh,' sagte er, ‚das ist der Lärm der Geschosse, ich glaubte, er rühre von den Sperlingen her'. Ich überredete ihn, aus dem gefährdeten Strich herauszureiten. Nur widerwillig folgte er einen kurzen Galopp weit. Ich wußte, daß die österreichischen Vorposten, nur 300 Meter entfernt, aus einem Gehölz feuerten. Daher befand sich der König in ungeheuerer Gefahr. Ich löste nun meinen rechten Fuß aus dem Steigbügel, brachte mein Pferd dicht hinter das des Königs und versetzte letzterem einen Fußtritt. Der Zweck wurde erreicht. Das Pferd ging im Galopp vorwärts. Mein Herr drehte sich zwar um und warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu, doch hatte er den Wink verstanden und ritt aus der Gefahr. Dieses Ereignis telegraphierte er an die Königin Augusta: ‚Bismarck brachte mich etwas rauh aus dem Feld.' Bei einer anderen Gelegenheit schlug während der gleichen Schlacht eine Granate zehn Schritt vom König und von seinem Stabe entfernt ein. Sie fühlten die Erde sich heben, wie bei einem Erdbeben, aber niemand rührte sich. Zum

Glück explodierte das Geschoß nicht, sonst würden der König und der Stab wahrscheinlich getötet worden sein. Mein Herr kannte keine Furcht."

Am letzten Tage erhielt dann Richmond noch von Bismarck eine ganz genaue Beschreibung der Ergebung Napoleons. Er bezeichnet sie in der folgenden Fassung Wort für Wort für authentisch: „Am Tage nach der Schlacht bei Sedan," begann Bismarck, „schickte der Kaiser der Franzosen um 5 Uhr morgens zu mir. Ich hatte nur drei Stunden im Bett zugebracht und war noch sehr ruhebedürftig, hatte ich doch auch seit achtundvierzig Stunden nichts zu mir genommen. Unmittelbar nach der Aufforderung stieg ich zu Pferde und ritt im Galopp etwa vier englische Meilen zu dem bestimmten Treffpunkt an der Straße nach Donchery. Wenn in Deutschland ein Offizier oder Beamter ein gekröntes Haupt im offenen Gelände aufsuchen soll, so ist es üblich, im schnellsten Tempo ihm entgegenzureiten, mag es sich nun zu Fuß, zu Pferd oder zu Wagen befinden, und das Pferd plötzlich und unmittelbar dicht vor ihm zum Stehen zu bringen. So machte ich es auch, und mein Pferd rutschte noch mehrere Schritte auf dem Wege hin, bis ich es schließlich hart an die Seite des kaiserlichen Wagens brachte. Während meines Rittes hatte ich beschlossen, den Kaiser mit der gleichen Ehrerbietung zu behandeln, die ich Seiner Majestät in Versailles erwiesen haben würde. Ich stieg ab und hielt mein Pferd, denn ich war allein ohne Reitknecht. Der Kaiser grüßte mich durch Abnahme des Käppis, während ich in der üblichen militärischen Form das gleiche tat. Indem er meine Hand schüttelte, fuhr er über meinen Revolver, und ich bemerkte, daß der Kaiser tödlich erblaßte; aus welchem Grunde kann ich nicht sagen. Ich fragte, ‚welches sind Euer Majestät Befehle?' Er antwortete, ‚ich möchte den König sehen.' Doch belehrte ich ihn, daß der König zwanzig Meilen weit entfernt sei. Darauf Napoleon: ‚ist hier nicht ein Platz, auf den wir uns zurückziehen und wo wir uns ohne Störung unterhalten können?' Wir waren nahe bei Donchery. Am Wege lag die Hütte eines Webers. Zu dieser wandten wir unsere Schritte. Die Frau saß am Webstuhl. Ihr Mann, ein großer dicker Franzose mit einem riesigen Bart, betrat unmittelbar nach uns die Hütte, ohne sein Haupt zu entblößen. ‚Nehmen Sie den Hut ab, hier steht Ihr Kaiser,' sagte ich zu ihm. Er gehorchte zwar, schien jedoch nicht im geringsten bewegt zu sein. Seine Miene war gänzlich gleichgültig. Ich wandte mich an die Frau mit der Frage, ob es ein Zimmer gäbe, in das wir uns zurückziehen könnten. Ohne zu antworten wies sie auf eine Treppe, auf der wir hinaufstiegen. Sie führte in ein Zimmer mit einem Fichtenholztisch und zwei Stühlen. Wir setzten uns nieder, und der Kaiser begann die Unterhaltung sofort mit der Frage der Übergabe der Armee. Ich sagte dem Kaiser, daß ich über diesen Punkt nicht mit ihm verhandeln könnte, er läge außerhalb meiner Zuständigkeit. Er antwortete: ‚Ich kann nicht nach Sedan zurückgehen. Ich habe mich Ihnen selbst als Gefangener übergeben.' Darauf fragte ich ihn, ob er Friedensvorschläge machen könne. ‚Wie kann ich? Ich bin Gefangener. Solche Vorschläge können Ihrem

Könige nur von Paris aus zugehen.' Damals wußte ich noch nicht, daß wir am Vorabend der Republik standen. Damals konnten wir den Kaiser wieder einsetzen und würden es getan haben, die Armee hätte ihn zurückerhalten. Die Pariser Gewalthaber zogen mich ganze vierzehn Tage hin. Ich konnte nicht länger warten und so war ich denn mit der Republik einverstanden. Noch heute bedauere ich nicht, dies getan zu haben, obgleich ich damals noch nicht ganz sicher war, ob man nicht klug daran handeln würde, das Kaiserreich wieder herzustellen. Unsere Unterhaltung dauerte etwa eine Stunde, vermied jedoch ein weiteres Eingehen auf die Übergabe der Armee. Wie ich schon sagte, war ich achtundvierzig Stunden ohne Speise und Trank, und meine Kleidung schmutzbefleckt. Die Schlachtenatmosphäre hatte mich geschwärzt. Ich benutzte dies als Entschuldigung, um mich nach einem angemessenen Aufenthaltsort für den Kaiser umzusehen und schied so von ihm. Nachdem trafen sich der König und der Kaiser, und auf beiden Seiten flossen Tränen. Ich sah Napoleon nur noch einmal, als er durch Kassel kam. Der Zug und sein Gefolge hielten auf dem Bahnhof. Ich bemerkte, daß sich die Wagen in tadelloser Sauberkeit und Ordnung befanden, als ob sie gerade aus dem Kutschhause in Versailles gekommen und nicht drei Monate unterwegs gewesen wären. Ich hob meine Hand, und er grüßte mich in gleicher Weise.

Napoleon war ein braver Mann.

Während des ganzen Feldzuges war er kränklich, seine Nerven waren gänzlich zerrissen. Er hat zu viel unter dem beherrschenden Einfluß der Kaiserin gestanden, welche zum großen Teil am Kriege schuldig war. Ich hätte ihn auf den Thron zurückbringen können; die Gelegenheit dazu bot sich mir, doch, wie gesagt, ich bedauere die Wendung nicht, welche die Politik nahm."

Auf Richmonds Frage, ob der Augenblick der Übergabe für Napoleon nicht schrecklich gewesen sei, antwortete Bismarck: „Nein, ich glaube nicht. In der Nacht vor der Schlacht haben in der französischen Armee aufrührerische Zusammenkünfte stattgefunden, und ich glaube zuverlässig, daß er sich in unserer Mitte sicherer fühlte als zwischen seinem eigenen Volke."

Das slawische Kulturproblem

Von Dr. Dragutin Prohaska

V.

Der südslawische Nationalcharakter

Der Südslawe stand durch Jahrhunderte unter dem Schutze eines bewaffneten Himmels. Seine ganze Kultur bestand darin, daß er aus dem gekreuzigten Heiland den „Vater und Feldherrn" der illyrischen Könige machte. Er hat aus dem Kreuz die Kriegsfahne der politischen Freiheit zu machen gewußt: „dem Kreuz zu Ehren," sagt er, „und für die goldene Freiheit."

Diese Losung entspricht dem inneren Triebe unserer Rasse nicht, sie ist uns von außen aufgezwungen worden. Unser Feind, der Türke, hat es getan, indem er im Namen der Religion kämpfte und aus dem Propheten einen Heerführer machte. Da entartete auch das Christentum unseres Volkes, weil wir das Bedürfnis fühlten, den Keil durch den Keil, Gewalt durch Gewalt auszutreiben. Unser episches und heldisches Christentum wurde türkisch, und der gekreuzigte Heiland „der Vater und Heerführer der illyrischen Könige".

Diese entstellte Kulturgrundlage erbten die Südslawen des zwanzigsten Jahrhunderts. Sie ist die Schöpfung einiger Jahrhunderte und war uns in die Seele geimpft, so sehr, daß wir sie im ersten Augenblick der „Wiedergeburt" als etwas nationales rühmten und dichterisch verherrlichten. In Cengic-Aga ist das ganze Erbe des Christentums der Rache erneuert und gefeiert. Es entsprach dies einem sozialen Bedürfnis, sagt man, bis herab zu unseren Tagen, bis zur endgültigen Befreiung.

Aber in dieses Bedürfnis mischte sich schon jetzt ein anderes: die ökonomische Idee tritt an die Stelle jenes: „zu Ehren des Kreuzes." Mit dem Pflug zur goldenen Freiheit! Die ehemaligen Mönche verwandelten sich in sozialistische Lehrer und Bekehrer. Besonders in Bulgarien. Svetozar Markovic führt in Serbien die europäische Demokratie ein. Nach und nach beruhigt sich das Blut, der Zivilisation ist es gelungen, Brotkämpfer zu schaffen. Aber nicht ganz. Jene alte dionysische Wut des Rächers und die Hirtenidylle des geknechteten Volks haben sich durch Vererbung in den zu Europäern umgemodelten Leuten erhalten.

Diese Erbschaft wirtschaftlicher Unreife und heroischer Leidenschaftlichkeit ist es, die sich im Gesicht, den Gebärden und Worten unserer südslawischen Beamten geltend macht, die keine Kulturideale haben. Eine verlogene Verbindung von sozialen Helden und Strebern stellen sie dar. Von Haus aus zum Fischfang geschickt, mußten sie Kanzleiakten studieren; sie lesen Darwin und Mill, Haeckel und Schopenhauer, um sich zum Schluß „ästhetisch" zu erschießen. Zur Arbeit, zu innerem Kampf fehlt es ihnen an Geduld und Disziplin. Wenn man schon zugrunde gehen muß, dann wenigstens mit einer schönen Geste, dem Pessimismus zuliebe, sozusagen mit Schopenhauer in der Hand. Sie enden dort, wo Faust beginnt, vor den Pforten des Lebens. Sie sind erschöpft vor Beginn des Programms. So sind sie alle. Seit das Kreuz durch Feder und Pflug ersetzt wurde, hat der Heroismus versagt. Es gibt nichts, für das er sich einsetzen, um das er sich scharen könnte. Man braucht ihn nicht. Und die frischen Säfte eines Volkes werden verspritzt in den allergewöhnlichsten Abenteuern. Alles hat man gekostet und verworfen, alles kritisiert und verleumdet, die Verneinung sogar in sich selber verneint und sich tragisch getötet.

Diese Krise unserer Kultiviertheit hat der Belgrader Etnograph Professor Jovan Cvijic richtig erkannt und gewertet. „Ich denke," sagt er, „daß bei uns die Amplitüde oder das Maß der Begabung klein ist. Die größte Zahl begabter Leute gibt kleine Resultate. Sie arbeiten keine Sache — nicht nur in der Tat, sondern auch in Gedanken — bis zu den äußersten Konsequenzen durch. Sie vollenden nichts auf einmal, arbeiten nichts in einem Zuge aus. Sie glauben, daß Sehen, Fühlen und Handeln dasselbe ist. Deshalb überschätzen wir nicht nur uns selbst, sondern haben die Neigung, andere, besonders solide und intensiv arbeitende Menschen falsch zu beurteilen und gering einzuschätzen. Wir haben eine Vorliebe für Plauderer, die geistreich sind, aber nichts ersprießliches leisten, und unterschätzen besonders Gegner, die stärker sind, da sie beständig und ausdauernd arbeiten. Bei vielen unserer Leute hat die Begabung keine Stoßkraft. Deshalb hört man bei uns oft Klagen über Mißerfolge, weil man auf Schwierigkeiten und Störungen gestoßen sei! Darin zeigt sich aber der Charakter eines begabten Menschen, daß er solche Schwierigkeiten besiegt und ihnen zum Trotz viel erreicht!"

„Diese kleine Amplitüde der Begabung," fährt Cvijic fort, „bemerkt man heute nicht nur an den meisten Individuen, sie ist vielmehr für die serbische, setzen wir hinzu, auch für die kroatische Geschichte kennzeichnend und erklärt, nebst anderen Ursachen, viele historische Erscheinungen. Sie kann endogen, eingeboren sein, oder auch aus dem niedrigen Kulturniveau stammen. . . ." „Mir scheint," schließt Cvijic, „die kleine Amplitüde der Begabung in unserem Volke ist aus der einen wie aus der anderen Ursache abzuleiten. Deshalb wird sie um so größer werden, je mehr echte Kultur in unser Volk dringt."

Diese echte Kultur hat es bei uns schon lange nicht gegeben. Und es ist uns förmlich lieb, daß wir mit dem Daumen hinter uns auf die Schuldigen

zeigen können. Die türkische Herrschaft mehrerer Jahrhunderte ist schuld an unserer kulturellen Rückständigkeit, sagen wir. Das sich entschuldigen und sich selbst rechtfertigen wurde uns zur zweiten Natur. Nirgends habe ich so viel Entschuldigungen gehört wie in unserem Vaterland. Wir versuchen es gar nicht ernstlich, die letzten Hindernisse zu entfernen, denn was bliebe uns dann zur Entschuldigung? Es ist uns recht, von wem immer es sei, gequält zu werden, nur um nicht selbst an unserer Lage schuld zu sein.

Eine solche Neigung liegt nicht im Blut, ist nicht angeboren. Unsere heutigen Gelehrten wissen nichts davon, daß es bei uns einmal große Manifestationen des Willens und der Arbeit gegeben hat. Unsere Geschichtsschreibung gibt die Geschichte der „Väter und Heerführer der illyrischen Könige" und nicht die Geschichte unserer Kultivierung. Auch hierfür gibt es Entschuldigungen. Zuerst mußte, so heißt es, die politische Geschichte aufgeklärt werden, die kulturelle entwickelt sich dann von selbst. Aber die Gedanken, die anläßlich der Forschungen über die politische und staatsrechtliche Geschichte zum Ausdruck gelangten, sind derart, daß daneben der Sinn für Kultur nur eine untergeordnete Rolle spielen kann.

Die echte Kultur entwickelt sich nicht aus Kreuzzügen, sondern aus der christlich humanistischen Anschauung namenloser Prediger. Hier haben Personen keine Bedeutung, sie bleiben unbekannt, Bedeutung haben nur ihre Gedanken und Gemütsstimmungen. Die Welle dieser Gedanken und Gefühle rollt über Europa hin, da und dort bewegt sie Leute, die den „Heerführern und Königen" nahe stehen. Wiclif und Huß standen dem Throne nahe und deshalb weiß die Welt etwas von ihnen. Sie waren gleichsam die Exponenten geheimer, von der Geschichte nicht vermerkter Strömungen. Bei uns, wo es nicht einmal genügend souveräne Persönlichkeiten gab, kam es zu keinem persönlichen Drama, wie es das Leben Wiclifs, Hussens und Luthers war, bei uns sind solche Denker im Dunkel der Masse geblieben. Die Zahllosen, die bei uns gegen die falsche Kultur des Cäsarenpapsttums des Mittelalters protestierten, wurden dadurch zum Schweigen gebracht, daß man magyarische Kreuzfahrer gegen sie sandte. Aber nach einigen Schlachten auf den Gefilden Bosniens breitete sich das Bogumilentum mit seinem Grundsatz der Gerechtigkeit, die der Rache keinen Raum läßt, in noch größerer Heimlichkeit nach Westen zu aus, und überschritt das Adriatische Meer, wo dann die bedeutenden italienischen Häretiker, die Patarenen und französischen Katharer, die Albingenser und Waldenser, die ersten Protestanten, die ersten Fragesteller und Erforscher der Grundlagen der europäischen Kultur wurden. Damit gaben die Südslawen als ein Ganzes der europäischen Kultur etwas von sich selbst. Denn das, was sie von sich aus gaben, war nicht ihr eigenes, sie hatten nur die Energie, die Idee, die Lehre vom geistigen Leben von den kleinasiatischen Bergen nach dem Westen hinüberzuleiten. Eine vermittelnde Rolle spielten wir nur bis zur Türkenzeit. Dann waren wir lediglich eine Soldateska im Dienste von Fremdlingen, gleichzeitig im Dienst

des Halbmonds und des Kreuzes, ohne moralische, einheitlich führende Idee. Eine schreckliche Zeit für unser Gewissen, nachdem es das Glück der bogumilischen Redlichkeit und Freiheit gekostet hatte! Seit dieser Zeit moralischen Falls vermochten wir bis zum heutigen Tage nicht mehr als ein Ganzes eine kulturelle Eigenart zu entwickeln. Nur diejenigen, welche sich aus unserer Mitte retteten und ihr Seelenheil im Westen suchten, wo das Bogumilentum weiter wuchs, fanden sich und fanden die Wege zu wahrer Kultivierung. Solche Ausnahmen sind Marcus Marulus, dessen Schriften man aus dem Lateinischen in die europäischen Weltsprachen übersetzte, und Flaccius Illyricus, den Deutschland als einen seiner hervorragendsten Lehrer nach Luther anerkennt. Diese Männer sind in der Seele Bogumilen und nichts anderes, Nachfolger Christi. In ihnen war die Fähigkeit zur Arbeit nicht gering und sie bewogen die größten und besten Kulturarbeiter zur Nachfolge.

Entsteht eine moralische Wendung im Innern des Südslawentums, so wird sich das Südslawentum wieder zu einer Kultureinheit konsolidieren und der Geschichte wieder mit seinen Talenten seinen Tribut zahlen. Geht unser Streben aber nach der Halbkultur, so werden wir zugrunde gehen. Dies ist nicht hinter dem „grünen Tisch" gesagt, ist nicht Tolstoismus, sondern lebendiges Bedürfnis. Unser gefährlichster Feind ist jener mächtige Haramija, der in uns durch Jahrhunderte gewachsen und gewachsen ist. Ihn gilt es zu überwältigen, denn er ist der Verräter und böse Feind der slawischen Kultur. Er reicht Griechen, Rumänen, Magyaren die Hand, wenn sie ihm nur zu Opfer und Beute Gelegenheit geben. Der Teufel ist überall dumm. Mit ihm läßt sich nicht streiten. Es gilt das zu tun, was ihm durchaus mißfällt. Einzig das Bogumilentum hat sich ihm bei uns durch Taten widersetzt. Die ureinfache bogumilische Lehre schlich sich in eine altslawische Gemeinde im Süden, in Ragusa, ein. Ragusa ist ein Muster südslawischer Kultur. Unsere Zeiten können in der Politik von den alten Ragusanern lernen.

Die Ragusaner nahmen sich die Bogumilen zum Vorbilde, und diese waren nichts anderes als die heutigen englischen Puritaner: ehrenfeste und kultivierte Menschen, welche den Reichtum als Ergebnis der Kulturarbeit und als Mittel zur Arbeit schätzten. Die Ragusaner predigten unter sich die Idee der Freiheit auf Grundlage der Gerechtigkeit, und nicht auf Grundlage militärischer Macht. Ihr Gott war in der Gerechtigkeit und nicht in der Gewalt. Ihre Sprache kannte Schmäh- und Schimpfworte nicht. Einzig Ragusa außer Venedig, — dem es der äußeren Organisation nach so ähnlich ist — verfolgte Menschen eines anderen Glaubensbekenntnisses wegen nicht. Die ragusäische Toleranz war vollkommen, der ragusäische Katholizismus war nur eine Äußerlichkeit, die Firma, unter der sie mit der Welt verkehrten. Im Herzen waren die Ragusaner etwas anderes, sie waren Philosophen, Christen, Weise. In Ragusa fand der vertriebene Bogumile Schutz, der in der Zeit asiatischer Überfälle von Norden und Süden einen ruhigen Zufluchtsort suchte, wo er vernünftig leben konnte. Es

gelang ihm, sich zu bereichern, ehrenhaft und gerecht zu bleiben und andere zu lehren, „sich Gott zu ergeben, nachzudenken und in Ruhe und Liebe zu leben." Ragusa hat mit bogumilischen Grundsätzen ein Beispiel wahrer Kultur verwirklicht. Seine Schönheit besteht in Reinheit und Freiheit, diesem echt bogumilischen Ideal.

Der Charakter der Südslawen hat sich auf dieser Basis zu erneuern. Die falsche Grundlage führt die Slawen vom Slawentum ab, die echte leitet sie zu ihm zurück. Niemand vermag seinem Volke ein Bild der Zukunft in deutlichen Anschauungen zu zeichnen, und ihm ein genaues Programm zu geben, denn ein Volk ist nicht das Werk eines theoretischen Entwurfs. Aber die Richtung läßt sich angeben, in der es schon mit Erfolg etwas Eigenes geschaffen hat.

Der Südslawe ist geistig ungemein reich — ein vielverzweigter Stamm. Leidenschaftlich, sentimental, unbeständig; aber immer, wenn er sich selbst zu beschneiden, zu beherrschen begonnen hat — ohne zu warten, daß ein anderer dies mit ihm tat — schlug seine ganze Kraft die Richtung aufs Geistige, Schaffende, Schöpferische ein, und die Früchte dieser Selbstbestimmung waren überall die besten und schönsten, und was das wertvollste ist — eigenwüchsig. Wann immer der Südslawe die Grundsätze des Bogumilentums als seine „Heerführer und Könige" erkannte, schritt er vorwärts.

Als man die Raja fragte, wieviel sie dem Aga an Jahreszins gäbe, antwortete sie: „Wir haben keine Zeit, Dir alles aufzuzählen, was wir geben, aber wir können Dir sagen, was wir nicht geben." — Was also gebt ihr nicht? — „Die Seele" — sagten sie.

Diese Seele also gilt es zu finden!

Israel Zangwill an die Neutralen

Von Adolf Friedemann

Zu Anfang des großen Krieges lasen wir, daß der englische Dichter Israel Zangwill, bekannt durch seine prächtigen literarischen Darstellungen des jüdischen Lebens im Ghetto und eifriger Vorkämpfer der territorialistischen Idee der Schaffung eines Judenstaates, in Manchester und Liverpool gegen den Krieg gesprochen habe.

Jetzt hat Zangwill es für notwendig befunden, den mit seinem Feldzug gegen den Krieg begangenen Taktmangel durch einen größeren wettzumachen. In The Star hat er einen Appell an die amerikanischen Juden gerichtet, so unglaublich, daß wir ihn der Öffentlichkeit nicht vorenthalten wollen, die ja jetzt von den Vorgängen in der Welt so wenig zu hören Gelegenheit hat. Das politische Ingenium des großen Landsuchers äußert sich folgendermaßen:

„Obgleich der ungeheuerlichste Krieg menschlicher Geschichte made in Germany ist, und obgleich Deutschlands Verhalten im Kriege so barbarisch ist, wie seine Gemütsverfassung im Frieden, bemerke ich zu meinem Bedauern, daß ein Teil der Judenheit in Amerika und in anderen neutralen Ländern Großbritannien und seinen Verbündeten seine Sympathien vorzuenthalten scheint."

Nach dieser vielversprechenden Einleitung, aus der sich ergibt, daß Herr Zangwill sich die abgedroschensten Phrasen der englischen Presse aneignet — denn er muß doch schon einige Male von deutschen zeitgenössischen Kulturmenschen gehört haben — fährt er fort:

„Ich muß sagen, daß es besser ist, daß die jüdische Minderheit (in Rußland) fortfährt zu leiden, und daß ich weit eher meine eigenen Rechte als englischer Staatsbürger verlieren möchte, als daß das große Interesse unter dem Triumph des preußischen Militarismus untergehen sollte. Indem ich dies sage, spreche ich nicht als britischer Patriot, sondern als Weltpatriot, voll Verstimmung und Abscheu vor dem unmenschlichen Ideal des gotischen Übermenschen. Ich sehe wohl, daß Deutschlands Preßagent Deutschland als den Hüter der Zivilisation malt und als einen Engel im Verzweiflungskampfe gegen die aus Afrika und Asien eingeführten Horden von Wilden. Aber wenn wir schwarze Streitkräfte verwenden, so geschieht es zu weißen Zwecken, während Deutschland weiße Streitkräfte zu schwarzen Zwecken verwendet.

Aber es ist noch nicht einmal sicher, daß die russischen Juden weiter leiden werden, wenn England nur erst von diesem teutonischen Albdruck befreit ist. Versicherungen, die ich den Vorzug hatte von Sir Edward Grey zu empfangen, daß er keine Gelegenheit versäumen würde, die Emanzipation der russischen Juden zu fördern, bezeichnen einen Wendepunkt in deren Geschichte, indem sie in der Tat an die Stelle windiger russischer Gerüchte eine feste politische Grundlage der Hoffnung setzen. Und dies ist nicht nur die bloße Äußerung eines Politikers in Nöten. Ich bin in der Lage zu erklären, daß es den Standpunkt der Besten englischer Anschauungen wiedergibt. Mit Vertrauen appelliere ich darum an amerikanische und andere neutrale Juden, daß sie nicht den Schatten Rußlands ihre Sympathien von dieser unüberwindlichen Insel fernhalten lassen sollen, die jetzt, wie oft zuvor, für die Menschheit kämpft, und die auch noch Rußland zivilisieren mag."

Also sprach Israel Zangwill! — Wir haben in diesem Jahre, da sich der Besten in den Ländern des Westens eine bedauerliche Begriffsverwirrung bemächtigt hat, verwunderliche Dinge erlebt, aber nichts verwunderlicheres, als was hier der öffentlichen Moral zugemutet wird. In Amerika und Südafrika, sowie in Australien leben zweieinhalb bis drei Millionen von Juden, die aus Rußland flüchten mußten — wie die Eltern des Herrn Zangwill selbst. Viele von ihnen sind zu Wohlstand und Ansehen gelangt, und ihr Einfluß auf die Presse der neutralen Läuder ist groß. In New York besonders stellen sie 25 Prozent der Wähler und bestimmen häufig den Ausgang der politischen Kämpfe. Was aber in New York als politisch maßgeblich gilt, ist meistens ausschlaggebend für die politischen Kämpfe in der Union überhaupt. Man wird also ohne weiteres verstehen, daß es von hohem Werte für England ist, dieses jüdische Element in den neutralen Ländern für sich zu gewinnen, und dazu sollen nun Sympathien für eben jenes Rußland erweckt werden, aus dem die Juden der freien Länder flüchten mußten, um das nackte Leben zu retten. Sie sollen ihren Stammesgenossen zureden, auf die Seite der Entente zu treten und sollen dazu beitragen, daß sechs Millionen Juden weiter unter der russischen Knute leben, damit der „gotische Übermensch" schwinde. Damit England siege, sollen die Pogrome von Kischinew und Homel, von Kiew, Shitomir und Odessa vergessen sein. Vergessen sein soll die Schande des Ansiedlungsrayons und der Prozentnorm in den Schulen, die Ermordung ihrer Brüder und die Entehrung ihrer Schwestern. Der Schatten Rußlands, das noch eben im Beilis-Prozeß sich mit allen Mitteln der Staatsgewalt bemühte, den Ritualmordglauben zu pflegen und zu stärken, soll nicht die Sympathien für England beeinträchtigen. Für das England, das mit den Halbwilden des Ostens verbündet „für die Menschheit kämpft". Und das sagt Israel Zangwill!

Wir Juden erinnern uns an einen Mann, der in zahllosen Versammlungen Westeuropas Worte von erbittertster Erregung, von blutigstem Hohne über das Zarentum an der Newa sprach, der alle Völker aufzustacheln versuchte, gegen

das Verbrechen der Kosakenregierung. Ein ganzes Leben hat dieser Mann daran gesetzt, die Ärmsten unter den geknechteten Völkern aus dem glühenden Ofen zu holen, in dem sie schmachten — und er löscht seine ganze Lebensarbeit aus mit einem Federstrich! Aber den Juden Rußlands soll doch noch eine Hoffnung bleiben: das glorreiche England wird sie befreien. Sir Edward Grey hat es Zangwill versprochen, und das war „nicht nur die Versicherung eines Politikers in Nöten". Man fragt sich unwillkürlich, wie es möglich ist, daß dieser Krieg solche Verwirrungen in den Köpfen anrichtet. England als Befreier der Schwachen? Hat es sich diese Lorbeeren verdient in Indien, in Persien oder in Ägypten, oder als es seinem feierlichen Wort entgegen die Selbständigkeit der Burenstaaten vernichtete? Als es China durch einen blutigen Krieg zwang, den Opiumhandel zu dulden, der das Land ruinierte? Oder vielleicht, als es durch seine endlosen Bedrückungen jenes Amerika zum Freiheitskampfe trieb, in dem dieselben Juden heute eine Zufluchtsstätte finden, an die Herr Zangwill seine Worte richtet?

Aber Sir Eward Grey hat ja den Juden sein Wort gegeben! Ein vortrefflicher Bürge! Wir auf dem Kontinent im Barbarenlande haben ein besseres Gedächtnis, als Herr Zangwill. Wir erinnern uns, daß Sir Edward Grey auch die Unabhängigkeit Persiens verbürgte und den Türken den status quo. Und daß er das Flottenabkommen zwischen Rußland und England leugnete, und das er mit Belgien die Neutralitätsverletzung verabredete. Und diesem Mann mit dem robusten Gewissen soll die russische Judenheit ihr Schicksal anvertrauen? Auf seine Redensarten hin soll sie sich schlachten lassen, damit England den „Militarismus des gotischen Übermenschen" aus der Welt schafft!

Wir fragen uns, Herr Zangwill, weshalb denn der Politiker „der nicht in Nöten ist", solange gezaudert hat, etwas für die Juden in Rußland zu tun? Er hatte ja die beste Gelegenheit, sein Wort in die Wagschale zu werfen, als die Vereinigten Staaten um ihrer jüdischen Bürger willen den Handelsvertrag mit dem Zaren kündigten. Als ihn damals englische Juden baten, gleichzeitig in Petersburg für eine Linderung der entsetzlichen Bedrückungsmaßregeln zu intervenieren, hatte der Leiter der britischen Politik völlig freie Hand, sein Herz zu zeigen. Aber er war damals zu beschäftigt, mit Einkreisungsarbeiten gegen Deutschland. Ein unter den jetzigen Verhältnissen gegebenes Versprechen soll eine feste politische Grundlage sein?

Credat Judaeus Apella!

Nein, wirklich ein ganz einfacher, schlichter, unpolitischer Jude in Lodz oder Berdytschew kann nicht glauben, daß ein siegreiches Rußland den Juden Freiheit geben werde, die es ihnen nicht einmal jetzt in der höchsten Gefahr des Landes zubilligt. Sir Edward Grey möge zunächst bei seinem glorreichen Verbündeten an der Newa, der ihm im Kampfe für die Menschheit beisteht, vorstellig werden, daß die Pogroms aufhören, daß man nicht eine größere Prozentzahl von Juden als von Christen zum Dienst für die Sache der eigenen Bedrücker preßt, daß

man sie nicht in die vordersten Reihen als Kanonenfutter stellt, wie in Przemysl. Vielleicht zeigt Sir Edward Grey jetzt schon daß er keine Gelegenheit versäumt; sonst werden die Juden der neutralen Länder mit den deutschen Juden bei der Ansicht beharren müssen, daß seine schwarzen Truppen nicht weißen — wie Herr Zangwill meint, — sondern roten Zielen dienen: der Unterwerfung aller Kulturländer unter das Blutregiment des niedrigsten und verderbtesten Systems, das die letzten Jahrhunderte gesehen haben.

Und der Schatten Rußlands wird nicht nur auf ihn, sondern auch auf seine Helfershelfer mit der Feder fallen!

Glücklicherweise sind die amerikanischen Juden klüger und weniger vergeßlich als Herr Zangwill, und so hat er denn auch bisher in Amerika nur Zurückweisungen erfahren. Herr Zangwill schrieb von den Kindern des Ghetto ein schönes Buch. Er hat sie nicht gekannt. Das ehrt die Intuition des Dichters, aber es vernichtet den Politiker.

Die Juden Rußlands werden frei und erlöst sein, wenn die deutschen Waffen siegen. Mit dem Erfolge Sir Edward Greys und derer, die er mit einem Händedruck betören kann, werden sie Sklaven bleiben!

Ist Rußland unbesiegbar?

Das Deutschtum in Rußland hat einen schweren Schlag erlitten: auf Vortrag des öffentlich geohrfeigten Ministers für Volksaufklärung Cassо hat der Ministerrat beschlossen, die älteste der in Rußland erscheinenden deutschen Zeitungen, die kürzlich in Petrograder Zeitung umgetaufte St. Petersburger Zeitung, mit dem 31. Dezember d. J. eingehen zu lassen. Gleich der Beschränkung des Bodenbesitzes für evangelische Deutsche ein neuer Versuch, die deutsche Kultur in Rußland auszurotten und ihre Äußerungen im russischen Meer untergehen zu lassen.

Die St. Petersburger Zeitung wurde zusammen mit der St. Peterburgskija Wjedomosti und der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1726 nach Bestimmungen Peters des Großen ins Leben gerufen, der anders wie der zweite Nikolaus zu beurteilen wußte, welche staatsbildende und staatserhaltende Bedeutung das Deutschtum für die Russen und den russischen Staat haben. Bis zum Jahre 1875 wurde die Petersburger Zeitung von der Akademie der Wissenschaften herausgegeben, dann aber dem Ministerium für Volksaufklärung überlassen, das sie wieder an Paul von Kügelgen (gestorben 1904), den Vater der bisherigen Leiter Paul und Karl verpachtete. Das Blatt ist durch Gesetz

Publikationsorgan der Regierung, und erhielt von der russischen Regierung jährlich eine Beihilfe, die sich zuletzt auf 2000 Rubel belief. — Zum 1. Januar 1915 läuft der alte Pachtvertrag ab. Kügelgen beantragte seine Verlängerung auf weitere fünfzehn Jahre. Obwohl nun Kügelgen auf die staatliche Beihilfe verzichtete, wurde der Pachtvertrag nicht nur nicht erneuert, sondern die Schließung der Petrograder Zeitung beschlossen. In der Begründung des Ministers für Volksaufklärung heißt es unter anderem: die weitere Herausgabe der Petrograder Zeitung in deutscher Sprache sei bei der vollständig veränderten politischen Lage kaum wünschenswert. — Jetzt ist die Stadt Peters des Großen mit ihren mehr als 40 000 Deutschen, seinen vorbildlichen Schulen und sonstigen Kulturanstalten ausschließlich auf den Herold angewiesen, der seit Jahren schon von einem gewissen Pepiers geleitet, die Russifizierung unter den Deutschen betreibt.

Die Verdienste der St. Petersburger Zeitung und des Hauses von Kügelgen um das Deutschtum sollen in den Grenzboten später noch besonders gewürdigt werden. Hier gilt es eine uns im Augenblick näher angehende Frage zu erörtern. Müssen wir dem Ausrottungskampfe, den die russische Regierung gegen das Deutschtum führt, gelassen zusehen? Können wir es verantworten, daß annähernd sechs Millionen unserer Volksgenossen in Rußland eingestampft werden sollen in den moskowitischen Sumpf? Gewiß, Rußland und die Russen schaden am meisten sich selbst, wenn sie den Zusammenhang mit der deutschen Kultur abzubinden trachten, aber unsere Beteiligung an dem Schaden Rußlands ist doch zu hoch bemessen. Wir dürfen ihn nicht zulassen! wir müssen zu retten suchen, was noch zu retten ist zu des gesamten Deutschtums Besten.

Der gegenwärtige Krieg wird, besonders im Hinblick auf die Führerschaft Englands in ihm, als ein Handelskrieg bezeichnet und bewertet. Durch Rußlands Mitwirkung und Eigenart im Auftreten gegen die eigenen Deutschen ist er zu gleicher Zeit ein Kampf um die deutsche Kultur. Es scheint, als wenn uns ein gnädiges Geschick noch einmal die Entscheidung darüber in die Hand geben wollte, ob deutsche Art in Europa maßgebend sein soll oder nicht. Die traditionelle Freundschaft zwischen Preußen und Rußland zusammen mit der übermäßigen Erstarkung des Staatsgedankens mit seiner händlerischen Grundlage über alle Kulturideale hatten schon Bismarck, der, wie man weiß, den Auslandsdeutschen überhaupt mit einem gewissen Groll gegenübergestanden, die Hände gebunden zugunsten der Deutschen in Rußland zu wirken. Die Forderungen der Großdeutschen, die gleich nach dem Kriege von 1870/71 die Festigung des deutschen Kulturbesitzes im Osten Europas anstrebten, blieben unerfüllt, sie weckten wohl das Mißtrauen der Panslawisten an der Moskwa und Newa, aber Bismarck stellte sich ihnen taub gegenüber. Bismarcks Haltung Rußland gegenüber hat dann neben manchen sonstigen unerfreulichen Erscheinungen auch eine Schwächung unserer nationalen Initiative gegen den Osten zur Folge gehabt: in unserem Streben, sich Bismarcks Haltung zu erklären, hat sich bei uns die alte Auffassung noch

mehr eingefressen und eingenistet, daß Rußland nicht beizukommen sei, Rußland müßte sich selbst überlassen bleiben, damit es im eigenen Sumpfe ersaufe.

Manche Kreise stehen auch heute noch auf dem Standpunkte, als könnten wir Rußland ernstlich kaum etwas anhaben. Sie folgern daraus, es handle sich in den jetzigen Kämpfen an unseren Ostgrenzen lediglich darum, die russischen Heere von deutschem Reichsgebiet abzuhalten; sich mit den Russen herumzuschlagen und dann zu einem für den deutschen Handel und die deutsche Industrie günstigen Handelsvertrage zu kommen, müsse als einziges praktisches Ziel ins Auge gefaßt werden. Die Auffassung ist von Kleinmut nnd Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse diktiert. Nur dann wäre das Ziel des Krieges gegen Rußland ein Handelsvertrag, und möge er noch so günstig sein, wenn wir auf jede dauernde Sicherung unserer nationalen Kultur verzichten wollten, wenn wir uns durch die mechanische Wirkung des russischen Sprachgebietes allmählich in die Rolle der Juden schieben lassen und lediglich Vermittler zwischen den Völkern werden wollten. Es handelt sich für uns um die auch handelspolitisch wichtige Frage, ob wir der russischen Sprache gestatten wollen, ihre westliche Gebrauchsgrenze bis nach Posen hin auszudehnen, oder ob wir selbst, ohne Gewalt anzuwenden, die deutsche Sprachgrenze mit Hilfe der Deutschen, Letten, Esten, Juden, Litauer und Polen um einige hundert Kilometer weiter nach Osten verlegen wollen. Die Entscheidung über unsere kulturelle Zukunft hat das Geschick uns in die Hand gegeben durch den Zusammenbruch der russisch-preußischen Freundschaft. Fassen wir diese Aufgabe und die damit verbundene Verantwortung unserer eigenen Generation und Kind und Kindeskind gegenüber nur fest ins Auge! wir werden finden, daß Rußland nicht unbesiegbar ist, — wir werden finden, daß auf einer gegen Osten verbreiterten Kulturbasis auch der deutsche Handel und die deutsche Industrie noch mehr befähigt werden, den Westmächten, insbesondere Britannien zu widerstehen, wie schon bisher.

Die Legende von der Unbesiegbarkeit Rußlands ist ein Erbe aus den Kämpfen, die Friedrich der Große gegen das aufstrebende Moskowiterreich führte. „Von allen Nachbarn Preußens," so hatte der große König im Jahre 1746 geschrieben, „ist das russische Reich das gefährlichste, sowohl durch seine Macht, wie durch seine örtliche Lage. Die, welche nach mir unser Land regieren werden, haben Anlaß, die Freundschaft dieser Barbaren zu pflegen, da sie imstande sind, durch die ungeheure Zahl ihrer leichten Truppen Preußen von Grund aus zu verwüsten, während man ihnen den Schaden, den sie anrichten können, nicht vergelten kann, wegen der Armseligkeit ihrer an Preußen grenzenden Landschaften." In den hundertsechsundsechzig Jahren, seit diese Worte niedergeschrieben wurden — der Leser findet sie im dritten Bande von Reinhold Kosers wundervoller Geschichte Friedrichs des Großen (Cotta 1913) — hat sich manches gestaltet, was uns die „ungeheure Zahl der leichten Truppen" weniger gefährlich erscheinen läßt, wie König Friedrich: unser Volksheer, die Waffentechnik, die

Hilfsmittel des Verkehrs. Aber auch das: der Nachfahre des großen Preußenkönigs ist deutscher Kaiser geworden! Heere können wir in einer Zahl von einem Kriegsschauplatz auf den andern werfen, wie Friedrich der Große sie nicht kannte. In vier bis fünf Tagen vermögen wir 300 000 Mann mit ihren Artillerie- und Verpflegungsparks über mehr als tausend Kilometer zu bewegen. Diese Beweglichkeit, in der wir den Russen heute unmeßbar überlegen sind, hat es Hindenburg ermöglicht, Ostpreußen von einem dreifach stärkeren Feind zu säubern und ihn genau um die Zeit des türkischen Angriffs auf Südrußland dort zur Vereinigung seiner Streitkräfte zu zwingen, wo es für unsere Zwecke am günstigsten ist. Gewiß, die Tätigkeit Hindenburgs ist bisher trotz aller taktischen und vorübergehenden strategischen Offensive im großen und ganzen defensiver Natur. Rußland angegriffen haben wir eigentlich noch nicht, — wir haben noch nicht zum Stoß gegen Rußlands Herz ausgeholt. Der es vor hundertundzwei Jahren wagte, Napoleon, ist selbst daran gescheitert: sein Einzug in Moskau bedeutete den Wendepunkt seines Geschicks. Wo ist Rußlands Herz? Ist es Moskau? Würde das heutige Rußland, in Moskau getroffen, aufhören zu leben? Zerstörungstrieb und kurzsichtiger Übermut nur könnte heute einen deutschen Heerführer nach Moskau leiten. Das Rußland, das heute gegen Deutschland aufgestanden ist, hat ein anderes Aussehen und anderen Inhalt, als dasjenige, das Napoleon den Ersten vertrieb. Wer heute Moskau als Ziel eines Krieges ins Auge faßte, würde sich damit den Anschein geben, einen Krieg gegen die unbesiegbare Gedankenwelt des Moskowitertums, im besten Falle gegen die Lagerhäuser der Großkaufleute führen zu wollen. Das aber sind weder strategische noch politische Ziele. Rußlands politische Lebensnerven liegen an der Newa, wo die Bureaukratie ihr Rückgrat hat, liegen an den Gestaden des Schwarzen Meeres und an der Ostsee, wo sich die Ausfuhrhäfen für sein Getreide, die Einfuhrhäfen für fremdes Gold befinden; sie kommen zusammen in den Großbanken Belgiens, Frankreichs und Englands. In Brüssel, Paris und London wohnen die eigentlichen Leiter der russischen Bankwelt, die eigentlichen Herren der Industrie von Kriwoirog und Donetz; von ihnen abgeschnitten, wird Rußland nicht mehr befähigt sein, wie jetzt kürzlich vom Auslande Gold einzuführen — England hat laut Birshewije Wjedomosti Nr. 14422 vom 9./22. d. M. am 1./14. Oktober für 12 Millionen Pfund Sterling russische Schatzanweisungen übernommen —, dann kann es auch nicht mehr schwer fallen, die zahlreichen russischen Truppen, selbst wenn sie durch alle hunderttausend in Rußland vorhandenen Studenten, wie es ein Ukas vorsieht, ergänzt werden sollten, soweit nach Osten zu drängen, wie es nötig wäre, um Rußland einen die deutsche Kultur sicherstellenden Frieden zu diktieren.

Das Rußland von 1812 existiert ebensowenig, wie das Preußen von damals. Alle Mittel, die Rußland entscheidend niederwerfen könnten, sind bei uns, bei den Deutschen von 1914; es bedarf nur des Willens, sie anzuwenden.

Kriegstagebuch

17. Oktober 1914. Der japanische Kreuzer „Takatschito" vor Tsingtau durch das deutsche Torpedoboot S 90 vernichtet. Letzteres auf Strand gesetzt und gesprengt.

18. Oktober 1914. Angriffe des Feindes westlich und nordwestlich von Lille unter großen Verlusten der Gegner zurückgeworfen.

18. Oktober 1914. Deutschfeindliche Unruhen bei London.

18. Oktober 1914. Aufstand in Britisch Somaliland. Berbera von muselmanischen Truppen besetzt, sämtliche englischen Offiziere gefangen genommen.

18. Oktober 1914. Ein deutscher Kreuzer zerstört die französische Eisenbahnlinie bei Djibouti am Golf von Aden.

18. Oktober 1914. Das englische Unterseeboot E 8 in der Nordsee vernichtet.

18. Oktober 1914. Seegefecht bei Cattaro; österreichische Torpedoboote beschießen Antivari.

19. Oktober 1914. Ein deutscher Zivilgouverneur für Antwerpen wird ernannt.

19. Oktober 1914. Zwei Forts von Tsingtau vom Feinde besetzt.

19. Oktober 1914. Kämpfe der Russen mit den Kurden in Persien.

19. Oktober 1914. Kämpfe bei Nieuport.

19. Oktober 1914. Angriffe des Feindes bei Lille abgewiesen.

19. Oktober 1914. Die Österreicher erobern Mizynieze und die Höhe Magiera bei Przemysl.

19. Oktober 1914. Die belgischen Flüchtlinge müssen Dover verlassen.

19. Oktober 1914. Auf die britische Vorstellung wegen dauernder Anwesenheit deutscher Matrosen auf türkischen Kriegsschiffen antwortet die Pforte, daß dies eine innere Angelegenheit der Türkei sei.

20. Oktober 1914. Kämpfe an der belgischen Küste am Yserkanal; ein englisches Torpedoboot kampfunfähig gemacht. 2000 Engländer westlich Lille gefangen.

20. Oktober 1914. Ein deutsches Unterseeboot versenkt den englischen Dampfer „Glitner" im Kattegatt.

20. Oktober 1914. Enver Pascha zum Oberstkommandierenden des türkischen Heeres und der Flotte ernannt.

21. Oktober 1914. Kämpfe am Yserkanal, bei Dixmuiden, Ypern und bei Lille; der Feind auf der ganzen Linie zurückgeworfen.

21. Oktober 1914. Bei Toul werden die Franzosen unter schweren Verlusten zurückgeworfen.

21. Oktober 1914. Im Nordosten vor Ossowiez mehrere hundert Gefangene gemacht, Maschinengewehre erbeutet.

21. Oktober 1914. Die „Emden" versenkt bei Colombo sieben englische Handelsschiffe.

21. Oktober 1914. Die Engländer beschlagnahmen ein deutsches Lazarettschiff.

21. Oktober 1914. Protest der amerikanischen Presse gegen Beschlagnahme amerikanischer Schiffe durch die Engländer.

21. Oktober 1914. Monarchistischer Putsch in Portugal.

21. Oktober 1914. Die deutschen Kirchenschulen in St. Petersburg werden russifiziert.

21. Oktober 1914. Verlängerung des Moratoriums in Belgien bis 30. November.

22. Oktober 1914. Der preußische Landtag beschließt einstimmig einen Kriegskredit in Höhe von $1^1/_2$ Milliarden Mark.

22. Oktober 1914. Czernowitz von den Österreichern besetzt.

22. Oktober 1914. Massenverhaftungen von Deutschen und Österreichern in England.

22. Oktober 1914. Russische Angriffe bei Augustow abgewiesen, Maschinengewehre erbeutet.

22. Oktober 1914. Erfolgreiches Vorrücken unserer Truppen am Yserkanal, südlich Dixmuiden und westlich Lille.

22. Oktober 1914. Die Majoritätsgruppe der sozialdemokratischen Partei Rußlands richtet an Vandervelde eine Erklärung, daß der Zarismus der größte Feind des russischen Volkes sei.

22. Oktober 1914. Der Kreuzer „Karlsruhe" versenkt im atlantischen Ozean 13 englische Handelsschiffe.

22. Oktober 1914. Die Österreicher schlagen bei Iwangorod zwei russische Divisionen, erbeuten eine Fahne und 15 Maschinengewehre, 3600 Gefangene.

23. Oktober 1914. Der Yserkanal von erheblichen deutschen Truppenteilen überschritten. Fortschritte östlich Ypern und südwestlich Lille. Ostende von englischen Schiffen beschossen. Im Argonnerwald mehrere Maschinengewehre erbeutet und eine Anzahl Gefangene gemacht.

23. Oktober 1914. Angriff der Russen westlich Augustow zurückgewiesen.

23. Oktober 1914. Das englische Torpedoboot „Dryad" untergegangen.

24. Oktober 1914. Rußland bietet Italien an, die kriegsgefangenen Österreicher italienischer Rasse an Italien auszuliefern. Salandra verspricht Prüfung des Angebots.

24. Oktober 1914. Abschluß einer neuen englisch-französisch-russischen Marinekonvention, nach der England den Oberbefehl der baltischen und Schwarzen-Meer-Flotte übertragen wird.

24. Oktober 1914. Der Yser-Ypernkanal deutscherseits mit weiteren starken Kräften überschritten. 500 Engländer, darunter 1 Oberst und 28 Offiziere, gefangen genommen.

24. Oktober 1914. Vorgehen der Truppen gegen Augustow. Warschau durch deutsche Flugzeuge und Zeppeline bombardiert.

25. Oktober 1914. Die am Kampfe an der belgischen Küste teilnehmenden 12 englischen Kriegsschiffe werden durch schwere Artillerie vertrieben. Schwere Kämpfe nördlich Arras bei Ypern und Lille, 500 Engländer gefangen.

25. Oktober 1914. Italien landet im Einverständnis mit den übrigen Garantiemächten Marinetruppen in Valona.

25. Oktober 1914. Einberufung der Flottenreserven in Portugal.

25. Oktober 1914. Rußland kauft starke Eisbrecher in Kanada, um den einzigen von Feinden nicht bedrohten Hafen Archangelsk möglichst lange eisfrei zu erhalten.

26. Oktober 1914. Die Einzahlungen auf die Kriegsanleihen erreichten bisher die Höhe von 3200 Millionen Mark, 800 Millionen Mark mehr als zu zahlen waren.

26. Oktober 1914. Fortschritte bei den Kämpfen an der belgischen Küste.

26. Oktober 1914. Südwestlich Warschau alle russischen Angriffe zurückgewiesen. Bei Iwangorod überschreiten neue russische Armeekorps die Weichsel, die Österreicher machen 8000 Gefangene, erbeuten 19 Maschinengewehre. Siegreiche Kämpfe der Österreicher bei Zalucze und Pasienicze.

26. Oktober 1914. Österreicher säubern Ostbosnien von eingedrungenen serbischen und montenegrinischen Truppen unter schweren Verlusten der Verbündeten.

26. Oktober 1914. Der französische Dampfer „Admiral Gauteaume" mit 2500 Flüchtlingen an Bord stößt auf eine Mine, 30 Menschen ertrunken.

26. Oktober 1914. Erdbeben in Norditalien.

27. Oktober 1914. Fortdauer der Kämpfe bei Nieuport—Dixmuiden Fortschritte westlich Lille.

27. Oktober 1914. In Polen weichen die deutsch-österreichischen Truppen vor neuen russischen Kräften.

27. Oktober 1914. Russisches Torpedoboot durch eine Mine vernichtet.

27. Oktober 1914. In Serbien eroberten die Österreicher Rabnje und eine stark befestigte Stellung nördlich Crnabara, 500 Gefangene gemacht.

27. Oktober 1914. Der italienische Dampfer „Enrico Millo" in italienischen Gewässern von den Franzosen beschlagnahmt und nach Biserta gebracht.

28. Oktober 1914. Günstiger Ausweis der Reichsbank, über 600 Millionen Mark Goldzuwachs in den drei Kriegsmonaten. Der Goldbestand beträgt 1,83 Milliarden Mark, d. h. über 1 Milliarde mehr als zum gleichen Zeitpunkt vor drei Jahren.

28. Oktober 1914. In Südafrika haben sich die Generale de Wet und Beyers den Aufständischen angeschlossen.

28. Oktober 1914. Englische Dampfer an der irischen Nordküste durch deutsche Minen versenkt.

28. Oktober 1914. In Serajewo wurde im Hochverratsprozeß gegen die Verschwörer und die Mörder Erzherzog Ferdinands und seiner Gemahlin das Urteil gefällt. Sieben Angeklagte zum Tode, einer zu lebenslänglich schwerem Kerker, zehn zu schwerem Kerker von drei bis zwanzig Jahren verurteilt, die übrigen freigesprochen.

28. Oktober 1914. Griechenland besetzt Nordepirus mit Zustimmung der Großmächte.

28. Oktober 1914. Der Bundesrat setzt Höchstpreise für Getreide fest.

28. Oktober 1914. Westlich Lille mehrere befestigte Stellungen genommen, 16 englische Offiziere und über 300 Mann gefangen, 4 Geschütze erobert. Fortschritte südlich Nieuport. Die Franzosen stellen eine Batterie vor der Kathedrale von Reims auf und benutzen den Turm zur Beobachtung.

28. Oktober 1914. Südöstlich Verdun wird ein heftiger französischer Angriff zurückgeschlagen. Im Gegenangriff stießen unsere Truppen bis in die feindliche Hauptstellung durch, die sie in Besitz nahmen.

28. Oktober 1914. Fortschreitender Angriff der deutschen Truppen auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz. In den letzten drei Wochen 18 500 Russen gefangen, 30 Geschütze, 39 Maschinengewehre erbeutet.

28. Oktober 1914. Beschlagnahme mehrerer italienischer Dampfer durch die Engländer.

29. Oktober 1914. Belgische Truppen des Kongostaates erlitten an der deutsch-ostafrikanischen Grenze eine vollständige Niederlage.

29. Oktober 1914. Kriegsausbruch zwischen der Türkei und Rußland. Zwei russische Kriegsschiffe im Schwarzen Meer vernichtet, Feodosia und Noworossisk von türkischen Kreuzern bombardiert.

29. Oktober 1914. Ein Zeppelin bombardiert Paris.

29. Oktober 1914. Die holländische Regierung lehnt die Annahme eines Geldbetrages von England für Verpflegung der belgischen Flüchtlinge ab.

29. Oktober 1914. Deutschland droht England mit Vergeltungsmaßregeln wegen der Verhaftung und schlechten Behandlung deutscher Staatsangehöriger, falls bis 5. November nicht deren Freilassung erfolgt ist.

29. Oktober 1914. Die Deutschen wurden aus Hongkong ausgewiesen.

29. Oktober 1914. Die Engländer verbieten die Pilgerreisen nach den heiligen Stätten des Islams.

29. Oktober 1914. Weitere Erfolge südlich Nieuport, östlich Ypern und im Argonnerwald.

30. Oktober 1914. Rücktritt des englischen Admirals Prinz Ludwig von Battenberg. Lord Fisher wird Erster Seelord.

30. Oktober 1914. Die „Emden" vernichtet den russischen Kreuzer „Jemtschug" und einen französischen Torpedojäger auf der Reede von Pulo Penang (Hinterindien).

30. Oktober 1914. Erstürmung von Bailly, die Franzosen über die Aisne zurückgeworfen, 1500 Gefangene gemacht. Einnahme von Ramscapelle und Bixschote, Erstürmung von Zandvoorde, Schloß Hollebeke und Wanbeke.

30. Oktober 1914. Die Türken bombardieren erfolgreich Odessa und Sebastopol. Mehrere russische Kriegs- und Handelsschiffe zum Sinken gebracht.

31. Oktober 1914. Der englische Kreuzer „Hermes" von einem deutschen Unterseeboot in der Straße von Calais zum Sinken gebracht.

31. Oktober 1914. Zwei russische Infanteriedivisionen und eine Schützenbrigade bei Stary Sambor von den Österreichern geschlagen.

31. Oktober 1914. Das französische Industriegebiet Longwy—Brieg wird unter deutsche Verwaltung gestellt.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.

Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Nationalitätsgedanke und das neue Mitteleuropa

Die politiſche Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts wurde ſtark beſtimmt durch den Nationalitätsgedanken. Wie eine elementare Kraft ſetzt ſich der Gedanke nationaler Einheit durch ſeit der inneren Erſchütterung des politiſchen Seins Geſamteuropas durch Napoleon den Erſten. Die Einigung Deutſchlands und Italiens, geleitet von den Machtbedürfniſſen je eines Teilſtaates, wurde getrieben von dem Einheitswillen des ganzen Volkes oder doch ſeiner überwiegenden Mehrheit. Das „Nationalitätsprinzip“ wurde eine hiſtoriſche „Idee“, das heißt ein Willensziel, eine Forderung, die eine ſtarke Wirkung in der Geſchichte ausübte, natürlich nicht, wenn es auch vielen ſo erſchien, weil dies Prinzip ein wirkliches „hiſtoriſches Geſetz“ war oder iſt, ſondern weil eben viele Menſchen mit faſt religiöſer Inbrunſt daran glaubten, ihm ihr ganzes Können und Wollen, ja das Leben weihten. Die Einheit Deutſchlands iſt zwar das Werk zumeiſt beſtimmter Menſchen, aber doch geſtützt und getragen von dieſer „Idee“. Höchſte Güter, edelſte Leidenſchaften, reinſter Opfermut wurden lebendig für den Begriff: nationale Einheit.

Sehr bald aber begriffen die alten, beſtehenden ſtaatlichen Mächte, daß ſie auch die erhobene Idee des nationalen Staates in ihren Dienſt ſtellen konnten, in den Dienſt ihrer Machtintereſſen. Gerade die beiden Staaten, die ſeit langem national geeint waren, proklamierten das Nationalitätsprinzip — obgleich ſie beide in ihrem Machtbereich Teile fremder Staaten umfaßten: England die Iren, Frankreich die Deutſchen im heutigen Reichslande. Gerade Napoleon der Dritte dachte nicht daran, ſo eifrig er ſonſt für das Nationalitätsprinzip einzutreten ſchien, irgendeinen Anſtoß daran zu nehmen, das nichtfranzöſiſche Elſaß zu behalten, das nichtfranzöſiſche Belgien oder die Pfalz, zu erſtreben, das nichtfranzöſiſche Nizza mit Frankreich zu vereinen. Für die nichteuropäiſchen

Völker wollte niemand das Prinzip anwenden — seine angeblichen Vorkämpfer dehnten ihre Kolonialmacht immer weiter aus. Seine eigene Macht wollte Napoleon erweitern, wenn er vorgab, für Italiens nationale Selbständigkeit zu kämpfen; er wollte nur an Stelle der österreichischen die französische Herrschaft über Italien setzen. Wenn ihm, durch Cavours Geschick, die Leitung entglitt und das nationale Italien unabhängig sich hinstellte, so war das eine historische Ironie.

Solange wir selbst die nationale Einigung erstrebten — oder zu erstreben glaubten —, war der Glaube an das Nationalitätsprinzip uns eine starke Förderung. In Wahrheit erstrebten wir ja keineswegs Durchsetzung des Nationalitätsprinzips — nur wenige Doktrinäre wollten die Polen aus dem neuen Deutschland ausschließen um des Prinzips willen, wollten Nordschleswig oder Grenzgebiete des Reichslandes nicht einverleiben —, sondern den starken Staat. Was in uns mächtig war, war im Grunde gar nicht der Nationalitätsgedanke, sondern der Staatsgedanke. Einen selbständigen, starken Staat wollten wir aufbauen, der freilich in seiner Art deutsch war, dem aber nicht nur Deutsche und nicht alle Deutschen angehören sollten.

Fragte man — und fragt man — eifrige Verfechter des Nationalitätsgedankens nach den entscheidenden Merkmalen, an denen man erkennt, wo die Grenze des Nationalitätsstaates zu ziehen sei, so wird immer wieder die Sprache genannt. Nun umfaßt ganz gewiß gemeinsame Sprache als festes Band ein Volk. Durch die Sprache fühlen wir uns den Deutschschweizern und Deutschösterreichern aufs engste verbunden. Sie schafft eine neue Bindung in der durch sie entstehenden gemeinsamen Geisteskultur. Und doch: wir empfinden es deutlich genug, wie uns von den Deutschen außerhalb der Reichsgrenzen so mancherlei scheidet. Die Deutschschweizer sind eben Schweizer und nicht Deutsche. Die Sprache allein macht keine Volksgemeinschaft aus. Engländer und Amerikaner reden und schreiben dieselbe Sprache — sie fühlen sich aber durchaus als einander fremde Nationen, sie haben auch verschiedene Geisteskultur. Gemeinsame Sprache, Kultur und Geschichte, gemeinsame Wirtschaftsinteressen usw., gemeinsame Abstammung helfen nur eine Nation schaffen; entscheidend ist immer erst der Wille zum Staate, der Wille, eine Nation bilden zu wollen.

Uns Deutschen ist der nationale Gedanke förderlich gewesen, zum Staatsgedanken und besser noch, zum Staate zu kommen. Aber derselbe nationale Gedanke wirkte anderswo zersetzend. Die national fest einheitlichen Staaten waren deshalb so große Rufer im Streite für das Nationalitätsprinzip, weil ihre Gegner und Mitbewerber nicht national einheitlich waren. Das Nationalitätsprinzip, als Glaubens- und Willensinhalt, mußte also die europäischen Mächte außerhalb Frankreichs und Englands, besonders die Ostmächte, schwächen. Der Nationalismus zertrümmerte die Türkei — nebenbei aber erwarb Frankreich Tunis, England Cypern und Ägypten. Der Nationalismus entriß

Österreich die Herrschaft in Italien und in Deutschland, Frankreich stand bereit, seine Erbschaft anzutreten. Der Nationalismus drohte auch weiter Österreich in sich zu zersetzen. Rußland suchte, scheinbar mit Glück, den Nationalismus durch den Panslawismus unschädlich zu machen, das eine Schlagwort durch das andere, ihm zuträglichere, zu übertrumpfen. Eine weitere Herrschaft des Glaubens an den nationalen Staat kann in Mitteleuropa nur zersetzend, nicht mehr kräftigend wirken — zum Vorteile besonders Englands. Wir Deutsche aber müssen uns fragen: kann der Gedanke des nationalen Staates uns nützen oder schaden, nachdem einmal das Deutsche Reich geschaffen war? Glauben wir auch fernerhin daran, Staatsgrenze und Sprachgrenze müßten sich decken, so ist nicht abzusehen, welche Machterweiterung für uns möglich sein sollte. Wollten wir das „Nationalitätsprinzip" durchführen, so müßten wir die deutschredenden Teile der Schweiz und Österreichs an uns reißen — dafür aber die nicht deutsch redenden Teile des jetzigen Reichsgebietes loszuwerden suchen. An beides aber denkt wohl niemand außerhalb eines sehr beschränkten doktrinären Kreises. Eine Machterweiterung aber brauchen wir, das zeigt die Geschichte dieses Krieges. Wir müssen uns sichern gegen ähnliche Angriffe. Da außerhalb der Reichsgrenzen Deutschredende nur in befreundeten Ländern wohnen, müssen wir den notwendigen Machtzuwachs außerhalb des deutschen Sprachgebietes suchen.

Nun gibt es in Europa längst Staaten, die von anderen „Ideen" zusammengehalten werden als von nationalen Gedanken. Es gibt Nationen, die mehrere Völker umfassen. Die Schweiz und Österreich-Ungarn werden zusammengehalten trotz trennender Sprachgrenzen, durch gemeinsame Geschichte, gemeinsame Wirtschaftsinteressen, geographische Verhältnisse. Rußland — soweit nicht reine Militärmacht widerstrebende Elemente niederhält wie in Polen, Finnland, mohammedanischen Gebieten — verbindet die nationale Kirche, freilich auch wirtschaftsgeographische Abhängigkeiten. In diesen Staaten siegt der Staatsgedanke über den Volksgedanken. Eine Staatsnation wird eben nicht durch die Sprache gestaltet, sondern durch eine ganze Reihe von „Ideen". Auch wir müssen uns daran gewöhnen, Sprachvolk und Staatsnation auseinander zu halten. Wir müssen es lernen, daß der polnisch redende Preuße doch deutscher Staatsbürger sein kann und sein will. Wir müssen auch in uns den Staatsgedanken über den Volksgedanken siegen lassen, wir müssen den in uns lebendigen Nationalismus nicht radikal werden lassen.

Ein alter Grundsatz soliden Kaufmannstums ist es, daß bei jedem Handel Käufer und Verkäufer gleich zufriedengestellt werden müssen. Beide müssen in jedem Vertrage ihre Interessen möglichst gut gewahrt finden; nur auf dieser Grundlage sind dauernde Handelsbeziehungen zu erwarten. So ist es auch in der Politik. Nur ein Vertrag, ein politisches Verhältnis, in dem beide — oder alle — Beteiligten auf ihre Kosten kommen, verspricht Dauer. Nicht Herren und Knechte, sondern Geschäftsfreunde sollte es im politischen Leben geben. Gemeinsame Interessen allein verbinden. Ob diese „Interessen" ideeller

oder materieller Art sind, tut dabei nichts. — So kann ein neues Mitteleuropa auch nur dann dauerhaft geschaffen werden, wenn in ihm alle Beteiligten ihre Interessen am besten gewahrt sehen.

Nehmen wir ein Beispiel, das zunächst rein theoretisch sein wird. Eine Verbindung Hollands mit Deutschland ist nur dann dauerhaft und glücklich, wenn sowohl die Holländer wie die heutigen Reichsdeutschen in ihr ihren Vorteil am besten gewahrt sähen. Gewinn und Verlust müßten gleich verteilt sein. Darum wird kein deutscher Politiker daran denken, Holland irgendwie zu einem Anschluß an das Reich bewegen zu wollen, selbst wenn das Reich nach dem Frieden die Macht dazu hätte. Nur dann könnte man solchen Anschluß auch bei uns wünschen, wenn Holland ihn wünschte und in ihm seine Rechnung zu finden glaubte. Daß es für das Reich vorteilhaft wäre, eine deutsche Rheinmündung, eine deutsche Seeküste gegenüber England zu gewinnen, ist ja klar. Doch kommt es — für den weit und tief blickenden Politiker nicht hierauf an, sondern darauf, ob beide ihren Vorteil finden. Das könnte vielleicht dann der Fall sein, wenn Holland vom Anschluß an uns einen wesentlichen Machtzuwachs hätte. Gesetzt, der Krieg würde von uns siegreich zu Ende geführt, so könnte sich unser Verhältnis zu Holland vielleicht folgendermaßen gestalten:

Holland tritt mit uns in Zoll- und Wehrgemeinschaft, behält aber in allem übrigem seine volle Selbständigkeit. Es erhält dafür das vlamische Belgien einschließlich Antwerpen.

Gewinn für uns: deutsche Rheinmündung, größere Flottenbasis, Handelsfreiheit auch in Hollands Kolonien.

Gewinn für Holland: Vergrößerung um etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen stamm- und sprachverwandte Bürger, Schutz der holländischen Überseeinteressen durch unsere Seemacht, große Steigerung seines Handels.

Nachteil für Holland: eine geringe Einbuße an Selbständigkeit, größeres Risiko einer Teilnahme an Welthändeln, Verbindung mit Konfessionsfremden, vielleicht größere Zoll- und Wehrlasten.

Nachteil für uns: Verzicht auf Vlamisch-Belgien, größere Reibungsflächen (z. B. Hollands amerikanische Besitzungen!).

Ich könnte mir theoretisch denken, daß in dieser Gestaltung Deutschland wie Holland ganz auf ihre Rechnung kämen. Das Beispiel soll aber rein theoretisch sein — wenn nicht aus Holland selbst der Wunsch an uns heranträte, mit uns in ein näheres Verhältnis zu treten. Das Beispiel soll nur zeigen, wie in der Gestaltung eines Verhältnisses zweier Staaten zu einander Gewinn und Verlust auf beiden Seiten gleich sein müssen, wenn das Verhältnis Aussicht auf Dauer haben soll. So wie mit Holland, müßte es aber mit allen den Staaten und Völkern sein, die in dem neuen Mitteleuropa in dieser oder jener Form zusammengefaßt werden wollten.

Jedenfalls aber müssen wir den alten Staatsgedanken, der auf dem Nationalitätsprinzip aufgebaut erschien, neu zu gestalten suchen. Das Nationalitäts-

prinzip kann in Mitteleuropa nicht zu Verhältnissen führen, die friedliche Dauer haben können. Dazu sind die Völker viel zu sehr ineinander geschachtelt. Wir müssen uns nach Ideen umsehen, die ebenso stark sind wie der nationale Gedanke, und die doch nicht zersplitternd, sondern einigend wirken.

Möglich, daß eine solche Idee schon das Wirtschaftsleben bietet. Möglich, daß Wirtschaftsgemeinschaft wie einst in Deutschland Stammes- und Einzelstaatsgrenzen, so in Europa Sprach- und Einzelstaatsgrenzen zu überbrücken imstande ist. Das würde eine mitteleuropäische Wirtschafts-, vielleicht Zollgemeinschaft ergeben. Vielleicht aber gibt es auch andere Bedürfnisse, andere überall in Mitteleuropa vorhandene Willensziele, die einigend wirken. Da wäre etwa der gemeinsame Gegensatz aller germanischen und slawischen Völker und Staaten gegen das Russentum zu nennen. Oder auch das mitteleuropäische Gemeininteresse an freier Bewegung zur See, frei von britischer Willkürherrschaft, unter der gerade die jetzt neutralen Staaten so bitter leiden. Oder auch, ein ebenso materielles wie ideelles Ding, das Friedensbedürfnis ganz Mitteleuropas.

Jedenfalls aber: machen wir uns Bahn für einen Staatsgedanken, der sich erhebt über den Nationalismus. Der Nationalismus wirkt in Zukunft zersplitternd, nicht einigend; und nur ein einiges Mitteleuropa, in dem doch alle seine Glieder frei sind, ohne Vorherrschaft eines einzelnen, wird auf die Dauer sich halten können gegen Russentum und gegen Engländertum.

Das Problem der Ukraina

Von George Cleinow

„Die Überzeugung, daß eine Besserung des Schicksals der Ukraina in den Grenzen Rußlands unmöglich ist, mußte unter den Ukrainern immer mehr Boden fassen. Die Lostrennung der Ukraina von Rußland, welche einen siegreichen Aufstand der Ukrainer gegen die bewaffnete Macht Rußlands oder eine Zertrümmerung der russischen Despotie durch die Nachbarstaaten zur Voraussetzung haben müßte, konnte natürlich in das Programm einer in Rußland wirkenden ukrainischen Partei nicht aufgenommen werden, um so mehr, da das Postulat noch vor kurzem ziemlich utopistisch erschien. Nichtsdestoweniger wurde in der ukrainischen Öffentlichkeit der Ruf ‚Los von Rußland!' immer lauter."
Ukrainische Nachrichten Nr. 7 vom 27. Oktober 1914.

Je deutlicher es den gebildeten Teilen der russischen Gesellschaft zum Bewußtsein kommt, daß sie wieder einmal von der Petersburger Regierung hinters Licht geführt worden sind — vor dem Kriege durch die bewußt falschen Angaben über die deutsche Politik und ihre Absichten, während des Krieges durch falsche Siegesmeldungen und bewußt falsche Nachrichten über den Stand der Kriegsoperationen —, je mehr mit einem Wort die russischen Volksmänner von neuem erkennen, daß die Zentralregierung im Grunde genommen der böseste Feind der in Rußland vereinigten Völker ist, um so mehr beginnen Erwägungen aufzutauchen, die sich mit der Frage beschäftigen, ob das Zarenreich mit seiner gewaltigen Fläche, der großen darauf wohnenden Zahl von Nationalitäten und seinen großen wirtschaftlichen und sozialen Widersprüchen überhaupt zentralistisch regiert werden kann, und ob nicht ein auf Dezentralisation nach Nationalitäten beruhendes Föderativsystem dem bisherigen Zustande vorzuziehen sei und größere Gewähr für die politische und kulturelle Zukunft der Russen biete. Laut, sogar in den Aufrufen der Armeeführer, wird von einer Autonomie der Polen gesprochen, für deren Schaffung England durch Herrn Asquith die Garantie übernommen haben soll! Auch Finnland und dem Kaukasusgebiet kommen die russischen Vertreter des Föderativsystems freundlich entgegen. Nicht so den Ukrainern. Zwar findet man, wie während der Regierungszeit Alexanders des Zweiten und während der Revolution 1905/6, in der demokratischen Presse hin und wieder Artikel zugunsten der kulturellen Bestrebungen der Kleinrussen,

aber ernsthafte Anzeichen dafür, daß die Sympathien für die kleinrussische, die sogenannte ukrainische Bewegung stark im Zunehmen begriffen seien, und daß somit auch der Gedanke an die Herstellung einer wenn auch nicht politischen, so doch einer kulturellen Selbständigkeit der Ukraina durch Rußland selbst in den Bereich des Möglichen tritt, derartiges läßt sich — soweit ich sehe — aus keinem der in jüngster Zeit erschienenen Zeitschriftenaufsätze und aus keiner Broschüre herauslesen. In Südrußland selbst erstarken dagegen, wie verbürgte Nachrichten besagen, tatsächlich Organisationen unter der Oberfläche, die den Aufstand gegen den Zentralismus der Petrograder Bureaukratie und die Befreiung vom moskowitischen Panslawismus predigen, und — in Moskau und Petersburg mehren sich bei den Sozialisten die Stimmen, die diesem Ukrainophilentum Beifall klatschen!

Der Streitpunkt, von dem aus die moskowitisch-ukrainischen Gegensätze zu verstehen sind, liegt darin, daß die Ukrainer behaupten, ein selbständiges Volk mit eigener Sprache zu sein, während die Moskowiter in ihnen nur eine geringere Abart des Russentums anerkennen wollen, weshalb die Ukrainer Kleinrussen genannt werden, während ihre Sprache als kleinrussischer Dialekt bezeichnet wird. Sich selbst stellen die Moskowiter als das überlegene Herrenvolk hin, das sich eben deshalb und um der nationalen Einheit willen berechtigt fühlt, gegen die ukrainische Sprache einen Ausrottungskampf zu führen. Der Ukrainer M. Shutschenko kennzeichnet die Lage für 1911 wie folgt: „Die national-kulturelle Bewegung der Ukraina ist von der Regierung als separatistisch und daher als staatsgefährlich bezeichnet und durch eine Reihe von Zirkularen und Verordnungen tatsächlich außerhalb des Gesetzes gestellt worden. Infolgedessen wurde die Auflösung aller bescheidenen Errungenschaften auf dem Gebiete der Kultur und Bildung seit 1905 bis 1906 fortgesetzt. Die Abneigung des verstorbenen Stolypin gegen das Ukrainertum, die in seiner Unterredung mit den Vertretern der Kiewer Nationalisten am verhängnisvollen 1. September ihren Ausdruck fand, ist bekannt. In Anbetracht dieses genügt es zu erwähnen, daß das Nowoje Wremja forderte, alle Ukrainer vor Gericht zu stellen, da diese nicht mehr und nicht weniger als einen bewaffneten Aufstand und eine Losreißung der Ukraina von Rußland vorbereiteten. . . ."

Im übrigen ist die Frage recht kompliziert durch den Gang ihrer Entwicklung. Die Tatsache, daß die Literatur schon auf die Frage: „Was ist die Ukraina?" nicht weniger als drei Antworten gibt, zeigt, wie schwierig und ungeklärt das ukrainische Problem ist.

Die Ukrainophilen verstehen unter Ukraina das gesamte von den Kleinrussen ethnographisch bedeckte Gebiet vom Nordhange des Kaukasus an, um das Schwarze Meer herum bis zu den Sümpfen des Pripet im Norden und über die Karpathen hinüber im Westen (Gruschewski). Die Polen verstehen unter Ukraina eigentlich nur die russischen Gouvernements Wolhynien, Podolien, Kijew, Tschernigow und Poltawa (Slownik geograficzny, Band 12). Die Russen, die Moskowiter, wollen von einer territorialen Bestimmung des

Begriffs überhaupt nichts wissen, ihnen ist Ukraina die Bezeichnung für eine bestimmte kleinrussische Dialektpoesie und sie glauben sie damit jeden politischen Inhalts zu entkleiden (Russisches encyklopädisches Wörterbuch, Band 68). Die Moskowiter können sich für ihre Auffassung auf die Geschichte des Vereins „Staraja Gromada" stützen, der, 1859 in Kijew als politischer Studentenverein ins Leben getreten ist und bis 1910 etwa (zuletzt fünfundzwanzig Jahre hindurch) als literarische Gesellschaft ohne jede politische Bedeutung bestanden hat. Noch in der ersten Hälfte der achtzehnhundertundachtziger Jahre stand die „Staraja Gromada" ganz unter dem Einfluß des bekannten russischen Autonomisten M. P. Dragomanow; bald nach seinem Ausscheiden 1887 blieb ihr einziges Ziel die Pflege des literarischen Nachlasses des Dichters Schewtschenko.

Wollte irgend eine politische Macht die Wünsche derjenigen Kreise voll befriedigen die in Deutschland als Ukrainophilen schlechthin bekannt sind, so müßte sie den Ukrainern etwa ein Fünftel des europäischen Rußland, zwei Drittel Galiziens und ein Fünftel Ungarns staatlich sicherstellen.

Vorausgesetzt nun, daß die Ukrainer dies ganze Gebiet wirklich auch ethnographisch bedeckt haben, tritt die wichtige Frage in ihre Rechte, ob eine Ukraina in dem gekennzeichneten Umfange auch ein politisch lebensfähiges Gebilde abgäbe, ein Staatswesen, das nicht beim ersten Versuch wieder dem feindlichen Nachbarn oder Usurpator unterläge. Ein Staat ist im Zeitalter der Weltwirtschaft nur lebensfähig, wenn sein Territorium, enthielte es auch die größten Reichtümer, bei einer gewissen wirtschafts- und verkehrsgeographischen Geschlossenheit eine ungehinderte Verbindung zu den Straßen des Weltverkehrs und zu seinen Absatzmärkten besitzt, wenn seine Bevölkerung genügend große Wirtschaftsenergien zu entwickeln vermag, um die Schätze des Landes zu heben und gegen entsprechende Einfuhrwerte vorteilhaft einzutauschen, einen genügend großen Eigenverbrauch hat, und wenn schließlich die soziale Struktur des Volkes ein planmäßiges Zusammenwirken aller Volkskräfte nach innen und außen möglich macht. — Der Bildung einer mehr oder minder selbständigen Ukraina steht der moskowitisch-petrograder Staatsgedanke entgegen. Seit tausend Jahren, als Kijew noch den Schwerpunkt Rußlands bildete, haben sich alle Verhältnisse nach und nach zugunsten Moskaus verschoben. Und als im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die Ukraina durch den inneren Zerfall des polnisch-littauischen Reiches gleich diesem zwischen Moskau und die aufstrebenden Staaten Mitteleuropas gestellt ward, wurde sie vom Westen abgelöst und an das neue Rußland Peters des Großen gedrängt, das alle Gewähr für die nationale Selbständigkeit zu bieten schien. Für den heutigen russischen Staat würde die Rückentwicklung von einem stark zentralisierten Nationalstaat zu einem Nationalitätenstaate eine nicht zu unterschätzende Gefahr bedeuten. Nicht so für ein liberales und friedliebendes Russentum. Diesem bedeutete es die Schöpfung einer neuen nationalen Kraftquelle, mit deren Hilfe die Ostslawen eine bisher ungeahnte Rolle unter den Weltvölkern spielen könnten. Und hiermit sowie durch ihre wirtschafts-

politische Seite im Rahmen des großrussischen Wirtschaftsgebietes bekommt die ukrainische Frage auch eine Bedeutung für die mitteleuropäischen Staaten. Sie sei darum im folgenden zwar als ein Problem der russischen Politik behandelt, der aufmerksame Leser wird aber leicht die uns näher angehenden Schlüsse selbst finden.

* * *

Die russische Ukraina umfaßt, wie schon erwähnt, etwa ein Fünftel des europäischen Rußland. Sie ist Rußlands reichstes Gebiet und umschließt trotz rückständigster Verkehrsverhältnisse die nächst Moskau und St. Petersburg lebhaftesten Handelsbezirke Kijew, Charkow und Odessa.

Die natürlichen Vorbedingungen für eine gute Ausgestaltung der Verkehrswege sind vorhanden. Denkt man sich die Halbinsel der Krim fort, die nur durch eine schmale Landenge mit dem Festlande verbunden ist und allein schon für sich mehr als achthundert Kilometer Küste hat, so hat das ukrainische Festland eine Meeresküste von mehr als tausend Kilometern, die mit dem Inlande durch drei Stromsysteme (Dnjestr, Dnjepr und Don) und acht Flüsse (Tiligul, Bug, Ingul, Ingulez, Donez, Manytsch, Jega und Kuban) verbunden ist. Ein Mangel dieser Küste ist die Steilheit ihrer Ufer und das Fehlen brauchbarer natürlicher Häfen; vermindert wird ferner der in ihrer Länge liegende weltwirtschaftliche Wert durch den Umstand, daß das Schwarze Meer nur einen schmalen Ausgang (Bosporus) hat, der überdies nicht direkt in das Weltmeer mündet, sondern in das Marmarameer und in das Mittelländische Meer führt.

Die Ukraina ist befähigt, viele wichtige Massenartikel der Wirtschaft selbst zu erzeugen. Sie gehört zu den reichsten Weizenländern des Erdballs; nur ein verhältnismäßig kleiner Teil von ihr, das Gouvernement Poltawa, kann als übervölkert gelten. Im übrigen ist die anbaufähige Ackerfläche noch lange nicht erschöpft. Mitten im Zentrum des Gebietes und an den beiden es durchfließenden Hauptströmen liegen Kohlen- und Erzlager mit starken Ansätzen zu einer Eisen- und Maschinenindustrie. Von den in Rußland im Jahre 1912 überhaupt geförderten 1,9 Milliarden Pud Kohlen entfielen 1,3 Milliarden auf die Ukraina (Donetzbecken), 0,4 Milliarden auf Polen und nur der bescheidene Rest von 0,2 Milliarden Pud auf das übrige europäische und asiatische Rußland; von den 500 Millionen Pud der russischen Eisenerzproduktion entfielen 1912 352 auf die Ukraina (327 Kriwojrog, 25 Kertsch), 17,9 Millionen Pud auf das Weichselgebiet und der Rest von 130 Millionen Pud auf das übrige europäische und asiatische Rußland. Im Nordosten und Norden, wo der Dnjepr und seine zahlreichen Zuflüsse die Verbindung mit dem Süden herstellen, bedecken Urwälder weite Flächen und sichern bei verständiger Wirtschaft die Holzversorgung für alle Zeiten, während die Wälder des Kaukasus das Südostgebiet der Ukraina versorgen können. Die Zuckerrübe, Tabak, Hopfen, wachsen überall, besonders am Nord- und Nordwestrande des Gebiets; Wein und Mais im Süden, Südosten und Südwesten.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Im Widerspruch zu diesen scheinbar günstigen natürlichen Vorbedingungen zur Bildung eines unabhängigen Wirtschaftsgebietes, also auch zur Staatenbildung, steht die Tatsache, daß die Ukraina als Ganzes niemals selbständig gewesen ist. Nur in ihrem nordwestlichen Teil haben die Vorfahren der heutigen Kleinrussen vor tausend Jahren ein Staatswesen mit Kijew und Tschernigow als Mittelpunkt gründen können.

Ebenso im Widerspruch mit den natürlichen Vorbedingungen steht die Beobachtung, daß, nachdem einmal der politische und wirtschaftliche Schwerpunkt der sarmatischen Ebene von Kijew nach Moskau verlegt werden konnte, dieser Schwerpunkt bis auf die heutige Zeit nicht wieder nach Südwesten rückte, sondern im Norden blieb.

Die Gründe für beide Tatsachen seien beleuchtet.

Zunächst die Bodengestaltung: die südrussische Steppe ist ein Hochplateau mit steil zum Meere abfallenden Rändern. Die Flüsse, die zum Schwarzen Meer streben, mußten sich durch dies Plateau durchnagen und haben tiefe Täler gegraben. Sie geben das Niveau des Grundwasserstandes an, der somit für die Ebene selbst so tief liegt, daß das Gebiet ohne künstliche Bewässerungsanlagen zur Besiedelung ungeeignet ist. Die aus dem damaligen „Russj", Rotrußland, heutigem Wolhynien und Podolien, gegen Süden vordringenden Kolonisatoren waren daher auf die schmalen tiefen Flußtäler angewiesen. Die hochgelegene Steppe war von Nomadenstämmen bevölkert, die jene Siedelungen ständig bedrohten. Gegen Norden und Osten war das Land dagegen offen und ebenso fruchtbar wie im Süden. So ist es zu erklären, daß die Slawen, die von den Vorkarpathen durch die Ebene nach Nordosten vordrangen, Kijew und Tschernigow zu ihren politischen Stützpunkten machten. Von einem Handel nach Süden wird in den Chroniken nur im Zusammenhang mit vom Süden kommenden Händlern gesprochen. Der Handel im Norden der heutigen Ukraina hob sich in dem Maße, wie auch die Besiedelung des Nordwestens der russischen Ebene Fortschritte machte. Dorthin waren andere slawische Stämme nördlich des Poleßje, des Waldgebiets, durch das heutige Litauen vorgedrungen. Dort war aber das Russentum auch mit den aus dem Norden über Nowgorod her eingedrungenen Warägern zusammengetroffen und hatte von ihm eine stärkere staatliche Organisation entlehnt, der der schwache Kijewer Staat sich nicht als gewachsen erwies.

Das scheint mir der zweite wichtige Grund für die heutige Unselbständigkeit der Ukraina zu sein. In derselben Richtung wirkte dann das Erstarken des litauischen Staates, der sich bald gegen Kijew hin auszudehnen begann, bis er 1569 in der Vereinigung mit Polen durch die Union von Lublin seine größte Ausdehnung gewann. Die westlichen Ukrainer kamen unter die Herrschaft der polnischen Magnaten, die östlichen hatten sich stets russischen Eindringens zu erwehren.

Das Erscheinen der Polen in der Ukraina hatte nun für die weitere Entwicklung der westlichen Ukraina tief einschneidende Folgen. Die polnisch-

litauische Regierung gab das Land den Magnaten unter allerhand wirtschaftlichen Privilegien. Die Magnaten beriefen Wanderarbeiter zur Landbestellung, erbauten Städte und Flecken nach polnischer Art ähnlich wie in der Provinz Posen mit Magdeburger Recht; sie schufen jüdische Niederlassungen, zogen deutsche Handwerker heran, waren mit einem Wort um die möglichst intensive Ausbeutung ihrer Latifundien in privatwirtschaftlichem Interesse besorgt. Das gab zwar dem Binnenhandel neuen mächtigen Impuls, Jahrmärkte blühten auf, aber weder von einem rechten Aufblühen des Landes und einer Entwicklung des Handels zum Meere hin konnte die Rede sein, noch von der Erstarkung staaterhaltender Organismen, da die breite Masse nicht zur Vermehrung und Verbesserung der Gütererzeugung erzogen wurde. Das Hauptabsatzgebiet blieb der Nordosten, Kijew verlor seine Bedeutung als Stapelplatz für den Norden nicht, — Charkow konnte als solcher für den Osten aufblühen.

Aber einen wichtigen gesellschaftbildenden Faktor hat die Polenherrschaft den Ukrainern, wenn auch ungewollt, doch gebracht: die Organisation der Kosakenheere. Im Kampfe gegen die Tartaren, türkische Normaden, nordrussische Räuber sowie gegen den polnischen Großgrundbesitz, der die einheimische Bevölkerung durch die Juden exploitierte, war das Kosakentum entstanden, — jene einzigartige militärische Organisation der Landbevölkerung, die sich im Zeitraum von zwei bis drei Jahrhunderten einen Adel mit großem Landbesitz und eine primitive, volkstümliche Bureaukratie geschaffen hatte, die durch und durch demokratisch, wohl tüchtige Truppenführer und Gebietsverwalter (Hetman), aber keine Monarchie hervorzubringen vermochte.

Die Schwäche des polnisch-litauischen Staates. die die sozialen Kämpfe, wie sie in den Haidamakenaufständen ihren Ausdruck fanden, nicht vertragen konnte, liefert dann den letzten wesentlichen Grund dafür, daß die Ukraina nicht nicht mehr zur Selbständigkeit gekommen ist: die ukrainische Bevölkerung konnte ihren sozialen Aufbau nicht beenden; zu früh trat an die Stelle der Herrschaft der polnischeu Magnaten die der zielbewußten Petersburger Bureaukratie. Sie hat, nachdem sie die Kosakenaufstände genutzt hatte, den polnischen Staat zu zerstören, nicht ganz hundertundfünfzig Jahre dazu gebraucht, um die Kosaken ihrer Bedeutung als eines sozialen Rückgrats der Ukraina zu berauben, indem sie sie in eine reguläre Truppe verwandelte. Die Kosaken, die gegenwärtig mit unsere braven Truppen kämpfen, sind jetzt nicht anderes wie Kavalleristen, aus allen Teilen des europäischen und asiatischen Rußlands zusammengewürfelt, deren Regimenter die alten Kosakentraditionen mit Einschluß des verwegenen Haarschopfs, der schief sitzenden Mütze, der Nagaika und den Bezeichnungen Hetman und Essaul übernommen haben. Im sozialen Aufbau der Kleinrussen sind die alten Hetman und Essauly ersetzt durch die meist aus dem Petersburger Beamtenadel hervorgegangene Adelsmarschälle, und die Systemverwaltung, zu der sich die Söhne der Ukraina drängen.

Auch in wirtschaftlicher Beziehung hat sich seit der Polenherrschaft, seit den Haidamaken-Aufständen und seit der Angliederung der Ukraina an Rußland manches in der Welt geändert. Mit der Entwicklung der Hausgewerbe zur Industrie, mit dem Bau von Eisenbahnen und dem Übergang der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft bei gleichzeitiger Verdrängung türkischer Stämme aus Südrußland, wo doch die nahegelegene Küste des Schwarzen Meeres eine besondere Anziehungskraft auf die an den südlich strömenden Flüssen wohnenden Produzenten ausüben mußte, bekamen nur die genannten Stapelplätze im Norden um so größere Bedeutung: das Steppengebiet blieb aber auch nach der Besiedlung durch Deutsche trotz seiner wirtschaftspolitischen Bedeutung für Rußland ohne Einfluß auf die nationale Regeneration der Ukraina. Die Stromschnellen des Dnjepr hinderten scheinbar alle Entwicklung zu Tal, aber nicht zu Berg! Das Gebiet hat eine durchaus neue Anregung erst durch den Anschluß Rußlands an den Westen Europas, durch die Entwicklung aller Zweige der Technik bekommen: die Tieflage des Grundwassers ist heute, nachdem Tausende von deutschen Kolonisten das Land erschlossen haben, kein ausschlaggebender Grund mehr gegen eine Besiedelung des südlichen Steppengebiets durch indigene Bauern, die Steilheit der Küste kein unüberwindliches Hindernis für Hafenbauten; die Industrialisierung Westeuropas mit ihrem ungeheuren Bedarf an Brotgetreide hat es den Bewohnern der südlichen Ukraina ermöglicht, diese zu einer der bedeutendsten Kornkammern der Erde zu machen, wodurch sie wiederum befähigt wird, einen sehr bedeutenden Teil der Industrieerzeugnisse aus dem Donezbecken und von Kriwojrog selbst zu verbrauchen; sie würde sogar imstande sein, in dieser Hinsicht vom Absatzmarkt des moskowitischen Rußland unabhängig zu .werden und Moskowien die Preise zu diktieren, weil dieses sonst keine nennenswert erschlossene Erz- und Kohlengruben besitzt. Freigestellt müßte der Ukraina nur werden, die natürlichen und künstlichen Ausfuhrwege zum Schwarzen Meer zu verbessern und auszubauen. Das aber verhindert die russische Regierung systematisch: sie will, daß der Handel der Ukraina in Abhängigkeit von Moskau bleibe und daß seine Richtung die nordöstliche Tendenz beibehalte. Darum ist die heutige Ukraina der alten gleich: wie zu allen Zeiten geht die Tendenz des Handels nach Norden resp. Nordosten. Die Transportziffern der Eisenbahnen und die Berichte der Banken weisen in dieselbe Richtung. Die westöstlich gerichtete Linie Kijew-Charkow weist über Moskau nach Nishni-Nowgorod und weiter nach Sibirien. Moskau ist das Handelszentrum von Rußland geworden, sein Zentralstapelplatz und Umschlagsmarkt für Asien und Europa. Ein russisches Hamburg gibt es nicht, obwohl Odessa durch die Reichtümer seines Hinterlandes und die Nähe von Eisen und Kohle einer der größten Ausfuhrhäfen der Welt sein könnte. Odessa hat, sieht man vom Getreideexport ab, als Durchgangsplatz, der wegen Abwesenheit einer nennenswerten Verarbeitungsindustrie keinen direkten Einfluß auf die umliegenden Gebiete ausübt, vor allen Dingen als Anlegeplatz für den Kabotagehandel auf dem Schwarzen Meer Bedeutung.

Am Export Rußlands sind die Häfen der Ukraina zwar rund mit einem Drittel beteiligt, — am Import aber nur mit einem Neuntel! Das asiatische Hinterland zieht auch viele Erzeugnisse der Ukraina, vor allem Zucker, Tabak, Wein, Textilwaren an sich; Rußland und Asien nimmt die gesamte Kohlen- und Eisenproduktion der Ukraina für sich in Anspruch. Die Bergbauprodukte gehen nach Brjansk, Tula, Moskau, Tambow, während es unter den Toren Kijews noch Dörfer gibt, die Schornsteine aus Holz haben und wo die Bauernwagen nicht ein einziges Eisenteilchen, keinen eisernen Radreifen, keinen eisernen Splint aufweisen! Über See wird eigentlich nur das Getreide ausgeführt. Warum?

Man erinnere sich, daß das große Gebiet, von dem wir sprechen, gegenwärtig in nordsüdlicher Richtung nur von sechs, überdies vorwiegend eingleisigen Eisenbahnlinien mit denkbar schlechter Zugverbindung durchzogen ist und daß neue Projekte stets auf die größten Schwierigkeiten bei der Regierung stießen. Die natürlichen Verbindungswege, die auf das Meer und nach Süden weisen, sind nicht ausgebaut, die Stromschnellen des Dnjepr nicht überwunden, die Häfen mit Einschluß von Odessa und Nikolajew in schlechtem Zustande. Die Rückständigkeit der Ukraina in verkehrstechnischer Beziehung ist eine absichtliche, die Wege ihres Handels sind unnatürlich, wie die Tatsache der Unkultur des Gros der Bevölkerung.

Die offensichtlich gewollte Vernachlässigung der Ukraina zugunsten Moskowiens darf man um so mehr auf die zentralistische Tendenz des moskowitisch-russischen Staatsgedankens zurückführen, wenn man weiß, was alles geschehen ist, um das Moskauer Becken im Handel und Industrie auszugestalten, wie auch die Kultivierung Turkestans in erster Linie auf das Moskauer Bedürfnis zugeschnitten ist; wenn man schließlich ins Auge faßt, was aus der Ukraina hätte werden können, wenn man sich der Wirtschaftsenergien der deutschen Kolonisten sowie jüdischen und griechischen Industriellen bedient hätte, die die Ukraina hervorgebracht hat.

Noch deutlicher tritt die Absicht der russischen Regierung, die Ukraina dem Moskowitertum zu unterjochen, in der Behandlung der Bevölkerung selbst und in der Unterdrückung ihrer kulturellen Bedürfnisse zutage.

Der Moskowiterstaat in seiner Petrograder Verzerrung mutet an wie ein Wucherer, der selbst keine neuen Werte hervorbringt und mit fremdem Gelde alle jene ausbeutet, die in seinen Wirkungsbereich kommen. Französisches und belgisches Gold (früher waren es Hofämter und hohe Stellen in der Armee) macht es den Herren in Petersburg möglich, die Grenzländer (dazu gehört in diesem Zusammenhange ebensowohl die Ukraina, wie Polen und das Baltikum) an sich zu fesseln, wie die Fäden der Kreuzspinne deren Opfer festhalten. Französische und belgische Aufsichtsräte, die in Lüttich, Brüssel und Paris ein angenehmes Leben führen, teilen sich mit dem petrograder Fiskus in die Gewinne, die die Gruben und Hütten, Zuckerraffinerien, Eisenbahnen und Elevatoren abwerfen. An die Hebung des ukrainischen Volks zu denken ist

gewiß nicht Aufgabe jener fränkischen Bankiers, der russische Staat aber gibt nichts dafür ab, weil seine Machthaber, die Emporkömmlinge aus dem Beamtenadel, die die einheimischen Führer verdrängt haben, nur ihren eigenen Interessen leben, nicht aber dem so dreist mit dem allslawischen Namen verbrämten Ideal.

Das reiche Land der Ukraina ernährt mit seinem Getreide und seiner Industrie den ganzen russischen Staat und eine ganze Reihe französischer und belgischer Geldleute dazu. Das ukrainische Volk, das doch zur Nutzbarmachung aller dieser Reichtümer sein ganzes Können einsetzt, muß an Leib und Seele darben.

Ich habe weder in der sehr umfangreichen ukrainischen, polnischen und russischen Literatur zur ukrainischen Frage noch auch in der sozialdemokratischen einen Hinweis darauf gefunden, aus dem gefolgert werden könnte, daß sich die Führer der ukrainischen Bewegung dessen bewußt geworden sind, welche Bedeutung die Entwicklung von Industrie und Technik in Südrußland für das nationale Problem gewonnen hat. Die Sozialisten aller Schattierungen und durch sie die unter ihrem Einfluß stehenden ukrainischen Nationalisten in den Städten sehen in der industriellen Entwicklung zunächst lediglich eine Äußerung der Wirksamkeit des Kapitalismus, deren drückende Seiten sie einseitig ohne Berücksichtigung des nationalen Moments bekämpfen. Im übrigen ist die wirtschaftliche Seite der ukrainischen Frage fast ausschließlich agrarisch orientiert, was ohne weiteres einen starken Gegensatz gegen die Polen zur Folge hat. Diesen Gegensatz aber suchte die russische Regierung in Wohlynien, Podolien und Kijew, in Ostgalizien und Ungarn durch die Agenten des Heiligsten Synod und des Allrussischen Verbandes zu vertiefen.

Durch das Zusammenfallen der sozialistischen und moskowitischen Propaganda, sowie durch die starke wirtschaftliche Beschäftigung, die die Bewohner der Ukraina bei unzureichender Entwicklung der Volksschule in den letzten fünfundzwanzig Jahren gefunden haben, ist erreicht worden, daß in Rußland die nationale Seite der ukrainischen Frage zu derselben Zeit hinter der sozialen zurücktreten konnte, als in Galizien gerade die nationale im Vordergrunde stand. Die Agrarunruhen von 1902 und 1903, sowie auch die revolutionären Ausschreitungen des Jahres 1905/06 entbehren der nationalen Unterlage auch dort, wo sie sich gegen polnische und russische Großgrundbesitzer richteten; erst die Gegenrevolution von 1906/07 ließ das nationale Element in den Vordergrund treten, jedoch im Dienste des Moskowitertums. So widersinnig es klingen mag: die großrussische Propaganda des „Allrussischen Verbandes", die sich der kleinrussischen Sprache und der sozialrevolutionären Methoden für enge Parteizwecke bedienen mußte, um überhaupt an die ukrainische Bevölkerung heranzukommen, hat besonders in den drei Gouvernements Wolhynien, Podolien und Kijew so etwas wie ein „ukrainisches" Nationalbewußtsein bei den Bauern geweckt.

* * *

Ist nun nach Gesagtem eine selbständige Ukraina denkbar? Fest steht, daß die Ukraina mit und ohne Galizien und die ungarischen Komitate ein für sich abgeschlossenes Wirtschaftsgebiet bildet, das seine Bewohner zu den reichsten Völkern des Erdballs machen könnte, sofern sie nur die von ihnen erarbeiteten Reichtümer für sich und ihr Land verwenden könnten und nicht genötigt würden, das meiste an die Moskowiter abzugeben; gewisse Schwierigkeiten sind bei dem heutigen Stande der Technik mit Leichtigkeit zu überwinden. — Ebenso fest steht, daß das gesamte, von den Ukrainophilen für das ukrainische Volk in Anspruch genommene Gebiet zwischen Karpathen, Kaukasus, Pripetsümpfen und Schwarzem Meer von rund 34 Millionen Kleinrussen (Ukrainern) bewohnt wird. Sie stellen das Gros der bäuerlichen und ländlichen Arbeiterbevölkerung dar. Die ländliche Oberschicht ist dagegen verhältnismäßig geschlossen ukrainisch eigentlich nur im Gouvernement Tschernigow. Dort sind sogar großrussische Adlige ins ukrainische Lager übergegangen. In allen anderen Teilen des Gebietes sind ukrainische Großgrundbesitzer nur vereinzelt anzutreffen. Im Karpathengebiet herrschen die Ungarn (30 Prozent), in Ostgalizien die Polen (35—40 Prozent), in Wolhynien Podolien und Kijew gleichfalls die Polen (6—14 Prozent), sowie schon Moskowiter und Deutsche und Juden; im ganzen übrigen Gebiet Russen (Moskowiter) und russifizierte Deutsche, die sich im Besitz der landwirtschaftlichen Riesenbetriebe befinden. Im übrigen sind die ukrainischen Großgrundbesitzer, das ist der Kosakenadel, als soziale Schicht in dem Maße von ihrer Bedeutung zurückgekommen, als sie sich auf der einen Seite im Militärdienst bei den Kosakenheeren wirtschaftlich ruiniert haben und auf der anderen Seite die neu eingedrungenen großrussischen Elemente, gestützt auf das staatliche und private (meist ausländische) Großkapital, neben der Verwaltung des Landes auch die intensive Bewirtschaftung der landwirtschaftlichen Riesenbetriebe übernahmen. In den Städten westlich des Dnjepr herrschen die Juden, die daselbst in manchen Flecken 80—90 Prozent der Bevölkerung ausmachen, den gesamten Zwischenhandel und die Organisation der Hausindustrie mit einem raffiniert ausgebildeten Zwischenmeister- und Trucksystem in der Hand haben, — der wirtschaftliche Stimulus für zahlreiche der vielen Judenhetzen gerade in Südwestrußland. Im Industriebezirk ist die christliche Arbeiterbevölkerung stark durchsetzt mit Zugewanderten aus allen Teilen Rußlands; dasselbe gilt von den großen Städten Charkow und Odessa. Die Oberschicht in den Städten ist kosmopolitisch.

Die für die Zukunft der Ukraina wichtige Frage ist nun, ob sich zwischen den gewerblichen Schichten auch noch eine Anzahl von Ideologen erhalten hat, die das Fünkchen Nationalbewußtsein hüten und zur Flamme entfachen wird, aus der allein schließlich eine national eigenartige staatliche und soziale Organisation hervorgehen kann.

In den Städten gibt es auch eine ukrainische Intelligenz, arg bedrängt einerseits durch die russische Regierung und anderseits durch die jüdische Konkurrenz, die sich infolge der Überfüllung in allen Handelszweigen zur

Anwaltschaft und zum Arztberuf drängt, dadurch gewisse russische Staatsbürgerrechte erwirbt und großen geistigen Einfluß auf die sehr ungebildeten indigenen Schichten gewinnt. In Charkow und besonders in Kijew sind an den Universitäten starke Herde der ukrainischen Ideen, beschickt von vorwärtsstrebenden Popen- und Bauernsöhnen; in Odessa, mit seiner in allen sozialen Schichten durchaus kosmopolitisch zusammengesetzten Bevölkerung, interessiert man sich mehr für soziale Probleme; in den Industriebezirken herrscht radikaler Sozialismus vor, der freilich der Autonomie der Nationalitäten, also auch der Ukrainer grundsätzlich wohl gesinnt ist. Die am weitesten verbreiteten Tageszeitungen, wie Juschny Kraj in Charkow und Kijewskaja Mysl in Kijew stehen der Bewegung sympathisch gegenüber, während der im Auslande bekanntere Kijewljanin durchaus den moskowitischen Standpunkt vertritt.

Doch es sind heute nicht mehr die revolutionär-sozialistischen und literarischen Organisationen allein, die den Wiederaufbau einer ukrainischen Nation betreiben. Seit einigen Jahren hat auch die westliche Ukraina eine gegen früher erheblich selbständigere Sjemstwo (Selbstverwaltung der Provinz). Um den Einfluß des polnischen Großgrundbesitzes in den Gouvernements Wolhynien, Podolien und Kijew nach Möglichkeit zurückzudrängen, hat man dort die sogenannte kleine Sjemstwo, das ist neben Gouvernements- und Kreis-Sjemstwo auch noch eine solche für die Wolost, gewissermaßen ein Verband bäuerlicher Gemeinden, eingeführt. Durch diese Einrichtung wird es tatsächlich möglich sein, das polnische Element bis zu einem gewissen Grade zurückzuhalten. Aber es ist nicht anzunehmen, daß der ukrainische, aus der indigenen Bevölkerung hervorgegangene und an den Hochschulen von Kijew, Charkow und Odessa herangebildete Sjemstwobeamte eine andere Stellung gegen den Staat einnimmt, wie der russische in den 1870er Jahren. Damals waren die Sjemstwobeamten Träger des Volksgängertums, das Material für die revolutionären Parteien der Narodniki und Sozialrevolutionäre. In der Ukraina rechnet man bestimmt damit, daß die Beamten der Sjemstwo Träger der nationalen ukrainischen Bewegung sein werden, wie es vor dreißig Jahren Dragomanow war, — d. h. ukrainisch-sozialistisch und autonomisch. Noch haben zwar diese Kreise die Führung nicht, weil die Sjemstwo erst vor drei oder vier Jahren im Westgebiet eingeführt ist, aber es kann nicht lange dauern, so wird der Sjemstwobeamte das Rückgrat der national-staatlichen Organisation der Ukraina bilden.

Aus dieser Skizze der Wirtschaftsgeschichte und der wirtschaftlichen und sozialen Struktur der Ukraina wird es dem weiterblickenden Politiker ohne weiteres verständlich, welche Bedeutung die einzelnen sozialen Schichten durch ihre nationale und kulturelle Verschiedenheit für die politische Behandlung der ganzen Frage gewinnen. Fassen wir das Gesagte zusammen, so darf als feststehend angenommen werden, daß gegenwärtig eine im modernen Sinne führende Schicht, also weder ein führender Landadel noch hervorragende städtische kapitalistische Unternehmer in der Ukraina vorhanden sind. Was führt ist in

Abhängigkeit von Petrograd. Deutsche, Juden, Griechen, mehr oder minder moskowisiert und vielfach Hörige des französischen und belgischen Geldmarktes, daneben polnische Magnaten mit sehr verwässertem Nationalbewußtsein, das sind, ergänzt durch nicht eben viele eingewanderte Moskowiter, diejenigen, die scheinbar die Führung der ukrainischen Wirtschaft in der Hand halten. Eine einheitliche geistige Führung besteht gegenwärtig auch nicht. Die Regierungspolitik versagt vollständig. Sobald sie irgendwie positiv wirken will, sei es durch die Kirche, wie etwa durch die Brüderschaften der Gräfin Bludowa, sei es durch die Schule oder durch nationale Vereine, so muß sie sich der kleinrussischen Sprache bedienen, um überhaupt an das Volk heranzukommen. Dasselbe gilt von den Sjemstwoinstitutionen. Wo sich die Regierung ans Volk direkt wendet, muß sie aufhören sich moskowitisch zu gebärden. Und das ist der schwache Punkt in ihrer gegenwärtigen Lage: sie verrichtet einen Teil der Arbeit jener Ideologen, die dem Volk Bildung bringen wollen, — das sicherste Mittel zum Kampf gegen die Ausbeutung der moskowitischen Usurpatoren. Gewiß, die gegenwärtigen Führer der Ukraina sind Ideologen, romantische Theoretiker, Gelehrte, Schriftsteller und Dichter, woraus wieder die Moskowiter glauben, ihr Recht zur Behauptung herleiten zu dürfen, daß die Ukrainer Bewegung eine literarische ist; aber diese Ideologen sind selbstlose Freunde des kleinrussischen Volkstums, die jene Wolostintelligenz erziehen und die seit Jahren vor allen Dingen für das kämpfen, was dem Volke am meisten fehlt und was die Vorbedingung für jede politische Entwicklung ist, für die nationale, ukrainische Volksschule. Wer heute der ukrainischen Intelligenz diese zuzusichern vermöchte, gleichgültig ob er Deutscher, Österreicher oder Rumäne hieße, der würde die politische Freundschaft der Ukraina erwerben. Weil die Moskowiter, weil die Petrograder Regierung den Ukrainern gerade die nationale Schule glaubt vorenthalten zu müssen, weil die ganze Politik der Moskowiter schon seit zweihundert Jahren darauf gerichtet ist, die sich vertrauensvoll ihnen anschließenden Völker erst zu demoralisieren, ihnen das soziale Rückgrat zu brechen, sie wirtschaftlich auszuplündern um sie dann auch zu entnationalisieren, eben darum bilden die Ukrainer ein staatsfeindliches Element für das heutige Rußland. Darum fordern sie für sich mehr als kulturelle Autonomie, nämlich die Unabhängigkeit von Rußland.

Sprachreinigung

Von Professor Dr. Tesch

Niemals, solange es eine Verdeutschungsbewegung gibt, ist ein solcher Kampf gegen das Fremdwort entbrannt wie beim Ausbruch des Krieges. Gasthofbesitzer änderten die französischen und englischen Namen auf ihren Schildern und Speisekarten in deutsche um, Kaufleute gaben ihren Waren statt der ausländischen einheimische Benennungen, die Umgangssprache lehnte sich gegen den Gebrauch der Fremdwörter, besonders gegen das alteingewurzelte „Adieu“ und „Pardon“ auf, fast alle Zeitungen brachten Aufsätze über die Sprachreinigung — unter der Losung: „Los von Paris und London!“ war ein Volkskrieg gegen das Fremdwort entbrannt.

Die Bewegung enthielt bedeutsame Lehren. Was Behörden und Verwaltungen durch zahlreiche Vorschriften in jahrelanger Arbeit nicht hatten zustande bringen können, das wurde mit einem Schlage erreicht: die entschlossene Abkehr von dem Fremdwortunwesen. Die Bestrebungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, zu dem sich 35000 Mitglieder zählen, wurden Allgemeingut des ganzen Volkes und feierten gleichsam den ersten Sieg in dem großen Kriege. Allen wurden die Augen darüber geöffnet, daß die so oft behauptete völkerverknüpfende Bedeutung der Fremdwörter uns vor dem tödlichen Haß, dem vereinten Überfall und dem tückischen Vernichtungskrieg der Franzosen, Engländer und Russen nicht geschützt hat. Die Verdeutschungsbewegung war daher etwas anderes als übereifrige Deutschtümelei, mehr als blinde Vertilgungssucht: sie war das Erwachen des deutschen Selbstgefühls und die Forderung vaterländischer Gesinnung.

Freilich gibt es auch Leute, die diese Bewegung für eine unzeitgemäße Erscheinung halten und ihre Erledigung den Tagen nach der Beendigung des großen Krieges überlassen wollen. Angesichts des allgemeinen Verlangens nach der Sprachreinigung beweist diese Anschauung einen völligen Mangel an Verständnis für die Wichtigkeit dieses Sprachenkampfes. Nein, jetzt ist es Zeit, dem Fremdwortunwesen zu Leibe zu gehen! Da diese Bewegung nicht durch Vorschriften der Sprachmeister und Übersetzungsbücher, auch nicht durch den Zwang der Regierungen und Verwaltungen von außen her aufgedrungen ist, sondern

von unten her aus der innersten Selbstachtung und dem freien Entschluß unseres Volkes mit Gewalt hervorgebrochen ist, so ist keine Zeit günstiger für die Sprachreinigung wie heute. Eine solche Zeit, wo alle Stände, Altersstufen und Berufszweige mit vollem Bewußtsein für das Recht der Muttersprache eintreten, kehrt nie wieder. Der rasche und entschlossene Kampf gegen die Fremdwortherrschaft wird zur vaterländischen Pflicht.

Wie es in der Geschichte der Sprachbewegung immer der Fall gewesen ist, so taucht auch dieses Mal die grundlegende Frage nach dem Wesen der Sprachbereicherung auf. Sie gewinnt sogar dadurch an Bedeutung, daß die Zahl der Mitarbeiter an der Sprachverbesserung gewaltig gewachsen ist, und daß damit die Gefahr eines willkürlichen, verständnislosen und verfehlten Verfahrens wächst, das den Erfolg der heutigen Verdeutschungsbewegung hindern kann. Soll diese Bewegung innere Notwendigkeit, sittliches Recht und fruchtbare Dauer haben, dann muß erst über die Grundfrage der Möglichkeit, der Art und dem Ziel der Sprachbereicherung Klarheit herrschen.

Sprachbereicherung ist nicht Purismus. Wer ist ein Purist? Wem jedes aus fremder Wurzel erwachsene Wort, mag es auch Jahrhunderte alt und fest eingebürgert sein, ein Dorn im Auge ist, das er selbst auf Kosten des guten Geschmacks ersetzen möchte, nur um ein deutsches dafür zu haben — der ist Purist. Wer wie die Sprachreiniger nach dem dreißigjährigen Kriege für Natur Zeugemutter, für Kaiser Großherr, für Echo Talmunde, für Vers Reimbund sagen und längst deutsch gewordene Fremdwörter um jeden Preis verdrängen möchte, der ist ein unwissender Purist. Oder, wer gleich manchen Sprachreinigern vor hundert Jahren auf Geschmacklosigkeiten verfällt und, um Fremdwörter zu vermeiden, Wortungeheuer wie Volksgewesensein, Menschwerdungskeime und Imlebenvereinte hervorbringt, der hat kein Gefühl für die Schönheit unserer Sprache und ist ein gewalttätiger Purist. Für solche Fremdworthetzer ist kein Platz in der Sprachbewegung, weil sie die Bedingungen des Sprachlebens völlig verkennen. Von den ältesten Zeiten an bis heut hat unsere Sprache Fremdwörter aufgenommen, sie zu Lehnwörtern, wie z. B. Tor, Kasse, Mauer, Regiment, Offizier umgestaltet und auf diesem Wege sie nach Schreibweise, Aussprache und Biegung zu guten deutschen Wörtern gemacht. Dieser tausendfache Vorgang, so unbequem er einem stark gespannten deutschen Gefühl sein mag, ist nicht zu vermeiden. Er ist sogar ein steter Trieb, denn die Sprache ist ein Niederschlag der Wechselwirkung der Völker untereinander. Jeder Zuwachs an Gegenständen und Begriffen aus einem anderen Volke findet seine Begleitung in der Sprache. Die jetzige Aufnahme eines Fremdwortes ist solange nicht verwerflich, als der Ersatz dafür durch ein Wort aus der eigenen Sprache unmöglich erscheint. Dies Verfahren ist aber nur als ein Notbehelf anzusehen; es als einen Vorzug zu bezeichnen, wäre bedenklich, weil dann nur noch ein Schritt zu der Behauptung wäre, daß Fremdwörter notwendige Bestandteile unserer Sprache sein müssen.

Sprachbereicherung ist nicht Fremdworteinfuhr. Wer Fremdwörter gebraucht, um zugkräftige Namen für neue Waren einzuführen oder um seinen Gedanken durch auffällige Ausdrücke Wichtigkeit zu verleihen oder um seinen Lesern und Zuhörern durch fremdländische Ausdrücke eine schmeichelhafte Anerkennung ihrer Bildung zu bezeugen, oder wer sonst in irgendeiner Absicht Wortmengerei treibt, der tut unserer Sprache keinen Dienst. Alle diese eitlen, bequemen und sorglosen Fremdwortverehrer schaden der Weiterbildung unserer Sprache, weil sie eben so viele deutsche Wörter verdrängen als sie Fremdwörter einführen. Beide Gattungen, der Purist wie der Fremdwortfreund, haben einen Stich ins Lächerliche, verfallen infolge ihrer törichten Übertreibung dem Spott und sind mit Recht die beständige Zielscheibe der Witzblätter, Novellen und Romane.

Es ist klar, daß die Sprachreinigung sich vor der Fremdworthetze wie vor der Fremdwortzufuhr in gleicher Weise hüten muß, wenn sie Erfolg haben will, da zu diesem Zweck das Verständnis für das Recht der Sprache mit der Rücksicht auf ihre geschichtliche Entwicklung Hand in Hand gehen muß. Aufgabe, Ziel und Grenze der Sprachreinigung kann nicht besser ausgedrückt werden als durch den Grundsatz des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, den sein Gründer Herrmann Riegel geprägt hat: „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann.“ Mit voller Klarheit und Besonnenheit wird auch durch diese Regel jede Übertreibung ausgeschlossen und zugleich die Achtung vor der Muttersprache verlangt.

Freilich ist auch dieser Regel das gleiche Schicksal wie so vielen ihrer Art widerfahren, nämlich daß der Wille der Menschen sie zu einer recht dehnbaren Meinung gemacht hat, um ihre eigenen Anschauungen damit zu verbinden. Bei dem heutigen Für und Wider in dem Sprachreinigungsstreit ist mehr als einmal die Behauptung aufgestellt worden, daß das Fremdwort notwendig ist, weil es eine Bereicherung der Sprache bedeutet. Man versucht diese Behauptung mit dem Hinweis zu rechtfertigen, daß die Fremdwörter mit der Zeit deutsche Wörter werden können. Gewiß, die Fähigkeit, fremde Ausdrücke ihrem eigenen Bestande einzuverleiben, ist der deutschen Sprache immer als ein Vorzug eigen gewesen, aber die Bedingung zu ihrer Verwirklichung ist heute nicht mehr so leicht zu erfüllen wie früher. Zwar macht die Volksumdeutung (Volksetymologie) noch genug Fremdwörter der deutschen Zunge geläufig und dem deutschen Gehör zurecht, aber wem fiele es ein, ihre Zerrbilder und Lächerlichkeiten für ernsthafte Verdeutschungen zu nehmen? Die Umformung eines Fremdworts zum Lehnwort ist bei weitem schwieriger als in früheren Jahrhunderten, wo Wörter wie Abt, Mauer, Peitsche, Soldat, verdammen aus der fremden Sprache zu uns gelangten. Der Grund liegt in dem Unterschied der Bildungsstufe unseres Volkes von einst und jetzt. In früheren Jahrhunderten war die mündliche, heute ist die buchmäßige Überlieferung Mittel der Sprachgestaltung. Daß noch heute Umformungen wie Tafel aus tabula, Essig aus acetum,

laben von lavare oder andere Entlehnungen dieser Art aus einer neuzeitlichen Sprache vorkommen, ist dadurch unmöglich gemacht, daß die gelehrte Bildung eine Änderung des fremden Lautbestandes verbietet. Die Herrschaft der gelehrten Überlieferung hat in Deutschland eine solche achtungsvolle Scheu vor den fremden Sprachen verbreitet, daß jeder, der ein ausländisches Wort nicht richtig spricht und schreibt, für ungebildet gilt. Man lächelt über den, der Sedan, Longwy, Maubeuge nicht mit französischer Aussprache und Intervention, Operation, Offensive und Defensive nicht mit ausländischer Betonung wiedergibt. Alles, was das Fremdwort an sich hat, Schreibweise, Endung, Betonung und Aussprache, ist uns heilig, und die Unbekümmertheit, wie sie eine frühere Zeit bei der Entlehnung der Fremdwörter zeigte, gilt bei uns für ein Verbrechen. Über die Mauer, die gelehrte Bildung um unsere Sprache gezogen hat, sind daher nur wenige Fremdwörter, wie Bluse, Kasse, Scheck, Zepter, zu uns gestiegen; tausend andere, die allen möglichen Sprachen und Gesellschaftsschichten entstammen, müssen draußen stehen bleiben, warten, ob sie Einlaß erhalten oder wieder abwandern. Denn sie erfüllen die Aufnahmebedingung nicht. Daher können sie auch für die Bereicherung unserer Sprache nichts leisten.

In diesem Zusammenhange ergibt sich auch, daß der Hinweis auf die Kraft zur Eindeutschung unserer Sprache, worauf die Freunde der Fremdwörter gern hinweisen, kein Grund zur Rechtfertigung des Fremdwortgebrauchs sein kann. Diese Berufung steht auf schwankenden Füßen, weil die eindeutschende Kraft sehr verschieden stark gewesen ist, wie ein Blick auf die Geschichte unserer Sprache zeigt. Groß war sie in der Zeit der alt- und mittelhochdeutschen Berührung mit dem römischen und christlichen Einfluß. Bei hunderten von Entlehnungen blieb nur ein geringer Bruchteil auf der Stufe der Fremdwörter stehen, alle anderen nahmen deutsches Gepräge an. Im zwölften Jahrhundert, der Blütezeit des Rittertums, das für die Sprache seiner Dichtung und seines Umgangs reiche Zufuhr aus Frankreich bezog, war die Scheu vor dem Lautbild und der Schriftform des Fremdwortes so groß, daß die Mehrzahl von ihnen das ausländische Gepräge behielt. Das sechzehnte Jahrhundert, das Zeitalter des Humanismus und der Renaissance, in dem die fremdländische Bildung in Deutschland einstürmte, brachte eine so tiefe Erniedrigung des deutschen Sprachgefühls mit sich, daß unsere Sprache zum Ausdrucksmittel der Dienstboten herabsank. Etwa siebzig von hundert Entlehnungen blieben Fremdwörter, und nur der kleine Rest wurde eingedeutscht. Noch tiefer sank das Volksbewußtsein im dreißigjährigen Kriege, dem Zeitalter der Sprachverwilderung, in dem drei Viertel aller gebrauchten Fremdwörter der Eindeutschung widerstand. Im achtzehnten Jahrhundert, dem Aufblühen der deutschen Dichtung, ging diese traurige Erscheinung etwas zurück, und sie wich erst im vorigen Jahrhundert, das die Einigung der deutschen Stämme brachte, mehr und mehr dem erstarkenden Sprachbewußtsein. Aber der Eindeutschungskraft ist dadurch ein neues Hindernis erwachsen, daß die allgemeine Volksbildung zugenommen

hat. Unter ihrem Einfluß will die alte Anschauung, daß der deutsche Ersatz für ein fremdes Wort erkünstelt und gezwungen erscheint, nicht recht aussterben. Je weitere Kreise an der Bildung unserer Zeit teilnehmen, desto mehr geht die sprachbildende Kraft unseres Volkes zurück, weil das geschriebene Wort als etwas Unantastbares gilt und die darüber wachende Aufsicht der Gelehrten eine ehrfürchtige Achtung genießt. Die Gefahr, daß unsere Sprache gründlich verwelscht wird, ist in unserem Zeitalter der zunehmenden Volksbildung wieder gestiegen. Diese Gefahr, in falscher Scheu das Fremdländische höher zu schätzen als das Einheimische, wächst in demselben Maße, als Deutschland in seiner Weltmachtstellung zunimmt und der weltbürgerliche Sinn mit dem völkischen in Wettbewerb tritt.

Infolge dieser Schwierigkeit der Eindeutschung fehlt es unserer Sprache an Aufnahmefähigkeit für die Fremdwörter. Trotzdem nimmt man sie in Schutz, indem man behauptet, daß sie in vielen Fällen brauchbarer sind als deutsche. Man sagt nämlich, daß wir durch die Fremdwörter in den Stand gesetzt sind, uns reicher und mannigfaltiger und vielfach auch einfacher und kürzer, ja auch deutlicher ausdrücken können, als es ohne Fremdwort möglich wäre. Diese Ansicht wird besonders von Gelehrten, Kaufleuten und Beamten vertreten, die sich der stillen Hoffnung hingeben, daß diese Fremdwörter doch wohl einmal eingedeutscht werden. Kein Verständiger wird leugnen, daß der Gelehrte fremdländische Fachausdrücke nicht entbehren kann, weil sie als wissenschaftliche Begriffe ihre ganz besondere, nur ihnen zukommende Bedeutung haben; niemand wird auch etwas gegen die Ausdrücke Elektrizität, Theater, Investiturstreit, Restitutionsedikt haben, weil sie durch die Geschichte geheiligte Begriffe geworden sind und deswegen in unserer Sprache Daseinsberechtigung erhalten haben; es ist auch zweifellos richtig, daß es dem Kaufmann oft genug schwer wird, unter den Tausenden von Warenbezeichnungen für eine neue Ware eine Benennung zu finden, die allen Ansprüchen an Brauchbarkeit entspricht. Aber man darf auch billig fragen, ob nicht dieses Sonderdeutsch der Gelehrten, Kaufleute und Beamten zu weit geht und oft genug Anlaß zu Spott und Mißverständnis gibt. Wenn dem entgegengehalten wird, daß der Reichtum und die Mannigfaltigkeit, die in einem Fremdwort liegen, ein Vorzug ist, so läßt sich leicht beweisen, daß dies geradezu ihr Nachteil ist. Die Mannigfaltigkeit des Begriffs führt zu Verschwommenheiten im Ausdruck und zu Unklarheiten im Verständnis. Was bedeutet nicht alles Effekten? Bald sind es die Gepäckstücke des Reisenden, bald die Papiere des Grundstückhändlers, bald die Kleidungsstücke des Offiziers. Das Wort Idee hat im Deutschen vierzig Bedeutungen, System sogar dreiundsechzig, und diese Beispiele lassen sich leicht vermehren, wenn man den Blick in ein Verdeutschungswörterbuch wirft. Es ist leicht zu erkennen, daß das deutsche Wort sich durch größere Genauigkeit und schärfere Begriffsunterscheidung von dem Fremdwort unterscheidet, so daß es die Sache klarer ausdrückt und leichter verständlich wird. Es entspricht der

Forderung der Sprache, daß jedes Wort, wenn irgendmöglich, mit der von ihm bezeichneten Sache genau in Übereinstimmung stehen muß. Den meisten Fremdwörtern dagegen haftet der Mangel an, daß sie Sammelbegriffe sind, die den Gegenstand mit der Vorstellung von ihm nicht in genauen Einklang bringen, so daß ihre Bedeutung oft erst aus dem Zusammenhang enträtselt werden muß.

Wenn trotz alledem das Fremdwort dem deutschen Worte vorgezogen wird, weil es, wie man behauptet, den Begriff einer Sache deutlicher darstellt, während das deutsche ihn gar nicht enthalte, so heißt das doch die Sache geradezu auf den Kopf stellen. Die Geschichte unserer Sprache zeigt, daß zahlreiche deutsche Wörter Fremdwörtern schnell den Rang abgelaufen haben, weil sie dem obersten Sprachgesetze, der Allgemeinverständlichkeit entsprechen. Den Ausdruck Gemeinplatz für locus communis verurteilte der Grammatiker Adelung noch vor hundert Jahren als verwerflich und ungeschickt, Sterblichkei für Mortalität verwarf er im Bunde mit dem Sprachforscher Campe, Bittsteller für Supplikant zu sagen, war ihm ganz unerträglich, und Schriftsteller für Autor erklärte Campe geradezu für fehlerhaft und sprachwidrig — und heut? Man lächelt über den, der diese Fremdwörter verteidigen und behaupten will, daß sie den Begriff besser als die deutschen Wörter ausdrücken. Noch viel schlagendere Beweise für den Vorzug des deutschen Ausdrucks vor dem fremdländischen bietet die Gegenwart, weil sie durch Hunderte von Ersatzwörtern den deutschen Sprachschatz bereichert hat. Im Eisenbahnwesen sind Haltestelle, Güter-, Sonder-, Blitz-, Durchgangszug, Klein-, Neben-, Hauptbahn, Bahnsteig, Fahrkarte und viele andere deutsche Ausdrücke so gut eingebürgert, daß kaum noch das Bewußtsein von ihrer Übersetzung aus Fremdwörtern vorhanden ist. Die Sprache des Postwesens ist von vielen entbehrlichen Fremdwörtern gesäubert. Wer denkt jetzt noch bei den deutschen Ausdrücken eingeschrieben, postlagernd, Fahrschein, durch Eilboten, Beiwagen, Behändigungsschein an die früheren, angeblich unersetzbaren Fremdwörter recommandieren, poste restante, Passagierbillet, per expreß, Beichaise, Insinuationsdokument? In der Elektrizitätsindustrie sind viele deutsche Benennungen wie Glüh- Bogenlicht, Gleich- Wechsel- Hochstrom, Aus- Ein- Umschalter, Fernsprecher zum eisernen und gern benutzten Bestandteil unserer Sprache geworden. Die gegenwärtig in vielen Gasthöfen ausliegende deutsche Speisekarte, die statt Beefsteak Rindstück, statt Bouillon Fleischbrühe, statt Couvert Gedeck, statt Dessert Nachtisch usw. sagt und die Verdeutschung der in Küche und Gasthofswesen gebräuchlichen Fremdwörter durchführt, hat nicht bloß zahlreiche Beachtung bei den Wirten, sondern auch großen Beifall bei den Gästen gefunden. Es wird auch nicht lange dauern, bis das Wort Funker, das an Stelle des Fremdworts Telegraphist auf dem Vordruck der Feldpostkarten steht, sich Bürgerrecht in unserer Sprache erwerben wird.

Und haben die Fremdwörter wirklich den Vorzug der Kürze vor den deutschen voraus? Ist etwa für statt pro, durch statt per, zu statt à länger? Es bedarf in diesem Fall, wie die Beispiele beweisen, nur eines kurzen Nach-

denkens, um sich von der Haltlosigkeit zu überzeugen, auf denen diese Fürsprache für die Fremdwörter beruht.

Wenn auch die Ansprüche, die an die Lebensfähigkeit eines deutschen Wortes zu stellen sind, durch die Übersetzung nicht immer befriedigt werden können, so verfügt doch unsere Sprache bei ihrer unbegrenzten Gestaltungskraft noch über andere Mittel zu ihrer Bereicherung. Eine unerschöpfliche Quelle für ihren Wortbedarf und zugleich ein großer Vorzug vor den übrigen lebenden Sprachen ist ihre Fähigkeit zur Neubildung von Wörtern. Davon zeugen Wurzelwörter wie Reiz, Gefühl; Ableitungen wie Urlauber, Umschalter, Wähler; Zusammensetzungen mit einem Verhältniswort wie Anschlag, Nachdruck, Umsicht oder mit einer Endung wie Emporkömmling, Prüfling, Zögling, Gesamtheit, Mehrheit, Rechtschaffenheit, Volkstum, Deutschtum, Königtum, — lauter Wörter aus dem siebzehnten bis neunzehnten Jahrhundert, ganz zu schweigen von den zahllosen Schöpfungen der Sprache während ihrer ganzen Lebensgeschichte.

Größeren Wert als auf die Neubildungen legen manche auf die Wiedereinführung alter Wörter, weil es, um mit Lessing zu reden, bei den neuen Wörtern ungewiß ist, ob ihr Stempel ihnen den rechten Lauf so bald geben möchte. So hat die Verwendung der Wörter Hort und Heim bei Zusammensetzungen wie Kinderhort, Töchterhort, Soldatenheim, Altersheim und vielen anderen zu glücklichen Wortbildungen geführt.

Eine reiche Fundgrube für den Wortvorrat bilden auch die Fachsprachen. Wie die Wörter aufstöbern, Wind bekommen, wittern, Flagge, Ebbe, Flotte, Bucht, Reck, Holm, Barren beweisen, haben die Jäger, Seeleute und Handwerker zu dem Wortschatz Beiträge geliefert, und auch die Studenten, Bergleute, Soldaten und andere Berufszweige sind dabei nicht zurückgeblieben, wie sich leicht an zahlreichen Entlehnungen aus ihrer Sprache dartun ließe.

Endlich sind auch die lange zurückgesetzten Mundarten wieder zu Ehren gekommen, da die Sprachwissenschaft ihren unerschöpflichen Vorrat an sinnvollen und anschaulichen Ausdrücken als Bezugsquelle für den heutigen Wortbedarf nachgewiesen hat. Daß sie sogar gute, hochdeutsche Formen verdrängt und Schlucht für Schluft, Talg für Unschlitt, Nichte für Niftel durchgesetzt haben, ist ein Beweis von ihrem starken Einfluß auf die Sprachgestaltung.

Es konnten nur einige Proben angeführt werden, aber sie zeigen wohl zur Genüge, daß unsere Sprache einen großen Reichtum an brauchbaren Mitteln für ihre Weiterentwicklung hat. Für die unaufhörliche Erneuerung ihres Bestandes hat sie in dem Bedeutungswandel einen starken Bundesgenossen. Wie dieser wirksam war, daß das heidnische Wort Ostern einen christlichen Inhalt erhielt, das mittelalterliche Wort Frauenzimmer an Stelle des Wohnortes die Frau bezeichnete und Kamerad nicht mehr den Stubengenossen bedeutet, sondern einen weit umfassenderen Begriff bekam, so gibt er auch heute noch den Wörtern auf ihrer Wanderschaft einen den Verhältnissen sich anpassenden Sinn. Ihren Grund hat diese sprachliche Erscheinung darin, daß zwischen Begriff und Wort

ein innerlicher und notwendiger Zusammenhang nicht besteht, sondern daß der Ausdruck durch ein stillschweigendes und durch Herkommen gefestigtes Einverständnis zwischen Sprecher und Hörer zu seinem Inhalt gelangt. Nicht eine dem Wort innewohnende Kraft erzeugt die Umgestaltung, sondern der auf Mitteilung seiner Vorstellung hinstrebende Geist des Menschen. Der Mensch ist das Maß auch aller sprachlichen Dinge.

Angesichts dieses Einflusses des menschlichen Geistes auf die Sprachgestaltung könnte man den Vorschlag machen, Grundsätze für die Verdeutschung aufzustellen und dann unter deren Anwendung die heutige Sprachbewegung zu fördern. Einen solchen Grundsatz hat schon der Dichter Voß in einem an Campe gerichteten Briefe mit folgenden Worten ausgesprochen: „Neue Wörter, deucht mich, müssen sich selbst wie alte Bekannte, die man nur lange nicht gesehen, einführen und durch ihre auffallende Geschicklichkeit und Anmut das Herz gewinnen." Ein vortrefflicher Grundsatz, der vor allem die Mahnung enthält, daß nicht jeder für die Sprachreinigung sich berufen fühlen soll, weil für diese Aufgabe sprachliches Feingefühl und wissenschaftliche Vorbildung notwendig ist. Sprachreinigung ist daher besonders die Aufgabe der Dichter, Redner, Schriftsteller und Gelehrten. Und doch — wer will sich vermessen, einer jungen Wortbildung ihr Schicksal vorauszusagen? Mögen Sprachgelehrte und Wörterbuchschreiber noch so bestimmt in ihrem absprechenden oder zustimmenden Urteil sein, es bleibt doch schließlich der Geschmack des Volkes maßgebend, der seine eigenen Wege geht. Daher muß der Grundsatz zu allgemeiner Anerkennung gebracht werden, daß es richtiger ist, sich in reiner deutscher Sprache auszudrücken als sich der Fremdwörter zu bedienen, weil das Fremdwort die Sache verdunkelt und das deutsche sie klar und allgemeinverständlich bezeichnet. Für diese allgemeine Überzeugung hat der Krieg die Bahn gebrochen. Der gute Wille, deutsche Wörter für die ausländischen anzunehmen und zu gebrauchen, ist jetzt in unserem Volke überall vorhanden. Wer es jetzt versteht, ihn auf die richtigen Bahnen zu leiten und für die Liebe zur Muttersprache nachhaltig zu begeistern, der wird mit Erfolg an der großen Aufgabe mitarbeiten, unsere Sprache auf die Dauer von der Fremdherrschaft zu befreien.

Schöne Literatur im Kriege

Von Franz Leppmann

Noch nie hat es eine so mit Zukunft getränkte Gegenwart gegeben, noch nie eine, die zum Aufbau eines Ideals, eines Traumbildes eines goldenen Zeitalters so dringlich aufforderte. Es ist so verlockend, sich auszumalen, wie alles werden wird, so unterhaltend, die Besitzgrenzen der Staaten neu zurechtzuschneiden, und besonders wir, die wir nicht so mitmachen dürfen, wie wir gern möchten, legen unsere ganze Hoffnung, unseren ganzen Stolz und unsere ganze brennende Liebe in dieses Spiel.

So sehr wir aber auch für das wichtige Gebiet des deutschen Schrifttums stofflich Neues und eine Neuordnung aller Werte von dem Kriege erhoffen, es bedarf einer gehörigen Selbstüberwindung und gewaltsamen Ablenkung, um heute literarische Neuerscheinungen zu mustern und sich in der Stunde eines gewaltigen Völkerschicksals in die privaten Erlebnisse und Schmerzen zu versenken, die in der Brust der Verfasser die Bücher zeugten. Man kann es nicht anders als mit Beziehung zur Gegenwart, das heißt mit der Frage tun: wäre das Erscheinen dieses Buches auch noch nach dem Kriege möglich? Und ganz natürlich behaupten heute diejenigen Bücher den Vorrang in unserer Teilnahme, in denen Dinge des Staates berührt werden.

Da tritt denn beispielsweise Bruno Wille mit einem autobiographischen Bande auf den Plan: „Das Gefängnis zum Preußischen Adler. Eine selbsterlebte Schildbürgerei" (Eugen Diederichs, Jena). Man kennt den Verfasser als sinnierenden Weltbetrachter, Naturbeseeler und Gottsucher, dem die geordnete Staatskirche mit ihren geschriebenen Offenbarungsurkunden zu eng ist, und als wichtiges Mitglied jener Friedrichshagener Schriftstellerkolonie, Freund der Bölsche, Brüder Hart und anderer, von denen in den achtziger und neunziger Jahren eine Umwälzung der Literatur ausging. So herrscht in dem Buche dem Staate gegenüber dieselbe Stimmung, wie in Gerhart Hauptmanns „Biberpelz", das heißt die Stimmung der Überheblichkeit der geistig Gerichteten, die

ihn überwunden zu haben glauben und belächeln. Viel Selbstgefälligkeit und ein emporkömmlinghafter Stolz, wie man es doch in der Geisterfreiheit bis an die Sterne weit gebracht habe, ist dabei, und Wille insbesondere ist nicht frei von der berlinischen, ein wenig platten und genügsamen Aufklärung, wie sie im achtzehnten Jahrhundert üblich war und sich schon darauf etwas zugute tat, daß sie nicht jedes in der Bibel erzählte Wunder unbesehen und wörtlich hinnahm. Er hat einmal freireligiöse Vorträge gehalten, sie wurden ihm verboten, er hat sie fortgesetzt, und statt die Strafe zu zahlen, sie in einem dörflichen Gefängnis von vollendeter Gemütlichkeit abgesessen, das seine Tore zu fröhlichsten Streichen immer wieder öffnete. Trotzdem die aus dieser „Strafe" fließenden heiteren Erinnerungen so reich sind, daß der Verfasser einen nicht zu schmalen Band aus ihnen hat formen können, ist er geneigt, sich für sein märtyrerhaftes Heldentum noch heute zu streicheln. Zugegeben, daß in der Religion — wie in der Liebe — alles auf Freiwilligkeit ankommt und mit Zwang wenig getan ist, wir fragen doch: könnte dieses Buch heute noch geschrieben werden? Ist es nicht das belächelte preußische System, was uns heute rettet? Der Geist des Gehorsams? Der — Polizeistaat? Jeder Fehler hat seine Tugend. Das System mag uns in Friedenszeiten hier und da gedrückt haben, im Kriege ist es ganz Tugend, ganz Segen. Preußen, hat der alte Praktikus Bismarck gesagt, ist wie eine wollene Jacke: kratzt, aber hält warm. Heute spürt alles, was deutsch ist, eine so beglückende Wärme, daß wir uns gar nicht erinnern können, daß es uns jemals irgendwo gejuckt hat.

Ausnahmsweise mag hier ein Ausländer eingeschaltet werden, selbstverständlich ein neutraler, der jene staatlichen Dinge von internationaler Färbung behandelt, die gerade unsere Teilnahme jetzt lebhaft fesseln, weil die Waschechtheit oder das Verbleichen dieser Färbung eine wesentliche Frage für den Staat der friedlichen Zukunft ist, an dem unser aller hoffende Gedanken bauen. Die sozialdemokratische Arbeiterbewegung behandelt Sigurd Ibsen, Henriks Sohn, Björnsons Schwiegersohn und gewesener norwegischer Staatsminister, in seinem Drama Robert Frank (Deutsch von Julius Elias, Berlin, S. Fischer). Auf Übermenschenweise versucht Robert Frank, den Knoten zu durchhauen. Er hat als Ministerpräsident ein Gesetz betreffend die Gewinnbeteiligung der Arbeiter eingebracht, das gerade bei ihnen auf Widerstand stößt, weil es endlich Frieden bringen und sie veranlassen könnte, ihre traumbildhaften Zukunftsstaatshoffnungen zugunsten greifbarer Teilerfolge fahren zu lassen. Aber er zwingt es ihnen mit blutiger Gewalt auf und — begnadigt den Rädelsführer der Aufständischen, weil er ihm die Krone des Blutzeugen aus Eifersucht nicht gönnt, denn Weibesliebe lenkt die Magnetnadel seines Wollens ab. Es ist das alte Lied, das alte Leid des Mannes im Staatsmann. Er wird „seiner Sendung untreu", um mit Vater Henrik zu reden, und büßt es mit dem Tode. Private Leidenschaften als die kleinen Ursachen zu großen politischen Wirkungen aufzudecken, ist mindestens seit Zolas „Son Excellence Eugène Rougon" üblich, und so

mischt sich in diesem vortrefflichen sozialen Theaterstück, das wir — vielleicht, vielleicht! — nach dem Frieden gar nicht mehr aufzuführen nötig haben, bereits das Staatsmännische mit dem Reinmenschlichen, Allzumenschlichen.

In Georg Hirschfelds „Nachwelt, Der Roman eines Starken" (Stuttgart und Berlin, Cotta) stehen wir dann bereits auf den Brettern, die, fern von harten politischen Wirklichkeiten, die Welt nur bedeuten. Leicht erkennbare und allbekannte Modelle und Vorgänge der Berliner und Wiener Theaterwelt sind in diesem Schlüsselromane, der im Feuilleton eines sehr weit verbreiteten Blattes zuerst erschien, verwertet worden, Josef Kainzens Leben und Sterben, der Zwist, den er in der eigenen Familie, der Generation seiner Kinder, der „Nachwelt" im engsten Kreise, fand, ist der Kern des Stoffes. Diese Nachwelt durchschaut das menschlich tief Fragwürdige alles Künstlertumes, und diese Problematik, die häufige Tatsache, daß die Natur dem Menschen haushälterisch vorenthält, was sie dem Künstler gibt, wäre schon ein Thema gewesen. Allein, es ist alles nur eben angerührt, in dieser Gestaltung spannt sich kein Wille, kein Rhythmus singt in diesem Stil, keine einprägsame Wendung läßt uns aufhorchen und klingt nach, es ist alles so schlecht und recht, so in die Schreibmaschine diktiert. Dergleichen wird bleiben, der Durchschnittsleser braucht sein Durchschnittsfutter.

Immerhin lebt in dem Buche doch noch etwas von Schicksal, von einem Könige und Helden wenigstens der Bühne, und ein Hauch heldenhaften Sterbens weht uns an. „Die Temperierten" von Emil Faktor (Berlin, S. Fischer) dagegen leben von der Furcht vor dem Schicksal. Es handelt sich um eine Eheirrung, wo man sich versteht, verzeiht, lossspricht, befreundet bleibt, abwägt und berechnet. Zu einem Drama — geschweige einem Trauerspiel — langt es bei diesen leidenschaftslosen Schemen nicht mehr, denn „Drama" heißt ja Handlung, und mit vollstem Rechte hat der Verfasser dieser Folge von Gesprächen den Untertitel „Auseinandersetzungen" gegeben. Die Gemütsverfassung, von der sie getragen werden, berührt seltsam in einer Zeit, die uns mit einer starken Kraft des Hasses und der Liebe wieder begnadet hat, die uns jeder schlaffen Gerechtigkeit entfremdet und die Gültigkeit des laxen Satzes gefährdet, daß alles verstehen, alles verzeihen heiße. Jahrzehnte eines gedeihlichen Friedens sind hier Voraussetzung, und ich wüßte nicht, wann solche Feinheiten wieder einmal geschrieben werden könnten. Betrachten wir vollends „Kammermusik, Ein Rokoko-Roman" von Peter Baum (Berlin, Hyperionverlag) aus unserem jetzigen Sehwinkel, so wird uns zumute, als wenn wir ein venezianisches Zierglas auf einer Feldküche fänden. Letzte Fortgeschrittenheiten und ein Reichtum an überfeinertem Geist im Rahmen einer Handlung, die in der vorrevolutionären Aristokratie Frankreichs spielt — — schnörkelhafter Übermut, Luxus, für lange Jahre erledigt, nicht nur im Augenblicke Makulatur . . .

Von hier geht die Kurve wieder aufwärts. Ist „Sommeraufenthalt" von Hugo Wolf (Berlin, Hyperionverlag) auch noch kein Werk, an dem man sich

in jetzigen Zeitläuften erquicken kann, so erfreut doch ein straffer Wille zur Form und eine trefffichere Psychologie, die auch Unbewußtem Worte leiht. Ist es auch noch nicht Natur, was es gibt und wohin es uns führt, so ist es immerhin Sommerfrische.

Was uns jetzt einzig ablenken, in einem edlen Sinne zerstreuen und für Stunden von dem Gefühl der fieberhaften Spannung befreien kann, sind künstlerische Formungen geschichtlich bedeutender Vergangenheit, wie etwa Ricarda Huchs großartiges Rundgemälde des Dreißigjährigen Krieges, oder solche Bücher, die uns ans Herz der ewigen, immer jungen, immer schönen Allmutter führen, wo Friede ist und der Atem Gottes. Emil Ertl tut das in seiner schönen Novelle „Walpurga" (Leipzig, L. Staackmann), die ein Gedicht in Prosa ist. Ein Städter wandert ins Tal seiner Jugend, seiner Liebe in der grünen Steiermark, wir wandern genießend mit, bleiben getreulich an seiner Seite obgleich gar nichts geschieht in diesem stillen, zarten und erbaulichen Buche. Und wir bleiben geographisch und seelisch ungefähr in derselben Gegend, wenn wir Max Mell zu „Barbara Naderers Viehstand" (Leipzig, L. Staackmann) folgen. Freilich ist die Natur hier derber. Die große Selbstverständlichkeit ihres Geschehens aber entwaffnet unsere Städterempfindlichkeit; sie ist schicksalhaft wie der Krieg, und dem Urzustande des Krieges aller gegen alle stehen diese geschlossenen Menschen mit ihren ungebrochenen Instinkten sehr nahe. Wir können ihnen so wenig böse sein, wie den ungestümen Frühlingswinden, die über die Bauernerde brausen, oder den heißen Sommergluten, die überquellendes Leben aus ihr wecken. Das vertrauteste Stück Natur ist immer die Heimat. Weil diese beiden Büchern der beiden Steiermärker ein Stück Natur geben, gesehen durch das Auge der Heimatliebe, und weil draußen um die Heimat gekämpft wird, sind sie unserer Liebe am nächsten, der Fortdauer am sichersten und nützlich und erquicklich zu lesen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Philosophie

Zu Weinels Fichte (Die Religion der Klassiker. Protestantischer Schriftenvertrieb, Berlin-Schöneberg. Johann Gottlieb Fichte von Prof. D. Dr. Heinrich Weinel. 1914. 111 S.).

Die Fichteauferstehung nach hundert Jahren bringt die menschlichen Seiten seines Wesens uns nahe, die bislang in der philosophischen Propädeutik hinter dem scholastischen Apparat seines formalen Denkens zugedeckt schienen. Die unvergängliche Bedeutung dieses Propheten des Evangeliums der Tat springt gerade in einem Zusammenhange ins Auge, der die Klassiker für die Religiosität der Gegenwart nutzbar machen möchte. Ob freilich ein echtes Mitglied des Evangelischen Oberkirchenrates Fichtes Wesen des Christentums, das Schleiermachers christologischer Auffassung des Christentums entgegensteht, nicht als krassen Modernismus ablehnen müßte, stehe dahin; auch wir wünschen dem trefflichen Weinel, daß sich seine Ansicht bestätigen möge, wenn er sagt, daß Fichtes mystisch erneuertes Christentum oder seine christlich versittlichte Mystik für unsere ganze religiöse Entwicklung noch einmal Bedeutung gewinnen wird. Meisterhaft rundet sich Weinels Auswahl zu einem systematischen Gesamtbilde des Fichteschen Prophetismus und die schwungvolle Einleitung gibt das einigende Band für die verschiedenen Gebiete der Fichteschen Religiosität. Diese Religion weitet den unpersönlichen kantischen Pflichtbegriff in den Bereich persönlicher Durchdringung und Seligkeit.

Der Nullität des Daseins, der Stumpfheit und Zerstreutheit, dem Indifferentismus, werden fünf Weltanschauungen gegenübergestellt, deren höchste die die Religion zur Klarheit durchringende Wissenschaftlichkeit ist. Der wundervolle Chauvinismus, der auf der Höhe der Reden an die deutsche Nation Deutschland als den Erben Athens preist, kommt hier mit einem Absatz zu Wort, den Weinel, „Deutschsein heißt echt sein" formuliert, etwas unsichtisch, wenn ich mich nicht täusche, denn Fichtes Stil ist eigentlich dem Stichwort abhold. Hier setzt Fichte den Deutschen, das Urvolk, das Volk schlechtweg, als Verkörperung dessen, was „selbst schöpferisch und hervorbringend das Neue lebt", in Gegensatz zu allen „die sich darein ergeben, ein zweites zu sein, die Fremden und Ausländer", ein Gegensatz, der übrigens die Urzelle der modernen Germanentheorie, mit ihrer Unterscheidung der blonden und der kulturlosen dunklen Rasse zu sein scheint. Neben die praktische Anwendung des religiösen Sinnes auf das Volk stellt Weinel die auf einen besonderen Stand: den Gelehrten, der sich zu einem Gefäß der göttlichen Idee in das unendliche zu vervollkommnen streben muß. Pädagogische Kapitel dürfen nicht fehlen. Am Schlusse stehen einige Auseinandersetzungen mit dem eigentlichen Christentum. Auch hier frappiert das eigentlich Unhistorische, das in der Überlieferung lediglich ein Problem sieht, das im energetischen Sinne des Fichteschen Persönlichkeitsbegriffes gedeutet werden muß. Worauf Lessings Erziehung des Menschengeschlechtes hinzielt, auf ein vergeltungsloses Christentum, das ist bei Fichte das Wesen des Christentums, so daß sogar die Märtyrer ohne Aussicht auf himmlischen Lohn ihm gestorben zu sein scheinen, da der Lohngedanke, tiefer erfaßt, schon im Glauben selbst sich vollendet. Auch die Glückseligkeit in dem

Jenseit, wo wir dann doch unseren Willen bekommen, dafür, daß wir Gott in dieser mühseligen Zeitlichkeit den seinen gelassen haben, ist für Fichte offenbare Unmoralität und wahrhafte Lästerung, — der entscheidendste Beweis, den Menschen für das Dasein Gottes finden können, ist ein göttlicher Wandel. Die Konsequenz dieses ins innerliche gewendeten Denkens offenbart sich denn auch in den einzelnen Proben über den Vorsehungsglauben, über religiöse Phantastik, die mit der Liebe nur spielt, ohne wahr zu sein, — auch hier eine Fortsetzung des Nathanwortes vom Gegensatze des andächtigen Schwärmens zum guten Handeln, — ferner in Gedanken über Unsterblichkeit, über das Mißverhältnis der individuellen Schranken, die der Staat setzt, zu der unendlichen Liebe, die in der Forderung gipfelt, daß die Religion nie die Zwangsanstalt des Staates für ihre Zwecke in Anspruch nehmen soll, und daß sie doch für die Vervollkommnung des Staates zur absoluten Gleichheit ein positives Moment ist. — Fichte zu lesen ist nicht leicht; die Methode seines Denkens, die Mannigfaltigkeit aus einem Prinzip herzuleiten, bedingt einen Stil, auf dessen Schematismus Goethes Vergleich vom Webemeisterstück gemünzt zu sein scheint; und doch entbehrt er einer eigentümlichen Plastik nicht, deren Ursprünge in der übersinnlichen Bildkraft der mittelalterlichen Mystik liegen, die der spekulativen Philosophie die Begriffe geschenkt hat, wie die Bibel unseren Klassikern die Anschaulichkeit; wenn er aber gar von der Apathie als einer „unverschämten" Weltanschauung spricht, so ist es, als ob Posaunenstöße des jüngsten Gerichts uns mahnen mitzuhelfen, um die religiösen Kräfte der deutschen Vergangenheit wiederzuerwecken und zum Kampfe für die Wiederbelebung protestantischen Lebens mobil zu machen. —

Seit diese Zeilen geschrieben wurden, hatte sich der Geist Fichtes in ungeahnter Weise in unserm Volke wirksam gezeigt; um so mehr wünschen wir diesem Büchlein Verbreitung.

Wilhelm Böhm

Politik

Ein unbeachtetes Dokument zur Geschichte des deutsch-französischen Krieges 1870/71. In Nr. 36 der Grenzboten bringt Herr Geheimrat Stölzel sehr zeitgemäß das ebenso lehrreiche wie unterhaltsame Buch „La grande nation" in Erinnerung, das Adam Pfaff in Kassel 1870/71 erscheinen ließ. Es ist in der Tat eine überreiche Fundgrube von Belegen dafür, wie sich das französische Volk schon vor vierundvierzig Jahren der Selbsttäuschung in einer uns nüchterneren Deutschen völlig unverständlichen Weise befleißigte. Ein weiteres höchst lehrreiches Zeugnis dafür ist ein Schreiben der Bevölkerung von Autun und Umgegend, das sie im August 1870 an ihren berühmten Landsmann, den Marschall Mac-Mahon, richtete, und das in den nächsten Tagen in Facsimile erscheinen wird*). Der Brief ist auf dem Schlachtfelde gefunden worden und befindet sich jetzt im Besitz des Geheimen Medizinalrates Prof. Dr. Fr. Ahlfeld in Marburg a. Lahn. Der Wortlaut ist folgender:

A Monsieur le Maréchal de Mac-Mahon,
duc de Magenta.

Maréchal,

La France vous acclame, l'Europe vous admire! Reichshoffen! C'est là, oui, c'est là que vous avez étonné le monde par le plus brillant exemple de toutes les vertus guerrières: science militaire qui devra finir par fixer à son gré la victoire; intrépidité indomptable qui fait des armées de héros; mâle éloquence qui sait inspirer les plus sublimes dévouements.

Laissez les enfants de l'Autunois mêler leurs voix au concert unanime de louanges qui vous arrive de toutes parts; laissez les proclamer, dès aujourd'hui, plus haut que tous, la gloire qui vous attend dans les siècles à venir. Défendue par de tels hommes, oui, la France doit vaincre; gloire à vous! Gloire à la France!

Es folgen 19½ Folioseiten, bedeckt mit Namensunterschriften.

*) Der deutsch-französische Krieg 1870/71, aus Urkunden, Briefen, Tagebüchern und nachträglichen Aufzeichnungen von Augenzeugen beider Parteien dargestellt. Berlin-Wilmersdorf, Hermann Paetels Verlag, G. m. b. H. 2 Bände. 4. illustrierte Auflage.

Eine deutsche Übersetzung mag folgen:

„An den Marschall Mac-Mahon,
Herzog von Magenta.

Marschall, Frankreich jubelt Euch zu, Europa bewundert Euch! Reichshofen! Dort, dort war es, wo Ihr die Welt in Erstaunen setztet durch die glänzendste Probe aller kriegerischen Tüchtigkeiten: einer Kenntnis des Kriegswesens, die schließlich den Sieg nach Belieben behauptet, einer unbezwinglichen Unerschrockenheit, die eine Armee von Helden schafft, einer männlichen Beredsamkeit, die schwärmerische Ergebenheit einzuflößen versteht.

Laßt die Kinder von Autunois einstimmen in die Lobeserhebungen, die man Euch einmütig aus allen Gauen zollt. Laßt sie lauter als alle anderen von nun an den Ruhm verkünden, der Euch in künftigen Jahrhunderten erwartet. Von solchen Männern verteidigt, muß Frankreich siegen. Ruhm mit Euch! Ruhm mit Frankreich!"

Das erwähnte Reichshofen liegt etwa 6 Kilometer westlich von Wörth; die Franzosen nennen bekanntlich die Schlacht vom 6. August 1870 nach diesem Ort. Der Poststempel auf dem Umschlag der Adresse lautet vom 23. August 1870. Ich brauche nichts hinzuzufügen; es erhellt ohne weiteres, in welch unglaublicher Unkenntnis und Selbsttäuschung über die Tatsachen man sich in Frankreich noch einen halben Monat nach den Ereignissen befand.

Hans Vollmer

Deutschland vor siebzig Jahren. Wie wir uns gewandelt haben im Verlauf zweier Generationen, wie sehr das Bild des heutigen Deutschlands abweicht von dem Deutschland um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, das überraschte mich beim Blättern in Freiligraths Gedichten. 1844 schrieb er:

... Deutschland ist Hamlet ...
Er sinnt und träumt und weiß nicht Rat,
Kein Mittel, das die Brust ihm stähle.
Zu einer frischen, mutgen Tat
Fehlt ihm die frische, mutge Seele.

Das macht, er hat zu viel gehockt,
Er lag und las zu viel im Bett,
Er wurde, weil das Blut ihm stockt,
Zu kurz von Atem und zu fett.
Er spann zu viel gelehrten Werg,
Sein bestes Tun ist eben Denken.
Er stak zu viel in Wittenberg,
Im Hörsaal oder in den Schenken.

Ein Dichter darf, um seine Idee scharf herauszuarbeiten, etwas übertreiben. So kann man dem Dichter (und Parteimann) Freiligrath wohl etwas Übertreibung vorwerfen, ohne die Richtigkeit dieser Charakterzeichnung zu bestreiten. Deutschland war Hamlet. Das für die Gegenwart Bemerkenswerte ist die Tatsache, daß heute in manchen Teilen Europas Verwunderung und auch Schrecken darüber herrscht, daß Deutschland so frischer, mutiger Taten fähig ist. In einigen schwedischen und englischen Zeitungen war es ausgesprochen, in den meisten war es zwischen den Zeilen zu lesen. Diese völlige Wesenswandlung ist eine peinliche Überraschung gewesen. Ob gewisse Diplomaten nicht auch mit der Hamlet-Natur gerechnet haben?

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 28/37.

Zufriedenheit

Eine freimütige Frage an alle Deutſche*)

Von Heinrich Jaeger

Der Krieg hat den Staat, der bis dahin Tauſenden als Macht der Finſternis erſchien, wieder zum Brennpunkt gemacht: Eintracht, Staatsreligion ſchwellt uns die Bruſt!

Die Kölniſche Zeitung ſchrieb einmal vor Jahren (Nr. 1340, 1909): „Die ‚internationale' Sozialdemokratie, die allerdings nur in Deutſchland anzutreffen iſt, hat mit dieſer Art der Betrachtung, draußen alles gut, zu Haus aber alles ſchlecht zu finden, vielen die Köpfe verdreht und zum guten Teil die Reichsverdroſſenheit erzeugt, ſo daß ſie jetzt auch bei ſolchen zu finden iſt, die ſonſt am Beſtehenden feſtzuhalten geſonnen ſind. Es iſt wie eine Epidemie, die durch die Luft verſchleppt wird, durch die Atmoſphäre, den Dunſtkreis, den die ewige Wiederholung ſolcher Behauptungen und Anſchauungen um die Köpfe braut. Treten dieſe Behauptungen und Anſchauungen auch noch in ein wiſſenſchaftliches Gewand gehüllt auf den Plan, dann iſt ihre ſuggeſtive Wirkung auf den braven Durchſchnittsdeutſchen durch kein Gegenmittel mehr abzuſchwächen; es iſt dann erwieſen, daß Deutſchland das rückſtändigſte Land der Welt iſt und in dieſer Rückſtändigkeit nur noch von Rußland übertroffen wird**)."

*) Neubearbeitung des gleichnamigen Kapitels aus des Verfaſſers „Deutſchen Gängen in Politik und Kultur", München, C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 1.60 M.

**) Eine bei Georgi, Bonn, erſchienene Wahlrechtsſchrift gibt den Artikel im Auszug wieder. Er weiſt nach, daß vor der (rund 8 Mark pro Kopf ausmachenden) Reichsfinanzreform an Geſamtſteuern gezahlt wurden: in Deutſchland 49.06 Mark pro Kopf, in Frankreich 82.77 Mark und in England 95.70 Mark.

Verglich man, was bei uns in Politik und Landesverteidigung, Rechtsprechung und Gesetzgebung erreicht war, mit dem Ausland (wenn man es näher kannte), so kam man regelmäßig zu dem Schluß, daß es uns im Sichtbaren recht gut ging und daß wir, alles in allem genommen, durchaus Grund zu einer vernünftigen Zufriedenheit hatten. Wir konnten stolz sein auf unsere, nach menschlicher Möglichkeit vollkommenen Einrichtungen, dankbar einer Regierung, die überall den Anforderungen der Sache den Vorrang verschaffte. Schon der Auftakt des Krieges hat denn auch jene Verdrossenheit rasch genug erledigt, die Überlegenheit unserer Ordnung war von Anfang an klar.

Eines jedoch mußte zugegeben werden: was der ausgezeichnete Sachdienst unserer Berufsregierung, ihr alles beherrschender Dienstbegriff nicht hat pflegen lassen, das sind die Formen im Verkehr mit den Regierten. Dieser Mangel war zuzugeben und war um so betrüblicher, als auch der geschäftliche und gesellschaftliche Verkehr nach und nach ziemlich holperig geworden war, man stieß berechtigten Empfindungen, wenn auch ohne verletzende Absicht, oft vor den Kopf. Heut aber besorgen wir das letztere unseren Feinden und halten unter uns selbst, Schulter an Schulter, sehr gut zusammen, ganz erstaunlich gut — sollte davon, von diesem Zusammenhalt und gemeinsamen Dank nicht etwas hinübergerettet werden können? In die Zeiten des Friedens??

Die Schule, fortgesetzte eigene und gegenseitige Schulung, haben uns manches erreichen lassen, aber wessen Augen und Rücken gesund und gerade geblieben sind, sagt sich, daß wir des Guten zuviel tun, zuviel Vorschriften für alles und jeden schaffen, daß diese allgegenwärtige Ordnung, die Fünfe niemals gerade sein lassen kann, den Mann schließlich erdrücken, die Zahl der Grollenden immer weiter anschwellen lassen muß.

Erziehung ist eine Wohltat, fortwährende Erziehung eine Plage. Der Mensch muß, bis auf weiteres, auch einen Fehler machen, er muß sogar Fehler haben dürfen. Die bloße, negativ tugendhafte Angst vor Kritik tut am liebsten überhaupt nichts, paßt nur auf, ob die andern auch nichts „tun". Die Besserungsanstalt ist fertig, der Mann als Ganzer, mit seinen Fehlern, soll nicht ganz bleiben und darf gar nicht zufrieden sein. Jeder ganze Mann, jedes gesunde Volk dagegen ist es, hängt recht und schlecht am Alten, will davon nicht lassen. Siehe die nordischen Länder, die von einem beneidenswert ruhigen Tiefgang sind. Man fühlt dort und denkt ungleich konservativer als bei uns. Und warum? Weil der Sinn, in dem Gesetze und Gedanken gehandhabt werden, liberal ist, ausgesprochen liberaler als irgendwo. Es muß weit kommen, ehe der Mann nicht mehr sicher ist, als Herr angesehen, als solcher und mit diesem alleinigen Titel höflich behandelt zu werden. Das versöhnt, das Gegenteil vergiftet. Darum bewähren sich Sitte und Überlieferung dort als Mächte, deren Druck niemand empfindet. Man hat noch Humor und kommt aus. Mit wenig Regierung, wenig Reibung und noch weniger Aufsicht, die nun einmal nirgends geliebt wird.

Bei uns dagegen ist zwar der äußere Wohlstand auch gestiegen, unsere geistigen und gesellschaftlichen Maßstäbe aber — wir bitten um Verzeihung für unsere Offenheit — sind klein geblieben. Wir sind nicht läßlich genug untereinander. Glauben immer noch, jeden nach seinem Verdienst behandeln zu dürfen. Vielfach sogar möglichst ein wenig schlechter. „Potz Wetter, Mann, viel besser" — empfiehlt schon Shakespeare — „behandelt jeden Menschen nach seinem Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher? Behandelt sie nach eurer eignen Ehr' und Würdigkeit; je weniger sie verdienen, desto mehr Verdienst hat eure Güte!"

Großzügigkeit tut Wunder! Die Wendung hat auch uns wieder zusammengeschlossen, Freiwillige und freudigen Zug gebracht bis ins letzte Glied. Wo liegt denn der Erfolg in einer gutgeführten Kompagnie, einem gutgeleiteten industriellen Unternehmen, einem blühenden Staat? Beim großen Augenmaß und dem Geschick, mit denen ein Chef die Kräfte gleichzurichten, alle tüchtigen Elemente an seine Seite zu bringen weiß. Sie verstehen, fühlen sich geehrt, ihr Beispiel zieht, Zug ist in der Sache!

Mit bloßen Verboten kamen wir nicht vorwärts!

Etwas mehr Herz, haben wir gesehen, und ein allgemeiner Sonnenschein zog ein in Deutschland, stärkte jeden guten Willen und lichtete den Druck der Methode!

Der Ton macht die Musik und so wenig uns das „Suaviter in modo" im Blut liegt, es muß ein für allemal gelernt, das deutsche Verkehrsklima muß sonniger werden. Haben wir den für uns Teutonen recht schweren Umgang nach oben gelernt, so ist es nunmehr höchste Zeit, Leutseligkeit nach unten zu üben. Sie ist ein unentbehrliches Requisit jeder wahren Bildung, alten oder neuen, und kommt weiter, als die Stelzenwirtschaft subalterner Plattfüße! Kann einer ohne gelegentliche Grobheit nicht leben — und deren sind, Gott sei Dank, viele bei uns — so bitten wir ihn freundschaftlichst, sie nach oben hin zu adressieren. Das ist verdienstvoller und erleichtert das gepreßte Herz ganz anders, als das bequeme Andonnern hilfloser Untergebener! Ist auch (cum grano salis!) für einen intelligenten Vorgesetzten wie eine Huldigung — solchen Mann hält er warm, er weiß, was er an dem hat! Charaktere braucht er, keine Bücklinge! Das wirkt im stillen und ist die einzig richtige Sozialpolitik. Die der Person!

Aus einer gänzlich aussichtslosen Quantitätsfrage muß eine Frage werden von Qualitäten, die Geltung beanspruchen können und Anerkennung finden. Auch in rauher Schale. Dann geht der Mann für den Führer durchs Feuer!

Der Mensch lebt einmal nicht vom Brot allein: jedem, der seinen Mann stellt, muß auf deutschem Boden auch einiges Selbstgefühl zugestanden werden! Gleichviel ob er diesem Beruf angehört oder jenem. Schwachköpfe, deren enger Verstand für solche vornehmere Bewertung ihrer Mitmenschen nicht ausreicht, sollten nunmehr schleunigst den Abschied bekommen: sie ziehen

uns wieder in den Materialismus hinab, mit seinem Kampf aller gegen alle!

„Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht."

Allzu einseitig hatten wir die Wege der Wirtschaft beschritten, den Geist hatten wir vernachlässigt, das Gemüt war verarmt, erst die große Not hat uns zur Besinnung auf unsere gemeinsamen Güter gebracht!

Und wird das Band wirklich den Friedensschluß an den Grenzen überdauern?

Hoffen kann man es kaum. Keiner will seine Gesichtswinkel revidieren! Sehen wir doch oben, wenn es nottut, auch weiter ein wenig durch die Finger, sehen lieber, wie Stil und Stolz wieder in die Gemüter gezogen sind! Der kleinen Wirrnisse des Alltags werden wir sehr viel leichter Herr werden, wenn wir uns entschließen, in jedem zunächst einmal den Mitbürger zu entdecken! Nicht Mittel und Titel sollen zuerst gewogen werden, sondern das Herz! Es hat für das Vaterland geschlagen, versteh' es nur zu fassen!

Germanisch muß gemessen werden, Tüchtigkeit entscheide! Dann bleibt die Kirche im Dorf!

Der Krieg hat die Kräfte mobil gemacht. Zufriedenheit im Volk ist auch eine. Sie gedeiht oder verdirbt mit der Kunst der Regierenden, sich im richtigen Moment Schillers Mahnwort an Deutschlands Fürsten vor Augen zu halten, den Satz, der heute mehr als je gilt — daß nur der Gehorchende den Gebietenden groß macht!

Der Vernichtungskampf gegen das Deutschtum in Rußland

Bei aller ungeminderten Entrüstung über die frivole Art, mit der die russische Regierung den Weltkrieg hat entzünden helfen, sind wir heute genötigt, ihr unsern aufrichtigsten Dank zum Ausdruck zu bringen. Das ist ganz ernsthaft gemeint. Denn die russische Regierung hat es fertig gebracht, dem Kriege, den wir, ohne ein großes Ziel zu haben, lediglich als einen Verteidigungskrieg auf uns nehmen mußten, ein großes Ziel zu geben, ein Ziel, um dessen Willen es sich wohl lohnt, von — der Verteidigung zum Angriff überzugehn und die größten Opfer auf sich zu nehmen: die Sicherstellung der friedlichen deutschen Arbeit auch in den Grenzen des heutigen Rußland für alle Zeiten und damit die Sicherung unserer völkischen Basis in Europa.

Es vergeht jetzt kaum ein Tag, an dem wir nicht von neuen Schlägen hören, die die russische Regierung gegen friedliche seit Jahrzehnten in Rußland lebende Deutsche führt, und es mehren sich die Angriffe gegen die friedliche Arbeit der Deutschen durch die russische Gesellschaft. Schon jetzt sind nach amtlichen Mitteilungen in Sibirien und Nordostrußland 150000 Deutsche interniert: Fabrikdirektoren, Bankiers, Ingenieure, Kaufleute mit ihren Familien befinden sich darunter, — alles Menschen, die zu den nützlichsten Elementen im russischen Staat gehörten. In den letzten Tagen sind nach Angabe der russischen Presse allein in St. Petersburg 23 000 Deutsche, Männer, Weiber, Greise, Kinder, gezwungen worden, Rußland innerhalb von zwei Wochen zu verlassen, widrigenfalls sie ins Innere Rußlands verbannt werden sollen; wie viele von ihnen die Mittel werden auftreiben können, um herauszukommen, ist fraglich, denn es ist den Banken verboten, größere Zahlungen an Deutsche und Österreicher zu leisten. In Moskau, Charkow und St. Petersburg sind die Vorstände der Kaufmanns- und Industriellenorganisationen zusammengetreten, um darüber zu beraten, in welcher Weise nicht nur der deutsche Handel, sondern das Deutschtum selbst zu treffen wäre. Die deutschen Aufsichtsräte hat man bereits vor Wochen aus den Aktiengesellschaften entfernt; jetzt soll deutscher Patentschutz als ungültig erklärt werden; das mag alles noch hingehen, da solche Maßnahmen dem Wesen des Wirtschaftskrieges entsprächen.

Anders müssen schon die folgenden Maßnahmen bewertet werden: die Moskauer Handelskammer hat beschlossen, sämtlichen deutschen und österreichisch-ungarischen Reichsangehörigen die Genehmigung zum Betriebe von Handel und Gewerbe zu versagen. Die im Laufe des November auszugebenden Handelsscheine für 1915 werden an Deutsche nicht mehr ausgegeben. — Man stelle sich das Elend vor, daß durch diese Maßnahmen auf viele tausend, nein, mehr als hunderttausend Familien gebracht wird! Kinder und Frauen, Kranke und Greise werden den größten Entbehrungen und Strapazen ausgesetzt, vielfach dem Tod und dem Verderben preisgegeben. Manche Deutsche, die schon in Rußland geboren sind, und die sich bisher nur deshalb in die deutschen Matrikel bei den Konsulaten eintragen ließen, weil sie als Ausländer in Rußland besser durch das russische Gesetz geschützt waren, wie als Russen, haben versucht dem Geschick der Ausweisung dadurch zu entgehen, daß sie sich bereit erklärten, in die russische Untertanenschaft überzutreten. Man hat sie abgewiesen, man will also die Deutschen als solche treffen, nicht den deutschen Reichsangehörigen.

Am schärfsten tritt diese Absicht, das Deutschtum zu schädigen, nicht aber das kriegführende Deutsche Reich, in einem Gesetzentwurf des russischen Ministers des Innern Maklakow hervor, dem wir dafür später ein alle Zeiten überdauerndes Denkmal setzen wollen. Er hat nämlich, gestützt auf Artikel 87 des Reichsgrundgesetzes, dem Ministerrat das Folgende zur schleunigen Annahme vorgelegt:

1. Den österreichisch-ungarischen und den deutschen Reichsangehörigen ist es verboten in den nachstehend aufgeführten Gouvernements Immobilienbesitz außerhalb der Städte zu haben: Petrograd, Estland, Kurland, Livland, Kowno, (Grodno?), Ssuwalki, Lomsha, Plock, Warschau, Kalisch, Petrikau, Kjelce, Radom, Lublin, Cholm, Ssedljetz, Wolhynien, Podolien (Kijew?), Bessarabien, Cherson, Taurien, Don-, Kuban-, Schwarzmeergebiet, sowie Kutais und Batum*).

2. In den unter 1 genannten Gouvernements ist es allen Personen ausländischer Herkunft, die aus österreichisch-ungarischer oder deutscher Untertanenschaft in die russische übergetreten sind, sowie allen Nachkommen solcher Personen in männlicher Linie verboten, außerhalb der städtischen Siedlungen Immobilien zu besitzen, die nach dem 1./13. Juli 1870 von ihnen erworben worden sind.

Anmerkung: Die dargelegten Bestimmungen werden nicht ausgedehnt auf Personen, die zum Uradel des Ostseegouvernements gehören (Artikel 2 der Gesetzsammlung für die Ostseegouvernements, Teil 2 des Gesetzes von den Ständen)**).

3. Den unter 1 und 2 näher bezeichneten Personen wird in den genannten Gouvernements zugleich verboten, außerhalb der städtischen Siedlungen Immobilien zu mieten oder zu pachten oder ihre Verwaltung zu übernehmen***).

*) In dem Nowoje Wremja sucht ein Leitartikel nachzuweisen, daß die Maßregel auch auf die Deutschen aller anderen Gouvernements ausgedehnt werden müßte. — Ich sehe nicht ein, was gegen den Vorschlag des Nowoje Wremja sprechen könnte: wenn die Herren in „Petrograd" schon einmal alle Grundlagen der Kultur antasten und sich über alles internationale und eigenes Recht hinwegsetzen, wozu dann halbe Maßregeln? G. Cl.

**) Und die polnischen Magnaten?

***) Somit dürfen Deutsche auch für den Sommer keine Landhäuser (Datschen) mieten!

4. Zur Feststellung der Personen, die der Wirkung der unter 1 und 2 angeführten Bestimmungen unterliegen, haben die betreffenden Gouvernements- und Gebietsregierungen namentliche Listen mit Angabe des einer jeden Person gemäß Artikel 1 und 2 zugehörigen Besitzes aufzustellen auf der Grundlage der von den nachgeordneten Behörden den Gouverneuren zu liefernden Angaben.

5. Aus den Listen der ausländischen Untertanen zu Artikel 1 sind die Personen weiblichen Geschlechts und russischer Herkunft, die in russischer Untertanenschaft geboren wurden, aber sich an ausländische Untertanen verheiratet haben, zu streichen, doch dürfen ihre Rechtsnachfolger ausschließlich Personen russischer Herkunft und russischer Untertanenschaft sein.

6. Aus den Listen der russischen Untertanen ausländischer Herkunft (zu Artikel 2) sind folgende Personen auszulassen:

a) die ihre Zugehörigkeit zu einer slawischen Völkerschaft nachweisen können,

b) die ihre Zugehörigkeit zum orthodoxen Glaubensbekenntnis von Geburt an nachweisen können,

c) die den Nachweis dafür erbringen, daß sie selbst oder einer ihrer Rechtsnachfolger in den kriegerischen Operationen der russischen Armee gegen den Feind teilnehmen.

7. Die Listen der russischen Untertanen ausländischer Herkunft mit Angabe der ihnen gehörigen Immobilien, Zahl der Dessjätinen, Bauten, Wohnhäuser usw. sind den örtlichen Filialen der Bauernbank zu übergeben, von denen sie an sichtbarer Stelle zur allgemeinen Einsichtnahme ausgehängt werden; ferner werden sie in den (amtlichen) „Gouvernements-Nachrichten" veröffentlicht. Beschwerden über unrechtmäßige Eintragung in die Listen sind an den Gouverneur zu richten.

8. Den Personen, die in die Listen aufgenommen sind, wird es überlassen, die in den Listen nachgewiesenen Besitztümer im Zeitraum von zwei Monaten, gerechnet vom Tage des Eingangs der Listen bei den Filiales der Bauernbank, an solche Käufer zu verkaufen, die das Recht haben, sich der Beihilfe der Bauernbank zu bedienen. Nach Ausgabe dieses Gesetzes getätigte Verkäufe von Immobilien an andere Käufer ebenso wie ihre Verpfändung sind ungültig.

9. Immoblien, die nach Ablauf der zweimonatlichen Frist nicht verkauft sein sollten, werden von der Bauernbank erworben, wobei die von der Bauernbank auf Grund dieser Regeln erworbenen Immobilien nicht mit Wechseln und anderen persönlichen Schuldverschreibungen ihrer (bisherigen) Besitzer belastet sein dürfen.

10. Mit Ablauf von zwei Monaten, vom Tage der Veröffentlichung dieser Vorschriften, verlieren alle Pacht- und Mietverträge betreffend außerhalb der Städte zu enteignenden Immobilien mit österreichisch-ungarischen und deutschen Untertanen sowie Personen russischer Untertanenschaft, die diese nach 1870 erworben haben, ihre Gültigkeit.

11. Zur Bestimmung der Termine in vom Feinde besetzten Gebieten wird der Tag der Säuberung vom Feinde zum Ausgang genommen.

12. Bezüglich der russischen Untertanen, die aus österreichischer und deutscher Untertanenschaft gekommen sind, werden folgende Vorschriften verfügt: Personen, denen das Recht genommen ist, Immobilien zu besitzen, die von ihnen nach dem 1. Juni 1870 außerhalb der Städte in den fünfundzwanzig Grenz- und Seegouvernements und -Gebieten erworben wurden, können solche Immobilien nur auf dem Wege der Erbschaft von gleichfalls in ihren Rechten gemäß diesem Gesetz beschränkten Personen ererben unter der Bedingung, daß das zu erbende Immobil nach dem 1. Juli 1870, nicht im Besitz eines von diesen Beschränkungen freien Russen gewesen ist. In allen Fällen gesetzlicher Erbfolge ebenso wie im Falle der Erbfolge auf Grund eines Testaments, ist der Erbe verpflichtet, das Immobil im Laufe von drei Jahren, vom Tage des Besitzantritts an gerechnet, an Erwerbsberechtigte zu verkaufen.

13. Den Gouverneuren wird das Recht zuerkannt, alle Personen auf administrativem Wege aus den Grenzen ihres Gouvernements auszuweisen, die überführt werden, durch formell getätigte Verträge oder testamentarische Verfügungen, mündliche Verträge und nicht

formell festgelegte Abmachungen, die den Erwerb des Besitzrechts oder der Nutznießung, oder die Miete oder die Pacht von Immobilien betreffen, verletzt zu haben*)."

Wie viel Deutsche von dieser Maßregel betroffen werden, läßt sich auch schätzungsweise nur sehr schwer angeben. In den betroffenen Gouvernements leben mindestens eine Million Deutsche. Da sie meist fleißig und sparsam waren und stets danach getrachtetet haben, sich Land zu erwerben, und sei es auch nur um sich darauf in der Nähe der Städte ein Landhaus zu errichten, gibt es nur verhältnismäßig wenig Deutsche, die keinen Immobilienbesitz außerhalb der Städte haben. Da ferner viele industrielle Anlagen dank einer unvollkommenen Verwaltungsorganisation in ländlichen Bezirken liegen, werden auch sehr viel deutsche Industrielle betroffen, deren Besitzungen zu Kriegszeiten überhaupt nicht zu realisiren sind. Nach dem Entwurf müssen z. B. alle die schönen Landhäuser um St. Petersburg jetzt im Winter innerhalb zweier Monate verkauft werden.

Dennoch! Wir können Herrn Maklakow wirklich dankbar sein. Durch den Gesetzentwurf enthüllt er die Ziele der russischen Politik, die bisher eigentlich nur der sehr aufmerksame Forscher der russischen Geschichte klar erkennen konnte, in aller Nacktheit. Tod dem Deutschtum! Er hilft uns so recht die Stimmung dafür zu schaffen, aus der der Wille zur Zertrümmerung des Barbarenstaates an unsrer Ostgrenze geboren wird. Der russische Staat muß zertrümmert werden! eher gibts keinen Frieden, keine friedliche Arbeit! Das sei unsre Antwort. —

Der Gesetzentwurf stellt sich als eine um so größere Gemeinheit dar, als er sich gegen die Kreise richtet, die die russische Regierung mühsam unter allerhand Versprechungen und bei Zusicherung vieler Privilegien ins Land gezogen hat, um dem Russentum Kultur zu bringen. Die deutschen Kolonisten wurden von denjenigen russischen Herrschern ins Land gerufen, die die Russen bisher wegen ihrer Taten am meisten verehrten: Katharina, die beiden Alexander! Sie sollten vorbildlich auf die russische Umgebung wirken. Der Gesetzentwurf ist eine Neuauflage der Ignatjewschen Maigesetze von 1882, die die russischen Juden in das Riesenghetto des Ansiedlungsrayons sperrten. Der Entwurf lüftet aber auch den Vorhang von dem Geschick, das die russische Regierung allen Fremdvölkern ohne Ausnahme zu bereiten gedenkt: Letten, Esten, Litauern und Polen.

*) Während diese Zeilen zum Druck gehen, ist in dem Russkoje Slowo die Mitteilung erschienen, daß der Ministerrat den Entwurf prinzipiell angenommen hat, während die sogenannte Parlamentskommission, die auf Grund des Artikels 87 von der Regierung eingebrachte Gesetzentwürfe zu beraten und der Allerhöchsten Bestätigung zu unterbreiten hat, an fünf Paragraphen Änderungen vornahm. — An der Beratung des Gesetzes haben unter dem Vorsitz des Justizministers J. G. Schtscheglowitow u. a. folgende hohe Beamte teilgenommen: der Landwirtschaftsminister A. W. Kriwoschein, Minister des Innern N. A. Maklakow, der Reichskontrolleur P. A. Charitonow, der Gehilfe des Landwirtschaftsministers A. A. Rittich, der Chef des Polizeidepartements im Ministerium des Innern N. W. Plewe (Sohn des berühmten 1904 ermordeten Ministers des Innern), der Gehilfe des Ministers des Äußeren A. A. Neratow, der Gehilfe des Chefs des Admiralstabs A. J. Russin, ferner Baron Taube u. a. m., die bisher noch nicht genannt sind.

Die Polen sind schon durch den Entwurf in einzelnen von ihren Magnaten getroffen, die von deutschen und österreichischen „Untertanen" geerbt haben. Ihre Zugehörigkeit zum Slawentum wird sie kaum vor dem Geschick bewahren, solange sie nicht der römischen Kirche sowie der polnischen Sprache zugunsten der russischen den Rücken kehren. Der Gesetzentwurf ist schließlich geeignet, die bereits unter der Asche glimmende soziale Unzufriedenheit zu schüren. Ein zweischneidiges Schwert! Er muß endlich den verschiedensten Volkskreisen in Rußland die Augen darüber öffnen, wohin der Regierungskurs führt; denn es trifft sehr viele Russen ebenso wie die Deutschen. Er weckt die Begehrlichkeit der Bauern und sonstigen Kreise niederer Bildung, reizt zu Ausbrüchen nationaler Leidenschaften an — in Moskau hat man bereits mit der Zerstörung der zahlreichen Geschäfte von Einem begonnen — und wird wohl, so wie ich besonders die wolhynischen Bauern kenne, manche Zerstörung wertvollen Gutes und Mord und Brand zur Folge haben. Nach der dem Entwurf beigefügten erläuternden Denkschrift scheint das auch eine Nebenabsicht des Herrn Makkakow zu sein: die gegen den Zentralismus heraufziehende Revolution will er ableiten auf das zumeist besitzende Deutschtum. Die Revolution von oben! Das Dokument „Petrograder Kultur" sei daher hier wörtlich wiedergegeben, wie es die russische Presse „als Begründung zum Gesetzentwurf" veröffentlicht.

„Schon länger als dreißig Jahre," schreibt der Herr Minister, „läßt sich die russische Regierung die Erforschung des ausländischen Bodenbesitzes angelegen sein. Die Ausmaße und das unaufhaltsame Wachstum dieses Bodenbesitzes ist derart, daß die Frage in den Vordergrund treten mußte. Allein im Südwestgebiete (das sind die drei Gouvernements Kijew, Podolien und Wolhynien. D. Red.) gab es 88000 deutsche Ansiedler, die im Jahre 1882 etwa 400000 Dessjatinen (1600000 Morgen) Land besaßen. Auf Grund ihrer langjährigen Beobachtungen ist die Regierung zu der Ansicht gekommen, daß die ausländischen Ansiedler trotz langjährigen Aufenthalts in russischen Landen in ihrer Mehrzahl nicht nur keine Neigung zeigten, sich der umwohnenden Bevölkerung zu assimilieren, sondern standhaft ihre Eigenart und Fremdheit dem russischen Volke gegenüber bewahrten. Die fremdländischen Ansiedler können als russische Untertanen nur in formeller Hinsicht bezeichnet werden; tatsächlich neigen sie in ihrer politischen Gesinnung, in Sprache, in Gewohnheiten und Religion zu ihren Stammesgenossen jenseits der Grenze und zu den Zentren der fremdländischen Zivilisation."

In politischer Hinsicht seien die deutschen Ansiedler durchaus nicht loyal gewesen. „Die Zahl derer, die sich der militärischen Dienstpflicht entzogen, war immer gewaltig: 1906 waren es $13^1/_2$ v. H., 1907 — $19^1/_2$ v. H., 1908 — $20^1/_2$ v. H. und 1909 gar $22^1/_2$ v. H. — Gleichzeitig verblieben die Ansiedler in der deutschen und österreichischen Untertanenschaft und kamen der militärischen Dienstpflicht in ihren Staaten gern nach. Im Jahre 1910 wußte man von einer großen Zahl von Ansiedlern des Gouvernements Wolhynien, daß sie

UNIVERSITY

Reservisten der deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen seien. Im Jahre 1910 wurde auf diese Erscheinung die Aufmerksamkeit der höheren Kreise gelenkt, worauf der deutsche Landbesitz im Südwest- und Nordwestgebiet als gefährlich anerkannt wurde. Die Änderung in der Bewertung der deutschen Siedlung eit 1880 ist dadurch hervorgerufen, daß Deutschland, das nach dem deutsch-französischen Kriege begann, sich für eine Offensive gegen Osten vorzubereiten, seit Anfang der 1880er Jahre angefangen hat, die Ansiedler in Rußland für die Durchführung der späteren Aufgaben nutzbar zu machen (!).

„Am 1. Juni 1870 wurde ein Gesetz erlassen, wonach zum Austritt aus der deutschen Untertanenschaft eine besondere Erlaubnis der Regierung notwendig ist; deutsche Untertanen, die formell in die Untertanenschaft eines anderen Staates übertraten, behielten somit solange die alte Verbindung zum Vaterlande, und trugen solange die Pflichten gegen dasselbe, bis sie nicht durch besondere Urkunde davon befreit wurden. Mit diesem Gesetz hatte die deutsche Regierung die Absicht, sich der in Rußland befindlichen deutschen Auswanderer für ihre Ziele zu bedienen. In den Jahren der Unruhe von 1905 und 1906 sind zahlreiche deutsche Kolonisten ins Ausland abgereist ohne wiederzukehren. Dieselbe Erscheinung machte sich zur Zeit der Bedrängung der polnischen Lande in der preußischen Ostmark durch die preußische innere Politik bemerkbar. Gerade um diese Zeit war das Gouvernement Wolhynien überschwemmt von ausländischen Proklamationen, worin die deutschen Ansiedler aufgefordert wurden, Land von den Polen in Posen zu erwerben, um diese zu verdrängen."

Ferner wird vom Minister festgestellt, daß der deutsche Bodenbesitz den deutschen Einbruch in die westlichen Gouvernements Rußlands unterstützen sollte. Hier die Beweise, die lebhaft an Krupps vorbereitete Geschützstände in Belgien und Frankreich erinnern:

„Im Südwestgebiet konzentriert sich der deutsche Bodenbesitz längst der Militärbahn Shitormir—Nowograd-Wolynsk—Goretz. Die Ansiedlung deutscher Auswanderer wurde an die strategischen Eisenbahnen seitlich der Linie Kijew—Brest geleitet. (Zu beachten ist hier, daß unter dem Begriff „Deutsche Auswanderer" hiernach auch die Auswanderer aus Russisch-Polen gerechnet werden; aus Deutschland direkt kommende Auswanderer haben schon seit 1886 kein Recht mehr, Land im russischen Westgebiet zu erwerben. G. Cl.)

„Im Jahre 1912 beabsichtigte der Deutsche Hasbach (notabene eine Persönlichkeit, die sich, wie jeder Bewohner von Bjalystok bezeugen wird, russischer gab wie die Russen! G. Cl.), der russischer Untertan geworden war, ein von ihm am Flusse Bobr in der Nähe der Festung Ossowiec erworbenes Stück Land trocken zu legen. Durch diese Trockenlegung wären für die deutschen Truppen günstige Bedingungen geschaffen worden, falls sie das genannte Flußtal hätten überschreiten wollen.

„Im Jahre 1913 wurde der Ankauf der ganzen westlichen Hälfte der Insel Dagö durch eine ausländische Gesellschaft bekannt.

„Im Jahre 1913 meldete der Gouverneur von Sjuwalki, daß der deutsche Besitz fünf von Hundert der Gesamtfläche des ihm anvertrauten Gouvernements ausmache. Die Zahl der deutschen Einwanderung habe 34000 Seelen betragen, wobei vor allen Dingen die an Preußen grenzenden Bezirke besiedelt wurden.

„Beim Ankauf von Land verzögerten die Deutschen die Zahlungen nicht und zahlten immer mit neuen, noch nicht im Verkehr gewesenen Scheinen, was die Unterstützung durch die deutsche Regierung zu dem politischen Ziel der deutschen Kolonisation beweist. (Hat jemand schon solches Blech in einer amtlichen Denkschrift gelesen? G. Cl.)

„Die in den Grenzbezirken wohnenden deutschen Kolonisten sind im Falle des Vorgehens der deutschen Armee verpflichtet, dieser Quartier und Furage zu liefern, solche aber zu verbrennen, sofern die russische Armee sie auffordern sollte, seitens der deutschen Regierung werden dafür besondere Vergütungen in Aussicht gestellt.

„Auf dem der Witwe Helene von Bayer gehörigen Gute Skorodupiany im Kreis Wolkowysk war Administrator der frühere preußische, seit 1881 russische Untertan Wachtmeister Fuchs, der mit seinen früheren Landsleuten Beziehungen unterhielt. Zu ihm kamen deutsche Offiziere und machten überall Landesaufnahmen.

„Im Sommer 1913 wurde bekannt, daß in Berlin eine „Fürsorge-Gesellschaft für Rückwandrer aus Rußland" bestand, die in Wirklichkeit die Aufgabe hatte, durch Vermittlung der deutschen Kolonisten Nachrichten militärischen Charakters aus Rußland zu erhalten. Die Gesellschaft versuchte nicht, deutsche Kolonisten aus wichtigen strategischen Gebieten Rußlands nach Deutschland zurückzuführen, sondern im Gegenteil, ihren Zuzug in solche Gegenden zu verstärken. (Daher der Name Rückwandrer-Fürsorge-Zentrale! G. Cl.) In Gegenden ohne militärische Bedeutung entwickelte die Gesellschaft eine umfassende Agitation für die Rückkehr der Kolonisten nach Deutschland oder für ihre Übersiedlung in andre russische Gebiete, die militärisches Interesse hatten. . . . In Wolhynien hatte die Gesellschaft Agenten, die solche Kolonisten in die baltischen Provinzen leiteten, die die Absicht verrieten, nach Deutschland zurückzukehren. Für die Übersiedlung ins Baltikum wurde seitens der Gesellschaft selbst in Deutschland eine eifrige Agitation betrieben.

„Aus einem im Oktober dieses Jahres eingegangenen Berichte des Stadtpräsidenten von Kalisch (es ist der Pole Bukowinski, der, in deutsche Gefangenschaft geraten, ohne ersichtlichen Grund wieder freigelassen wurde. G. Cl.) geht hervor, daß der deutsche Kolonist Julius Mühlbrandt im Laufe der letzten zehn Jahre mit Hilfe preußischen Geldes im Kreise Slupcy des Gouvernements Kalisch eine ganze Reihe von Privatgütern aufgekauft und unter Abweisung der örtlichen Bauern ausschließlich an deutsche Kolonisten weiter verkauft hat. Das erworbene Land ist dicht an der Grenze gelegen, wobei einiges auf den Inseln der großen

Seen gelegen ist, auf denen sich die militärischen Maßnahmen der Deutschen entwickeln.

„Im Dorfe Tynec bei Kalisch erwarb vor vier Jahren der Deutsche Stenzel einige Dessjatin Land und baute darauf eine Ziegelei, die er, sehr solide auf einer Anhöhe aufführte, hinter der tief eingeschnitten eine Holzbrücke über den Fluß Swender gebaut war, der einzige Übergang der Lodz—Kalischer Chaussee. Gleich nach dem Einzuge der Preußen in Kalisch erkundigten sie sich nach der Ziegelei von Stenzel und schritten an ihre Befestigung durch Gräben, Wolfsgruben, Drahtverhaue usw., wodurch die Ziegelei in ein richtiges Fort umgewandelt wurde.

„Im Gouvernement Bessarabien wurde 1911 und 1912 der Übergang von 11 500 Dessjatinen Gutsland in die Hände deutscher Kolonisten festgestellt. Der Gouverneur hat bei den Personen deutscher Herkunft, wenn auch russischer Untertanenschaft das Streben festgestellt, Land in der Nähe von Punkten strategischer Bedeutung zu erwerben. Aufmerksamkeit verdient auch die Tatsache, daß, während in anderen Gouvernements deutsche Siedler sich abseits (nanu? ich denke, sie konzentrieren sich an den strategischen Linien?! G. El.) der Eisenbahn festsetzten, in Bessarabien das Entgegengesetzte der Fall war; nämlich in Bessarabien gehen die projektierten und neu gebauten Eisenbahnen ausschließlich durch deutsche Kolonien und es entstanden sogar Winkel, um es zu ermöglichen, daß das Zentrum der Kolonien durchschnitten wurde, während russische Besitzungen so sorgsam umgangen wurden, daß keine von ihnen selbst in die Nähe der Bahn zu liegen kam. Die Tatsache erklärt sich dadurch, daß die Eisenbahntrace unter Mitwirkung der Sjemstwo festgestellt wurde und die Sjemstwo befindet sich ganz in den Händen der deutschen Kolonisten."

Der Leser wird sich gleich dem Übersetzer der Denkschrift wohl wiederholt gefragt haben, ob wirklich ein solch blühender Unsinn von Ministern des größten Reichs der Erde vorgetragen werden kann, ob es sich nicht um eine Fälschung oder um Mißbrauch handelt. Nein, es ist die amtliche Denkschrift des russischen Ministers des Innern, der sich damit an den Ministerrat und die zwischenbehördliche Kommission wendet, die gegenwärtig höchsten Gesetze vorbereitenden Instanzen in Rußland. Die russischen Zeitungen müssen diesen Unsinn abdrucken und ihren Lesern vorsetzen. Mit welchem inneren Widerspruch das geschieht, kann man daraus folgern, daß die großen Blätter immer wieder in den Text einfügen: „sagt, meint, berichtet die amtliche Denkschrift". — Redaktionen von einiger Gewissenhaftigkeit mögen sich also nicht mit dem identifizieren, was Herr Maklakow zur Begründung seines Entwurfs ausführt.

Wichtig ist der Umstand, daß das Gesetz als ein Notgesetz auf Grund des Artikels 87 der Staatsgrundgesetze eingeführt werden soll, also vorläufig der Mitwirkung der Reichsduma und des Reichsrats entzogen bleibt. Zur Begründung dieses Vorgehens heißt es: „Ein solches Vorgehen kann seine Berechtigung finden einmal in der Außerordentlichkeit des durchlebten historischen

Augenblicks, wie auch durch die Tatsache, daß die jetzt offenkundigen Einzelheiten der Frage des deutschen Landbesitzes die öffentliche Aufmerksamkeit erregt haben. In den gesetzgebenden Körperschaften wird man jetzt kaum Stimmen von der ‚unbedingten Loyalität' der deutschen Kolonisten vernehmen, die sich in Wirklichkeit nur so lang betätigte, bis das russische Staatswesen nicht mit den ihm feindlichen, aggressiven Bestrebungen der deutschen Staaten zusammenprallte."

Zum Schluß beginnt es Herrn Mallakow aber doch etwas schwül zu werden. Er gibt zu, daß „im Vergleich mit den vorangegangenen zaghaften Versuchen des behördlichen Kampfes gegen den deutschen Landbesitz die Durchführung der dargelegten Grundsätze einige (!) Härten mit sich bringen". Dann aber heißt es in der Denkschrift weiter: „Aber man darf nicht übersehen, daß gerade der ganze bisherige Gang der Entwicklung der Frage den feindlichen Mächten die Möglichkeit gegeben hat, die wohlwollende Haltung Rußlands gegen die deutschen Auswanderer zum Schaden von Rußlands Einheit auszubeuten. Wie grausam die vorgeschlagenen Maßnahmen auch sein mögen, — auf sie darf nicht anders gesehen werden, wie auf eine notwendige Verteidigung des Reiches und seiner Völker gegen einen Ansturm von außen. Wendet man sich dem eingehenden Studium der vorgeschlagenen Maßnahmen zu, so wird man zu dem Schluß kommen, daß ihre Härte fast geringfügig ist im Vergleich mit den Ursachen, die sie hervorrufen, — wobei gar nicht daran gedacht zu werden braucht, daß durch sie der Bedarf an Land gerade der russischen Bevölkerung in den Grenzgouvernements gedeckt zu werden vermag, die ohne Frage nicht imstande ist, gegen die deutschen Aufkäufer aufzukommen und die infolgedessen schon lange unter der deutschen Bedrückung leidet. Es ist notwendig darauf hinzuweisen, daß in anderen Staaten, die sich gegenwärtig ebenso wie Rußland im Kriegszustande befinden, viel härtere Maßnahmen ergriffen werden. So ist in Frankreich das Eigentum der deutschen Untertanen requiriert worden. In Deutschland wurden die russischen Einlagen in staatlichen und privaten Banken konfisziert. (Merkwürdige Logik! weil kriegführende Mächte sich gegenseitig materiell zu schädigen suchen, muß Rußland sich selbst schädigen durch Enteignung seiner tüchtigsten Staatsbürger und Steuerzahler! G. Cl.)

„Durch diese Maßnahmen gegen die deutschen Ansiedler im Russischen Reich soll das Eigentum nicht ohne Vergütung abgenommen werden, sondern unter Bedingungen, die an die Regeln bei Enteigung zu staatlichen Zwecken erinnern. Vor der Durchführung der Maßregeln zurückzuschrecken, wäre gleichbedeutend mit Absage von der Hauptaufgabe des gegenwärtigen alleuropäischen Kampfes Rußlands und seiner Verbündeten, der den Zweck hat, die militärische Macht (!) des Deutschen Reichs zu vernichten; denn die Nichterfüllung dieser Aufgabe in dem Teil, der die inneren Verhältnisse Rußlands betrifft, hieße dem gegenwärtigen Kriege alle ideelle Bedeutung nehmen. Schließlich darf die russische Regierung, die der Heimat für die Erfüllung ihrer Pflichten verantwortlich ist, nicht die Interessen derjenigen preisgeben, die in friedlichen

Zeiten dem Ackerbau nachgehend, jetzt das Vaterland verteidigen, darf auch nicht zulassen, daß deren Familien weiter von jenen geschädigt werden, die sich zwar der natürlichen Reichtümer des Landes bedienten, aber doch nicht ihre Existenz mit derjenigen des herrschenden Volks verschmelzen konnten und wollten."

Zum Schluß ganz die Terminologie des Verbandes echt russischer Männer! Nur wird übersehen, daß die Deutschen sich sehr leicht besonders in Wolhynien assimiliert hätten, wenn die russische Regierung den Russen überhaupt Schulen von einigem Wert gegeben hätte. Aber es ist kaum möglich und notwendig, gegen die Denkschrift im Rahmen dieser Zeitschrift zu polemisieren. Sie ist ein weiteres Zeichen für die Brüchigkeit der inneren Zustände in Rußland und sei als solches ohne Widerspruch hingenommen. Man will die Aufmerksamkeit von der fatalen allgemeinen Lage, die sich immer schwerer verschleiern läßt, ablenken und zugleich die Bauern durch einen coup de théâtre für die Regierung gewinnen. Was sind aber 400000 Dessjatinen in Wolhynien und 1000000 in Südrußland gegenüber dem tatsächlichen Bedarf?! Wehe dennoch der Opposition aus gebildeten Kreisen, die sich diesem „Geschenk" des Zaren an seine Bauern widersetzen wollte! Aber, der innerpolitische coup de théâtre ist der Plan zu einer großartigen Aussiedlung Hunderttausender von Deutschen und ihre systematische Proletarisierung! Soll das Deutsche Reich nicht allen Kredit in der Welt verlieren, so müssen wir die russische Maßregel mit allen uns zu Gebote stehenden Kräften rückgängig und ihre Wiederholung ein für alle Male unmöglich machen. Der Krieg hat sich ausgewachsen zu einem Kampf um Sein und Nichtsein für das gesamte Deutschtum. Es liegt an uns, ob wir es zulassen wollen, daß eine Million Deutscher in ein Ghetto gesperrt wird oder nicht! Also, schönsten Dank, Herr Maklakow! Sie haben uns eine Losung gegeben für diesen anfänglich so zwecklos scheinenden Krieg und eine Waffe, die benutzt werden soll, wenn die Stunde dazu gekommen ist.

G. Cl.

„Jahresringe" des deutschen Heeres

Eine Plauderei

Von Hans Werner Tannheim

„Einen Regenbogen, der eine Viertelstunde steht, sieht man nicht mehr an."
(Goethe: „Sprüche in Prosa.")

Nur zu leicht sind wir geneigt, Errungenschaften, die uns Gemeingut geworden sind, „nicht mehr anzusehen," das heißt, sie als etwas Selbstverständliches hinzunehmen, ohne der Unsumme von Arbeit und Mühe zu gedenken, welche erforderlich war, um sie zu schaffen. Gerade deshalb aber scheint es mir lohnend, einmal die letzten „Jahresringe" des deutschen Heeres, will sagen den Wuchs und die zum Aufbau erforderliche, staunenswerte Arbeit im Heere, während der letzten zwei Jahrzehnte zu betrachten.

Ganz leise und sacht ist immer eine Änderung nach der anderen gekommen und in Fleisch und Blut des Heeres übergegangen. Der aktive Offizier gleitet in die Neuerungen hinein, sie sind ihm nichts Auffälliges, er sieht „den Regenbogen" nicht mehr an, während uns, die wir militärisch erzogen wurden und doch nur zeitweilig Einblick in das Getriebe tun, das Phänomen dauernd ein solches bleiben und als solches immerfort in seinen Bann ziehen muß.

Beileibe sollen hier nicht alle bedeutenden Fortschritte auf militärischem und militär-technischem Gebiete gewissenhaft registriert und besprochen werden, nein, wir wollen nach Anzeichen unbedingter Lebenskraft schürfen und das Vorhandensein „immer strebenden sich Bemühens", welches allein Sieg und Erlösung bringt, feststellen. —

Fußen wir auf einigen Gesprächen meines Kompagniechefs mit mir, aus der Zeit, da ich eintrat.

Er: „Fähnrich, das deutsche Heer ist ein Uhrwerk, der einzelne aber ein Rad, beziehungsweise ein Rädchen. Sie sind bloß 'ne Schraube. Verstanden?"

Ich: „Zu Befehl, aber ich dachte . . ."

Er: „Sie haben gar nichts zu denken, Fähnrich."

Ich: Zu Befehl." — Das war im Jahre 1893.

Einige Jahre später. Er: „Herr Leutnant Tannheim, merken Sie sich, wer das meiste Gehalt bekommt, hat recht, und das bin ich in diesem Fall."

Ich: „Zu Befehl." —

Damit will ich sagen, daß noch in den neunziger Jahren jener altpreußische Drill und jene unbedingte Unterordnung unter den Willen des jeweilig höchsten Vorgesetzten herrschten, die nur sehr geringen oder gar keinen Spielraum für geistige Regungen der Untergebenen zuließen. Mit dieser „eisernen" Disziplin im Leibe tat man aber auch unbedingt alles, was „er" befohlen hatte.

Man hielt zu damaliger Zeit Sommers allwöchentlich dreimal auf den Exerzierplätzen der Garnisonen Gefechtsübungen ab, und zwar waren das je nach dem Wetter und dem Temperament des Leitenden „der Türke", „die wilde Sau", „Maßliebchen", „Stachelschwein", „oder der Wurstkessel". Andere Aufgaben ließen sich nämlich auch auf den besten Exerzierplätzen, bei denen man übrigens meistens das Gelände „annahm", nicht stellen, weil der Bauer Knolle Zeter und Mordio schrie, wenn ein Musketier im Eifer des Gefechts eines seiner Gänseblümchen streifte. Nach jeder Übung fand „Kritik" statt, bei der das Wort „grundfalsch" die Hauptrolle spielte.

„Wie man's macht ist's falsch" und „Der Leutnant denkt, aber der Häuptling lenkt" sind so Sprüche aus meiner Leutnantszeit.

Der Offizier von heute lächelt und glaubt es nicht, wenn man ihm sagt, daß es so war, besser: damals noch so war.

Und der Grund, weshalb es damals noch so war? Je nun, die Einführung der kleinkalibrigen Gewehre und die immer gigantischer werdenden Heeresmassen in Verbindung mit anderen Faktoren, deren Betrachtung zu weit führen würde, brachten so ungeheure Umwälzungen mit sich, daß es Zeit bedurfte, um sich über die volle Tragweite der Umwälzungen klar zu werden. Noch ehe wir Jungen es ahnten, war aber an maßgebender Stelle gedacht, gearbeitet und geprüft worden, und so gegen Ende der neunziger Jahre hörte man zuerst ernstlich etwas von der Selbständigkeit der Unterführer, aber die solches sagten, waren wohl nur Revolutionäre, welche das deutsche Heer zu zersetzen und zu vergiften gedachten. Mit diesem Bewußtsein schied ich aus dem aktiven Dienste.

Nach Ablauf von wenigen Jahren machte ich meine erste Übung. Sie hatten inzwischen beim Militär andere Reglements bekommen, aber das waren gar keine Reglements, das waren Dienstvorschriften, in denen alles so wenig knifflich und so verständlich war, daß man sich als altpreußischer Offizier höchst unsicher fühlte und gar nicht zurecht fand.

Stimmungsbild aus meiner ersten Übung: Unsere Kompagnie, im Rahmen des Regiments, liegt ausgeschwärmt im Gefecht, ich nach Vorschrift in der Mitte meines Zuges. Da macht der Gegner einen Sprung, das heißt, er stürzt in rasendem Laufe eine Strecke weit auf uns zu. Nach alter Gewohnheit brülle ich mit aller mir zu Gebote stehenden Lungenkraft: „Lebhafter feuern!" Darauf

Er: „Ach, Herr Oberleutnant d. R. Tannheim, darf ich einen Augenblick bitten! — Was kommandierten Sie doch soeben?"

Ich: „Lebhafter feuern."

Er: „Weshalb denn?"

Ich: „Je nun, weil mir der Gegner ein günstiges Ziel bot."

Er: „Ja glauben Sie denn, daß das die Leute nicht selbst sehen? Die Taktik Albrechts des Bären, allwo man das Heer ein Uhrwerk nannte, ist gottlob vorüber. Heutzutage muß jeder, auch der einzelne Mann, scharf aufpassen und daran denken, wie er sich je nach der Lage des Gefechts zu benehmen hat. Unsere Armee ist ein denkendes Hirn, jeder einzelne aber eine denkende Zelle in diesem Hirn."

Wenn ich je ein verblüfftes Gesicht gemacht habe, muß es in diesem Augenblicke gewesen sein. — Wie denn, was denn? Noch vor wenigen Jahren hatte der Leutnant gar nichts zu denken, wenn der Hauptmann befahl, und nun sollte gar der Musketier denken und — wenn auch bedingt — nach eigenem Ermessen handeln? Nein, das wollte mir nicht in den Sinn, bis ich

denn merkte, wie die Leute aufpaßten und handelten. Allmählich hatte sich der grandiose Gedanke Bahn gebrochen, und ich stand plötzlich vor der vollendeten Tatsache. Dieser neue „Jahresring" im Holze des Heeres aber bedeutet einen Fortschritt, der etwa der Entdeckung der Röntgenstrahlen und ihrer Folgen auf medizinischem Gebiete vergleichbar ist.

Bei der auf dieses Gefecht folgenden Besprechung (nicht mehr „Kritik"), hieß es dann: „Herr Major X., Sie haben Ihre Aufgabe in der und der Weise gelöst. Einverstanden. Ich meinerseits hatte mir die Lösung so und so gedacht. Ich gebe anheim, sich meiner erhöhten Diensterfahrung anzuschließen, indessen, es führen ja viele Wege nach Rom."

Also nichts mehr von dem ominösen Wort „grundfalsch", „besser machen" und ähnlichem. Und weiter:

„Sie, Herr Hauptmann Y., anfangs zur Verfügung des Regiments, hatten den Befehl, mit Ihrer Kompagnie flankierend anzugreifen. Ich habe eine Meldung von Ihnen erhalten des Inhalts, daß Sie meinen Befehl nicht ausgeführt haben, weil Sie sich unerwartet einer Gefechtslage gegenüber sahen, die meinem Befehle zuwider war. Ich erkenne das lobend an. Selbständigkeit der Unterführer, meine Herren, ist das, was ich immer wieder betonen muß." —

Bei meiner nächsten Übung wurde mir eine Landwehrkompagnie in die Hand gedrückt. In Altengrabow wars, also auf einem Truppenübungsplatze, ebenfalls eines „Jahresringes" des letzten Jahrzehnts, dessen Bedeutung nicht allgemein bekannt sein dürfte. Der Truppenübungsplatz Altengrabow ist mit seiner Bodenfläche von rund 50 Quadratkilometer nicht eben der größte seiner Art, wie ich beiläufig bemerke. Mit der Einführung solcher Plätze stoben die „Türken" und „Stachelschweine" seligen Angedenkens in alle Winde, denn auf solch einer Fläche kann schon eine Division recht artig gegen eine andere fechten, ja, eine Landwehrkompagnie kann sich auf solchen Plätzen sogar bannig verbiestern.

Am 10. Tage der Übung fand Scharfschießen meiner Kompagnie statt, und zwar sollte ich mit der Kompagnie einen Angriff ausführen. Tatendurstig ließ ich denn die beiden äußeren Züge schwärmen, hinlegen und das Feuer auf den feldgrauen Pappgegner eröffnen. Alles klappt wie am Schnürchen, bis der linke Zug die Offensive ergreift, das heißt, einen Sprung vorwärts macht. Anstatt nun nämlich blind zu feuern, wie wir das doch von altersher gelernt hatten, eröffnet der rechte liegende Zug ein rasendes Schnellfeuer mit scharfer Munition, dicht an den vorwärts stürmenden Leuten vorbei. Ich erbleiche sichtlich, lasse sofort das Feuer des Zuges abstopfen und „ohne Patronen" weiterfeuern. Allsogleich aber ruft mich der Herr Regimentsführer.

Er: „Ach, Herr Oberleutnant d. L. Tannheim, was riefen Sie doch soeben."

Ich: „Ohne Patronen feuern."

Er: (lächelnd) „Weshalb denn?"

Ich: „Um die vorlaufenden Leute nicht zu gefährden."

Er: „Wollen Sie das auch im Kriege so machen? Nein, nein, wir arbeiten für den Krieg und genau so, wie im Kriege müssen wir uns im Frieden verhalten, wenn wir unsere Leute für den schweren Dienst vorbereiten wollen. Zur Zeit Albrechts des Bären war man so ängstlich, heute aber haben wir Vertrauen zu der selbständigen Überlegung unserer Leute."

Wieder stand ich mit verblüfftem Gesichte. Was noch wenige Jahre zuvor niemand gewagt hätte, das machten sie jetzt spielend; richtig wie im Kriege schossen die hinten Liegenden haarscharf an den Vorderen vorbei, und die lagen auch ganz gemütlich und schossen selber, wenn auch die Geschosse dicht an ihren

Köpfen vorbei sausten. Abermals hatte das Heer einen „Jahresring" angesetzt, der für die Ausbildung der Mannschaft von gewaltiger Bedeutung war. (Exzellenz von Bülow soll der erste gewesen sein, der dieses Wagnis unternahm und dergestalt ein ganzes Infanterieregiment in Kampfverbindung mit einer Abteilung Feldartillerie einen kriegsmäßigen Angriff mit scharfer Munition gegen einen durch Scheiben dargestellten Gegner ausführen ließ.)

So kam ich denn allmählich in die Jahre, da ich den höchsten mir zu Gebote stehenden Grad militärischer Friedenstapferkeit erreichen sollte, nämlich den eines Hauptmanns der Landwehr. Da aber zeigte sich bereits der Übungsbefehl als ein außerordentlich dicker „Jahresring", denn er lautete: „Sie werden hiermit zur Ableistung Ihrer Beförderungsübung auf sechsundfünfzig Tage eingezogen. Hiervon entfallen achtundzwanzig Tage auf den Truppenübungsplatz Kreckow für den Ausbildungskursus, während der Rest der Übung beim x. Regimente abzuleisten ist."

O ha, nun wollten sie gar mich alten Knaben beim Militär noch einmal ausbilden? Von so etwas hatte ich all meine Tage noch nichts vernommen. Frohen Mutes, denn so einigermaßen kannte ich ja meinen Kram noch, zog ich also gen Kreckow, um daselbst eine richtige Kriegsschule „en minature" für zehn Oberleutnants, neunzig Leutnants und noch weit mehr Unteroffiziere der Reserve vorzufinden. Da wurde denn Unterricht in der Taktik, in der Geländelehre, in der Gruppen-, Zug- und Kompagnieführung verzapft, daß uns die Haare zu Berge standen, soweit das bei uns Oberleutnants noch möglich war, und wir „alten Herren" wurden obenein mit Reitunterricht allererster Klasse beglückt. So schwand denn auch der Landwehrhauptmann alten Stiles, jene unerschöpfliche Quelle für Militärhumoreskenschreiber dahin, der auf Stühle und Tische der Kantine hüpfen mußte, wenn er sein Schlachtroß ersteigen wollte, um dann doch im nächsten Augenblick irgendwo vierblättrige Kleeblätter zu suchen. —

Nun steht er im Felde, unser prächtiger kleiner Reitlehrer von K. vom x. Feldartillerieregiment, der es mit vieler Schneid und Ausdauer und mit vielem Humor binnen vier Wochen dahin brachte, daß wir, seine sämtlichen Schüler, als Krone unseres Könnens nicht nur ein regelrechtes Rennen auf gängigen Kavalleriepferden ritten, sondern auch insgemein mit den Pferden auf einer Zeltbahnfähre über den Glambecksee setzten. Wenn man bedenkt, daß sich unter uns nicht wenige befanden, die bereits das fünfundvierzigste Lebensjahr erreicht hatten, ohne je zuvor ein Pferd bestiegen zu haben, so stellt das eine ganz außerordentliche Leistung von seiten des Lehrers sowohl, wie auch von seiten der Schüler dar.

Aber auch auf anderen Gebieten sollten wir Überraschungen erleben. Hieß es da eines Tages: „Morgen drei Uhr nachmittags haben sich sämtliche Herren Offiziere im Dienstanzug auf Schießbahn III zum Kompagnie-Gefechtsschießen einzufinden. Jeder der Herren hat seinen Burschen im feldmarschmäßigen Anzuge mit vollgepacktem Tornister mitzubringen." Angekommen, mußte die Mannschaft abhängen, und dann wurde befohlen: „Bitte, meine Herren, hängen Sie die gesamte Ausrüstung Ihrer Burschen um, damit Sie wieder einmal einen Begriff bekommen, wie sich der Soldat im Gefechte bewegt."

Der Chor der Burschen grinste heimlich Hohn, während uns hundert Reserveonkels gar bald das Grinsen verging, denn bei der Hitze und unter diesen „erschwerenden" Umständen über sandige Heide einen Angriff bis zum Sturm durchzuführen, war denn doch ein arges Stück. Und es kam noch ein

anderes hinzu, denn ein jeder war „bloß" mit hundertundachtzig scharfen Patronen versehen worden. Nun denke ich mir zwar, daß jeder Mensch, der Soldat war, brennend gern möglichst viele Patronen verschießt. Hingegen darf ich versichern, daß es ein „schmerzlicher Genuß" ist, in einer Stunde hundertundachtzig scharfe Patronen verschießen zu müssen. Da war auch nicht einer von uns, dessen rechte Schulter am nächsten Tage nicht schwarzbläulich blutunterlaufen gewesen wäre. Außerdem aber hatte sich manch einer, der das Gewehr 98 mit seinem Handschutz noch nicht kannte, am Schlusse des Gefechts — die Finger verbrannt. Ich glaube, daß es im Frieden keinem, außer auf der Schießschule, vergönnt ist, hundertundachtzig Patronen zu verfeuern, umso lehrreicher aber ist für uns alle gerade jene interessante Übung gewesen. Und an dieser Stelle sei es gesagt: Die seit etwa 1906 bestehende Einrichtung der Ausbildungskurse für die Offiziere des Beurlaubtenstandes ist eine der segensreichsten Neuerungen im deutschen Heere, welche besonders jetzt, in dieser schweren Zeit nicht ermangeln wird, die herrlichsten Früchte zu unser aller Besten zu tragen.

Meine letzte Übung — ganze fünf Monate sind seither ins Land gegangen führte mich an den Rhein, denn ich gedachte meine Kriegskenntnisse in einem Korps an der Grenze des Erbfeindes zu erweitern.

Wie war das doch schön dort im Westen unseres Vaterlandes! Anstrengende Übungen und Märsche? Nimmermehr, Genuß für das Auge, wenn wir im felszackig weinumkränzten Moseltal lagen; weihevolle Andacht und doch Wehmut zugleich für ein empfängliches Herz war es, wenn wir durchs Rheintal marschierten mit seinen stolzen Burgen, einst von den welschen Kanaillen zerstört, deren Kathedralen wir heute schonen, anstatt ausländischen Schreiern mit Fußtritten zu antworten, in gerechter Vergeltung den letzten noch nicht zerschossenen Quader auf dem vertierten Schädel des letzten Pariser Apachen zu zermalmen. Wie schwelgten die Sinne, wenn wir das ehrwürdige Koblenz zu unseren Füßen sahen, oder vom deutschen Eck hinaufblickten zu der alten Veste Ehrenbreitstein mit ihren Umrissen von so unvergleichlicher Schönheit, wie nur selten in deutschen Landen und wie nirgend sonst in der Welt. Wie war es Genuß, inmitten der ritterlichen Männer jenes ruhmreichen Rheinischen Regiments mit seiner hundertjährigen Vergangenheit zu leben. Und nun, wie krampft sich das Herz, zuckend in bitterem Schmerze, wenn die Zeitungen Kunde bringen vom Heldentod aller jener Braven.

Oberst Hans von Oppen, Sohn des Hauptmanns von Oppen, der bei Spichern fiel, war der erste vom Regiment, der seine Königstreue mit dem Tode besiegelte; ja, Oberst von Oppen wars, jener untadelige, ritterliche Mann, der von seinem Offizierkorps verehrt ward, wie noch keiner zuvor, und den man betrauern wird, solange ein Regiment von Goeben besteht. Ihm aber folgte im Tode der jüngste vom Regiment, jener Leutnant Neuhaus, der erst seit drei Tagen die Schärpe trug und trotz seiner Jugend ein ganzer Mann von Charakter war. Ehrfürchtig neigen wir unser Haupt vor diesen und allen den anderen Edelingen, die verklärt, nun in unserem Gedächtnisse weiterleben.

Lags in der Luft oder ahnte man doch bereits der kommenden Tage Wucht: diese meine letzte Übung stand schon völlig im Zeichen des Krieges. Besonders während des Aufenthalts der Truppen in Elsenborn, dem Truppenübungsplatze des VIII. Armeekorps, offenbarte sich mir das Heer zum ersten und einzigen Male wirklich als Kriegsmaschine mit all seinen Hebeln und Schrauben; und es ist gewiß, daß uns in diesen Tagen Anstrengungen zugemutet wurden, wie sonst nur in den Kaisermanövern.

Den Auftakt bildete eine dreitägige Divisionsübung gegen einen markierten Feind, welchem anzugehören ich mit meiner Kompagnie das Vergnügen hatte. Um drei Uhr in der Frühe ging der Zug bei Gewitterschwüle von Koblenz ab, die schon um neun Uhr die Eisenbahnwagen in rumpelnde Brutöfen verwandelte. Wir waren — ach — noch so müde, denn auch der letzten Tage Qual war groß gewesen, aber welcher Barbar vermöchte zu schlafen, wenn die Fahrt durch das köstliche Ahrtal geht. Durch mancherlei Tunnel zog uns die Riesenmaschine des Zuges prustend und stöhnend empor zu den Höhen der Eifel, bis dicht an die belgische Grenze, allwo wir so gegen 3 Uhr nachmittags in einem kleinen Neste landeten, in dem es „du vin" und französisch frech dreinblickende Schankdirnen in „grande toilette" gab, die sich beim Durchmarsch der Truppen in allerempfehlendste Erinnerung brachten. Nach anderthalbstündigem Marsche gelangten wir endlich ins Lager, aber beileibe nicht ins Quartier, denn schon nach halbstündiger Rast, die just Zeit zum Essen aus der Feldküche bot, rückten wir wieder ab und marschierten — marschierten bis die Sonne sank, zu der Stellung, die gegen den angreifenden Gegner verteidigt werden sollte. Schlecht gelaunt war ich an dem Tage obenein, denn ich bekam mein Pferd nicht, und man läuft doch nicht gern zu Fuß im Sonnenbrand an die 20 Kilometer, wenn man gesetzlichen Anspruch auf ein Tragtier hat oder zu haben glaubt.

Die Eifel birgt hartes Gestein. Wer da Schützengräben für stehende Schützen ausheben soll, braucht wohl eine Nacht. Und das Venn ist kalt, bitterkalt; Nebel brauen da nächtens wie Watte so dick. Hätte man Holz und Stroh, könnte man schlafen und sich erwärmen in der Ruhezeit, denn es wird mit Ablösung geschaufelt, aber es wurde ja für den Krieg gearbeitet. In der Frühe am nächsten Tag wurden dann Drahtverhaue, eine Teufelserfindung, im Grunde angelegt, auch die Schützengräben durch gelbe Ginsterbüsche der Sicht des Feindes entzogen, und dann kam die Feldküche, ein blitzsauberer „Jahresring" von beträchtlichem Werte. Hei, wie schmeckte der braune Trunk und wie mundete das Kommisbrot, vom braven Burschen erstanden, nach der mühvollen Nacht. Lustige rheinische Jungen springen und tanzen um das Gefährt: „Pütter, kiek ees, noch enges Woch'n, denn hab Reserve Ruh!" — ja, ewige Ruh.

Meldereiter bringen die Nachricht, daß der Feind im Anmarsche sei. „Stellungen besetzen!" In wenigen Minuten ist alles Auffällige verschwunden, kein Blättchen mehr verrät dem Gegner, daß hier nicht friedliche Landschaft sei. So harren wir denn in den Gräben, in denen sumpfiges Grundwasser Lachen bildet, wo nicht harter Fels, inselgleich, hervorstarrt. Patrouillen kommen und gehen, summende Sommerfliegen mehren die Stille, und — siehe da — auch im Frieden schon treten im Schützengraben, auf Trommeln und Tornistern, die Skatkarten in ihre Rechte. Manche erzählen sich, was sie im September beginnen wollen, wenn sie nach der großen Parade und dem Kaisermanöver in die Heimat entlassen werden. — Drei Uhr nachmittags. Die Beine sind allmählich abgestorben im dicht besetzten, schmalen Schützengraben; man macht sich Bewegung, schleicht sich geduckt durch die Laufgräben und sieht bei den hinteren Zügen nach dem Rechten. Da zerreißt ein Knall die sommerliche Stille: Unsere Artillerie ist wohl auf dem Plan und beschießt anrückende Kolonnen. — Gottlob, nun kommt die Sache in Fluß. Am Abend wird alles zu Ende sein, wie das früher ja auch stets der Fall war, und in der Nacht, wenn auch spät, hat man dann endlich sein Bett. — Je ja, eine Division

entwickelt sich nicht so rasch. Es wird fünf, es wird sechs Uhr abends, da endlich zeigen sich hoch drüben am Walde die ersten Schützenlinien. „Feuer eröffnen!" — Neun Uhr abends. Die Nebel brauen von neuem, aber noch immer kein Ende; soll das gar noch einmal die Nachtruhe kosten? Des nachts kann man doch — hol's der Geier — keine Schlachten schlagen, oder war das etwa auch anders geworden in dieser neuen Zeit?

Nun fährt seitwärts, rückwärts, durch eine Tannenreihe maskiert, eine Wagenabteilung auf: Komische Dinger, jedes Gefährt hat ein großmächtiges Auge. Was wollen die denn? Nach einiger Zeit beginnt ein Motor zu stampfen wie eine Dreschmaschine. Merkwürdig!? Schon ist es stockdunkel, das Signal: „Das Ganze halt!" muß ja nun jeden Augenblick kommen. — Die Milchstraße ist doch heut wirklich entzückend zu . . . Potz Teufel, können die einen erschrecken: Schießt mir da nicht ein Feuerstrahl ins Genick. Aha, wieder ein „Jahresring": Unser Scheinwerfer. Tageshell ist die Stelle, wohin er trifft, und sogleich eröffnen die Musketiere ein rasendes Feuer auf die im Schutze der Nacht fürwitzig den jenseitigen Berghang herabsteigende Schützenlinie. Hätten sie feldgraue Uniformen, möchte es schwer fallen sie zu sehen, denn sogleich erstarren sie, tief an den Boden geduckt, wie zu Stein. Hin und her, auf und ab wandert der Strahl; da ist nicht eine noch so kleine Waldblöße, die nicht abgetastet würde, und dann plötzlich, mit jähem Ruck, verschwindet der Nachtspuk; mit ihm zugleich erstarrt auch das Knattern der Gewehre. Pechschwarz, totenstill ist wieder die Nacht, nur vor uns im Grunde gibt's irgendwo Hiebe: Feindliche Pioniere wollen unsere Drahtverhaue zerstören, aber das lassen nach alter Tradition die Infanteristen nicht zu, ohne zu „kämpfen". — Da zuckt rechts ein Strahl, — nun auch links, und sogleich rollt wieder das Feuer, doch beim Gegner bleibt alles still, er will sich nicht verraten, sondern uns mit dem Bajonett an den Leib. — Ein Uhr nachts. Noch immer zucken die Strahlen. Ich beschäftige mich im Geiste mit der Konstruktion eines neuen, ganz bedeutend verbesserten Entfernungsmessers mit Hilfe des Scheinwerfers. (Quarta C — Strahlensatz und so.)

„Sergeant Müller, gehen Sie geduckt durch die Laufgräben zurück, der Unterstützungszug soll einschieben."

„Nicht nötig, Herr Hauptmann, wir sind verbunden."

„Verbunden? Ja, ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie den dritten Zug heranholen wollten."

„Wir haben Fernsprecher gelegt zum Unterstützungstrupp, Herr Hauptmann. Jede Kompagnie hat doch eine Fernsprechvorrichtung mit je tausend Metern Draht; zwei in den Boden gesteckte Seitengewehre schließen die Erdleitung. Soll ich dem Fernsprechtrupp Bescheid geben?"

„Ja, Müller, geben Sie Bescheid."

Wenige Sekunden später schnarrt der Apparat im Graben, wie wenn fernab eine Krähe zu Horst streicht.

Ich kam ins Grübeln und Sinnen: Hm, jetzt hat also jede Kompagnie tausend Meter Draht. — Wer hätte vor noch zwanzig Jahren an all solche Dinge geglaubt, und wer ist nun noch, der vom deutschen Heere als von einem stagnierenden Gewässer zu sprechen wagt? Nein, einer urwüchsig kräftigen Eiche gleich, steht es fest begründet in deutscher Erde und in deutscher Eigenart. Unaufhörlich saugt es neue Lebenskraft mit allen ihm anhangenden Wurzeln aus dem es umgebendem Boden, zeitigt immerfort Blätter, Blüten und Früchte und bildet alljährlich einen neuen kernfesten „Ring" in seinem gesunden

Holze. Solch einen Stamm vermag kein Sturm zu fällen; nur ein Erdbeben kann ihn zu Boden strecken, und auch dann noch wird aus seinen Wurzeln neues Leben über den Ruinen erblühen.

Im Morgengrauen schwingt sich die erste Lerche empor, unbekümmert um das mörderische Walten der Menschen. — Zwei Uhr nachts. —

„Jetzt müssen sie 'ran sein," flüstert mein Nebenman, „soll ich mal mit der Pistole schießen?"

„Eigentlich geht das doch wohl besser mit den Gewehren, aber sonst, wenn es Ihnen Spaß macht, tun Sie sich keinen Zwang an."

„Ich meine doch mit der Leuchtpistole, damit wir den Feind zu sehen bekommen." Und schon pfeift zischend eine weiße Rakete neben mir in die Luft, die ganze Stellung des Gegners taghell beleuchtend. Jach erschreckt fahre ich zurück: „Wann werde ich alle die „Jahresringe" kennen?"

In der Rakete Beleuchtung erkenne ich ihn, den Nebenmann: Mein kleiner, lebensdurstiger Leutnant Koch ist es. Spähend starrt er zum Feinde, der sich just zum Sturme anschickt. — Weit in der Ferne ertönt Hurrageschrei, und im Osten glüht's Morgenrot. In allen Halmen und Gräsern perlt blinkend der nächtliche Tau. Sind das Tränen? Tränen, die meinem Leutnant gelten?

Daß sich Gott erbarm', Tränen im Morgenrot, und gelten ihm, meinem Leutnant; heute schläft auch er schon den Todesschlaf draußen in Feindesland. — —

Schreckliche Zeit! Wohin auch die Gedanken sich flüchten, sie stoßen auf liebe Tote; die jüngst noch vor Lebenslust sprühten, nun liegen sie hingestreckt auf blutiger Heide. Sehe sie, will sie nicht sehen und erblicke sie dennoch im Geiste, die stillen Schläfer. Peer Gyntisch nutzloser Kampf der Gedanken, wann wirst du ein Ende haben!

„Hin und zurück, 's ist der gleiche Weg; —
Hinaus und hinein, 's ist der gleiche Steg!
Da ist er! Dort! Rings, wo ich mich weise!
Wähn ich mich draußen, steh ich mitten im Kreise." — —

Zeitgemäße Bücher

Von Dr. M. Kelchner

Zu den erfreulichsten Zeichen der letzten Kriegsmonate gehört der Deutschen unveränderte und aufs neue geoffenbarte Liebe zum Buch. In unzähligen Bänden strömt Lesestoff ins Feld, in die Lazarette und Krankenhäuser, wird freudig begrüßt und immer wieder erbeten. Und auch die Daheimgebliebenen greifen nach den ersten Wochen ruheloser Erregung wieder zum Buch. Freilich ist das allgemeine Interesse ein wenig verschoben. Die großen Ereignisse des Tages bestimmen die Auswahl des Zulesenden, indem sie den Blick, der in der allernächsten Zukunft Schranken findet, zwingen, rückwärts zu schweifen in Zeiten ähnlicher Kämpfe, wie sie heute ausgefochten werden. In West und Ost ist ja der weitaus größte Teil des

Bodens, auf dem unsere Truppen stehen, mit dem Blute unserer Altvordern gedüngt, und die Namen der Dörfer und Städte, die uns in den Kriegsberichten der Zeitungen entgegentreten, sind uns aus der vaterländischen Geschichte wohl vertraut. Da hat gar mancher das Bedürfnis, die Ereignisse und Gestalten der Befreiungskriege oder unseres Feldzuges gegen Frankreich an seinem geistigen Auge vorüberziehen zu lassen und sinnend das Einst mit dem Jetzt zu vergleichen. Die Nachfahren des schöngeistigen, genußsüchtigen und egoistischen Geschlechts, das zum Untergang von Preußens Größe beigetragen hatte, waren ja in unseren Tagen in beängstigender Weise in den Vordergrund unseres Volkslebens getreten, und wenn wir heute dennoch zuversichtlich in die Zukunft sehen, so danken wir es der Selbstbesinnung in Erinnerung an die bitteren Erfahrungen um die neunzehnte Jahrhundertwende und dem Glauben an das Walten jener Kraft, die während der Befreiungskriege in unserem Volke lebte. „Die Errungenschaften Preußens während dieser Kriege haben ein für allemal vorbildlich gezeigt, was ein Volk vermag, das gewillt ist, seine Selbständigkeit und seine Größe zu behaupten oder nach vorübergehendem Verlust wieder zu gewinnen. Und das besonders Lehrreiche dabei war, daß nicht ein großes, gottbegnadetes Genie, wie die Geschichte sie in Jahrhunderten nur einmal hervorzubringen pflegt, die Befreiung vom fremden Joch bewirkte, sondern daß dies durch den Ernst, die Pflichttreue, den Mut und die Unverzagtheit einfacher deutscher Männer geschah.... Der Wille, Großes zu leisten, vermag viel" — so sagt Colmar Freiherr von der Goltz in der Einleitung zu seiner prächtigen „Kriegsgeschichte Deutschlands im Neunzehnten Jahrhundert", die nunmehr in zwei Bänden (I. Teil: Im Zeitalter Napoleons, 1910, Preis geheftet 10 Mark, II. Teil: Im Zeitalter Kaiser Wilhelms des Siegreichen, 1914, Preis 10 Mark, Verlag von Georg Bondi, Berlin) abgeschlossen vorliegt und in weitesten Kreisen Eingang finden sollte. Bietet sie doch ein Bild eherner Zeiten: denn sorgsam war der Verfasser bemüht, den Zusammenhang der militärischen Vorgänge in einen umfassenderen Zusammenhang zu stellen. Er schuf damit eine Kriegsgeschichte im wahren Sinne des Wortes, denn Krieg bedeutet nicht nur marschieren, fechten und bluten eines verhältnismäßig geringen Teiles des Volkes, sondern ein Erbeben und sich Wehren des gesamten Volksorganismus gegen gewaltsame Eingriffe bis in seine letzten Elemente. C. von der Goltz' Buch ist durchaus gemeinverständlich und formvollendet geschrieben, mit einem sachlichen Ernst, der der Größe des behandelten Gegenstandes würdig ist und in jenem tapferen Geiste, der uns heute zum Segen gereicht.

Wer über den im ersten Bande behandelten Zeitabschnitt Näheres zu wissen verlangt, dem steht eine Fülle neuer wertvoller Veröffentlichungen zu Gebot. An erster Stelle ist hier die prachtvolle Sammlung von bisher fast durchweg noch nicht veröffentlichten dreihundertachtzehn Briefen, militärischen Berichten und sonstigen Schriftstücken aus dem Jahre 1813, das in der Völkerschlacht bei Leipzig seinen Kulminationspunkt fand, zu erwähnen, die Julius von Pflugk-Harttung anläßlich der vorigjährigen Enthüllung des Denkmals auf der Leipziger Wahlstatt der Öffentlichkeit übergeben hat. (Leipzig 1813. Aus den Akten des Kriegsarchivs des Großen Generalstabs, des Geheimen Staatsarchivs in Berlin, des Staatsarchivs in Breslau und des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten in London. Verlag von Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha 1913. Preis

geheftet 9 Mark.) Der Forscher findet hier unschätzbares Material, der Liebhaber der Geschichte gewinnt einen schönen Einblick in Schriftstücke, die das Leben jener großen Zeit spiegeln. Der berechtigte Wunsch, den der Herausgeber seinem Werk auf den Weg mitgibt, lautet: „möge es (das Buch) in den unmittelbarsten Quellen zeigen, wie Herrliches wir geleistet haben, wie todesmutig und unerschütterlich unsere Großväter und Urgroßväter für ihre höchsten Güter gerungen haben. Und aus der Erkenntnis möge sich erheben der Gedanke zur Nachahmung, der unverbrüchliche Wille, ebenbürtig zu sein in Not und Gefahr". Wir sehen daraus, wie sehr es im Sinne der Veröffentlichung liegt, gerade jetzt in die Hand genommen zu werden. Freilich setzt sie spezielles Interesse voraus.

Von den großen Gestalten der Freiheitskriege Eingehenderes zu erfahren, wird vielen erwünscht sein. Da muß denn in erster Linie an Joh. Gust. Droysens großes, flüssig geschriebenes Werk „Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg" (Zwei Bände, Insel-Verlag, Leipzig 1913, Preis 14 Mark) erinnert werden, das jetzt in elfter Auflage vorliegt. Über den Wert dieser Veröffentlichung ist das Urteil schon längst gesprochen worden. Die hohe Zahl ihrer Auflagen beweist, daß das Gedächtnis des ernsten, strengen York, dessen mannhafter Entschluß bei Tauroggen einen Wendepunkt in der Geschichte Preußens bedeutete, im Volke fortlebt und gepflegt sein will.

Neben dieses biographische Werk tritt eine Reihe von Briefsammlungen von unseren Großen. Julius von Pflugk-Harttung hat einen Band „Briefe des Generals Neidhardt von Gneisenau" 1809 bis 1815 gesammelt und herausgegeben (Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha 1913. Preis 3,60 Mark), auf den bereits J. von Newald in einem anregenden Aufsatz in Heft 21 der Grenzboten des Jahres 1913 hingewiesen hat, die aber im Zusammenhang zurzeit besonders interessierender Literatur noch einmal empfehlend genannt zu werden verdienen. Die Mehrzahl der Briefe Gneisenaus sind an seine Frau gerichtet und betreffen häusliche und Familienangelegenheiten, lassen aber die Beschaffenheit seines Geistes und Charakters klar erkennen. Zu den Empfängern der Briefe von vorwiegend militärischem und politischem Interesse gehören Hardenberg, Blücher, Boyen und andere mehr.

Einen eigentümlichen Gegensatz zu diesen sprachlich schönen, im Ton ein wenig strengen Schriftstücken bilden Blüchers Briefe (Vervollständigte Sammlung des Generals E. von Colomb. Herausgegeben von W. von Unger 1913. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin. Preis 5,80 Mark). Hier finden wir weniger Gehaltenheit in Form und Inhalt, doch spricht aus ihnen durchaus nicht lediglich der Haudegen, dem jede Bildung abgeht. Dieser Eindruck steht im Einklang mit der Bemerkung Valentinis, eines Generalsstabsoffiziers unter Blücher, die dahin lautet, letzterer habe „in Rücksicht der Bildung der Mehrheit seiner Zeitgenossen auf keine Weise nachgestanden", auch habe er sich „in Rede und Schrift sehr gut auszudrücken gewußt". Die Art seiner Schilderung ist tatsächlich, trotz seiner Vorliebe „mich" statt „mir" zu gebrauchen, oft plastisch, die Schlichtheit und Urwüchsigkeit seines Ausdrucks wirken unmittelbar: „Na, mein alter Boyen, nun wollen wir unsere alte freundschaftliche Unterhaltung wieder anfangen . . ." so beginnt er einen Brief, und in einem anderen an seine Frau heißt es bezüglich eines vergeblichen Versuchs Napoleons, ihn zu einer

Schlacht zu zwingen: „Ich bin gesund und sehr vergnügt, daß ich dem großen Mann eine Nase angedreht habe," oder: „Liebes Malchen! Nun weiß ich nicht mehr, was ich Dich schreiben soll; alle Ordens, die zu haben sind, habe ich schon auf dem Leibe." Aber auch warmes Gefühl bricht oft durch seine Zeilen, so etwa, wenn er um den Tod der Königin Luise klagt: „Ich bin wie vom Blitz getroffen — der Stolz der Weiber ist also von der Erde geschieden! Gott im Himmel, sie muß vor uns zu gut gewesen sein." Tief ergreift ihn das Schicksal seines Sohnes, der infolge einer Kopfverletzung in Schwermut verfallen war. „Gebe Gott nur Franz seine Gesundheit wieder, denn ist alles gut." „. . . mein Herz blutet und alle Freuden meines Lebens sind dahin." Als er seinetwegen im Ungewissen ist, schreibt er seiner Frau: „Franz steht mich beständig vor Augen und kommt mich nicht aus dem Gedächtnis; es ahndet mich beständig, daß er tot ist; alle meine Freude auf Erden ist durch sein Schicksal vernichtet." Recht zeitgemäß ist die Erinnerung an die deutsch-englische Freundschaft und Waffenbrüderschaft vor hundert Jahren, die in den Briefen ihren Ausdruck findet. Der siegreiche Blücher ist in Boulogne und wartet auf den König, um mit ihm nach England zu reisen. Er ist „beinahe gestört von alle Ehrenbezeigungen." „Die Engländer kommen hier zu hundert an, um mich zu sehen, und jedem muß ich die Hand geben, und die Damens machen mich förmlich die Cour; es ist das närrischste Volk, was ich kenne." Über seine Landung in England schreibt er an seine Frau: „Liebes Malchen! Gestern bin ich in England gelandet, aber ich begreif' es nicht, daß ich noch lebe. Das Volk hat mich beinahe zerrissen, man hat mich die Pferde ausgespannt und mich getragen, so bin ich nach London gekommen. Wider meinen Willen bin ich vor den Regenten sein Schloß gebracht von ihm, den Regenten, bin ich empfangen, wie ich es nicht beschreiben kann; er hing mich am dunkelblauen Bande sein Porträt, was sehr reich mit Brillanten besetzt war, um den Hals und sagte: ‚Glauben Sie, daß Sie keinen treueren Freund auf Erden haben wie mich.'" Ein paar Wochen später schreibt er an Gneisenau: „Mein innigst verehrter Freund! Lebendig bin ich aus England gekommen, aber doch mürb und matt. Beschreiben kann ich das nicht, wie man mit mich umgegangen; aber man kann nicht größere Beweise von Wohlwollen und Güte erhalten. Der Regent grüßt Ihnen herzlich; er war wahrlich traurig, daß Sie nicht mitgekommen. Alles, was Preußen ist und heißt, ist in England angesehen und willkommen . . ." — O quae mutatio rerum!

Über eine Zeitspanne, die die Freiheitskriege mit umfaßt, erstreckt sich eine dritte Briefsammlung, die hier erwähnt zu werden verdient, ist doch der Verfasser einer der beiden ersten Männer, die am 19. Februar 1813 in Breslau dem Freikorps beitraten: Friedrich Ludwig Jahn (Die Briefe Friedrich Ludwig Jahns von Dr. Wolfgang Meyer. Verlag von Paul Eberhardt, Leipzig 1913. Preis gebunden 6 Mark). Jahn ist als Typus des Einheits- und Verfassungsschwärmers, wie ihn die große Zeit der Not und Erhebung geboren hat, bezeichnet worden. Kampf und Enttäuschungen waren sein Los. Die Mehrzahl der Briefe stammt aus der Zeit der Reaktion nach den großen Kriegen. Bekanntlich ist er ungerechtfertigterweise eingesperrt worden. In den Briefen, die er im Gefängnis schrieb, kommt er uns menschlich am nächsten: unter körperlichen und seelischen Entbehrungen schwer leidend, ist er immer um die Seinen besorgt und sucht seine

Frau aufzurichten. Im übrigen machen die Briefe einen ein wenig trockenen Eindruck: jede Gefühlsseligkeit und Phrase liegt diesem Manne der Tat völlig fern. Ein Anzeichen unserer Gemeinschaft mit jener Zeit erstarkenden nationalen Selbstgefühls ist Jahns Abneigung gegen die Fremdwörter. Er findet recht gute Verdeutschungen: statt neutral sagt er „keinseitig", statt Episode „Ingeschichte", statt Chaussee „Schüttstraße", statt praktisch „werklich", statt Monolog „Alleingespräch". „Ich kann nun einmal nicht welschen!" ruft er aus, und sein Wunsch ist, daß auf seinem Leichenstein einst geschrieben stehen möge: „Deutscher, der du vorbeigehst und deine Muttersprache über Französisch und Polnisch noch nicht verlernt hast, vernimm meinen Wahlspruch: ‚Schande, Elend, Fluch, Verderben und Tod über dir, so du vom Ausland den Heiland erwartest.'"

Unter den Aufzeichnungen persönlicher Erinnerungen, die über die Vorgänge zu Beginn des vorigen Jahrhunderts Aufschluß geben, findet sich ein Band, der aus der Feder des Prinzen August von Thurn und Taxis stammt (Aus drei Feldzügen 1812 bis 1815. Insel-Verlag, Leipzig 1912. Preis geheftet 4 Mark). Dieser jugendliche Prinz hat in der bayerischen Armee gefochten, war dann bayerischer Bevollmächtigter im Blücherschen Hauptquartier und blieb als Beauftragter seines Landes über die Kriegszeit hinaus beim Besatzungsheer in Frankreich. Seine im wesentlichen militärischen Aufzeichnungen tragen den Stempel eigentümlicher Reife und Nüchternheit.

Ebenfalls als Unterhaltungslektüre weniger geeignet ist das Tagebuch eines Ordonnanzoffiziers von 1812 und 1813, das von Freiherrn von Cramm herausgegeben worden ist. (Verlag von George Westermann, Braunschweig 1912. Preis 4 Mark.) Es gibt ein treues Bild von der Laufbahn eines Mannes, der den namhaften politischen Persönlichkeiten einer interessanten Zeit nahe treten durfte, und wird Historikern in mancher Beziehung von Wert sein, da die Mitteilungen über die Begebnisse durch das Temperament des Verfassers zweifellos nicht getrübt sind.

Einen viel abenteuerlicheren Charakter tragen die Berichte des Wenzel Krimer, eines Draufgängers aus der Lützower Schar, der ein zwei Bände starkes Memoirenwerk hinterlassen hat. (Erinnerungen eines alten Lützower Jägers 1795 bis 1819. Verlag von Robert Lutz, Stuttgart. Preis 12 Mark.) Diese flott gezeichneten Lebenserinnerungen wird jeder gern lesen, da sie nicht nur von militärischen Aktionen berichten, sondern ein lebendiges Bild von den Zeitverhältnissen geben. Wir gewinnen auch ein rein menschliches Interesse an Wenzel Krimer, diesem gescheuten, lustigen Gesellen, der nach einer heutzutage märchenhaft anmutenden Kindheit feldärztlicher Praktikant und Student der Medizin wird, um sich in das Lützowsche Freikorps aufnehmen zu lassen, als die Nachricht von Preußens Erhebung zu ihm dringt. Nachdem die Freischar aufgelöst war, machte er die Feldzüge als Arzt mit, wobei er aber vielfach Gelegenheit fand, sich auch als Soldat zu betätigen. Sein Bildungsgrad und sein origineller Geist verleihen seinen Berichten einen besonderen Wert.

Fast alle diese genannten Veröffentlichungen sind zu Ehren des Jubiläumsjahres unternommen worden, aber so recht lebendig sind sie uns jetzt geworden. Erst die gefühlsmäßige Anteilnahme schafft auch hier das Leben. Deshalb sind

uns auch die verschiedenen Neuerscheinungen über 70/71 gegenwärtig in lebensvollere Nähe gerückt.

Zu erwähnen sind zunächst zwei Spezialwerke: die umfassende Kritik des französischen Generalstabswerkes über den Krieg 1870/71, die von E. von Schmidt begonnen wurde und nun nach seinem Tode von P. Kolbe fortgesetzt wird. Es liegen jetzt die Hefte 11 bis 13 vor, die sämtlich dem Feldzug der Nordarmee gewidmet sind (Friedrich Engelmann, Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1912, 13, 14); ferner das Werk von Oberst Becker „Die Großherzoglich Hessische (25) Division in der Schlacht bei Gravelotte-St. Privat" (A. Bergsträßers Hofbuchhandlung, Darmstadt 1913, Preis 6,50 Mark), das weit über die Kreise der damaligen Mitkämpfer, deren Erinnerungen vom Verfasser vielfach benutzt wurden, willkommen sein wird.

Nicht am wenigsten dürften ein paar Memoirenbände interessieren, die es unserer Phantasie ermöglichen, das Leben unserer Truppen im Felde, von dem uns ja gegenwärtig so spärlich Kunde wird, ein wenig deutlicher auszumalen. Auch im Lazarett wird mancher diese ernst-heiteren Berichte aus unserer Väter großen Zeit gern lesen, um Selbsterlebtes an ihnen zu messen.

Sehr hübsch liest sich das Kriegstagebuch 1870/71 des jüngsten Offiziers im Königs-Grenadier-Regiment (2. Westpreußischen) Nr. 7 in Liegnitz von Major a. D. Franz von Wantoch-Rekowski (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München 1914, Preis 3 Mark), das kleine und große Begebenheiten im Feldlager, in französischen Quartieren, auf Vorposten und während der Schlacht schildert.

Lebhaft geschrieben ist auch 1870/71 Erinnerungen und Betrachtungen von Geh. Obermedizinalrat Heinrich Fritsch (A. Marcus u. E. Webers Verlag, Bonn 1913, Preis 4 Mark), einem Arzt, der den Feldzug naturgemäß unter einem anderen Gesichtswinkel sieht als der Berufssoldat, aber nicht etwa ärztlich interessiert berichtet, sondern in seinen Niederschriften lediglich einen fesselnden Ausschnitt des Kriegsbildes schafft.

Neben dem Arzt kommt auch der Jurist zu Wort. Die „Jugenderinnerungen und Kriegsbriefe eines Altfrankfurters" vom Geh. Justizrat Adolf Fester sind von seinem Bruder Richard Fester mit Recht als wertvoll erkannt und nach seinem Tode herausgegeben worden (Verlag von Max Niemeyer, Halle a. S. 1911). Wer mit der Stadtgeschichte Frankfurts vertraut ist, wird an ihnen eine besondere Freude haben.

Zu der anspruchslosen Memoirenliteratur gehören schließlich auch die Erinnerungen eines kriegsfreiwilligen Gymnasiasten aus dem Jahre 1870/71 vom Superintendenten Werner Jösting, die jetzt in zweiter Auflage vorliegen (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München 1913, Preis 2,50 Mark). Die Arbeit ist unter dem Motto „Die Erinnerung an vergangene Leiden ist angenehm" verfaßt. Die Schilderungen harmloser Erlebnisse tragen daher den Stempel der Heiterkeit, von den Schrecknissen des Krieges ist nicht viel zu spüren. Das kleine Buch wird der patriotischen Jugend, der es gewidmet ist, aufs neue willkommen sein.

Am Schlusse dieser Übersicht müssen noch zwei Bücher erwähnt werden, die im gegenwärtigen Zeitpunkt besonders gute Dienste leisten können. Das eine ist „Die Technik des Kriegswesens", die als Band 12 des IV. Teiles der

Kultur der Gegenwart von M. Schwarte redigiert wurde, aber den Ertrag eingehender Spezialarbeiten einer ganzen Reihe von Autoren darstellt (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig 1913. Preis geheftet 24 Mark). Treffend bezeichnet Schwarte das Kriegswesen als einen der markantesten Faktoren der Kultur der Gegenwart, und daß die Kriegstechnik die Grundlage der Kriegskunst ist und daher in erster Linie eine Darstellung erfordert, wenn das Kriegswesen dem Verständnis näher gebracht werden soll, liegt auf der Hand. Wer aus irgendeinem Grunde den 869 Seiten starken Band nicht durchlesen kann, wird ihn gern zum gelegentlichen Nachschlagen benutzen. Die reichlichen Marginalien erleichtern das Zurechtfinden außerordentlich und die klare Darstellung führt den spröden Stoff dem Geiste leicht zu. Die Technik des Kriegswesens wird zweifellos gleich den übrigen Bänden des Hinnebergschen Sammelwerks ungeteilten Beifall finden.

Das andere abschließend zu erwähnende Buch ist die Arbeit des schwedischen Professors Rudolf Kjellén über „Die Großmächte der Gegenwart", die uns Dr. E. Koch in trefflicher deutscher Übersetzung vorlegt. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1914. Preis 2,40 Mark). Wer sich über die politische Lage, wie sie bei Ausbruch des Krieges bestanden hat, großzügig orientieren und damit ein vertieftes Verständnis für die kriegerischen Verwicklungen gewinnen will, der nehme dies ausgezeichnete, mit Ernst und Fleiß verfaßte kleine Buch zur Hand. Mit durchsichtiger Klarheit entwickelt der Verfasser die Physiognomien der Großstaaten, wie sie sich vom geographischen, ethnischen, sozialen und verfassungsrechtlichen Gesichtspunkt aus darstellen. Der Schluß, zu dem der Verfasser auf Grund seiner Untersuchungen gelangt, steht heute mehr denn je zur Diskussion — die föderative Staatenverbindung im größeren oder geringeren Umfang. Die Prognose für Deutschland ist günstig: es erscheint dem Verfasser als Verwalter des Erstgeburtsrechts Europas. Um den Weltherrscherberuf anzutreten, braucht es nur die unermeßliche Kraftquelle auszunutzen, die heute noch brachliegt, — den Glauben an eine solche Mission.

Kriegstagebuch

15./28. Oktober 1914. Ein kaiserliches Reskript an den Generalgouverneur des Südwestgebiets Generalleutnant Th. Th. Trepow hebt das Generalgouvernement auf.

9./22. Oktober 1914. Der bei Beginn des Krieges in Frankreich gebildeten polnischen Legion haben sich gemäß Nr. 27 des Armejski Wjestnik 40 000 Polen aus Amerika angeschlossen.

9./22. Oktober 1914. Die russische Armeeleitung genehmigt die Bildung polnischer Legionen im Nordwestgebiet unter Leitung des Gutsbesitzers Witold Gorczynski. Der Legion sind seitens der russischen Armeeleitung 3500 bei den Kämpfen in Galizien eroberte österreichische Gewehre zur Verfügung gestellt.

15./28. Oktober 1914. Die ukrainophile in Charkow erscheinende Tageszeitung Jushnij Kraj (s. Grenzboten Nr. 45, S. 176) ist wegen eines Aufsatzes über Burtzew und eines solchen über die galizische Ukraina mit 1000 Rubel Strafe belegt worden. (Rjetsch.)

Ende Oktober 1914. Menschikow schreibt in dem Nowoje Wremja, man müsse sich eingestehen, daß das Ziel des Krieges russischerseits nach drei Monaten des Kampfes nicht erreicht sei. Deutschland sei vom Feinde frei; man dürfe nicht glauben, daß der weitere Verlauf des Krieges unbedingt so ausfallen werde, wie man sich das ursprünglich gedacht habe. (Nach einer mündlichen Mitteilung.)

Ende Oktober 1914. Der russische Minister des Innern Maklakow hat einen Gesetzentwurf eingebracht, der den Deutschen in 25 Gouvernements Rußlands den Erwerb von Immobilien verbietet und die Enteignung des deutschen Besitzes an Boden vorsieht. (Text und Begründung in Nr. 46 der Grenzboten S. 197.)

17./30. Oktober 1914. Der Gouverneur von Kursk konfiszierte neunzehn Kisten Lesestoff des Roten Kreuzes für die Lazarette. Grund: der Inhalt bestand vorwiegend aus revolutionärem Propagandamaterial. (Russkoje Slowo.)

27. Oktober 1914. Deutsche Flieger bombardieren Dover.

1. November 1914. Auflösung des polnischen Nationalrats wegen Differenzen bei der Legionenbildung.

1. November 1914. Messines bei Ypern genommen.

1. November 1914. Russischer Durchbruchsversuch bei Szittkehmen abgewiesen.

1. November 1914. Für die Russen verlustreiche Kämpfe im Kaukasus mit türkischen Truppen.

1. November 1914. Deutscher Seesieg an der chilenischen Küste. Ein englisches Geschwader „Good Hope", „Monmouth", „Glasgow" durch „Gneisenau", „Scharnhorst", „Nürnberg", „Leipzig", „Dresden" vernichtet.

1. November 1914. Die Zahl der Kriegsgefangenen in Lagern und Lazaretten in Deutschland beträgt 433247.

2. November 1914. Bei Ypern 2300 Engländer gefangen. Chavonne und Soupir genommen, über 1000 Franzosen gefangen; französische Angriffe in den Vogesen, bei Verdun und Toul abgewiesen.

2. November 1914. Die Österreicher schlagen die zweite serbische Armee und erobern Sabac.

2. November 1914. Außer Rußland, Frankreich und England bricht auch Serbien die diplomatischen Beziehungen mit der Türkei ab.

2. November 1914. Persien stellt nach einer Petersburger Meldung an Rußland die Forderung auf sofortige Abberufung der russischen Truppen aus Persien.

2. November 1914. Der türkische Hafen Akaba am Roten Meer von englischen Schiffen beschossen.

3. November 1914. Das deutsche Zahlungsverbot an England und Frankreich wird auch für Belgien in Kraft gesetzt.

3. November 1914. Die „Karlsruhe" versenkt im Atlantischen Ozean mehrere feindliche Handelsschiffe, darunter den „Vandyk" von 10300 Tonnen.

3. November 1914. Angriff eines deutschen Geschwaders auf die englische Küste bei Yarmouth; ein englisches Unterseeboot gesunken.

4. November 1914. Panzerkreuzer „York" lief im Jadebusen auf eine Hafenmine.

4. November 1914. Die Engländer annektieren formell Ägypten und setzen den Onkel des bisherigen Khediven, Hussein Kiamil-Pascha, als Khediven ein.

4. November 1914. Feindlicher Ausfall über Nieuport abgewiesen.

5. November 1914. England annektiert formell Cypern.

5. November 1914. Als Vergeltung für die Internierung der Deutschen in England werden die Engländer in Deutschland in Konzentrationslager gebracht.

5. November 1914. Das neue italienische Ministerium setzt sich zusammen aus: Salandra, Vorsitz und Inneres; Sonnino, Äußeres; Martino, Kolonien; Zupelli, Krieg; Viale, Marine; ferner Orlando, Carcano, Daneo, Ciufelli, Grippo, Cavasola und Riccio.

5. November 1914. Türkische Kavallerie schlägt Kosaken im Kaukasus.

5. November 1914. Südöstlich St. Mihiel im Bois Brule von unseren Truppen ein wichtiger Stützpunkt erobert.

6. November 1914. Die russische Flotte bombardiert die türkischen Häfen Koslu und Zonguldak.

6. November 1914. Bei Ypern 1000 Franzosen gefangen. Französische Angriffe bei Noyon, Bailly und Chavonne abgewiesen.

6. November 1914. Bei Kolo an der Warthe drei russische Kavalleriedivisionen geschlagen.

7. November 1914. Die drei skandinavischen Länder erheben in London Protest gegen die Sperrung der Nordsee.

7. November 1914. Tsingtau erliegt der erdrückenden japanisch-englischen Übermacht.

7. November 1914. Rußland erläßt ein Gesetz über eine Kriegssteuer in Höhe bis zu 8 Prozent des Einkommens.

7. November 1914. Bei Krupanj nehmen die Österreicher 1500 Serben gefangen.

7. November 1914. Die Türken marschieren in Ägypten ein.

7. November 1914. Die Engländer besetzen Fao am Persischen Golf.

7. November 1914. Bei Vienne le Chateau in den Argonnen eine wichtige Höhe erobert.

8. November 1914. Die Armenier erklären der Pforte ihre Ergebenheit.

8. November 1914. Feindlicher Vorstoß aus Nieuport zurückgewiesen, feindliche Schiffe von der belgischen Küste vertrieben.

8. November 1914. Am Wyschtyter See ein Angriff starker russischer Kräfte abgewiesen. 4000 Gefangene gemacht, 10 Maschinengewehre erbeutet.

8. November 1914. De Wet schlägt in Transvaal die Regierungstruppen unter Cronje.

8. November 1914. Dünkirchen von deutschen Fliegern bombardiert.

8. November 1914. Das deutsche Kanonenboot „Geier" wird in Honolulu interniert.

8. November 1914. Die Österreicher schlagen die 3. und 1. serbische Armee und werfen sie auf Valjevo zurück.

9. November 1914. Heldenhafter Untergang der „Emden" bei den Cocosinseln im Kampf mit dem australischen Kreuzer „Sydney".

9. November 1914. Bei Ypern 500 Franzosen, Farbige und Engländer gefangen, mehrere Maschinengewehre erbeutet.

9. November 1914. In Russisch-Polen bei Konin zersprengte unsere Kavallerie ein russisches Bataillon; 500 Mann gefangen, 8 Maschinengewehre erbeutet.

9. November 1914. Kreuzer „Königsberg" im Rufidjifluß in Ostafrika blockiert.

10. November 1914. Amerika protestiert gegen Englands Übergriffe bei Beschlagnahme von Schiffsladungen mit bedingter Kontrebande.

10. November 1914. Österreichischer Sieg südlich Sabac in Serbien. Vom 6. bis 10. November sind 4300 Gefangene gemacht; 1 Fahne, 16 Maschinengewehre und 28 Geschütze erobert.

10. November 1914. Norwegen nimmt in Amerika eine kurzfristige Anleihe von 3 Millionen Dollar zu 8 Prozent auf.

10. November 1914. Frankreich gibt an Serbien einen Vorschuß von 50 Millionen Franken, an Montenegro 30 Millionen.

10. November 1914. Dixmuiden erstürmt, Siege bei Langemarck und südlich Ypern. 3500 Gefange gemacht, 21 Maschinengewehre erobert. Angriffe der Feinde bei Armentieres, in den Argonnen und bei Verdun zurückgewiesen.

10. November 1914. Das portugiesische Moratorium wird bis 10. Januar 1915 verlängert.

11. November 1914. Ein japanisches Torpedoboot vor Kiautschau gesunken.

11. November 1914. Nach freiwilliger Räumung Mittelgaliziens durch die Österreicher wird Przemysl wieder von den Russen eingeschlossen.

11. November 1914. Bei Ypern 700 Franzosen gefangen, 4 Geschütze, 4 Maschinengewehre erbeutet. Das östliche Yserufer vom Feinde gesäubert.

11. November 1914. In Kerbela erklären sich 40000 Schiiten für das Kalifat.

12. November 1914. Bei Dover vernichtet ein deutsches Unterseeboot das englische Torpedo-Kanonenboot „Niger".

12. November 1914. Aufruf des Sultans an alle Mohammedaner zum heiligen Krieg gegen Rußland, England und Frankreich.

12. November 1914. Die deutsche Kolonie in Täbris, Persien, von den Russen gefangen genommen und mit Frauen und Kindern nach Rußland geschleppt.

12. November 1914. Türkischer Sieg im Kaukasus.

12. November 1914. Im Westen, bei Nieuport und Ypern 1800 Franzosen gefangen.

18. November 1914. Südlich Ypern 700 Franzosen gefangen, in den Argonnen 150. Englische Angriffe westlich Lille zurückgewiesen.

18. November 1914. Bei Stallupönen 500 Russen gefangen. Bei Wloclawec ein russisches Armeekorps geschlagen, 1500 Gefangene gemacht, 12 Maschinengewehre erbeutet.

14. November 1914. Im Westen einige hundert Franzosen und Engländer gefangen, einen starken französischen Stützpunkt in den Argonnen erstürmt.

14. November 1914. Die Österreicher dringen in Serbien bis Kamenika bei Valjevo vor.

14. November 1914. Die Russen in Nordpersien von türkischen Truppen geschlagen.

14. November 1914. Ein zweites japanisches Torpedoboot durch eine Mine bei Kiautschau zerstört.

15. November 1914. Lord Roberts gestorben.

15. November 1914. Verlustreiche Kämpfe der Franzosen in Marokko.

15. November 1914. An der Weichsel 26000 Russen gefangen, viele Geschütze erbeutet.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Clemow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des **Verlags:** Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Bemerkungen zur osteuropäischen Frage

Die nachfolgenden, sehr beachtenswerten Ausführungen entnehmen wir mit Genehmigung des Herrn Verfassers sowie des Herrn Rechtsanwalts Claß den Alldeutschen Blättern. Die Schriftleitung

Russische Volkswirte haben es ziffernmäßig erwiesen, daß die russische Weltpolitik vom Gelde der fremdstämmigen Reichsteile unterhalten wird. Die großrussischen Provinzen kosten dem Staate mehr, als sie einbringen. Ausgenommen sind nur Moskau und Wladimir mit ihrer Großindustrie. Dagegen liefern die Ostseeprovinzen Estland, Livland, Kurland einen guten Überschuß. Polen mit seiner blühenden Landwirtschaft, seiner Großindustrie, dem Minendistrikt, ist für den russischen Staat eine Goldgrube. Kleinrußland mit seinem Schwarzerdedistrikt, seiner Hütteninduſtrie und den Minen des Donezbeckens liefert ebenfalls einen beträchtlichen Überschuß für die Staatskasse. Dasselbe gilt von Kaukasien, das so reich an Petroleum und Erzen ist. Würden die Großrussen diese Gebiete verlieren, so wären sie nicht imstande, mit ihren eigenen schwachen Kräften die Lasten ihrer Welteroberungspolitik zu tragen, unter der nicht bloß die der Verrussung und Ausbeutung unterworfenen fremdstämmischen, sondern in hohem Grade auch die großrussischen Gebiete leiden. Der Russenstaat hat für die Förderung der großrussischen Provinzen kein Geld verfügbar. Oka und Wolga versanden und versumpfen, Geld, sie zu regulieren, ist nicht da. Für den Wege- und Schulbau fehlen die Mittel, die reichlich fließen, wenn es sich darum handelt, neue Gebiete zu erobern und Rußlands Grenzen ins Endlose auszudehnen. Darum gibt es in Großrußland viele angesehene und patriotische, echtrussische Männer, die es offen aussprechen, daß Großrußland aus seinem Elend nicht eher erlöst werden könne, als bis die petrinische Politik der Welteroberung zusammengebrochen sei. Für Rußland sei der Verlust der fremdstämmigen Grenzgebiete das größte Glück, denn dann würde die Regierung endlich gezwungen sein, auf eine wahnsinnige

Außenpolitik zu verzichten und sich der Pflege des Wohls der großrussischen Zentralprovinzen zuzuwenden. So urteilen viele russische Geheimräte in St. Petersburg. In Livland und Polen hört man oft die russischen Beamten darüber klagen, daß sie zum Zwecke der Eroberung und Verrussung in der Verbannung leben müßten. Verlöre Rußland die Westprovinzen, dann könnten sie endlich nach Hause kommen, d. h. nach Großrußland zurückkommen.

Bald nach der Gründung des Deutschen Reiches besuchte der Bürgermeister Holländer von Riga den Grafen Peter Schuwalow in Petersburg, der nachher Rußland auf dem Berliner Kongreß vertrat. Sie sprachen von der Neugründung des Deutschen Reiches und ihren unvermeidlichen Folgen für Rußland. Schuwalow nahm das Lineal, legte es auf die Landkarte und zog eine Linie vom südöstlichen Polen bis zum Ladogasee. Alles, was westlich von dieser Linie liege, gehöre von Natur zu Deutschland. Das Deutsche Reich könne nicht die Herrschaft Rußlands in Polen dulden, auch könne es nicht die Herrschaft über die Ostsee mit Rußland teilen.

Petersburg sei von Natur aus zu einer preußischen Provinzialhauptstadt bestimmt, da es auf finnischem Boden im germanischen Kulturgebiet liegt. Als echter Russe haßte Schuwalow Petersburg. Moskau sei die natürliche Hauptstadt Rußlands. Verschiebe sich der Schwerpunkt weiter nach Osten, so könnte etwa Saratow die Hauptstadt werden, Petersburg sei dazu als gar nicht auf russischem Boden liegend völlig ungeeignet. Den Verlust dieses Westgebietes, das Deutschland nötig brauche, könne Rußland ruhig ertragen. Es habe jahrhundertelang ohne diese Gebiete gelebt und brauche sie für seine nationale Existenz nicht. Also sprach Graf Peter Schuwalow.

Als sich in den achtziger Jahren der Zweifrontenkrieg ankündigte, fragte der Hofprediger Adolf Stöcker den Feldmarschall Moltke, ob die Herzogtümer Livland, Estland und Kurland als preußische Provinzen gegen Rußland zu halten seien. Graf Moltke bejahte diese Frage mit allem Nachdruck. Der Peipussee und der von diesem See bis zur Dina sich erstreckende Sumpfdistrikt sei eine starke natürliche Schutzwehr nach Osten. Lege man in Narwa und Dünaburg starke natürliche Festungen an, und errichte man einige Sperrforts, so sei das ganze Land ohne sonderliche Mühe gegen Rußland zu halten.

Weite Kreise der führenden Schichten Rußlands sehen Westrußland als Deutschlands natürliches Kolonialgebiet an. An die Saturiertheit von Rußlands westlichem Nachbar glaubt kein einsichtiger Moskowiter. Alle Versicherungen, daß Deutschland in Europa kein Land erobern wolle, erwecken bei klugen Russen nur den Verdacht, Deutschland wolle sie in arglistiger Weise betrügen. Sehr charakteristisch sind in dieser Hinsicht die Aussprüche des Kurators Weljaminow von Kiew. Weljaminow war russischer Magnat aus altem Bojarengeschlecht, ein einsichtiger, weitblickender Mann, befreundet mit dem Grafen Tolstoi, dem damaligen russischen Minister. Weljaminow meinte in den neunziger Jahren, daß ihm die deutsche Kolonialpolitik ziemlich verfehlt vorkomme. Natürlich sei

Deutschland nicht saturiert, denn das deutsche Volk lebe in einem zu kleinen Lande, das immer enger und kleiner werde. Es müßte sich ausdehnen. Wenn Deutschland Eroberungen machen wolle, so sei das berechtigt und vernünftig. Wenn Rußland und England ihre Gebiete ins Ungemessene vergrößerten, so sei dazu kein Bedürfnis vorhanden, denn beide hätten für Jahrhunderte genug Land zur Besiedelung. Sinnlos sei Frankreichs kolonialpolitischer Ehrgeiz, da es ihm zur Besiedelung an Nachwuchs fehle. Deutschland habe starken Nachwuchs, aber nur sehr ungenügende Kolonien, auch keine Aussichten, sich in Übersee bessere zu erwerben. Man scheine das in Berlin nicht zu wissen, aber für jeden Russen, der sich in Deutschlands Lage versetzen könne, liege es auf der Hand, daß Westrußland das gewiesene deutsche Kolonialgebiet sei. Als deutscher Minister würde er zu gelegener Zeit Westrußland in deutschen Besitz überführen. Polen müsse deutsch werden. Weljaminow hielt die Eindeutschung der Polen für ebenso erfolglos wie ihre Verrussung. Die Entnationalisierung eines so zahlreichen und selbstbewußten Volkes könne nur die Verblendung und Schwerfälligkeit der russischen Tschinowiks, zu denen Weljaminow sich selbst nicht zählte, für möglich halten. Auch sei es nicht möglich, die Polen zu enteignen. Dazu seien sie durch jahrhundertlangen persönlichen Grundbesitz zu fest mit ihrem Erdboden verbunden. Auch traue er den Deutschen dazu nicht die nötige Härte zu. Völlig untunlich sei es, den Polen das Reichsbürger- und Reichstagswahlrecht zu verleihen. Als deutscher Staatsmann würde er Polen wohl erobern, aber es auch als unterworfene Provinz diktatorisch regieren lassen und ihm niemals das Reichsbürgerrecht verleihen. Würde Deutschland dem diktatorisch regierten Polen polnische Schulen und eine beschränkte Selbstverwaltung gewähren, so sei das genug. Die Polen würden sich in ihr Geschick fügen und Deutschland könnte die Wehr- und Steuerkräfte Polens für deutsche Zwecke ausnutzen. Ähnlich, aber doch anders, müßte Deutschland das polnische Leben, nämlich die von Litauern bewohnten Gebiete Kowno, Grodno, Wilna behandeln. Die Litauer seien gleichfalls diktatorisch zu regieren und niemals mit dem Reichsbürgerrecht auszustatten. Alle drei, besonders aber Kowno und Wilna, seien reich an Sümpfen und Wäldern, die man ohne Grausamkeit in Staatsbesitz überführen und zu Ansiedlungszwecken mit Deutschen besetzen könne. Es sei dort Raum für mehrere Millionen vorhanden. Sei dieses Gebiet stark mit Deutschen besiedelt, so werde sich auch die Eindeutschung der Litauer ganz von selbst machen. Polen und Litauen müsse Deutschland besitzen, um sich den Weg in sein eigentliches Kolonialgebiet hinein zu sichern, das zunächst in Minsk, Mohilew und Witebsk zu suchen sei. Diese weißrussischen Provinzen seien sehr fruchtbar und menschenarm, die Bevölkerung halbnomadisch, träge, verkommen, ohne Heimatsgefühl, jeden Augenblick bereit, den Acker herrenlos liegen zu lassen und nach Sibirien auszuwandern. Diese Weißrussen nach Sibirien abzuschieben, sei keine Härte und würde von ihnen als Begünstigung angesehen werden.

Deutschland müsse es sich im Friedensschluß ausbedingen, daß Rußland jedes Jahr einigen Hunderttausend dieser Weißrussen Land in Sibirien anweise. Rußland werde gern darauf eingehen und Deutschland brauche den Auswandernden nur ein mäßiges Reisegeld zu zahlen, um ihr Land für Ansiedelungszwecke zu bekommen. In fünfzig Jahren würden gewiß angesichts der großen Fruchtbarkeit der Deutschen auf billigem Boden zehn Millionen Deutsche in diesen drei Provinzen wohnen. Im Bedürfnisfall könne Deutschland ebenso im westlichen Kleinrußland vorgehen. In Wolhynien und Podolien schieße schon jetzt eine starke deutsche Bauernbevölkerung empor. Die natürliche Entwicklung brauche nur von Deutschland kräftig gefördert zu werden, um auch Kleinrußland im Laufe der Zeit zu einer deutschen Siedelungskolonie werden zu lassen.

Weljaminow schloß seine Ausführungen mit den Worten, daß er als deutscher Staatsmann gesprochen habe. Als russischer Patriot freue er sich darüber, daß man es in Berlin nicht merke, wo dem deutschen Volke der Schuh drücke, und daß man offenbar dort nicht daran denke, dem deutschen Volke in Westrußland eine Siedelungskolonie zu schaffen. Vielleicht werde Rußland die nötige Zeit gewährt werden, um sich gegen den deutschen Drang nach Osten zu schützen. . . .

Als ich am ersten Mobilmachungstage in Königsberg i. Pr. auf dem Herzogsacker war, lernte ich einen Deutschen aus Witebsk kennen, der sich dem Bezirkskommando stellen wollte. Er stammte aus Sachsen, war Wirtschafter gewesen und von der Posener Landwirtschaftskammer als Inspektor an einen Grundherrn im Gouvernement Witebsk empfohlen worden. Schon nach einem Jahre bot ihm der Grundherr 1000 Dessjatinen, d. h. 4000 Morgen schönen, aber unbenutzt daliegenden Boden zur Pacht an: der Deutsche baute sich die nötigen Holzgebäude, richtete sich seine Wirtschaft praktisch ein und wurde auf seiner großen Pachtung ein wohlhabender Mann. Er verheiratete sich, ließ sich aber nicht naturalisieren. Schon vor Ausbruch des Krieges wurde er zum letzten Juli von der russischen Polizei ausgewiesen. All sein Hab und Gut im Stich lassend, mußte er nach Königsberg flüchten. Er sprach mit großer Verachtung von Staat und Volk in Rußland. Er meinte, Deutschland müsse Witebsk erobern, das russische Gesindel nach Sibirien abschieben und das herrliche, fruchtbare Land mit Deutschen besetzen. Deutschland sei gar zu eng und gar zu voll von Menschen. In Deutschland wäre er mit 40 Jahren weiter nichts geworden als ein unverheirateter Inspektor, in Witebsk, wo das Land so billig sei, habe er es zu etwas bringen können. Er hoffe, aus der Kriegsentschädigung seine großen Verluste ersetzt zu bekommen und unter deutscher Verwaltung im deutschen Witebsk seine Tage zu beschließen.

Handel und Freiheit in den englischen Kolonien

Von W. Neumann

Ein englisches Sprichwort besagt, der Handel folge der Flagge; und wenn vielleicht auch in der Geschichte der englischen Kolonisation der Handel dem Union-Jack so manches Mal mutig vorangegangen ist, so bleibt doch nichtsdestoweniger die Richtigkeit des Wortes „Trade follows the flag“ nirgends so deutlich erkennbar, wie gerade im Britischen Empire: rund vierundvierzig Millionen Menschen im Vereinigten Königreiche lenken die Geschicke von rund dreihundertundsechzig Millionen in Übersee, — d. h. die einer achtmal größeren Bevölkerung als im eigentlichen Großbritannien selbst wohnt; ein knappes Vierzigstel der Menschheit beherrscht ein rundes Fünftel, — Braune, Schwarze und andere Weiße. Aber die Handels- und Machtwerte dieses Weltreiches sind doch noch ungleich größer: England und seine Kolonien nehmen räumlich nur etwa ein Fünftel der bewohnten Welt ein, aber seine Schiffe gebieten und schwimmen auf allen Meeren, und die Londoner Börse umspannt mit ihren Netzen das Feld der Erde: rund ein Drittel aller in der Welt erzeugten Güter und Werte menschlicher Arbeit geht irgendwie und irgendwann durch englische Hände oder englische Börsen.

Betrachtet man z. B. die vergleichenden Zahlen, die der Handel einiger besonders bekannter kolonialer Gebiete und Produkte aufweist, so ergeben sich mehrfach Werte, die schon rein arithmetisch das Staunen des Betrachters erregen müssen. — Das Gold z. B., das in den ersten sechzig Jahren der Förderung allein dem Boden Australiens entzogen wurde, beläuft sich auf gegen 550 Millionen Pfund Sterling, und die Förderung der südafrikanischen Union beträgt jetzt jährlich zwischen je 500 und 700 Millionen Mark. Mehr als achtzig vom Hundert aller auf Erden produzierten Diamanten kommen allein aus dem Britischen Südafrika, nebst etwa fünfundzwanzig Prozent alles geförderten Goldes. Die Kupferminen Südaustraliens stehen an Ergiebigkeit und Gehalt mit an erster Stelle. Die Bergwerke des westlichen und nordwestlichen Kanada harren noch der weiteren Erschließung und versprechen ungeheure

Reichtümer an Zink, Blei, Silber, Kupfer und Gold. Die blühendsten Thee- und Reisgebiete, — Ceylon, Assam und Burma, — die ergiebigsten, vielleicht nur den sibirischen an Erträgnis unterlegenen Binnenfischereien der Erde, diejenigen Britisch-Columbias, sind in englischen Händen. Drei Viertel des Kapitals aller Teepflanzungsgesellschaften Indiens und Ceylons liegen in Londoner Safes, neunzig Prozent des gesamten Verbrauchs wird nach England verschifft. — Gleichen Schritt mit der raschen Ausdehnung des britischen Machtbereichs, ja eher noch schneller, ist die wirtschaftliche Erschließung und Nutzbarmachung der vom Mutterlande zu verwertenden Gebiete gegangen. Schon reichen beispielsweise die Schächte australischer Bergwerke tausend und mehr Meter in die Erde, und aus oft noch tieferen Schichten hat man das nicht minder wichtige Wasser erbohrt, dessen köstliche Adern in künftigen Zeiten vielleicht Australiens edelsten Reichtum eröffnen werden. Leitungen sind hier schon in Dienst, die jene der alten römischen Provinz Africa um ein Vielfaches übertreffen und selbst denen des Iraq zur babylonischen Blütezeit nicht nachstehen mögen. Sammelbehälter von oft mehreren Millionen Gallonen (zu $4^1/_2$ Liter) Fassung, gemauerte Leitungen von über 1000 Kilometer Länge tränken riesige Herden von Rindern und Schafen; und ganze Provinzen reichsten Weidelandes, wo noch vor kaum zwei Generationen der einsame Kurnai seinen Bumerah gegen das Steppenwild schleuderte, blühen auf. Junge Wälder grünen, Weinberge und Gärten voll Obst geben Frucht, und das Tosen der Güterzüge durchschneidet die frühere Öde: schon ist der Tag nicht mehr fern, da die erste Eisenbahn den fünften Erdteil ganz durchqueren wird, gleich den Telegraphenpfählen, die schon seit Jahren Adelaide mit Port Darwin verbinden.

Nicht geringer erscheint die kommerzielle Erschließung der anderen großen Bezirke englischer Macht: waren doch schon im Jahre 1902 nach K. Does Angabe weit über 100000 Kilometer Eisenbahnlinien in Englisch-Übersee in Betrieb, d. h. die dreifache Länge des heimischen Netzes, und zweieinhalbmal die Länge des Äquators; und diese Bautätigkeit ist seither, besonders auch in Afrika, beständig im Wachsen. So hat sich z. B. der Strang der indischen Eisenbahnen nach englischen Berichten von 1903 bis 1912 um insgesamt etwa fünfundzwanzig Prozent verlängert und erreichte in diesem Jahre weit über 50000 Kilometer, etwa die Länge des preußisch-hessischen Eisenbahnnetzes, während das darin arbeitende Kapital den Betrag von über 300 Millionen Pfund darstellte! Allein das Netz der vorderindischen Kanäle, die ebensowohl zum Transport wie zu Zwecken der Bewässerung des Landes dienen, ergibt insgesamt eine Linie, die von Madrid bis Wladiwostock reicht; und die Wasserfülle der Staubecken Ägyptens ertränkt ganze Ruinenstädte von tausendjährigem Alter, um an ihrer Stelle blühende Dörfer und Baumwollfelder erstehen zu lassen. Der Gesamthandel des alten Nillandes hat sich seit 1882 — dem Datum der anglo-ägyptischen Gemeinschaftsverwaltung — um siebzig Prozent gehoben, während die Reineinnahmen trotz kostspieliger Deich- und Wehrbauten

und trotz der nicht unerheblichen Unkosten infolge der Aufstände des Mahdi und des Mullah noch immerhin um etwa vierzig Prozent steigen konnten. Ebenso ist in Indien und Ceylon nicht nur das Areal der Teepflanzungen beständig gewachsen, sondern auch der Ertrag ist mit doppelter Geschwindigkeit gestiegen: ein Ergebnis der guten Arbeitsmethoden und der künstlichen Bewässerung durch das dichte Netz von Kanälen, Stauwehren und Schleusenanlagen, das britischer Unternehmungsgeist im alten Wunderlande geschaffen hat. Während nach der Schätzung der englischen Behörden früher mitunter in einem einzigen Jahre der Dürre bis zu neunzig Prozent des Viehbestandes ganzer Provinzen Indiens zugrunde gingen, was Not und Seuchen im Gefolge hatte, hat sich der Bestand an lebendem Fleisch jetzt seit Jahren dauernd gehoben, die Landbestellung gebessert, und mit ihr zugleich auch die Lebens- und Steuerkraft von Millionen kleiner Bauern, die außer ihrem Acker nicht eben viel irdisches Gut ihr eigen nennen können. In welchem Maße diese Verbesserung der Bewirtschaftung unter anderem gerade auf den Wohlstand der Eingeborenen eingewirkt hat, ergibt sich aus den Angaben der letzten amtlichen „Reports" für den Sudan, wonach die Steuerkraft der Provinz in den ersten zehn Jahren nach der Besetzung auf das zehnfache gestiegen ist, und dies, wie ausdrücklich bemerkt wird, hauptsächlich infolge der Erschließung von Wasser, Anlage von Pumpwerken und dergleichen.

Denn das eine ist klar, und nach den bekannten kolonialpolitischen Methoden Englands zufolge als Kern- und Zielpunkt jeder administrativen Fürsorge des Mutterlandes geradezu selbstverständlich: die britische Verwaltung tut für die Eingeborenen alles mögliche, aber eben nur wenn und soweit es, ohne die politische Machtstellung des herrschenden Staates auch nur im geringsten in Frage zu stellen, die Steuer- und Handelsergiebigkeit des Kolonialandes steigern kann. Denn daß diese Politik der wirtschaftlichen Erschließung ganz und gar nicht, — wie britische Imperialisten gern behaupten, — aus selbstlosem, höchst moralischem Interesse am bloßen Gedeihen des kolonialen Menschengutes befolgt wird, dafür spricht schon zunächst die alterwiesene Raubbaupolitik der angelsächsischen Handelskompanien des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, von denen damals die Inder urteilten: „sie sind wie Teufel, sie saugen uns aus und tun nur Schlechtes," dafür spricht auch vor allem die hier nicht weiter zu erörternde geringe Fürsorge für die sittliche und geistige Förderung der Eingeborenen; aber es liegt eben nach altenglischer Auffassung eine gute Kapitalsanlage im überseeischen Boden und — wenigstens mitunter — auch im eingeborenen Menschengut. Diese Aussicht auf eine dauernde, gleichmäßige und gleichmäßig wachsende Rente beherrscht die ganze koloniale Wirtschaftspolitik Groß-Britanniens; ja sie bestimmt im Grunde auch seine ganze staatsrechtliche Entwicklung. Das geht auch deutlich genug aus den so rosig gemalten Berichten der Statthalter, Generalkonsule, Residenten usw. an das Londoner Kolonialamt hervor. Man betreibt die wirtschaftliche

Förderung des Landes, den Bau von Brücken, Eisenbahnen, Leuchttürmen, Molen und Kanälen nicht um des Selbstzweckes der Hebung des Landes und seiner Eingeborenen willen, sondern ausschließlich um den kolonialen Staatshaushalt möglichst gleichförmig und möglichst hoch zu gestalten.

Darum nur die besondere englische „Fürsorge" für Indien, darum die vielgepriesenen Eisenbahn- und Hochwasserbauten in Ägypten: ohne sie würden eben Schwankungen im Haushalte der Kolonien eintreten, die aller menschlichen Voranschläge spotten und jede dauernde Rentierungspolitik unmöglich machen. Unterscheiden sich doch z. B. die Einnahmen aus Zöllen, Steuern und Verkäufen in normal guten Jahren von denen einer außergewöhnlichen Dürre oft um ein Vielfaches! Solche maßlosen Schwankungen müssen nicht nur wirtschaftlich, sondern vor allem moralisch und politisch unberechenbare Folgen haben; und erlauben anderseits auch nicht entfernt die gehörige Deckung der sehr hohen regelmäßigen Ausgaben von Gehältern, Sold, Zinsendienst usw. In Ägypten, wo seit Alters nur der bewässerte Boden besteuert wurde, und die einzig realisierbaren Werte des Landes im Ertrag des Halmes liegen, mußte das selbstverständliche Bestreben jeder finanzpolitisch einigermaßen einsichtigen Verwaltung mit Naturnotwendigkeit auf Mehrung der künstlichen Wasserzufuhr bedacht sein, wenn anders der Staatsschatz nicht die berüchtigte Inkongruenz der ersten khedivischen Zeit aufweisen und zugleich auch die Rohstoffversorgung der Manchester Baumwollfabriken und mit ihr Dutzende von abhängigen Industriezweigen in der Heimat ins Stocken geraten sollte. Auf diesem Wege finanzpolitischer Gesundung waren den Engländern übrigens schon Napoleon der Erste und der Khedive Ismail Pascha — beide allerdings mit unzulänglichen Mitteln — vorangegangen: ein Zeichen spezifischer Begabung der englischen Weltwirtschaftspolitik ist er nicht.

Um welche Werte es sich dabei immerhin handelt, zeigen die Steuerergebnisse für Ägypten und Indien: im letzteren betrugen allein die Einnahmen für geliefertes Wasser an 100 Millionen Mark jährlich. Und in Ägypten sind die Erträge seit Errichtung der Dämme von Assuan und Edfu andauernd und erheblich gestiegen. Übrigens verzinsen sich auch die großen Stauanlagen Indiens, so die des Godawari und Kaweri, zum Teil sehr gut — einige bis zu 40 und mehr Prozent —, während einige andere, meist mittlere und kleinere Anlagen, wohl infolge schlechter technischer Veranschlagung entweder nur eben den Zinsendienst decken oder gar keinen Nutzen abwerfen. Daß überhaupt die rein technische Seite dieser Staubecken und Flußwehre keineswegs etwa meisterhaft ist — jedenfalls den entsprechenden deutschen und amerikanischen Leistungen nicht entfernt die Wage halten kann —, zeigt sich aus den häufigen nachträglichen Erweiterungs-, Ergänzungs- und Umbauten: hat man doch die 1904 für 40 Millionen Mark fertiggestellte Sperre von Assuan schon 1907 erweitern müssen, um bald darauf festzustellen, daß eigentlich ein großes neues Becken viel weiter oberhalb erforderlich wäre, wenn man die furchtbarsten Schlamm-

fluten des vom Habesch kommenden Blauen Nil abfangen und nutzbar machen will. Auch die in Witwatersrand und Koolgardie benutzten Maschinenanlagen scheinen technisch nicht gerade wesentliche Verbesserungen gegen die Zeit der Entdeckung jener Goldminen um 1870 erfahren zu haben, — wenn man aus den erhältlichen Abbildungen und Berichten schließen darf. Hier wie überall kommt es dem britischen Kaufmann eben weniger auf vielleicht maßvolle, aber dauernde, als vielmehr auf vorübergehende, aber um so höhere Erträge und Leistungen an: so werden eher die Unkosten der Anlagen durch Weitergebrauch alter Maschinen und Methoden heruntergedrückt, als daß man sich durch Konstruktion und Erprobung neuer Verfahren und Geräte zu möglicherweise kostspieligen Experimenten hinreißen ließe. Ohne diese ist aber ein dauernder Fortschritt der wirtschaftlichen Erträge letzten Endes selbstredend unmöglich.

So nimmt denn auch heute noch die eilfertige handelspolitische Ausnützung der im Kolonialboden liegenden Schätze mitunter geradezu die Formen offenbarsten Raubbaus an. War es so schon bei der englischen Hudsonbaikompanie und noch deutlicher bei der alten Ostindiengesellschaft im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert der Fall, war schon die handelspolitische Ausnutzung durch das Mutterland mit die treibende Ursache zur Loslösung der dreizehn alten Vereinigten Staaten 1776, so blieb sie auch noch 1845 englisches Verfahren, als man die reichen Kupferminen von Burra-Burra in Südaustralien entdeckt hatte. Aus ihnen bezogen die Londoner Aktionäre mehrere Jahre lang 800 (!) Prozent Dividende — mit dem selbstverständlichen Erfolge, daß die Gruben mit einem Male so gut wie erschöpft waren; und ähnlich war es in einer ganzen Anzahl von Bergwerken in Queensland und Südafrika auch noch in späterer Zeit. Die hohen Dividenden, die einige große Bergwerksgesellschaften dieser beiden Gebiete zahlen konnten, beruhten, volkswirtschaftlich gesprochen, auf krebsartig-ungesunden Wirtschaftsformen; und das Endergebnis war demgemäß entweder Bankrott, oder aber Massenabwanderung der Digger von einer rasch abgebauten nach irgendeiner anderen, oft Hunderte von Kilometern weit entfernten neuen Mine, — eine Erscheinung, die zwar oft wohl zur raschen Besiedlung und Erschließung neuer Landstrecken geführt hat, aber dem dauernden gleichmäßigen Fortschritt der Kolonien, vor allem der Entwicklung der Seßhaftigkeit sowie der durch sie bedingten moralischen und geistigen Förderung der Ansiedler, keineswegs günstig sein konnte. Auf dergleichen kommt es dem echten Briten ja auch erst in allerletzter Linie an, und es spricht nur von richtiger Selbsteinschätzung, wenn z. B. die amtlichen kolonialen Berichte durchweg zuerst immer den finanziellen Aufschwung der betreffenden Provinz erörtern, hinter dem dann bescheiden die innere Entwicklung der Bevölkerung, Städtebau, Agrarverfassung, Schule und Mission, kriminelle und soziale Bewegung erscheinen, — wenn von ihnen überhaupt je gesprochen wird.

Infolge dieses reinen und unentwegten wirtschaftspolitischen Gesichtspunktes der englischen Kolonialpolitik ist auch das Maß der Freiheit und Rechte, das

den einzelnen Kolonien gegeben oder belassen wird, recht verschieden bemessen, hängt es doch allein und völlig von der wirtschaftlichen Position der Kolonie und ihrer Wertstellung für das Mutterland ab. Eine eigene Bewertung aus inneren Prinzipien oder gar eine moralpolitische Begründung für die Verleihung von Rechten an die Reichsglieder in Übersee gibt es für den Engländer nicht. Australien zum Beispiel, das um 1788 als Verbrecherkolonie begründet worden war, wurde mehr als zwei Generationen hindurch als solche behandelt trotz der dringenden Proteste der allmählich eingewanderten freien Ansiedler, bis endlich der Freihandel der vierziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts die Abnahme des Ackerbaues in England und damit das Bedürfnis nach Erschließung und politischer Ankettung der überseeischen Getreidemärkte bewirkte. Ungefähr gleichzeitig wurde aus ähnlichen Erwägungen Kanada die langgehegte, übrigens schon durch mehrfache Aufstände verdeutlichte Bitte um größere Selbstverwaltung erfüllt. Die Andamanengruppe ist noch heute gegen den Willen der — allerdings spärlichen — freien Ansiedler, trotz ihrer außerordentlichen Entwicklungsfähigkeit ein bloßes Deportationsgebiet, vornehmlich deshalb, weil man ein der unruhigen vorderindischen Besitzung möglichst nahes Gebiet als Ablagerstätte für gefährliche Elemente braucht. Die Kapkolonie und Natal bekamen ihre „Repräsentanten" erst in den fünfziger Jahren, als die Gold- und Diamantenfunde eine Sicherung des eigenen Einflusses gegen etwaige fremde Eingriffe erheischte; und der Zusammenschluß der australischen Bundesstaaten zu einem „Commonwealth" war nur die halb widerwillig großgezogene Frucht der Not, neben dem Äquivalent für die im Burenkriege geleistete Hilfe. Hier wie auch in Südafrika und Kanada hat man sich bemüht, re perfecta wenigstens durch mehr oder minder geschickte Fesselung ehrgeiziger Kolonisten einen letzten politischen Riegel vor die große Neigung aller mündig gewordenen Kolonien — die endgültige Loslösung vom Mutterlande nach dem Muster der Vereinigten Staaten — zu legen. So hat man z. B. in Südafrika einen charakterlosen politischen Renegaten zum ersten Minister gemacht und obendrein noch die staatsrechtliche Exekutive des gesamten Unionsgebietes dem König von England überwiesen; so hat man in Kanada über die einheimische Selbstregierung einen nahen Verwandten des Königs gesetzt: zum unverhohlenen Erstaunen eines großen Teiles der Landesgeborenen.

Wo man aber eine solche geteilte Regierungsform einzurichten sich nicht genötigt sah, da herrscht der Brite — trotz allen offiziösen Geredes von „Magna Charta" und „Habeas Corpus" daheim — mit allen Mitteln absolutester Staatsgewalt autonom; und wehe dem eingeborenen Volke, das an den Gesetzen dieser Militärdiktatur zu rütteln wagte! Schon das Zahlenverhältnis des kolonialen Regierungsapparates zu der Zahl der Beherrschten spricht da eine deutliche Sprache: die mehr als dreihundert Millionen Eingeborenen des indischen Reiches z. B. werden von den bloß etwa zwölfhundert Menschen geleitet, die zum sogenannten „Indian Civil Service" gehören; und mancher zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre alte Beamte regierte in Wahrheit Präsidentschaften und

lokale Behörden, die oft eine ganze Million Eingeborener und mehr umfassen, urteilt und entscheidet über Hungersnöte und Polizeimaßnahmen, Eisenbahnlinien und Ehegesetze, Irrenhäuser und Seuchenschutz, Missionsbüchereien und Dampferfrachten, Hochschulfragen und Militärverpflegung (vgl. Viscount Morley, Indian Speeches 1905 bis 1908, Seite 135 ff.). Ähnlich liegen die Dinge in Ägypten, wo der englische Generalresident über Leben und Güter wie ein Gott auf Erden schaltet und waltet, — eine Last der politischen und moralischen Verantwortung, die jeden anderen als einen Menschen mit englischer Selbsteinschätzung geradezu hilflos machen könnte. Ebenso herrscht — hier jedoch nicht nur de facto, sondern auch de jure — der britische Militärgouverneur in Gibraltar, auf den Andamanen und zu St. Helena unumschränkt; er und nur er macht das Gesetz.

Daß bei einer solchen Konzentration der politischen Machtmittel für den Eingeborenen so gut wie gar kein Recht mehr übrig bleibt, ist offenbar. Hört man doch in Indien die englischen Beamten nicht selten mit Bedauern feststellen, daß „leider" die Zeiten vorbei seien, wo man den Hindu noch ohne weiteres auf vierundzwanzig Stunden an den Ziehbrunnen schicken konnte, ohne gleich eine langweilige Verantwortung dafür gewärtigen zu müssen („Fortnightly Review", Juli 1914, Seite 99 ff.); und daß auch heute noch das Maß der positiven Rechte des Eingeborenen Indiens trotz aller papiernen Reformen ganz erstaunlich niedrig ist, geht schon aus der bloßen Tatsache hervor, daß noch jetzt — wie auch kürzlich gemeldete Massenverhaftungen eingeborener Offiziere wieder offenbart haben — ein von 1818 (!), also aus der East India Co.-Zeit, datiertes sogenanntes „Gesetz" den Generalgouverneur in Fällen des Staatsinteresses in Stand setzt, solchen „Individuen, gegen die hinreichende Gründe zur Einleitung eines Rechtsverfahrens nicht (!) vorliegen, ihre persönliche Freiheit zu nehmen", so daß, nach zutreffender Beurteilung Viscount Morleys „kein Prozeß, keine Anklage, keine Frist für Inhaftierung" für solche Verdächtigten vorhanden, sondern einfach offenbare Rechtslosigkeit erklärt ist! Daß bei einem solchen Zustand gesetzlich qualifizierter Gesetzlosigkeit ein auch nur einigermaßen menschenwürdiger Platz im Rechtssystem für den Eingeborenen nicht vorhanden sein kann, ergibt sich von selbst: sitzen doch im ganzen „Indienrat" nur zwei, im Rate des Vizekönigs nur ein Eingeborener, die beide obendrein vom Staatssekretär für Indien ernannt werden; die reichste, und durch Wohltätigkeit wie durch hohen Bildungseifer gleich ausgezeichnete Gruppe der Parsi hat überhaupt gar keinen Vertreter, auf die sechzig Millionen Muhammedaner wie auf die zweihundert und mehr Millionen Hindu entfällt nur je einer! Und in der Union von Südafrika wurde überhaupt erst seit 1904 ein (!) Eingeborener — übrigens ein muhammedanischer Araber und Doktor der Staatswissenschaften einer europäischen Universität — nach mancherlei Widerstand zum Stadtrat der Hauptstadt gewählt, ja hier ließ sich selbst die Wahl eines christlichen Negers zum Bischof der englischen Kirche nicht ermöglichen, so daß der

betreffende Gentleman zu einer unabhängigen Sekte übergegangen ist, um dort neu ordiniert zu werden.

Wo allerdings die Kolonien, wie in der australischen Bundesgemeinschaft oder in Neuseeland die Verwaltung in die eigene starke Hand genommen haben, da ist der soziale und politische Standard oft um ein erhebliches höher als im Mutterlande selbst: die allgemeine Wehrpflicht z. B., für die man in England bis heute nicht den ethischen und sozialen Mut hat aufbringen können, besteht in Australien schon seit mehreren Jahren; und in der Kap-Kolonie sogar schon seit 1878: die Staaten des Commonwealth von Australien haben ihren Frauen schon lange das Stimmrecht verliehen, um das ihre Schwestern in England ebenso erbittert wie erfolglos gekämpft haben, Antialkoholismus und Antikorruptionsgesetzgebung, staatliches Eisenbahnnetz und Homerule-all-round sind wie übrigens auch in der Union von Südafrika politische und soziale Vorzüge des australischen Bundesgebiets, deren sich die vier Glieder des Mutterlandes noch nicht zu rühmen wissen. Ist man doch bei den Antipoden schon beim konfessionslosen Schulunterricht angelangt, — was allerdings bei der Vielzahl von Sekten und Bekenntnissen der australischen Bevölkerung mehr eine Forderung der bittersten Not als eine Tugend zu sein scheint. Ähnlich waren auch z. B. in Neuseeland staatliche Alters- und Invaliditätsversorgung schon lange Zeit Gesetz, ehe das sozialpolitisch ja durchweg rückständige Mutterland sie einzuführen sich bequemte, das seinerseits erst 1870 die allgemeine Schulpflicht, erst 1872 die Nichtkäuflichkeit der Offiziersstellen, erst 1912 die staatliche Altersversicherung eingeführt hat, und das die Idee der allgemeinen Wehrpflicht noch heute als „Beschränkung der verbürgten Freiheit" verlacht.

Neben diesen sozial außerordentlich aufstrebenden und politisch weitblickenden Dominien müssen die eigentlichen englischen Kolonien mit ihrer schleppenden Sozialpolitik denn auch geradezu mittelalterlich oder orientalisch erscheinen. Das zeigt sich gerade in dem Bereich des Rechts- und Gesetzlebens, das ja im Mutterlande selbst noch die antike Prätorialmethoden und erstarrte Kurialformen aufweist. In Indien z. B. herrscht — wie wir schon oben erwähnten — zeitweilig noch das staatsrechtlich vollkommen unfundierte, weil vorbritische „Gesetz" von 1818 mit seiner temporären Gesetzunterbindung für jeden „nicht (!) hinreichend Verdächtigten" —, in Ägypten wiederum besteht ein vierfaches oder, wenn man das unkodifizierte, von Fall zu Fall entscheidende „Recht" des englischen Richters richtiger bewertet, eigentlich ein geradezu unendlich vielfaches Recht: Koran, Code Napoleon, Konsularrecht gehen bunt durch einander: gemischtrassige Gerichtshöfe und die der eigenen englischen oder russischen und französischen Konsuln fällen Urteilssprüche, die, von politischen Theorien und augenblicklichen Interessen nicht selten beeinflußt, oft einander diametral gegenüberstehen, und dabei untersteht die christliche Geistlichkeit der drei großen Konfessionen außerdem noch ihrem eigenen kanonischen Recht!

Entsprechend ist auch das administrative und politische Kennzeichen der englischen kolonialen Staatsgebilde eine geradezu auffallende Buntheit und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen: neben Bundesstaaten wie dem Föderate Malay States oder den ausgeprägt-zentralisierten des Commonwealth von Australien, mit ihrem, dem Deutschen Reich oder den Vereinigten Staaten von Brasilien oder Mexico ähnlichen politischen Habitus, stehen die absoluten Militärmonarchien wie St. Helena, Malta, Gibraltar usw.; und neben Deportations- und Zweckkolonien wie den Andamanen stehen andere politisch so gut wie freie Staatsgebilde wie Neu-Seeland; Kondominien wie den Neuen Hebriden, in die England sich mit Frankreich teilt, oder Ägypten, stehen Enklaven gegenüber wie die Walfischbai oder die Salomonen, wo man aus reinem politischen Hochmut den natürlichen Mitbewerber durch künstliche Schikane fernhält, obwohl man selbst aus dem Alleinbesitz nur Kosten, ohne irgendwelchen Nutzen hat. Und damit in dieser Folge von politischen Kurioſen auch das staatsrechtliche Absurdum nicht fehle, stellt sich noch der angloägyptische Sudan ein, wo England einmal als England, ein zweites Mal als Teilhaber Ägyptens regiert, — da Ägypten doch durch die offiziell bis vor einigen Wochen aufrecht erhaltene Fiktion von 1882 seinerseits unter anglotürkischer Gemeinverwaltung steht.

Diese auffallende Vielheit staatsrechtlicher Gebilde wird von den Engländern selbst mit großer Vorliebe als Zeichen hoher politischer Einsicht und lobenswertester Elastizität der allbritischen Verwaltung gepriesen, obwohl sie doch nur im letzten Grunde einem offenbaren Mangel an Einheit und politischer Architektur entspringt. Und wenn man jenseits des Kanals etwa mit Stolz rühmt, die politischen Gebilde des britischen Weltreichs straften an Eigenart und Zahl des Aristoteles' Politik Lügen, so ist damit eben nur aus der Armut eine Tugend gemacht worden: ein Reich, das fast ein Viertel der bewohnten Erde und daneben noch alle Ozeane durch seine Flotte umspannt hält — oder doch wenigstens zu halten glaubt —, kann nur auf geographisch abgerundeter Einheit und politisch vollkommener Zentralisierung und Ausgleichung der gesamten Kräfte beruhen, wenn es im Wechsel der Zeiten von Dauer sein soll.

In der Tat haben denn auch schon weitblickende englische Politiker, besonders im letzten Jahrzehnt, diesen wundesten aller Punkte im britischen Weltreichsystem nicht übersehen; und manches dringende Wort wurde für einen engeren politischen Zusammenschluß gesprochen. Ja selbst den einem „true-born" Briten so widersprechenden Gedanken einer britischen — statt wie jetzt indischen — Kaiserkrone hat man ernstlich erwogen: zunächst ohne jeden Erfolg. Zu dem Zweck, einen Kristallisationspunkt für die panbritischen Sammelbestrebungen zu finden, war ja auch jene famose, seit 1907 alljährlich nach London berufene „Kolonialkonferenz" ins Leben getreten, deren Vorsitz ex officio der jeweilige Ministerpräsident von Großbritannien und Irland führt. Leider hat sie bloß keine Exekutive erhalten und ist also nicht viel mehr als eine theatralisch aufgeputzte

Huldigungszeremonie vor den Londoner Allmächtigen, die obendrein die Vasallen noch zu gar nichts verpflichtet. Mit Fug und Recht klagen denn auch allbritische Politiker, daß „no conference can bind the mother country or a single dominion of the crown". (Pollard, „A History of England" Seite 222): Aber das dem so ist, hat England nur der eigenen Ohnmacht zu verdanken, die, aus Furcht vor etwaigen staatsrechtlichen Eingriffen der Kolonialen, dieser Konferenz nur eine beratende Stimme, aber kein Recht geben wollte.

Ein anderer, vielleicht an sich nicht unwichtiger Schritt zur erstrebten Zentralisation der britischen Weltmachtteile war die schon seit langen Jahren begonnene Flottensammelpolitik. Schon seit 1857 trug Australien die Kosten der britischen Besatzung seines Landes, seit 1895 zahlten Natal, Kapkolonie und Australien — übrigens nur recht geringe — Beiträge zum Unterhalt der britischen Flotte. 1909 lieferte Neuseeland außerdem einen eigenen Dreadnought, Kanada und ein oder zwei andere Provinzen schlossen sich diesem Beispiele an, indische und malaiische Fürsten erklärten sich nach Anfragen zu Beträgen in ansehnlicher Höhe bereit. Aber trotz aller für diese „Reichsflotte" gemachten Reklame, und trotz der deutlichen Mahnung, daß mit einer Niederlage des Mutterlandes zur See der künftige Sieger — gemeint war naturgemäß immer das Deutsche Reich — auch die solange wohlgehütete Freiheit der britischen Kolonien antasten werde, um mit Feuer und Schwert seinen „abscheulichen Militarismus" einzuführen, ist ein irgendwie nennenswertes oder gar dauerndes Ergebnis aus der, nicht ohne einiges Geschick gemachten Reklame noch nicht erwachsen und auch wohl nicht zu erwarten. Englands Flotte hat außer den erwähnten Zusicherungen keine anderen Gaben erhalten als leere Versprechungen; und von einer moralischen Festigung des imperialistischen Gedankens in den Kolonien ist nicht viel zu spüren gewesen. Dieser Mißerfolg ist nicht etwa bloß die Folge der politischen Undankbarkeit der Kolonialen gegen das Mutterland, wie der britische Imperialist häufig mit Pathos und verärgert erklärt hat, vielmehr ist das Mutterland selbst an seiner geheimen Niederlage mit Schuld. Die Zurückziehung der britischen Flotte aus dem Pazifik, die ja nicht zuletzt auch den klugen Nebenzweck verfolgte, aus der Angst der nun isolierten Kolonialen Kapital für die Vermehrung der Flotte zu ziehen*), wurde in Übersee — und mit geschichtlichem Recht — als Zeichen der inneren Schwäche des Mutterlandes und damit auch des ganzen britischen Imperiums betrachtet; und man begann flugs mit dürren Worten vor den entsetzten Ohren der Londoner Imperialisten die alte Frage wieder zu erörtern, ob es dann nicht eigentlich besser sei, lieber gleich zu den Vereinigten Staaten oder zu — Deutschland überzugehen, deren Schutz und

*) Das gestand auch Admiral Sir E. Freemantle in seiner Ansprache an die englische Kolonialgesellschaft am 19. März 1913 freimütig. (Vgl. Roy. Colon. Instit. Journ. 1913 Seite 473.)

Machtmittel ja doch größer und dauernder zu sein schienen*). Hinzu kam noch das von einem hochangesehenen Westkanadier in öffentlicher Versammlung Londons sogenannte „ill-fated" Bündnis mit dem gelben Feinde aller Kolonialentwicklung der weißen Rasse im Stillen Meer, sowie der Umstand, daß die für Australien beziehungsweise Neuseeland mit deren Gelde gebauten Schiffe entgegen den feierlichen Versprechungen, und gewiß entgegen den Wünschen und Bedürfnissen der Spender — nur selten, wenn überhaupt —, in die australischen Gewässer beordert wurden. . . .

So sah man in Übersee wohl die Angst des Mutterlandes vor der „teutonischen" Invasion, aber zugleich auch, — und das war der bleibende Eindruck rings um das Becken des Stillen Ozeans — die tiefe Gleichgültigkeit des Mutterlandes gegen die Gefährdung der Kolonien durch den gelben Feind. Und man zog das Fazit aus dem Verhalten Englands und fand: Verrat an der Rasse und gebrochene Versprechen. — Ist es da ein Wunder, wenn man sich in Washington im stillen ins Fäustchen lacht? Australien und Kanada schmeicheln sich wie von selbst in des Klügeren Hand, der zu warten wußte und nichts verloren hat.

Deutschlands wirtschaftliche Kriegführung und Kriegslage

Von Arthur Dix

Im Gegensatz zu der angriffsweisen Kriegführung, die dem Geist in Deutschlands Heer und Flotte entspricht; im Gegensatz auch zu der angriffsweisen Kriegführung, die England auf wirtschaftlichem Gebiet vom Tage der Mobilmachung an betrieben hat, wird die wirtschaftliche Kriegführung deutscherseits durchaus verteidigungsweise geführt.

Greifen wir auf die alten technischen Ausdrücke zurück, so sehen wir, daß der einfachen Bezeichnung für die Verteidigung als Defensivstellung eine zwiefache Bezeichnung der Angriffsstellung gegenübersteht, indem wir von offensiver und von aggressiver Politik sprechen.

Unter einer offensiven Kriegführung will dabei gemäß dem alten Sprachgebrauch das Hinaustragen des Krieges in Feindesland nach erfolgter Kriegser-

*) Man lese z. B. den Brief australischer Studenten an den Herausgeber der imperialistischen Monatsschrift „The Round Table" vom Juni 1914.

klärung verstanden sein, indessen wir unter aggressiver Politik mehr eine Politik der Reizung, des Überfalls verstehen.

Solche Überfallspolitik lag und liegt Deutschland in jedem Falle fern; wenn aber fremde Überfallspolitik uns unabweisbar droht, dann freilich suchen wir zur angriffsweisen Kriegführung zu schreiten.

Der Unterschied ist gerade bei Ausbruch des Krieges 1914 sehr deutlich zutage getreten; allerdings aber war das, wie gesagt, nur der Fall auf seiten der Heeres- und Flottenleitung und des Heer und Flotte beseelenden Geistes, nicht aber bezüglich der wirtschaftlichen Kriegführung. Auf wirtschaftlichem Gebiet war vor allen Dingen England der angreifende Teil. Seinem Beispiele sind dann freilich seine Verbündeten gefolgt. Deutschland aber blieb — von einigen wenigen Maßnahmen abgesehen — hier ganz und gar in der Verteidigung.

England eröffnete den Wirtschaftskrieg bereits, bevor es den Waffenkrieg erklärte, indem es Deutschland auf dem Weltmarkt vom Nachrichtendienst abschnitt. Es sind verschiedene Belege dafür bekannt geworden, daß England in überseeischen Gebieten sogar schon vor dem 1. August deutsche Post aufgefangen hat. Die Zerschneidung der deutschen Kabel erfolgte spätestens im Augenblick der Kriegserklärung, anscheinend aber auch bereits etwas früher. Der Kriegserklärung folgte auf dem Fuße eine königliche Verordnung, die jedwedem Engländer jedwede Handelsbeziehung nach Deutschland hin untersagte. Dieser königlichen Verordnung wurde durch gesetzliche Strafbestimmungen unverzüglich noch verstärkter Nachdruck verliehen. Die deutschen Angestellten in englischen Betrieben wurden rechtlos, englische Zahlungsverpflichtungen an Deutschland wurden aufgehoben, die deutschen Betriebe in England unter englische Staatsaufsicht gestellt, schließlich auch die deutschen Staatsangehörigen in England und in englischen Kolonien in Gefangenenlagern untergebracht.

Nur zögernd und Schritt für Schritt entschloß man sich in Deutschland, gegenüber diesen Maßregeln der englischen Kriegführung — die in Frankreich und Rußland Nachahmung fanden — Vergeltungsmaßregeln durchzuführen. Am 9. November 1914 wurde halbamtlich in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung ein Überblick über diese Vergeltungsmaßnahmen veröffentlicht und dabei ausdrücklich betont, daß man seitens der Reichsleitung nach dem völkerrechtlichen Grundsatz „Auge um Auge! Zahn um Zahn!“ in dieser Vergeltungspolitik fortfahren werde, jedoch regelmäßig erst nach einwandfreier Feststellung der Maßnahmen unserer Gegner und nicht über den Rahmen dieser gegnerischen Maßnahmen hinausgehend. Damit war klipp und klar der Grundsatz völliger Beschränkung der wirtschaftlichen Kriegführung auf die Verteidigung ausgesprochen.

Man hat den Gegnern die Versuche überlassen, das deutsche Wirtschaftsleben lahmzulegen, in der Zuversicht, daß diese Versuche in der Hauptsache ihren Zweck verfehlen würden, hat aber im Grundsatz Abstand davon genommen, deutscherseits Versuche zur Schädigung des Wirtschaftslebens der Gegner zur Durchführung zu bringen.

Immerhin kann festgestellt werden, daß in einzelnen Punkten auch die wirtschaftliche Kriegführung Deutschlands die reine Verteidigungsstellung durchbrochen hat und zum Angriff übergegangen ist.

Nicht nur militärischer, sondern auch wirtschaftlicher Angriffskrieg war es, wenn wir an der Ost- wie an der Westgrenze die feindliche Grenze zuerst gerade in jenen Gebieten überschritten, die an unsere Kohlen- und Erzbecken angrenzten und den Feinden wertvolle Rohstoffe zu liefern in der Lage waren, solange sie nicht durch unsere Truppen besetzt waren. Nicht nur maritimer, sondern auch wirtschaftlicher Angriffskrieg war es, wenn gleich zu Kriegsbeginn unsere flinken Kreuzer und todesmutigen Minenleger sich vor russischen Häfen und in englischen Flußmündungen tummelten.

Soweit aber die wirtschaftliche Kriegführung nicht einfach eine Begleiterscheinung des Angriffskrieges zu Lande und zu Wasser war, sondern den Maßnahmen der Zivilverwaltung vorbehalten blieb, verharrten wir fast ausschließlich in der Verteidigungsstellung. Nur ganz vereinzelte Bestimmungen der deutschen Ausfuhrverbote trugen allenfalls das Gepräge eines wirtschaftlichen Angriffskrieges. Im allgemeinen wurde nur die Ausfuhr solcher Stoffe und Erzeugnisse verboten, die unmittelbar für den Heeresbedarf angefordert wurden.

Unter den vereinzelten Bestimmungen, die darüber hinaus — nicht ohne Erfolg — dem Zweck zu dienen hatten, die Gegner wirtschaftlich zu schädigen, verdienen Hervorhebung das Ausfuhrverbot für Zucker und für Farbstoffe.

Das letztere führte zu erheblicher Beeinträchtigung der an die Verwendung deutscher Farbstoffe gewohnten britischen Baumwollindustrie.

Das Zuckerausfuhrverbot wurde auf Drängen neutraler Mächte durchlöchert, aber alsbald wieder verschärft, da man erkannte, daß das Unterbleiben der Zuckerzufuhr aus Deutschland England wirtschaftlich nicht unerheblich traf und es unklug gewesen wäre, der erneuten Versorgung Englands mit deutschem Zucker auf dem Wege über neutrale Länder neue Pforten zu öffnen.

Im großen und ganzen aber beschränkte sich die wirtschaftliche Kriegführung in Deutschland auf solche Verteidigungsmaßregeln, deren Zweck es war, das durch die Mobilmachung zunächst unterbundene deutsche Volkswirtschaftsgetriebe neu zu beleben. Zu diesem Ende wurde der deutsche Arbeitsmarkt den Kriegsbedürfnissen gemäß umgestaltet, wurden Organisationen geschaffen, wie der Kriegsausschuß der deutschen Industrie und die verschiedenen Kriegsrohstoffgesellschaften.

Angesichts der Tatsache, daß Deutschlands wirtschaftliche Kriegführung sich in so hohem Grade auf die Verteidigung beschränkte, indessen unsere Gegner in weitestem Maße angriffsweise vorgingen, verdient es doppelte Beachtung und Anerkennung, daß die wirtschaftliche Kriegslage in Deutschland sich im wesentlichen doch beträchtlich günstiger gestaltete als die Wirtschaftslage im feindlichen Ausland während des Krieges. Selbstverständlich waren auch im Deutschen Reich große wirtschaftliche Erschwernisse und Umgestaltungen schlechtweg

unvermeidlich. Die Einziehung der leistungsfähigsten Arbeitskräfte, das völlige Darniederliegen des Verkehrs in der ersten Mobilmachungszeit, das Schlummern des Unternehmungsgeistes der Wirtschaftsleiter bis zu den ersten, neue Zuversicht gewährenden Waffenerfolgen führten mit Notwendigkeit zu mancherlei Erschütterungen. Nach und nach aber erfolgt auf dem Arbeitsmarkt eine fortschreitende Anpassung an die Kriegsbedürfnisse, wird das Stilliegen der Luxusindustrie ausgeglichen durch die wesentlich gesteigerte Beschäftigung in allen mit Kriegslieferungen beschäftigten Industrien, rollen die durch die Kriegsanleihe gesammelten Milliarden in Gestalt von Ausgaben der Heeres- und Flottenleitung neu belebend durch die Volkswirtschaft.

Es kommt hinzu, daß dem „meerbeherrschenden" England und seiner Einkreisungspolitik keineswegs gelungen ist, Deutschland völlig vom Außenhandel abzuschneiden. Nur auf dem Papier hat England die Nordsee gesperrt; in Wahrheit aber hat es den Versuch einer wirksamen Blockade zu keiner Zeit gewagt. Die Ostsee vollends wird durch unsere Kriegsflotte als freier Tummelplatz der Handelsflotte offen gehalten, wodurch ein beträchtlicher Außenhandel durch neutrale Vermittelung ermöglicht bleibt. Auch die Neutralität Italiens gewährt unserem Handel den Vorteil, notwendige Verbindungen auf Umwegen offen zu halten.

Der hochverdiente Reichsbankpräsident konnte in der Sitzung des Zentralausschusses der Reichsbank vom 29. September d. J. auf Grund seiner Kenntnis der seit Kriegsbeginn nicht mehr veröffentlichten Statistik des deutschen Außenhandels die Erklärung abgeben:

„Auch der Außenhandel ist zu einem sehr starken Teil erhalten geblieben; und es ist von besonderem Interesse, daß unsere Ausfuhr im August trotz aller ihr bereiteten Hemmungen absolut wie relativ weniger zurückgegangen ist als die Englands."

Dazu ist zu bemerken, daß die Abnahme der englischen Ausfuhr im August sich auf etwa 45 Prozent bezifferte.

Noch stärker war der Ausfuhrausfall in Rußland, das im weiteren Verlauf des Krieges auch von dem Handelsverkehr über das Schwarze Meer abgesperrt worden ist.

Da die wichtigsten Industriebezirke Frankreichs in das Reich der Schlachtfelder gezogen worden sind, kann schwerlich bezweifelt werden, daß die wirtschaftliche Kriegslage in Deutschland sich günstiger stellt als in den feindlichen Ländern, trotzdem die wirtschaftliche Kriegführung Deutschlands, wie gesagt, sich fast ganz auf die Verteidigung beschränkt und — von vereinzelten Maßnahmen abgesehen — nicht angriffsweise betrieben wird.

Diese Erscheinung verdanken wir der starken inneren Konsolidierung der deutschen Volkswirtschaft mit Hilfe einer folgerichtigen Wirtschaftspolitik, die es verstanden hat, die ungeheuren deutschen Produktivkräfte in Landwirtschaft und Industrie möglichst gleichmäßig zu entwickeln und auf der ganzen Linie zur vollen Geltung zu bringen.

Das slawische Kulturproblem

Von Dr. Dragutin Prohaska

VI.

Die Lösung des Problems

Im Beginn unserer Ausführungen hoben wir den Gegensatz zwischen dem Slawentum und dem europäischen Westen hervor. Doch unter der Hand verwandelte sich uns das Slawentum in die Slawen, die Einheit in die Einzelheiten. Nur ein Blick aus der Ferne kann die tiefen Unterschiede übersehen, welche die slawischen Völker voneinander trennen. Die Entfernung ist der Quell solcher optischen Täuschungen. Der ältere Bruder Lewins in „Anna Karenina", der gelehrte Theoretiker Koznisew, änderte niemals seine Ansichten über das Volk, denn Koznisew lebte fern vom Volke. Es gelang ihm immer, Lewin zu besiegen, weil er ein sicheres Urteil über das Volk, über dessen Charakter und Geschmack besaß, während Lewin keinerlei bestimmte und unabänderliche Begriffe hatte, so daß Lewin im Streit „auf Widersprüche mit sich selbst ertappt wurde". Gegen Widersprüche gefeit ist nur, wer nach einem fertigen Schema arbeitet, wer kein Schema hat, läuft beständig Gefahr in Widerspruch mit sich selbst zu geraten. Dies nun ist auch mein Schicksal. Mancher Leser, der dieses oder jenes besser kennt als ich, wird meine Charakteristiken der Slawen schwerlich treffend finden, mir aber fällt es noch schwerer, bei diesen Charakteristiken Halt zu machen, wenn ich neue Tatsachen, die sie ergänzen und berichtigen, bemerke. Aber es gilt die Analyse nicht allzuweit zu treiben, sich nicht in Widersprüche zu verlieren, weil man sonst auf den Standpunkt Lewins kommt, der keinerlei bestimmte Begriffe hat. Die Charakteristik einer Kultur soll keine Enzyklopädie über sie sein. Die Kultur ist nicht auf dem rationalen Wissen einer Nation gegründet, sondern sie ist eine Synthese viel tiefer liegender Kräfte. Die großen Schöpfer der Kultur waren schlichte Leute. Christus, Mohammed, Buddha schätzten Ungelehrtheit und Naivität, ihre Kultur vermochte die Gelehrten und Gebildeten ihrer Zeit nicht zu begeistern, denn das Wissen ist stolz, bescheiden ist nur die Weisheit, „scientia profana — hagija sofija". Die Weisheit ist heilig, das Wissen profan. Die Kultur eines Volkes ist seine Weisheit, nicht aber sein Wissen und der Grad seiner Aufgeklärtheit.

Die Frage der slawischen Kultur ist die Frage der slawischen Art zu leben. Leben kann man nur sein eigenes, nicht aber fremdes Leben, wissen aber vermag

man auch fremdes, ja jederlei Wissen. Das Wissen ist eine statische, mechanische Sache, die Weisheit aber ist eine dynamische, schaffende Kraft. Söhnen von Arbeitern ist es möglich zu wissen, was die Söhne von Intelligenten wissen. Aber die ganze Rhythmik des Lebens, das Begreifen der Pflicht, der Verantwortlichkeit, der Liebe, der Gnade wird jeder mehr nach seinen oder seiner Vorfahren Erlebnissen, als nach seinem Wissen gestalten.

Und gerade deshalb kann man auch die Kultur nicht generalisierend auf Individuen übertragen, die unter den Einflüssen verschiedener Tradition und Umgebung heranwachsen. Zwei Völker mit verschiedener Vergangenheit können sich nicht leicht als ein Kulturganzes auffassen. Das gilt nicht nur für die Slawen, sondern für die europäischen Völker im allgemeinen. Den slawischen Völkern stehen mehrere europäische Völker mit ziemlich starken Kulturunterschieden gegenüber. Zwei Kulturtypen haben besonders die Slawen verwirrend beeinflußt: der französische und der deutsche Typus. Trennen wir das Wissen von der Weisheit, fragen wir, wie Franzosen und Deutsche sich das Leben geordnet haben, wenigstens dem gröbsten, dem Problem der Klassenrechte nach.

Auf einem Pariser Boulevard sah ich folgende Szene. Zur Mittagszeit, wenn der Menschenstrom, der von der Arbeit kommt, sich auf die Straßen ergießt, setzte sich ein Weib aufs Pflaster, um aus einem Topf ihre Bohnen zu essen. Ein Wachmann trat zu ihr und war natürlich sofort von einer Menge umringt. Das Weib sagte: „Ich gehe nicht fort von hier, ich bin Bürgerin. Es ist mein Recht, hier zu sitzen." Der Wachmann antwortete: „Aber hier haben Sie es unbequem." Das Publikum mischte sich in das Gespräch: „Lassen Sie sie! Sie hat recht." Und die Menge strömte an der eigensinnigen Bürgerin vorüber, die, die Bank verachtend, auf dem Pflaster saß, um ihr Bürgerrecht zu beweisen. Das ist keine Phrase, sondern die tiefste Überzeugung des französischen Volkes. Dieser Fanatismus des Rechtes ist das Mark der romanischen Kultur. Fiat justitia, pereat mundus. Das ist der Grundunterschied zwischen Rom und Byzanz. Dort Rechtsweisheit, hier Rechtswissen. Das republikanische Recht ist lebendig, das justinianische ist tot. Rousseau, dem Vater der französischen Revolution, ist das Recht ein Gesellschaftsvertrag (Contrat social) und nicht der Ausfluß eines Regentenwillens, das Recht ist eingeboren, lebendig und vom Menschen unzertrennlich und kann ungeschrieben sein. Um dies Unrecht zu beseitigen ist nichts anderes nötig, als die Rückkehr zur Natur. Und hier fährt Proudhon fort: dem Menschen ist die Freiheit eingeboren, die Gleichberechtigung, die Sicherheit, nicht aber die Besitzherrschaft über Sachen, keinerlei Eigentumsrecht.

Die deutsche Auffassung ist eine ganz andere und die ganze Einrichtung des deutschen Lebens geht von einer anderen Gesellschaftsidee aus. Der romanische Staat ist eine Rechtsinstitution, der germanische eine aufgenötigte Ordnung. Diese gründet sich nicht auf Übereinkommen, sondern auf den Schutz des Herrschers und das Gefühl der Treue und Pflicht der Untertanen. Statt

des Gefühls des Rechtes das Pflichtgefühl. Der Deutsche fühlt sich durch Rücksichten auf seine Mitbürger gebunden, sei es, daß er über sie herrscht, sei es, daß er ihnen gehorcht. Hier leben die einen um der andern willen. Herder hat für dieses Gefühl einen philosophischen Ausdruck gefunden, indem er es Humanität nannte, und Humanität betrachtete er als den Sinn nicht nur der deutschen, sondern jeder Geschichte. Die Völker treten deshalb in die Geschichte ein, weil sie ihr etwas, nur ihnen Eigenes zu geben haben und wenn sie ihre Aufgabe, ihre Pflicht gegen die Menschheit erfüllt haben, verschwinden sie. Und worauf läuft Goethes Philosophie im Faust hinaus, wenn nicht auf dasselbe? Nachdem er alle Epochen des Lebens und der Kulturen durchlaufen hat, endet er damit, ein Wohltäter des Volkes zu werden. Für andere zu leben und für sie zu arbeiten ist ihm „der Weisheit letzter Schluß".

Nietzsche formulierte diese Wahrheit schärfer und führte die deutsche Humanität zu ihren letzten Folgerungen. Aus dem Menschen leitete er den Übermenschen ab. Der neue Mensch Nietzsches hat sechs Sinne — außer Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und Tastsinn hat er noch — den historischen Sinn. Solch ein Mensch lebt mit dem Geiste der Vergangenheit ebenso persönlich und lebendig wie mit dem der Gegenwart. In ihm ist durch Vererbung alles Menschliche aufgehäuft und potenziert. Herder hat die Idee der Menschheit durch die Völker hindurchgeführt und ihr als Lohn „den Kranz der Humanität" versprochen. Goethe führt Faust zum selben Ziel, und Nietzsche nimmt diesen Kranz und setzt ihn seinem Übermenschen aufs Haupt. Nietzsche haßt die Gleichberechtigung, das Recht, den Sozialismus, die Demokratie, er ist ein Gegner der Gesellschaftsmoral. Asozial und amoralisch ist er deshalb, weil in ihn alle Zeitalter und alle Kulturen übergingen. Was Proudhon das Eigentum, ist für Nietzsche das Erbe und was ersterer Recht nennt, ist für letzteren Lüge. Herder sammelt alle Kulturen in eine gemeinsame Schatzkasse, Rousseau hingegen erklärt jede Kultur für nichtig, indem er sich dem unkultivierten Naturzustand als dem höhermenschlichen zuwendet. Das heutige Deutschland ist ein Gefüge feudaler historischer Beziehungen, das heutige Frankreich ein demolierter und wieder erneuter Kontrakt. Deutschland mit seinen großen und kleinen Fürsten und Königen und mit dem Kaiser an der Spitze ist ein verwirklichter Traum Herders, Goethes und Nietzsches, und Frankreich mit seinem Kaleidoskop von Parteien und Ministerien, von Syndikaten — ist nichts anderes als ein Organismus, dessen Ganzheit einzig das Gefühl des Rechtes beschützt. Der deutsche Imperialismus hat seine Grundlage im deutschen Kulturideal der Humanität. Durch den Imperialismus läßt sich die militärische Organisation Deutschlands erklären, aber sie ist nur ein Teil des deutschen Geistes, der auch ohne Gewalt und Waffen erobert und organisiert.

Blicken wir jetzt in die sarmatische Niederung, um zu sehen, wie dort die Leute ihr Leben einrichteten. Ist hier das Leben auf Recht gegründet, gründet es sich auf Verpflichtungen, trat je in der Geschichte der slawischen Völker ein

Kampf ums Gesetz hervor, gab es Beispiele deutscher „Treue"? Nichts von alledem. „Unsere Erde ist ertragreich, das Volk fruchtbar und groß, aber da ist niemand, der unter uns Ordnung macht oder Gesetze. Seid ihr unsere Herrscher." So ungefähr sprechen die Russen in der sogenannten Chronik des Nestor, indem sie die germanischen Normannen herbeirufen. Und Rastislaw schickt ungefähr dieselbe Botschaft nach Byzanz, damit es dem Volk eine Kirche gebe. Germanen richteten den Slawen ihre Staaten ein, Griechen und Römer ihre Kirchen. Der Slawe ist die Schöpfung des radikalsten Individualismus und deshalb hat es keine organisatorischen Formen erdacht, weder staatliche noch kirchliche. Er ist sogar gleichgültig gegen sie. Er ist ein Gewächs der Steppe, der unabsehbaren Niederung. Das Gebirge aber ist der Schöpfer hoher Menschen und fester Charaktere, des Systems; in der sarmatischen Niederung wird der wohlschmeckende flache slawische Kuchen gemischt, der ein breites Gesicht hat ohne Profil. Recht und Pflicht haben dieses Geschlecht immer kalt gelassen. Aber an ihre Vorstellungen von Gerechtigkeit (nicht von Recht) zu rühren, an ihre persönliche Ehre, an ihr Gewissen zu greifen, hatte immer verhängnisvolle Folgen. Persönlicher Gerechtigkeit halber verließ der Slawe Staat und Kirche, stand gegen sie auf und warf sich in endlose Kämpfe. Die großen Glaubensbewegungen in der Geschichte der slawischen Völker bezeugen das. Die Bogumilen hatten nur ein Gebot: sei gut. Der Bogumilismus war in seinem Keime antistaatlich und antikirchlich. Das heißt nicht, daß er gegen Staat und Kirche arbeitete, aber er wollte an ihnen vorbei leben, ohne Rücksicht auf sie, jeder Verbindung des Gewissens mit diesen Organisationen wich er aus. Der Bogumilismus war für das slawische Gefühl etwas so Heiliges und Großes, daß vor ihm jedes andere Mittel erblaßte. Ein Glaube ohne Dogma und Regel, ein Glaube der Spontaneität und persönlichen Vollkommenheit meldet sich zum zweitenmal im Hussitentum. Die mittelalterliche tschechische „Reformation" ist in Wahrheit gar keine Reformation. Huß hat keine neue Kirche formiert, also auch die alte nicht reformiert, er blieb in der Seele dem Katholizismus ergeben, weil er nicht seine Einrichtungen, sondern die Menschen in ihm ändern wollte. Das vermochte er durch keinerlei Lehre zu erreichen, durch keinerlei Wissen, sondern allein durch persönliches Beispiel. Und deshalb brachte er sich zum Opfer dar. Im Ersteigen des Scheiterhaufens liegt seine ganze „Lehre". Was er schrieb, gehört fast alles Wicliff an, aber was er erlebte und wollte ist in Ewigkeit sein. Das ist die Religion der Erlösung, der Aufopferung. Was für Grundsätze folgen daraus für die Gesellschaft, was für Gesetze für den Staat? Die Religion des Opfers wird nicht im Staat und nicht in der Kirche ausgeübt, sondern einzig in der eigenen Person. Niemand kann diese Religion erhalten, sie zur allgemein anerkannten machen. Als das tschechische Volk sich zur Nachfolge Hus' entschloß, konnte es zu nichts anderem kommen als zum Weißen Berge, auf seinen Scheiterhaufen. Am Weißen Berge endet die Tragödie des Hussitentums. Damit ist der Sinn der „tschechischen" Reformation erschöpft.

Bei den Tschechen beginnt sich die Tragödie des Gewissens in dem Augenblick zu entwickeln, als die Tschechen fallen. Die Polen bekannten sich zu dem Prinzip des persönlichen Willens im Staat. Das persönliche Veto hält man für den Totengräber der polnischen Republik. Nach dem Verfall des Staates meldet sich das persönliche Prinzip in der sozialen Arbeit der Polen. Der Pole gründet seine politische Wiedergeburt auf die Wiedergeburt des Gewissens. Mickiewicz zeigt seinem Volke den „Kreuzweg", die Aufgabe der Aufopferung. Das ist der Sinn des polnischen Messianismus — Towianskis, die Grundidee der Ungöttlichen Komödie Krasinskis und das Geheimnis in Slowackis „König Geist". Das Geheimnis liegt in der persönlichen Erneuerung. Alle polnischen Herren sind Menschen „Ohne Dogma" (Sienkiewicz). Ohne Dogma bedeutet ohne legalisiertes „Recht", ohne gesellschaftliche Verpflichtungen.

Doch wenden wir uns zur Gegenwart — zu Rußland. Hier liegt die Lösung unseres Problems. Rußland ist diese Lösung. In ihm entwickelt sich jener selbe Prozeß des Kampfes zwischen Persönlichkeit und Staat, Persönlichkeit und Kirche, welcher für die südslawischen Völker, für die Tschechen und die Polen verhängnisvoll war. Wird Rußland diesen Kampf anders durchführen als wir westliche und südliche Slawen? Das heißt, wird er auch Rußland die staatliche Selbständigkeit kosten, wird er es ebenfalls brechen oder wird er es erheben, erhöhen? — Eins ist schon heute klar. Dieser Kampf wird uns einander nähern. Solange das russische Volk mit seinem Gewissen nicht abrechnet, solange wird es nicht nur vom übrigen Slawentum, sondern auch von Europa getrennt bleiben. Rußland ist heute nur der staatlichen und kirchlichen Einrichtung nach, also äußerlich und halb europäisiert, seine Intelligenz aber will es von innen aus kultivieren. Deshalb ruft die russische Intelligenz einen Kampf mit diesem Staat und dieser Kirche hervor. Und diese Intelligenz ist derart, daß sie denselben Kampf auch gegen jede europäische staatliche und kirchliche Organisation führen würde. Das ist es, woran man gewöhnlich im Westen nicht denkt. Der Deutsche oder Franzose glaubt, der russische Vertreter der Intelligenz suche dasselbe, was der westliche schon erreicht hat. Er schätzt die slawische Kultur nur in dem Maße, inwiefern sie sich westlichen Formen und Grundsätzen nähert und sieht nicht, daß die Häupter des russischen Geistes Dostojewski, Solowjew, Tolstoi diesen Maßstab durchaus nicht anerkennen, da sie eigene Wege suchen. In gleicher Weise aus demselben Gefühl heraus suchen Tausende und Millionen russischer Sektierer und Duhoborzen etwas neben dem Europäertum. Diesem Rußland gegenüber verhält sich auch der vorsichtigste Europäer leichtsinnig, wenn er es an seiner Kultur zu messen unternimmmt. Ein französischer Kritiker (Henri Bidoux) hielt vor nicht langer Zeit in Petersburg einen Vortrag über den Einfluß der russischen Literatur auf die französischen Schriftsteller. Er sagte: „Das Leiden, das von den russischen Schriftstellern besungen wird, verwandelt sich in den französischen Autoren in Stoizismus, denn der Lateiner ist zu stolz, um zu

leiden, deshalb faßte er das Leiden nicht als Reinigung, sondern als Vergewaltigung auf." Auf solche oberflächliche Art erhebt sich der Westeuropäer über die höchsten Erscheinungen der slawischen Kultur. Er hat sich nicht daran gewöhnt, die slawischen Eigentümlichkeiten zu beachten, er betrachtet sie vielmehr als Rückschritt. Franzosen und Deutsche denken, daß Rußland ein Beispiel des Rückschritts und der gesellschaftlichen Ungerechtigkeit ist. Diese zwei gegnerischen Neigungen: die russische, die mehr sucht, als die europäische Kultur gibt, und die europäische, welche glaubt, sie müsse die russische zu sich erheben, finden in dem Weltkrieg ihren Ausdruck*). Dieser Kampf wird den ganzen historischen Sinn jenen früheren Zusammenstößen der Slawen mit Europa im Namen der Gerechtigkeit zuwenden. Durch ihn wird sich Rußland schließlich mit dem übrigen Slawentum zu einer Kultureinheit zusammenschließen und das ganze Slawentum wird als eine Welt für sich hervortreten mit seiner Lebensweisheit, seiner Kultur. Wenn die Zeichen nicht trügen, wird das Hauptmerkmal dieser Kultur in folgendem liegen: Befreiung des Lebens von der Ungerechtigkeit der romanischen Gesellschaft und der feudalen „Gebundenheit" der germanischen, wodurch ihm größere Spontaneität und persönliche Selbstbestimmung zurückgegeben wird.

Die lateinische und die germanische Kultur sind ausgebildet und treten deutlich hervor, die slawische befindet sich in einem chaotischen Streben, und wir können nichts anderes tun, als sie als ein Problem begreifen, dessen Ausarbeitung wert ist, daß man ihr — alles zum Opfer bringt.

Der geschichtliche Kern der Legende von Luthers Schöpfung der neuhochdeutschen Schriftsprache

Von Prof. Dr. Carl Franke

In dieser Zeit nationalen Sichbesinnens, wo auch die deutsche Sprache einem tiefen Reinigungsverfahren unterworfen wird, werden die nachfolgenden Darlegungen des für seine „Grundzüge der Schriftsprache Luthers" preisgekrönten Verfassers sicher gern gelesen werden.
G. Cl.

Während schon vor etwa vierzig Jahren die Universitäten die deutsch-böhmische Kanzleisprache Kaiser Karls des Vierten, die südostmitteldeutschen Charakter hat, als Grundlage unserer neuhochdeutschen Schriftsprache ansahen, lehrte man in den Schulen noch, daß Luther diese geschaffen habe. Die Überschätzung der sprachlichen Verdienste Luthers hängt wohl damit zusammen, daß die strengen Lutheraner ihn nach seinem Tode wie einen Heiligen verehrten. So erscheint Joh. Clajus 1578 Luthers Sprache in der Bibel als so mustergültig, daß er sie für eine

*) Diesen Gedanken habe ich bereits im Maihefte d. J. der Kroat. Zeitschrift Savremenik (Agrameb) ausgesprochen.

Offenbarung des heiligen Geistes hält. Die Jesuiten aber bekämpften das im Mitteldeutsch so beliebte auslautende Endungs-e als Lutherisches e, während Luther es von allen mitteldeutschen Schriftstellern am wenigsten liebte. Zudem ist der menschliche Geist geneigter, an eine plötzliche Neuschöpfung als an eine allmähliche Entwicklung zu glauben. Um eine solche, die weder mit Luther beginnt, noch mit ihm abschließt, handelt es sich aber bei der Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache.

Zu Luthers Lebzeiten bestand anscheinend jene Legende noch gar nicht. Nach den Tischreden Kap. 69 soll er selbst gesagt haben: „Ich habe keine gewisse, sonderliche eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unseres Fürsten Kanzlei. Darumb ists auch die gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog von Sachsen, haben im römischen Reiche die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache zusammengezogen."

Aus Luthers Darstellung den Schluß zu ziehen, daß er „die sprachlichen Verhältnisse nicht klar überschaute" (Voss. Ztg., Sonntagsbeilage, 1911, Nr. 25 S. 196) ist gewagt; denn Luther war der beste Germanist seiner Zeit. Hatte er doch schon eine Ahnung von der hochdeutschen Lautverschiebung, da er das Niederdeutsche für älter als das Hochdeutsche hielt. Eher ist eine Entstellung der mündlichen Äußerung Luthers durch den Aufschreiber denkbar. Soviel ist aber deutlich zu erkennen: Luther hat weder in seiner eigenen Mundart schreiben, noch eine Schriftsprache schaffen wollen, sondern sich nach der schon vorhandenen Verkehrssprache der Kanzleien gerichtet. Ferner waren zwischen der kaiserlichen Kanzlei zu Wien und der kursächsischen bestimmte Vereinbarungen über die Schreibweise getroffen worden, der sich auch andere deutsche Kanzleien angeschlossen hatten, so daß eine Annäherung der einzelnen Kanzleien in dem Lautstande und der Rechtschreibung erfolgt war. Das Streben nach Einheit war da, die Einheit selbst wurde im Laufe von etwa zwei Jahrhunderten durch Luthers Schriftwerke herbeigeführt. Alles weitere von Wülcker 1879 in der Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte I und von mir in den Grundzügen der Schriftsprache Luthers, 2. Auflage, 1913, Halle a. d. S., Waisenhaus, Band I Seite 23 bis 32 über diese Stelle Gesagte übergehe ich hier. Tatsächlich war um 1500 der kaiserliche Kanzler Ziegler die höchste sprachliche Autorität, und seine Schreibart verbreiteten weithin nach Deutschland zahlreiche Urkunden. Auf ihn stützte sich auch Eck, als er 1537 den Versuch machte, die Lutherisprache zu verdrängen. Bei Lebzeiten Maximilians schien es, als sollte sich die Einigung der deutschen Schriftsprache auf Grund der kaiserlichen Kanzleisprache vollziehen. Daß dies nicht geschah, wurde durch mehrere Umstände verhindert. Nach Maximilians Tode hatte Kurfürst Friedrich der Weise als Reichsverweser eineinhalb Jahr die Reichsleitung. Dadurch mußte der Einfluß der kursächsischen Kanzlei steigen. Der neue Kaiser Karl von Spanien aber, der die deutsche Sprache weder redete noch liebte, war nicht der Mann, seines Vorgängers Sprachreformen fortzusetzen und die kursächsische Kanzlei in den Schatten zu stellen, eher der Kurfürst von Mainz, der jetzt wieder als Erzkanzler die Reichstagsabschiede ausfertigte, natürlich in westmitteldeutscher Kanzleisprache. Aber gerade dadurch wurde das Schwergewicht des Mitteldeutschen überhaupt verstärkt. Doch den Ausschlag gab, daß der größte Schriftsteller jener Zeit, der dem deutschen Volke

eine im Stil und Satzbau klassische deutsche Bibel schenkte, der kursächsischen Kanzlei vor der kaiserlichen den Vorzug gab. So verlegte Luther Deutschlands sprachlichen Schwerpunkt von der Donau an die Mittelelbe, der nun auch Niederdeutschland näher kam. In sprachlicher Beziehung sind Friedrich der Weise und Luther des deutschgesinnten Kaisers Maximilian Nachfolger geworden.

Der Ausdruck: „ich rede nach der sächsischen Kanzlei," deutet an, daß Luther gar nicht eine buchstabengetreue Nachahmung derselben meint. Und in der Tat gleicht Luthers Lautstand und Rechtschreibung zwar meist denen der kursächsischen Kanzlei, weicht aber auch in mehreren Punkten von ihr ab und stimmt dann teils mit der kaiserlichen, teils mit der des nordöstlichen Thüringens überein. Ersteres ist der Fall bei „ue" und „üe" für mittelhochdeutsches „uo" und „üe", so „guet, hueten" und bei „ee" für langes „e", so „seer", letzteres bei „ei" und „ey" für kaiserliches und sehr oft auch kursächsisches „ai" und „ay", bei „i" in den Endungen, das sich schon nach 1520 gar nicht mehr in den Schreiben der kursächsischen Kanzlei findet, in denen Luthers aber erst nach 1525 zu schwinden beginnt, so in „stehit", bei „ie" für verlängertes „i", so in „diese", das die kursächsische und kaiserliche Kanzlei um 1520 meidet, bei „dd" für „d", das Luther bis 1534 liebt, so in „odder".

Auch der Rechtschreibung der Wittenberger Druckereien, die gleichfalls im wesentlichen auf der kursächsischen Kanzlei fußten, näherte Luther seit 1521 die seinige etwas an; so ersetzte er sein früheres anlautendes „cz" durch deren „tz". Auch den Umlautsbezeichnungen von „ö und ü" hat wohl nicht bloß der Vorgang der nordostthüringischen Kanzleien, sondern auch der der westdeutschen Druckereien später die Herrschaft in Luthers Drucken verschafft, desgleichen den westmitteldeutschen Formen „almosen, bosen = Busen, wase = Base". Ähnlich verfuhr auch 1531 sein Verherrlicher Fabian Frangk in seinem Kanzleibüchlein.

Dieser und alle Zeitgenossen, die Luthers Schriftsprache erwähnen, betrachten sie keineswegs als Neuschöpfung. Auch führt er in einem Atem Kaiser Maximilians Kanzlei und Luthers Schreiben als beste Muster der deutschen Sprache an, wobei auch die Gleichstellung der Lutherspache mit der kaiserlichen Kanzleisprache vor 1520 zu beachten ist. Ähnliches Lob spendet jener 1527 der katholische Herzog Georg von Sachsen, 1533 G. Witzel, 1535 W. Rihel, 1536 E. Albertus. Doch am treffendsten bezeichnet Luthers Stellung zur neuhochdeutschen Schriftsprache 1546 Justus Jonas: „Es haben auch die Kanzleien zum Teil von ihm gelernt recht deutsch schreiben und reden; denn er hat die deutsche Sprache wieder recht herfür gebracht." Er stellt ihn also bereits als Reformator der Kanzleisprache hin.

Das entspricht durchaus den Tatsachen. Luthers scharfer Blick erkannte sehr bald die Reformbedürftigkeit jener. Schon 1523 schreibt er in der Vorrede zum Alten Testament: „Ich hab auch noch bis her kein Buch noch Brief gelesen, da rechte Art deutscher Sprach innen were. Es achtet auch niemant recht deutsch zu reden, sonderlich der Herrn Kanzeleien und die Lumpenprediger und Puppenschreiber, die sich lassen dunken, sie haben Macht deutsche Sprach zu endern."

Aber auch den willkürlichen Änderungen des Lautstandes und der Lautbezeichnung, die sich damals die Drucker erlaubten, trat Luther später energisch entgegen, indem er, wie H. Lufft's Korrektor, Christoph Walther, berichtet, bestimmte Druckanweisungen gab, „alle Wörter in der Biblia und zwar auch in allen anderen Büchern Lutheri mit recht eigenen und gebürlichen Buchstaben zu drücken" und „viele gleichlautende Wörter mit sonderlichen Buchstaben zu drücken" sowie

„alle Drücke und Bögen der Dolmetschung und aller seiner Bücher in der Druckerei erstlich (= zuerst) selber gelesen und korrigiert" haben soll. Auch verdient das Glauben, was der Korrektor hinzufügt: „Sollten wir denn Korrektores und Setzer, nicht gesehen, gemerkt und gelernet haben, wie man recht Buchstabisch schreiben und drucken soll*)." Noch jetzt sind die von den Wittenberger Korrektoren herausgegebenen Drucke von denen, die Luther selbst herausgab, schwer zu unterscheiden. Von 1523 an ist der Beginn einer eintretenden Umgestaltung der Rechtschreibung, soweit man vor Luther von einer solchen reden kann, ganz deutlich wahrzunehmen. Ihre leitenden Grundsätze sind: 1. Beschränkung der unnötigen Konsonantenhäufungen. 2. Verdrängung des „y" durch „i" und „j" außer im auslautenden „ey". 3. Regelung im Gebrauch der Dehnungszeichen. 4. Regelung der Vertretung des „u" durch „v" und des „v" durch „u", des „u" durch „w" sowie des „i" durch „j" und des „j" durch „i", allerdings ganz anders als jetzt. 5. Ausbreitung der großen Anfangsbuchstaben besonders auf Hauptwörter. Dieser Prozeß kommt 1542 zu Ende, jedoch ohne vollständige Durchführung der Grundsätze. Demnach ist Luthers Rechtschreibung viel geregelter als die der damaligen Kanzleien, aber noch freier als die unsrige.

Wichtiger ist die Wandlung des Lautstandes, durch welche er gleichfalls verbessernd auf die Druckersprache einwirkte. Seit 1521 tritt bei Luther ein allmähliches Zurückdrängen sowohl der alten mittelhochdeutschen als auch der hervorstechenden einzeldialektischen Formen (thüringischen, obersächsischen, obersächsisch-oberdeutschen) zugunsten des neuhochdeutschen Lautstandes ein, und einige mitteldeutsche Bestandteile scheiden schon 1523 fast ganz aus, so „vor = ver", während bei den mittelhochdeutschen die Zahl der ihnen zugehörigen Wörter sehr verringert ist, so „u = o, ü = ö, a = o". Ganz besonders klärend sind aber die Jahre 1524—26 (Bezeichnung des Umlautes durch „ö" und „ü", Schwund von „i" in den Endungen); 1525 verdrängt auch „nicht" das aus der kaiserlichen Kanzlei in die kursächsische gekommene „nit". Doch 1531 hört der Läuterungsprozeß fast vollständig auf.

Im Wortschatz und Satzbau war die deutsche Kanzleisprache schon auf dem Wege, sich und damit überhaupt die Schriftsprache der lebendigen Volkssprache immer mehr zu entfremden. Dieser Entfremdung gebot Luther ein energisches Halt, indem er an Stelle der Kanzleisprache seine Bibelübersetzung dem deutschen Schrifttum als klassisches Muster hinstellte, die es bis zu Beginn der neuhochdeutschen Blütezeit hauptsächlich durch den Einfluß der Bibelausgaben des Hallischen Waisenhauses blieb. So hat denn Luther das unsterbliche Verdienst um die deutsche Schriftsprache, den im Werden begriffenen Einigungsprozeß ihrer äußeren Form teils wirklich vollzogen, teils veranlaßt und sie hinsichtlich des inneren Kernes zurückgeführt zu haben zu ihrem ewig jungen Quell der lebendigen Sprache des Volks. Denn in seine Schriftsprache wollte er keine Hof- und Schloßwörter, sondern einfache Wörter aufnehmen; deshalb sah er dem gemeinen Mann auf das Maul, befragte die Handwerker und sammelte Ausdrücke der Kinder bei ihren Spielen. Bei weitem die meisten der zuerst bei Luther belegten Wörter haben jedenfalls schon während der mittelhochdeutschen Zeit im Munde des Volkes existiert und sind von Luther ihm entnommen. Der Siegeszug des mitteldeutschen Wortschatzes nach Oberdeutschland hatte zwar vor Luther begonnen, aber viele Hunderte von Wörtern sind erst durch ihn gemeindeutsch geworden.

*) Allerdings blieben die Schreib- und Druckfehler ungleich zahlreicher als jetzt.

Demnach verdankt die neuhochdeutsche Schriftsprache hauptsächlich ihm ihre mitteldeutsche Färbung. Zusammensetzungen und Ableitungen sind bei Luther schon sehr häufig. Das in der Vossischen Zeitung 1911, Sonntagsbeilage Nr. 25 S. 197 behauptete Gegenteil widerlegt ein Blick in Dietzs' Wörterbuch zu Luthers deutschen Schriften 1870 oder in die Grundzüge der Schriftsprache Luthers, II. S. 93 bis 186; doch rühren nur die wenigsten von ihm selbst her, so „Angsterzhure".

Manche Eigentümlichkeiten seines Satzbaues sind der mündlichen Volksrede jetzt noch eigen, so der häufige Gebrauch von „und" und „da", die doppelte Verneinung, die Fortsetzung der Erzählung durch das oft wiederholte hinweisende Fürwort „der". Auch in den Gebrauch der Zeitformen bringt Luther Regel, so unterscheidet er seit 1522 scharf zwischen dem Perfekt als Vollendungsform und dem Imperfekt oder Präteritum als Vergangenheitsform. In der epischen und lyrischen Darstellung bringt er es zur entschiedenen Meisterschaft. Der einzige wesentliche Fehler ist die ungeheuerliche Schachtelung des Periodenbaues im belehrenden Stil.

Bei der Wortbiegung liegt es allerdings anders. Viel häufiger als in dem Lautstande hält Luther hier den mittelhochdeutschen Standpunkt fest, oder weicht anderweits von der jetzigen ab. Häufiger als wir schwankt er auch zwischen Erhaltung oder Streichung vom unbetonten „e" in den Bildungs- und Biegungssilben, doch wohl weniger aus Unsicherheit, als vielmehr infolge größerer Freiheit, da seine Zeit ihm noch gestattete, sich mehr nach dem Satzrhythmus oder dem Sprechtempo zu richten, als nach einer festen grammatischen Schablone, wie wir es noch unwillkürlich beim Sprechen tun. Denn ein langsames Tempo hemmt, ein schnelles fördert den Wegfall vom tonlosen „e". Die Schulmeister aber, welche nach Luther Formen wie „betete, betetest, beteten" und gar „betetet" oder „teuererer" (so: das ist ein noch teuererer Stoff) zur festen Regel machten, haben wahrlich unsere Schriftsprache nicht verschönert. Mitunter hat das Schwanken sogar zur Bereicherung unserer Schriftsprache gedient, indem Begriffsspaltungen eintraten, so „der Lohn und das Lohn, Worte und Wörter".

Alles in allem genommen können wir mit Köstlin („Martin Luther" 1889) sagen: „Durch planmäßige und zielbewußte Arbeit an der Besserung der Sprache seiner Schriften näherte er sich seinem Ideal einer gemeinverständlichen Sprache immer mehr an."

In doppelter Weise ward nun Luther der Verbreiter dieser reformierten, vertieften und veredelten Schriftsprache. Während naturgemäß die Kanzleisprache nur auf die höheren Kreise wirkte, drang, wie der Verlauf der Reformation beweist, die Lutherspräche in alle Schichten des Volkes ein und ward von ihnen verstanden, da sie ihrem Kerne nach aus ihnen stammte. Wer die Schule hat, hat die Zukunft. Dieses Wort gilt auch von Luther. Für die protestantische Schule aber wurden Luthers Bibel und zum Teil seine Katechismen zunächst unanfechtbare Grundlagen des Religionsunterrichts, welche die Jugend auswendig zu lernen hatte. Welchen gewaltigen Einfluß er dadurch aber auch auf die deutsche Sprache der Jugend gewinnen mußte, begreift jeder, der eine protestantische deutsche Volksschule besucht hat. Unter diesem Einfluß blieben aber auch die Erwachsenen, und zwar vor der neuhochdeutschen Blütezeit in einem weit höheren Grade als wir, die wir Luther meist sprachlich mehr verdanken, als wir ahnen. Zunächst ward so die Lutherspräche, wie J. Grimm sagt, ein protestantischer Dialekt; aber

gerade das förderte ihre räumliche Verbreitung, denn sie wurde, wie H. Paul 1909 im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie 30 S. 148 betont, das Muster für Niederdeutschland, und dieser Anschluß Niederdeutschlands ist das eigentlich Entscheidende gewesen für die Entstehung einer von den Mundarten scharf gegliederten Gemeinsprache. Allerdings kam der seit der beginnenden Zurückdrängung des Lateins kulturell notwendige Entwicklungsprozeß einer einzigen deutschen Schriftsprache noch nicht durch Luther zu Ende, wohl aber später infolge Luthers: unter den hochdeutsch schreibenden Kanzleien, deren Praxis 1531 Frangk widergibt, sind neben der kaiserlichen nur mittel- und niederdeutsche, nämlich die von Böhmen, Meißen, Sachsen, Thüringen, Hessen, Schlesien, doch auch von Pommern, der Mark und den umliegenden Ländern. Als Luther seine schriftstellerische Tätigkeit begann, fand er fünf hochdeutsche Drucksprachen vor. Aber schon 1593 kennt Helber nur noch drei, nämlich die donauische, die Fortsetzung der kaiserlichen, die höchstrheinische in der Schweiz und im Elsaß, und die mitteldeutsche, die schon die Lutherſprache schlechthin ist. In sie sind also die beiden andern mitteldeutschen Drucksprachen bereits eingemündet, so daß sie schon fünfzig Jahre nach Luthers Tode die Schriftsprache des protestantischen Mittel- und Niederdeutschlands war. Zwar verfloß noch etwa ein Jahrhundert, ehe sie allmählich und unter hartem Widerstande der oberdeutschen Katholiken allgemein mustergültig wurde, wie Burdach treffend nachgewiesen hat, da diese aber in ihren Bibelübersetzungen sich möglichst an Luther anschlossen, wurden sie selbst Schrittmacher seiner Sprache. Daß aber selbst die grimmigsten Feinde aller deutschen Art, die Jesuiten, im katholischen Deutschland den Siegeslauf jener auf die Dauer nicht hemmen konnten, beweist die in ihr liegende Kraft. Luthers Verdienst wird auch dadurch wenig geschmälert, daß andere, besonders Norddeutsche, auf dem von ihm gelegten Grunde weiter bauten, den norddeutschen Anflug verstärkend und manche veralteten Formen sowie übrig gebliebenen Inkonsequenzen beseitigend, wie Opitz, Bödiker, Gottsched. Gerade dadurch wurde der Erneuerungsprozeß lebendig erhalten. Auch der Umstand spricht nicht dagegen, daß man Luthers Sprache, wie die der obersächsischen Kanzlei, das meißnische Hochdeutsch nannte. Luther ist ja der erste Klassiker derselben geworden. Wenig hat es auch zu bedeuten, daß schon 1748 der rationalistische Gottsched in seiner deutschen Sprachkunst Luther unter den mustergültigen Schriftstellern nicht mehr erwähnt. Denn Lessing und Goethe, dessen bedeutendste Nachfolger in der neuhochdeutschen Prosa, haben offen anerkannt, wieviel sie Luther verdanken. Da unsere Schriftsprache wie jede lebende Sprache in steter Wandlung begriffen ist, so war natürlich schon zu Gottscheds Zeit vieles an der Sprache Luthers veraltet und ist es natürlich jetzt noch mehr; aber auch an der Lessings und Goethes ist jetzt bereits manches veraltet. Das alles kann aber doch nur dazu führen, mehrere Perioden der neuhochdeutschen Schriftsprache zu unterscheiden; die letzte dürfte erst mit der amtlichen Einführung der einheitlichen Rechtschreibung beginnen.

Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache ist Luther nicht, wenigstens nicht in dem Sinne wie Ulfilas der der gotischen. Aber er ist ihr das geworden, was Wolfram der Gral- und Goethe der Faustsage ward, oder Bismarck dem deutschen Reiche. Luther muß als der Mann gelten, der für ihre Entstehung die gewaltigste Tat vollbracht hat.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politik

Kiautschau, eine Erinnerung und eine Mahnung. Am 14. November, acht Tage nach der japanischen „Eroberung" der deutschen Hochburg in Ostasien, hätte Kiautschau den siebzehnten Jahrestag deutscher Zugehörigkeit begehen können. Der Anlaß der Besitzergreifung dieses deutschen Außenpostens war bekanntlich die Ermordung zweier deutscher Missionare in Schantung, deren gewaltsamer Tod Deutschland zu einer derartigen Sühneforderung berechtigte. In einem Vertrage mit China vom 6. März 1898 wurde schließlich die Angelegenheit dahin geregelt, daß Deutschland aus Höflichkeitsrücksichten die Bucht samt einem beschränkten Hinterland auf neunundneunzig Jahre „pachtete". Nach den Darlegungen unserer Kolonialrechtswissenschaft konnte dagegen kein Zweifel bestehen, daß diese formelle Okkupation auch eine völkerrechtlich effektive gewesen ist*), die nach neunundneunzig Jahren im besten Falle verlängert worden wäre. In politischer Beziehung war es freilich klug, einen Akt kolonialer Besitzergreifung zu vermeiden, denn dadurch wurde Japan und England der Vorwand genommen, aus dem deutschen Vorgehen eine Kriegsfrage zu machen. Freilich ist zu bedenken, daß das Schwergewicht der deutsch-russisch-französischen Entente während des japanisch-chinesischen Krieges, als deren Folge die Erwerbung eines chinesischen Stützpunktes zu betrachten ist, einen nachdrücklichen japanisch-englischen Widerspruch von vornherein zur Aussichtslosigkeit verurteilt hätte. Wie dem aber auch sei — diese Fragen sind ja heute nur noch von akademischer Bedeutung — der Charakter unserer Handels- und Flottenstation in China war von Haus aus ein völlig anderer als der unserer übrigen Kolonien, weshalb auch diese mehr welt- als kolonialpolitische Schöpfung folgerichtig nicht dem Kolonialamt, sondern ihrem Urheber und Träger, dem Reichsmarineamt, bis auf den Tag ihrer Vernichtung unterstellt blieb*).

Daß dieser scheinbar willkürlichen Besetzung der lange vorher erwogene Plan zugrunde lag, gleich England, Frankreich und Rußland und auch kleineren Mächten, wie Portugal, Spanien und Holland, im fernen Osten einen marine- und wirtschaftspolitischen Stützpunkt zu erlangen, dürfte einleuchten, selbst wenn wir nichts näheres wüßten von der Vorgeschichte dieser Errichtung eines deutschen Einfallstores zu dem riesigen chinesischen Absatzgebiet, das der Wettbewerb aller Völker seit langem umstreitet. Tatsächlich sind wir aber in der glücklichen Lage, die Anfänge dieser deutsch-asiatischen Pläne wenigstens im Umriß zu erkennen.

*) Köbner, Einführung in die Kolonialpolitik 65; Hövermann, Kiautschau, Erwerb und gegenwärtiger Rechtszustand.

*) Vgl. Fürst Bülows Rede vom 8. Februar 1898, dazu die Werke von Richthofen, Hesse-Wartegg, Weicker, Franzius, Köbner und Schrameier.

Wie die Erwerbung von Helgoland*), Samoa oder der Karolinengruppe, gehört auch die Erwerbung von Kiautschau nach ihrer Vorgeschichte in die Sphäre Bismarckscher Intentionen, deren Verwirklichung noch in der Amtszeit des Altreichskanzlers versucht oder angestrebt, aber nicht mehr erreicht werden konnte. Auf Kiautschau wurde Bismarck durch den berühmten Geographen Ferdinand Freiherrn von Richthofen hingewiesen, der schon auf seiner ersten Reise dorthin (1869), die Bedeutung der Provinz Schantung in ihrem vollen Umfang erkannte**). Nachdem er ihre natürlichen Bodenschätze, besonders ihren Kohlenreichtum, eingehend untersucht und zweifelsfrei festgestellt hatte, betonte er bereits im Jahre 1870 in einem wissenschaftlich noch heute unübertroffenen, von Übertreibungen freien Aufsatz***) der Preußischen Jahrbücher (Band 91) den Wert, den diese Bucht für eine europäische Kolonialmacht besitzen würde. Danach war Kiautschau an der gesamten Küste des nördlichen Chinas die „einzige natürliche Eingangspforte", die ihm als Handels- und Flottenstützpunkt, als Brennpunkt für den Handels- und Personenverkehr des ganzen chinesischen Nordostens und als maritimer Endpunkt eines einstmaligen — inzwischen verwirklichten und nun an Japan verlorenen — ausgedehnten Eisenbahnnetzes für eine Erwerbung und Erschließung geeignet erschien†).

Vielleicht war dieser Richthofensche Aufsatz ein von Bismarck inspirierter Fühler zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung. Vielleicht ließ sich auch der Kanzler erst durch diese Ausführungen über die Nützlichkeit einer deutschen Besitzergreifung der Provinz Schantung überzeugen. Sicher ist nach Alfred Kirchhofs Eröffnung*), daß Bismarck schon 1870 auf Grund Richthofenscher Mitteilungen die Besetzung der Kiautschaubucht beabsichtigte, aber: „Die deutschen Pläne gerieten durch den Ausbruch des Krieges 1870 in den Hintergrund, indessen war aufgeschoben nicht aufgehoben." Als dann im Jahre 1898 die (dank der deutsch-russischen Entente während des japanisch-chinesischen Krieges auf Anregung und im Einverständnis mit dem Zaren**) geplante) Erwerbung möglich war, erklärte sich denn auch Bismarck damit einverstanden, für den Fall, daß es „absolut sicher wäre, daß die glücklich begonnene Sache auch richtig durchgeführt wird und wir uns nicht in die Nesseln setzen." Freilich erschien ihm Kiautschau „groß genug, um allerhand Dummheiten zu machen"***).

Die Bismarckschen Befürchtungen sollten sich in dieser Musterverbindung von handelspolitischem Einflußgebiet und maritimem Stützpunkt nicht verwirklichen. Eine unselige Konstellation hat unsere asiatische Machtstellung allein zu Fall bringen können. Diese Tatsache ist indes nicht als Probe auf das Exempel zu betrachten. Die Erwerbung Kiautschaus war kein weltpolitisches Experiment, das sich nunmehr als verfehltes Abenteuer erwiesen hätte, als das es schon von der öffentlichen Meinung in der Zeit ihres Vollzugs angesehen wurde. Wohl ist sie heute das Opfer einer unsinnigen Mächtegruppierung geworden, die nach diesem großen Kriege von selbst wieder auseinanderfallen muß. Wohl ist sie auch auf lange, vielleicht auf immer für Deutschland verloren. Sollten wir darum

*) Vgl. meine ausführliche Abhandlung, Bismarck und die Helgolandfrage, Zeitschrift für Kolonialpolitik 1910, S. 535 bis 552.

**) Vgl. seine „Tagebücher aus China" I 192 und sein großes, teilweise posthumes Chinawerk II 262 ff.

***) Vgl. dazu auch China II 184 ff., 192, 199 ff., 210, 262 ff. Preuß. Jahrbücher a. a. O. 183 ff., 189, 253 ff. Dazu Hirth, Deutsche Kolonialzeitung 1897, 538 ff. Rohrbach, Deutschland unter den Weltvölkern 339, v. Tirpitz in der Budgetkommission des Reichstages vom 17. März 1914.

†) Preuß. Jahrb. 177, 188, China 272 ff., „Schantung und seine Eingangspforte Kiautschau" IV und 260. Vgl. auch Hettner, Geograph. Zeitschrift XII (1906) S. 11, Drygalski, „Männer der Wissenschaft" IV (1906).

*) Hofmann, Fürst Bismarck (1890 bis 1898), Bd. 2, 415.

**) Vgl. Hohenlohe, Denkwürdigkeiten II, 521.

***) Poschinger, Also sprach Bismarck III 341, 349, 354; Anm. S. 110 dagegen klingt unglaubhaft.

kleinmütig auf einen „Platz an der Sonne" in dem „blumigen Reich der Mitte" verzichten, weil wir mit dem ersten Versuch, uns die offene Tür in China zu sichern, scheitern mußten? Es wäre ein verhängnisvoller Bruch mit der jungen Tradition unserer neudeutschen Weltpolitik, die keine politischen Abenteuer, sondern wirtschaftliche Notwendigkeiten zu realisieren hat. An unseren Staatsmännern ist es vielmehr, gerade an dieser Stelle im zukünftigen Friedensschluß der deutschen Macht ein neues Eingangstor zu sichern. Da wir Japan nicht treffen können, werden die Bundesgenossen die Rechnung begleichen müssen. Denn nur wenn wir auch in Zukunft die Wacht halten gegen die japanische Gefahr, wird das Blut der Märtyrer von Tsingtau nicht umsonst vergossen sein.

Maximilian von Hagen

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Dresdner Bank

Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000
Reservefonds . . Mk. 61 000 000

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG — HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt, Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br., Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattowitz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V., —— Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau. ——

Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.
Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und Kreditbriefen;
Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Auslosung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testamentsvollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.

Vermietung von Stahlkammern

Ethik und Politik

Von Prof. Dr. Otto v. d. Pfordten

Der Ethiker iſt meiſt in übler Lage, wenn er ſich auf das Gebiet der Politik wagt; man ruft ihm ein „Hände weg“ zu und verbittet ſich gern ſeine Einmiſchung als völlig ſtörend und unerwünſcht. Dennoch gibt die Ethik ihren Anſpruch, da mitzureden, niemals auf, und mit vollem Recht: beruht doch ein weſentlicher Teil der internationalen Beziehungen, das Völkerrecht, durchaus auf ethiſchen Forderungen und hat gar keinen anderen Exiſtenzgrund; Klugheit und Schlauheit haben es nicht geboren und wer es verletzt, verſündigt ſich an dem moraliſchen Gewiſſen der Kulturmenſchheit, nicht an den Geboten diplomatiſcher Weisheit. Damit nun aber nicht jeder „Realpolitiker“ das Folgende als Utopie von vornherein verwirft, ſei gleich zweierlei zugeſtanden.

Die Gebote der Klugheit beſitzen in der Politik, vor allem der äußeren, einen gewiſſen Primat gegenüber den Anſprüchen der Ethik und es iſt das Gebiet, auf dem ſich Ideale und Veredelungen am ſchwerſten und ſpäteſten durchſetzen. So iſt heute noch der Egoismus die Tugend der Staaten und von einem Altruismus, der Fürſorge für einen anderen, kann keine Rede ſein. Nicht für ewig; eine Undenkbarkeit liegt nicht vor. Das zeigt gerade der verlogene Vorwand, unter dem Rußland, Frankreich und England den Krieg begannen. Sie wollten das arme unſchuldige Serbien, das unter unſerer Barbarei ſeufzende Elſaß, das ganz unſchuldige, harmlos-neutrale Belgien ſchützen, befreien, verteidigen. Wir wiſſen alle, daß Serbien tatſächlich eine Mörderbande und Herd aller Balkanwirren war, Elſaß unter deutſcher Herrſchaft blüht und gedeiht und der Errettung nicht bedarf, Belgien ſeine fromme

Unschuld längst an unsere Feinde verkauft hatte. Aber was einmal freche Heuchelei und Vorwand war, das kann auch einmal echt und wahr werden, und der Schutz schwacher Staaten durch stärkere in einer glücklicheren Zukunft keine Lüge mehr sein.

Zweitens kann man auch von streng ethischem Standpunkte aus zweifeln, ob es vernünftig ist, die wesenhaft ethischen Gebote des Völkerrechts getreulich zu befolgen, wenn die Feinde sie ringsum mit Füßen treten, oder ob man dabei bloß der Dumme ist. Für die standhafte Festhaltung der Moral spricht der Gedanke der Selbstachtung; man entschließt sich schwer, Dinge zu tun, die man verwirft und verachtet, um vor sich selbst anständig dazustehen und ohne Erröten in seinen Spiegel gucken zu können. Aber dagegen spricht, daß man dabei Gefahr läuft, von schamlosen Feinden einfach für albern gehalten zu werden, die nicht begreifen, daß auch dem Idealisten einmal die Geduld reißen und er Repressalien nötig finden kann, wenn rings um ihn jeder Tag einen neuen Bruch des Völkerrechts bringt. Daß vor solcher Entscheidung unsere Regierung in diesem Kriege steht, ist bekannt, und ich möchte nicht so verstanden sein, als wollte ich skrupellosen Gegnern gegenüber einer weichherzigen Schwäche das Wort reden. Man wird sicher einen Weg finden, Selbstachtung und nötige Repressalien in ein gewisses Verhältnis zu bringen. Ich möchte vielmehr nach dieser doppelten Einschränkung kurz zusehen, was sich aus der weltgeschichtlichen Epoche, die wir seit einem Vierteljahr miterleben, für das Verhältnis von Ethik und Politik lernen läßt, ohne zu beanspruchen, das Thema irgend zu erschöpfen. Ich brauche dazu nur herauszuheben, wo sich meines Erachtens ein ethischer Anspruch bewährt hat; in allem übrigen herrscht Staatsweisheit und politische Klugheit, das weiß ich sehr wohl.

Zunächst der Krieg selbst. Die Mehrzahl der Deutschen ist überzeugt, einen „gerechten" Krieg zu führen, sich gegen einen Angriff zu verteidigen und nicht so verlogene Vorwände nötig zu haben, wie unsere Gegner. Diese heucheln moralische Gründe, werden aber nur von Neid, Habsucht und Ehrgeiz getrieben; wir sind in der Notwehr und haben ethische Motive in Wahrheit und Wirklichkeit. Eben daraus schöpft unser Volk die Kraft gegen eine große Übermacht auszuharren und alle Leiden eines Krieges mutig zu ertragen; in diesem Sinne haben sich auch die bedeutendsten Köpfe unseres Volkes öffentlich ausgesprochen. Übrigens läßt es sich auch beweisen, denn von Rußland und Frankreich begehrten wir nichts und von England nur unseren „Platz an der Sonne"; und hätten wir die Weltherrschaftspläne, die unsere Gegner uns aus ihren eigenen Gedanken heraus andichten, so gab es bessere Gelegenheiten, die heute Verbündeten einzeln zu überfallen, als sie schwach waren; während des Burenkrieges, des japanischen Krieges und während der inneren Krisen in Frankreich.

Nicht der Pangermanismus ist eine geschichtliche Wahrheit, sondern der Panslawismus und die englischen Weltherrschaftsansprüche; aber nach dem Rezept, „haltet den Dieb" zu rufen, um selbst zu entwischen, klagten uns die

anderen der Gelüste an, die sie selbst hatten. Der Deutsche neigt gar nicht dazu, andere zu vergewaltigen, wie man ihm andichtet, sondern liebt den Frieden und bedarf zur Entfesselung des furor teutonicus eines moralisch gerechtfertigten Anlasses, den ihm der klar geplante Überfall von rechts und links diesmal reichlich gab. Das alles scheint mir klar und es mag vielen überflüssig scheinen, es zu betonen; dennoch fehlt es nicht an entgegengesetzten Stimmen, die diesen Krieg einfach als Machtfrage fassen und unter dem Zeichen des Amoralismus Nietzsche zum Propheten dieser Zeiten und Erzieher zur Betätigung des „Willens zur Macht" proklamieren. Dann hat sich also die „blonde Bestie" erhoben, um sich durchzusetzen und die Kruppschen Kanonen sind nicht eine wichtige Waffe, sondern das einzig beachtenswerte in diesen Zeiten.

Vor mir liegt ein Artikel „Wider die moralische Sentimentalität bei diesem Kriege" und ein anderer mit folgenden Nietzsche-Zitaten: „Ihr sollt den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen" und „Der gute Krieg ist es, der die Sache heiligt." Nun sind diese Sätze zwar das Gegenteil von geistreich und einfache Umdrehungen bekannter Gedanken. Nach diesem Rezept kann man alle Schriftworte und Aphorismen auf den Kopf stellen und damit momentan verblüffen, etwa: die Kanonen sind das erste Beweismittel der Könige; oder: wenn du den Krieg willst, so bereite dich zum Frieden usw. ohne Ende. Allein die Tendenz dieser Auslassungen, denen ich durch Zitierung nicht zu unverdienter Verbreitung zu verhelfen gedenke, ist klar; man hat sich am Amoralismus berauscht und will nun die ethischen Seiten unseres „gerechten" Krieges wegdemonstrieren.

Dann freilich hätte die Ethik einfach ihr Haupt zu verhüllen und zu warten, bis das Gewitter vorüber ist; und sie dürfte sich auch von den Folgen einer solchen reinen Kraftprobe gar nichts für ihre Ziele versprechen. Wiederum aber hoffen viele und wohl die Besten unter uns gerade das: im Innern eine ethische Läuterung unseres eigenen Volkes aus teilweiser Verflachung und Versumpfung; nach außen die Wirkung des Beispiels etwa auf neutrale Völker, die teilweise schon Tatsache ist. Denn die Stimmen von Amerikanern, Schweden, Schweizern usw., die uns bewundern und ihrer Hochachtung lauten Ausdruck gaben, sind ehrlich, weil ohne Nutzen für die Betreffenden. Endlich gedenken wir doch, etwa in eroberten Ländern, unsere Kultur zu verbreiten, die wir gerade ethisch höher bewerten, als romanische und slawische; wir glauben an unsere — wiederum ethische — Mission, wenn auch bescheidener als in Geibels Gedanken, die Welt solle an unserm Wesen genesen; das alles wäre eitel Torheit, sobald an dem Kriege nichts ist als eine große Rauferei. Dann wäre es für die Ethik auch völlig gleichgültig wer siegt; wenn wir uns nicht ethisch höher dünken, warum soll dann nicht ebensogut der Russe oder Engländer die Welt beherrschen? Da es mit dem Gleichgewicht in Europa endgültig vorbei ist, so muß einer der stärkste sein und den Ton angeben; warum gerade wir, wenn wir an Stelle der unerträglichen englischen Tyrannei und Anmaßung nur eine völlig gleichartige

deutsche zu setzen hätten? Aber nein, so denken wir nicht; wenn wir ehrlich sind, glauben wir uns nicht nur im Besitz besserer Geschütze, sondern halten uns auch für ethisch wertvoller, und nur dann hat es einen Sinn und darf man es wagen zu sagen: „Gott mit uns."

An der ethischen Stellungnahme hängt also auch die Entscheidung über die ganze Qualität dieses größten Krieges der Weltgeschichte; und ich kann die Hoffnung nicht lassen, die Mehrzahl meiner Volksgenossen möge jenen Sirenenklängen ihr Ohr verschließen, die uns das Tiefste und Beste an diesem Furchtbaren, was wir erleben, eben die moralische Bedeutung, bestreiten und in reine Machtfragen umlügen wollen. Wir begehren die Macht, jawohl, weil wir sie wert sind, sie zu verdienen glauben und seinerzeit im Frieden zu beweisen gedenken, daß wir das erste Kulturvolk der Welt sind; aber das ist Macht mit Pflicht, Anspruch mit Ethos dahinter, und in diesem Sinne singen wir auch: „Deutschland über alles in der Welt", was kein Tyrannengelüst bedeutet.

Nun aber die verletzte Neutralität Belgiens, die manchem feinen Kopf im In- und Ausland noch immer zu schaffen macht? Dafür nur ein Beispiel aus einer Moralkasuistik. Ein Förster trifft im Wald einen Wilderer und sieht, daß dieser auf ihn anlegt. Soll er wirklich warten, bis jener zuerst schießt und dann im Sterben konstatieren, er sei völlig im Recht gewesen, in der Notwehr zu schießen, habe aber leider keine Zeit mehr gehabt? Nein, Notwehr ist auch, wenn man aus zweifellosen Anzeichen erkennt, daß einem Lebensgefahr droht; und daß wir wußten, daß die belgische Tür unseren Feinden offen stand, das steht fest. Ebenso, daß uns ein Einfall von dort her ans Leben ging, weil er schutzloses Land traf, keinen Festungsgürtel, wie wir ihn drüben fanden. Also auch hier braucht sich der deutsche Ethiker nicht zu schämen.

Andere Ereignisse aber gibt es, auf die er stolz sein darf und, wenn auch in gewohnter Bescheidenheit, ein wenig triumphieren. So kommt es uns doch jetzt erst voll zum Bewußtsein, was es bedeuten will, daß unser Kaiser fünfundzwanzig Jahre lang Frieden gehalten hat. Er kannte wie keiner im Land die ungeheuren in unserer Armee schlummernden Kräfte; er kannte auch die Reserve an Truppenführern, die Hindenburg und Kluck, Emmich, Beseler, François und wie sie alle heißen, deren Namen wir erst jetzt erfuhren, um sie sofort zu unseren Besten zu zählen. Er teilte mit nur ganz wenigen die Kenntnis der Kruppschen Geheimnisse, der 42er, der Torpedos, die ganze Schiffe vernichten und noch eines, das noch an den Tag kommt. Er kannte endlich die Flotte und ihre Mannschaft, wußte, daß er Leute hatte, wie den heute schon sagenhaften Müller von der „Emden", Weddigen vom „U 9" und sie alle, denen es ihre Kameraden sicher gleich tun, sobald sie Gelegenheit bekommen. Und dennoch so lange Frieden, ja ein Einstecken mancher kleiner Demütigungen, eine Bemühung um ihn fast über das Zeitmaß hinaus, das die Vorsicht im Juli erforderte. Wer zweifelt, daß es ethische Motive, höchste Gewissenhaftigkeit,

ernstes, religiöses Gefühl der Verantwortung waren, die den Kaiser leiteten? Ist das kein Aktivposten zum Kapitel Ethik und Politik?

Dagegen unsere Feinde. Rußland und England treibt nur Machtkitzel ohne Frage; aber Frankreich sind viele selbst bei uns geneigt, mildernde Umstände zuzubilligen wegen des angeblich sittlichen Gedankens der „Revanche". Das kann nun kein ernster Ethiker zugeben; Rache ist nirgend und niemals etwas Moralisches; und wenn man sie logisch zu Ende denkt, so kommt man zu ewigen, endlosen Kämpfen analog der korsischen Blutrache, weil jeder Krieg eine Revanche fordern müßte. Aber was hätten die Deutschen alles zu rächen, nur seit dem Dreißigjährigen Krieg; wir müßten noch an Schweden den Schaden der Heere Gustav Adolfs rächen, Österreich könnte nicht unser Freund sein, da 1866 ungerächt ist, und wenn Frankreich die Rechnung seines ersten Napoleon wirklich bezahlen müßte, so hätte ganz Europa noch heute damit zu tun. Besäße eine französische Regierung einen Funken von der ethischen Denkweise unseres Kaisers, so hätte eine wenigstens die seit zwanzig Jahren von uns dargebotene Freundeshand ergriffen, statt sich zur Stillung der Rache mit Rußland zu verbünden. Und wer büßt nun am meisten, daß diese unmoralische Unvernunft in Frankreich siegte? Kein Land leidet so schwer unter dem Krieg, als eben dieses, das unsere offenen Arme höhnisch zurückstieß, nicht einmal, nein ein dutzendmal. Das weichliche Mitleid mit den Franzosen ist ganz verkehrt; kein Krieg hätte auf Jahrhunderte hinaus mehr ihre Fluren verheert, hätten sie den unethischen Rachegedanken, der sich an Elsaß-Lothringen nur einen Vorwand suchte, zurückgedrängt.

Italien endlich, unser seltsamer Bundesgenosse? Es ist unpolitisch, von ihm zu reden, ich weiß; aber eine italienische Stimme darf man doch wohl erwähnen, die ihren Landsleuten vorhielt, kein Mensch in der Welt würde mehr den Italienern trauen, wenn sie jetzt sich gegen ihre langjährigen Bundesgenossen und Dreibundsfreunde wendeten. Deren Treue danken sie den ungestörten Erwerb von Tripolis; wer möchte ähnliches tun, wie Deutschland in jener Zeit, das die ihm gleichfalls wichtigen Türken kränkte um Italiens willen, wenn dieses sich jetzt zu seinen Feinden schlüge? In solchen Erwägungen liegt ein wichtiges Anerkenntnis des ethischen Rechts in der Politik; man kann Verträge brechen, aber dem allzu Ungetreuen fehlen schließlich Freunde, die ihm trauen; und Freunde bedarf auch der mächtigste Staat.

Vom Äußeren ins Innere. Auch hier wird gern dem Ethiker der Mund verboten, wenn auch nicht so energisch wie bei der Weltpolitik. So wie die höchste Diplomatenkunst die Schlauheit und die Lüge sein soll, so die tiefste Weisheit einer Regierung, daß sie nie mit offenen Karten spielt, keine Partei und niemals das „Volk" in ihr Räderwerk gucken, ihre Pläne belauschen läßt. Diesen weitverbreiteten Ansichten stehen auf unserer Seite zwei Tatsachen gegenüber, deren segensreiche Folgen mir klar einzuleuchten scheinen. Unser Volk stand auf wie ein Mann und ein Wille und daran hatte entscheidenden Anteil

die Veröffentlichung des Depeschenwechsels zwischen Kaiser und Zar; später dann auch mit England. Es war etwas diplomatisch Unerhörtes und erst spätere Zeiten werden das stärker herausheben; aber es war meines Erachtens einfach genial. Die Logik dieser Tatsachen verstand der einfachste Mann; der elektrische Kontakt zwischen Fürst und Volk, Regierung und jedem einzelnen war momentan hergestellt. Da hat die schrankenlose Offenheit einmal goldene Früchte getragen und die schönsten gedrechselten und gesiebten Redensarten hätten nimmer erreicht, was diese ruhige Veröffentlichung erreichte. Sie bedeutete für diesen Krieg weit mehr, als die Emser Depesche für 1870.

Man bedenke auch, daß gerade infolgedessen unsere Regierung gar nicht daran zu denken braucht, Rechenschaft abzulegen über die Kriegserklärung; ja man stünde ungeduldig, verlöre sie damit noch Worte. Wie aber steht es damit bei den Gegnern? Grey und Poincaré haben ihr Volk betrogen; die Engländer hatten keine Ahnung, daß sie gebunden waren, Frankreich zu helfen und es gar nicht mehr frei beschließen konnten. Und der französische Präsident führt den Krieg auf Grund eines Bruchs der Verfassung; denn nur die Kammer hat dort das Recht, Krieg oder Frieden zu machen, hat es aber gar nicht mehr ausüben können. Natürlich, würden sie siegen, dann wäre alles gut; andernfalls möchte ich nicht in der genannten Staatsmänner Haut stecken, während hinter unserem Kaiser alles einmütig steht und kein Vorwurf ihn träfe, sogar wenn wir unterliegen sollten. Das ist aber ein zweifelloser Triumph ethischer Ehrlichkeit und Offenheit.

Nicht minder bei unseren Kriegsberichten. Gewiß sagen sie nicht stets alles; aber was sie sagen, ist richtig. Nur ein verschrobener Ethiker aber kann das Gebot der Wahrheitsliebe so deuten, man müsse alle Tatsachen schrankenlos in die Welt schreien und dürfe nichts verbergen oder verheimlichen. Nur daß unsere Rede wahr sein soll, wenn wir es für angezeigt halten, zu reden, kann verlangt werden; was darüber ist, ist vom Übel. Sonst müßte man auch im Privatleben jedem dummen und unverschämten Frager die Intimitäten seines Lebens schrankenlos enthüllen. Diese Zuverlässigkeit unserer offiziellen Berichte hat zweifellos gute Früchte getragen, wenn sie auch erst langsam und allmählich reiften. Anfangs hatte die Lügenclique der Gegner mit ihrem Stab bestochener Zeitungen und Agenten einen großen Vorteil, auch bei den Neutralen, heute gilt das schon nicht mehr; über kurzem lacht man die Lügenfabrikanten aus. Übrigens hat man in England und Frankreich schon eingelenkt und das Beispiel der deutschen Heeresleitung nachgeahmt; auch eine Wirkung eines guten Prinzips. Lügen haben wirklich kurze Beine und die Theorie der Wahrheitsliebe wird einmal von diesen großen Beispielen wirkungsvollen Gebrauch machen können.

Zum Schluß weise ich nur darauf hin, daß auch die schlaueste Politik indirekt des Ethos bedarf, nämlich als Faktor im ganzen Volksleben ohne den sie rettungslos versagt. Von der Mobilmachung an, die nicht nur eine For-

malität ist, sondern die genaueste Pflichterfüllung aller erfordert über die Tapferkeit, Ausdauer, Selbstverleugnung im Kampf, die keiner Worte bedarf, bis zu dem Eindruck auf Gegner und Neutrale, die die Tätigkeit und Opferwilligkeit eines Volkes macht, gibt es keine kluge Politik, die auf unethischen Fundamenten bauen könnte. Freilich wertet der Krieg in gewissem Sinne um, aber nicht im Sinne einer Verherrlichung amoralischen Machtwillens, Roheit und Grausamkeit, sondern in einer Höherbewertung bestimmter Tugenden gegenüber anderen friedlicheren; so des Gehorsams, der Disziplin, der Organisation, aber auch der Selbstbeherrschung, des Mutes, der Tatkraft. Welches Volk diese Tugenden schon im Frieden gepflegt hat, das siegt; denn auch Erfindung, Ausprobung, Geheimhaltung der technischen Überlegenheiten, ja der berühmten 42 er, gelingt nicht durch Schlauheit allein, und unsere Ingenieure waren heimliche Helden im Frieden. Der Krieg lehrt wahre Sozialität, die die Lohnkämpfe des Friedens oft verdunkeln; einer für alle, alle für einen. Darum müssen auch die Früchte des Sieges an ethischen Bäumen reifen, nicht nur am Stamm der Macht. Für eine ferne Zukunft aber erhofft sich die Ethik einen noch weit größeren Einklang mit der Politik und eine starke Erneuerung des jetzt von unseren Feinden zu Boden getrampelten Völkerrechts; und gerade Deutschland, das Barbarenland, wird zweifellos auch hier vorangehen und dem mißachteten Ethos wie dem Völkerrechte zu neuen Siegen verhelfen.

Die Friedensarbeit der deutschen „Barbaren"

Von Prof. Dr. Richard Herbertz

Unsere Feinde suchen die Schlagfertigkeit und die großen Erfolge unseres Heeres, die sie als Tatsache nicht mehr leugnen können, doch wenigstens in ihrem moralischen Werte herabzusetzen, indem sie sie als die Triumphe des deutschen „Militarismus" bezeichnen. Dieser von den Engländern zuerst gegen uns gebrauchte Ausdruck ist eine hohle Phrase, wenn man damit nicht die Kriegstüchtigkeit des deutschen Heeres bezeichnen, sondern vielmehr den Gedanken zum Ausdruck bringen will, die Deutschen könnten zwar kräftig mit dem Schwert dreinschlagen, im übrigen aber seien sie kulturlose Barbaren. Es ist sicher, daß wir neben der militärischen Ausbildung unserer Soldaten unsere Erfolge im Kriege auch der ungeheuren wirtschaftlichen, kulturellen und moralischen Stärke unseres gesamten Volkes im Frieden verdanken. Sehen wir uns daher dieses Volk und seine Friedensarbeit einmal etwas näher an, um zu erkennen, was es mit den Vorwürfen unserer Feinde auf sich hat. Das Volk, das diese Arbeit leistet, nimmt allerdings in einer Weise zu, die unsere Feinde erschrecken muß. In den Jahren 1875 bis 1910 betrug die Bevölkerungszunahme in Deutschland volle 52 Prozent, in England 37 Prozent, in Frankreich 11 Prozent. Die folgende Tabelle zeigt die absoluten Bevölkerungszunahmen während verschiedener Zeitabschnitte bei uns und unseren drei Feinden auf dem Festlande. (Für England standen mir leider die erforderlichen Unterlagen nicht zur Verfügung.)

Rußland	Deutschland	Frankreich	Belgien
Einwohner	Einwohner	Einwohner	Einwohner
1894: 100 239 000	1893: 49 428 470	1894: 38 343 000	1899: 6 670 000
1909: 128 171 000	1911: 64 551 000	1910: 39 252 000	1911: 7 386 000
Zunahme: in 15 J. 27 932 000	in 18 J. 15 122 530	in 16 J. 909 000	in 12 J. 716 000

Während also unser westlicher Nachbar in sechzehn Jahren es noch nicht auf eine Million Bevölkerungszuwachs brachte, hat sich die Einwohnerzahl Deutschlands in einem nur zwei Jahre längeren Zeitraum um mehr als fünfzehn Millionen vermehrt. Diese Zahlen geben den französischen Statistikern und

Volkswirtschaftslehrern zu denken. In den angegebenen Zeiträumen betrug die durchschnittliche jährliche Bevölkerungszunahme in Rußland 1 862 133, in Deutschland 840 140, in Frankreich 56 812 (!) und in Belgien 59 666.

Die relative jährliche Zunahme betrug in Prozenten (der Einfachheit halber berechnet auf die Einwohnerzahl der Anfangsjahre der betrachteten Zeitabschnitte) in Rußland: 1,71 Prozent; in Deutschland 1,69 Prozent; in Frankreich 0,14 Prozent; in Belgien 0,89 Prozent. Deutschland wird also in den absoluten und relativen Zahlen hier zwar übertroffen von dem Koloß mit tönernen Füßen im Osten, denkt man aber an die gewaltige Ausdehnung Rußlands, so erscheint Bevölkerungszahl und Zunahme vergleichsweise klein. Bedeckt doch der Boden des Zarenreiches eine Oberfläche von 5 390 000 Quadratkilometer, dagegen Deutschland 540 800 Quadratkilometer und Frankreich 536 400 Quadratkilometer. Rußland ist also im Vergleich zu seiner ungeheuren Ausdehnung schwach bevölkert, und auch eine Bevölkerungszunahme, die relativ größer ist, als die Deutschlands, würde kaum in die Erscheinung treten, wenn man etwa die durchschnittliche Bevölkerungsdichte pro Quadratkilometer berechnen würde. Wie steht es nun um die kulturelle und wirtschaftliche Tätigkeit des deutschen Volkes im Vergleich zu der seiner Feinde? Es ist sehr schwer, wenn nicht unmöglich, einen zuverlässigen Maßstab für die Kulturhöhe einer Nation anzugeben. Immerhin gestattet die Höhe der literarischen Produktion hier gewisse Rückschlüsse. Greifen wir ein beliebiges Jahr heraus, etwa 1912, so finden wir in Deutschland 34 801, in England 12 067, in Frankreich 9645, in Belgien 2403 Bücherveröffentlichungen. Die drei uns feindlichen „Westmächte" erreichen also mit zusammen 24 115 auch noch nicht annähernd unser Vaterland.

In den Jahren 1888 bis 1912 erschienen: in Deutschland 642 385, in Frankreich 316 670, in England 197 707, in Belgien 58 182 Bücher; für die Jahre 1901 bis 1910 sind die entsprechenden Zahlen: 288 512, 120 627, 88 259, 26 207.

Rechne ich den Durchschnitt aus zehn Jahren und verteile ihn auf die verschiedenen Gebiete von Wissenschaft und Leben, so ergibt sich folgende Tabelle:

	Schöne Literatur	Erziehung	Philosophie	Recht	Geschichte u. Geographie	Handel	Medizin
Deutschland	4029	4273	618	2670	1573	1896	1851
Belgien . .	444	104	62	185	192	25	172
England . .	2366	605	682	106	880	560	209

(Für Frankreich konnte ich mir leider keine zuverlässigen Unterlagen für eine entsprechende Verteilung beschaffen.) Es ergibt sich also: in der literarischen Produktion ist Deutschland auf der ganzen Linie allen anderen Nationen voran. Es leistet hier weit mehr als das ganze übrige Europa zusammengenommen!

Wir empfehlen den Herrn Engländern, die mit unserem sogenannten „Militarismus" auftrumpfen, sich einmal die Zahlen unter der Rubrik Erziehung besonders genau anzusehen. Dann werden sie bemerken, daß die „deutschen

Hunnen" sich mehr als alle übrigen Völker Europas literarisch mit den echt „barbarischen" Problemen des Erziehungswesens beschäftigen, so daß der Durchschnitt der deutschen Schriften auf diesem Gebiete den der englischen um mehr als das siebenfache übertrifft. Fichte preist in seinen „Reden an die deutsche Nation" folgendes als die Frucht einer guten Nationalerziehung: „Jeder einzelne ist zu jedem möglichen Gebrauche seiner körperlichen Kraft vollkommen geübt, und begreift sie auf der Stelle, zur Ertragung jeder Anstrengung und Mühseligkeit gewöhnt, sein in unmittelbarer Anschauung aufgewachsener Geist ist immer gegenwärtig und bei sich selbst, in seinem Gemüte lebt die Liebe des Ganzen, dessen Mitglied er ist, des Staates und des Vaterlandes, und vernichtet jede andere selbstische Regung. Der Staat kann sie rufen und unter die Waffen stellen, so bald er will, und kann sicher sein, daß kein Feind sie schlägt." Begreift ihr jetzt, ihr Herren Engländer, in welchen Boden die starken Wurzeln deutscher Kraft geschlagen sind? Es mag noch interessieren, auch die Anzahl der Zeitungen kennen zu lernen, die in den verschiedenen Ländern auf ihre besondere Weise für Bildung und Aufklärung des Volkes sorgen. Es erscheinen in Deutschland 10 017, in Frankreich 9000, in England 4329 und in Belgien 2366 Zeitungen.

Eine Nation, die mit zähem Fleiße lernt und arbeitet, verschafft dem Staate wachsende Einnahmen. Lehrreich ist in dieser Hinsicht die folgende Tabelle, welche zeigt, wie die Staatseinnahmen in den drei führenden Ländern innerhalb eines Zeitabschnittes von dreißig Jahren gewachsen sind:

Deutschland		England		Frankreich	
1881	1911	1881	1911	1881	1911
2 860 400 000	8 534 000 000	1 714 400 000	4 166 600 000	3 028 400 000	3 555 800 000

Die rege und unermüdliche Arbeit des deutschen Volkes hat natürlich auch den Volkswohlstand gewaltig gehoben, so daß dieser heute mit zirka 270 Milliarden Mark (nach Ballod) demjenigen des reichen Englands von 260 bis 300 Milliarden Mark (nach Mulhall) kaum oder gar nicht nachsteht, denjenigen Frankreichs von 170 Milliarden Mark (nach Leroy-Beaulieu) aber bei weitem übertrifft. Das deutsche Volk kann und will, wenn es sein muß, noch weit größere Summen im Interesse des Vaterlandes aufbringen, als die viereinhalb Milliarden, die es freudig auf die Kriegsanleihe zeichnete.

Wo die wirtschaftlichen Kräfte wachsen, wo der Wohlstand sich hebt, da muß als unausbleibliche Folge auch der Verkehr sich steigern. Welchen geradezu ungeheuren Fortschritt Deutschland nach dieser Hinsicht in den Jahren 1893 bis 1911 gemacht hat, davon mußten sich auch die Engländer, Franzosen und Belgier überzeugen, die in diesem Jahre das „internationale Bureau" der schweizerischen Landesausstellung besuchten. Vergleichstabellen mit anschaulichen graphischen Darstellungen demonstrieren hier ad oculos den gewaltigen Aufschwung des deutschen Eisenbahnverkehrs. Kein anderes Land des europäischen Kontinents erreicht in dieser Hinsicht auch nur annähernd unser Vaterland. Ich

entnehme den Tabellen die Angaben für Deutschland, Frankreich, Rußland und Belgien (England ist leider nicht angegeben) und stelle sie zum Zwecke eines Vergleiches für den Leser zusammen.

1. Verkehr

Deutschland	a) Personen	1893	521 479 450	Personen
		1911	1 643 262 860	„
	b) Güter	1893	242 389 427	Tonnen
		1911	540 740 986	„
Frankreich	a) Personen	1893	356 923 357	Personen
		1911	556 809 774	„
	b) Güter	1894	103 235 630	Tonnen
		1911	194 031 898	„
Rußland	a) Personen	1894	nicht angegeben	
		1911	175 054 000	Personen
	b) Güter	1894	88 807 463	Tonnen
		1909	225 375 106	„
Belgien	a) Personen	1894	129 036 128	Personen
		1911	198 889 746	„
	b) Güter	1894	52 305 000	Tonnen
		1911	81 751 000	„

Es ist überflüssig, zu diesen Zahlen einen Kommentar zu geben. Sie reden zu jedem, der lesen kann, eine deutliche Sprache! Hervorheben will ich nur, daß z. B. in dem gleichen Zeitraume, in dem sich der Personenverkehr in Deutschland weit mehr als verdreifacht hat, derjenige Frankreichs nur etwa im Verhältnis 3 : 5 gewachsen ist. Die französischen Bahnen beförderten im Jahre 1911 noch nicht ein Drittel der Anzahl von Personen, die in Deutschland fuhren. Daß die Einnahmen aus dem Eisenbahnbetrieb — und zwar die Einnahmen aus dem Güterverkehr in weit höherem Maße als diejenigen aus dem Personenverkehr — eine Hauptquelle der deutschen Staatseinnahmen sind, weiß ein jeder. Wie ungeheuer diese Einnahmen sind, und wie gewaltig hierin Deutschland vorwärts geschritten ist, wie sehr es auch hierin alle anderen Völker des europäischen Festlandes übertrifft, möge folgende Tabelle zeigen, die, unter Verzicht auf gesonderte Angaben über die Einnahmen und die Ausgaben, nur den Überschuß der ersteren über die letzteren verzeichnet:

Deutschland	1893	704 625 000	Mark
„	1911	1 438 800 000	„
Frankreich	1894	549 260 000	„
„	1911	722 151 000	„
Rußland	1894	413 373 000	„
„	1911	654 123 000	„

Während also der Überschuß in Frankreich in einem Zeitraum von siebzehn Jahren nur im Verhältnis 7 : 5 gewachsen ist, hat er sich im Laufe von achtzehn Jahren in Deutschland weit mehr als verdoppelt und übertrifft damit zugleich den gleichzeitigen französischen um fast das doppelte!

In diesem Zusammenhang mag auch ein Überblick über das Anwachsen der Ein- und Ausfuhr interessieren. Für einen Zeitraum von zwanzig Jahren (1891 bis 1911) ergeben sich hier folgende Zahlen, die nichtdeutschen in Mark umgerechnet:

Deutschland		England		Frankreich	
1891	7 326 300 000 Mark	1891	12 682 900 000 Mark	1891	6 753 400 000 Mark
1911	17 811 800 000 „	1911	21 042 900 000 „	1911	11 466 200 000 „

Also auch hier wieder ist der Zuwachs bei Deutschland am größten, und zwar sowohl relativ als auch absolut!

Die angegebenen Zahlen sind teils den Angaben des oben erwähnten internationalen Bureaus, teils einer gelegentlichen Veröffentlichung der Dresdener Bank entnommen, teils durch eigene Rechnung an der Hand der Unterlagen gefunden. Keine Zahl reicht höher hinauf als bis zum Jahre 1912 und es ist zu beachten, daß sich seither fast sämtliche Zahlen — namentlich diejenigen über Staatseinnahmen, Volkswohlstand, Ein- und Ausfuhr — noch weiter erheblich zugunsten Deutschlands verschoben haben. Möchte doch das Ausland sich diese Zahlen recht deutlich vor Augen führen, damit es erkenne, welche gewaltige Kulturarbeit Deutschland im Frieden leistet, damit es einsehe, daß nur militärische Tüchtigkeit im Verein — und nicht etwa im Widerstreit — mit großer Kraftentfaltung auf kulturellem und wissenschaftlichem Gebiete die „deutschen Barbaren" zu ihrem herrlichen Waffenerfolg führen konnte.

Belgrad, Czernowitz, Lemberg

Deutschvölkische Erinnerungen und Anregungen

Von Dr. Raimund Friedrich Kaindl

Unsere Kämpfe im Südosten und im Osten haben unseren Blick wieder auf diese Gebiete gelenkt. Um Belgrad in Serbien, um Czernowitz in der Bukowina und um Lemberg in Galizien branden des Krieges Wogen. Öfter als sonst werden diese Hauptstädte genannt, ein allgemeines Interesse hat sich ihnen zugewandt.

Wir Deutsche haben aber ganz besonderen Grund unser Augenmerk dem Schicksal dieser Orte zuzuwenden. Freilich weiß man es kaum in der breiten Öffentlichkeit, daß die genannten Städte in der Geschichte der deutschen Ansiedlungen eine hervorragende Rolle spielen, daß sie mit den Schicksalen der Deutschen im Osten eng zusammenhängen, Stützpunkte des Deutschtums waren und zum Teil noch sind. Auf diese wenig bekannten Tatsachen sollen die folgenden Blätter kurz hinweisen.

Von Belgrad ist den meisten Gebildeten nur bekannt, daß sich Ungarn Serben und Türken um den Besitz der Stadt herumschlugen; auch hat das jetzt zu neuem Leben erwachte Volkslied die Erinnerung an die Eroberung Belgrads durch Prinz Eugen erweckt (1717). Wer weiß aber etwas davon, daß diese Eroberung Belgrads zur Begründung einer stattlichen deutschen Ansiedlung geführt hatte, die diesem Orte geradezu den Charakter einer „Deutschenstadt" aufgeprägt hat*)?

Im ersten Türkenkriege Karls des Vierten war nicht nur Belgrad, sondern auch das benachbarte nördlich der Donau gelegene Temesvarer Banat erobert worden. Zur Sicherung des Besitzes wurde nach der damals feststehenden gesunden Politik sofort zur deutschen Ansiedlung geschritten. An deutschen Handwerkern und Kaufleuten fehlte es nicht, weil schon nach der Wiedereroberung Ofens durch die deutschen Heere (1686) viele Deutsche nach Ungarn kamen. Wie in Temesvar so siedelten sich Deutsche auch in Belgrad schon deshalb gern

*) Übrigens bestanden deutsche Bergwerkskolonien schon im Mittelalter in Serbien.

an, weil die großen Festungsbauten und die bedeutenden Garnisonen gute Hoffnung auf Erwerb boten.

In der der Belgrader Festung vorgelagerten Donaustadt wurden im November 1717, also wenige Wochen nach der Eroberung, dreihundertdreiunddreißig deutsche Bürgerfamilien gezählt, während die Zahl der anderen Familien nicht viel mehr als hundert betrug. Schon damals hatten die deutschen Bürger nach ihrer Gewohnheit einen Stadtrichter (Friedrich Stadler) und sechs Viertelmeister über die einzelnen Stadtteile gesetzt. Der Stadtrichter entwarf sofort eine Denkschrift über die Einrichtung der Stadt nach deutschem Muster.

Diese Vorschläge bildeten die Grundlage der in den folgenden Jahren über die Einrichtung der „Deutschenstadt" gepflogenen Verhandlungen, bei denen auch die Belgrader Bürgerschaft um ihre Meinung gefragt wurde. Schließlich erging am 18. Februar 1724 ein kaiserlicher Erlaß, der die gewünschte Stadtordnung für Belgrad enthielt. Dieses Schriftstück ist ein höchst interessantes Denkmal. Vor allem geht aus demselben klar hervor, daß es die Absicht der Regierung war, nach dem Muster der Deutschansiedlungen in Ungarn und Siebenbürgen auch in Begrad ein deutsches Gemeinwesen zu schaffen. „Da diese Stadt," so heißt es im kaiserlichen Erlasse, „den Namen Deutschenstadt zu führen habe, so sollten in ihr keine anderen als Deutsche, und zwar lediglich der römisch-katholischen Religion zugetane Personen" unter die Bürgerschaft aufgenommen werden. Die Serben sollten ihre „abgesonderte Kommunität" erhalten und ihre Zahl beschränkt werden, „da es des Kaisers Absicht sei und es dabei unveränderlich zu bleiben habe, daß allda zu Belgrad als äußersten Grenzort und Vormauer der ganzen Christenheit die deutsche Nation allezeit die prinzipalste zu sein habe." Ausführlich auf die Bestimmungen des Stadtstatutes einzugehen, ist hier wohl nicht der Ort. Die „Deutschenstadt" erhielt dieselbe Einrichtung, wie sie andere deutsche Städte damals besaßen. Seit der Bewilligung der Stadtordnung entwickelte sich Belgrad rasch zu einem deutschen Orte. Eine Häuserzählung von 1728 ergibt, daß der Ort damals ganz deutsch war. Es schien, daß jenseits der Donau ein ähnliches deutsches Kulturgebiet entstehen würde, wie sie das benachbarte Ungarn aufwies; Belgrad schien wie Temesvar im Banat eine starke deutsche Festung werden zu sollen. Aber es kam anders. Der unglückliche zweite Türkenkrieg, den Karl der Sechste gegen Ende seiner Regierung führte, zwang ihn, Belgrad aufzugeben. (1739.) Die Stadt kam wieder unter türkische Herrschaft, und damit erfolgte auch der Niedergang der Deutschenstadt. Fünfzig Jahre später hat der greise Laudon Belgrad und einen Teil Serbiens wieder eingenommeu. Doch Kaiser Leopold gab im Frieden von Sistowa 1791 diese Eroberung an die Türkei zurück, von der es später an die Serben abgetreten wurde.

Belgrad ist ein Schulbeispiel dafür, wie aufblühende deutsche Ansiedlungsorte dem Verfall preisgegeben werden, wenn sie aus der westeuropäischen Kulturgemeinschaft treten.

Ein lehrreiches Gegenstück ist Czernowitz in der Bukowina.

Dieser Ort hat früher zum Fürstentum Moldau (jetzt nördliches Rumänien) gehört.*) Schon seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts kamen deutsche Kaufleute in die Stadt und in andere Orte der Moldau. Aus den deutschen Ansiedlungen Siebenbürgens und aus den deutschen Städten Galiziens zogen sie herbei, um die Erzeugnisse des deutschen Gewerbefleißes gegen die Rohprodukte des Ostens einzutauschen. Bis in die „Tartarei" (Südrußland) ging dieser Handel. Wir haben Beweise dafür, daß sich schon seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts zahlreiche Deutsche in moldauischen Städten niederließen. Gleichzeitig haben sie ihre deutsche Stadtverfassung eingeführt: „Vögte" und „Schulzen" standen an der Spitze ihrer Gemeinwesen; ein ganz nach deutschem Muster gebildeter „Rat" oder „geschworene Bürger" sprachen Recht und verwalteten die Orte. Die Handwerker waren in Zünfte vereinigt. Deutsche Urkunden des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts sind aus diesen Orten erhalten. So hatte sich in der Bukowina, ebenso wie in Ungarn-Siebenbürgen und in Polen-Galizien schon im Mittelalter ein blühendes deutsches Leben entwickelt. Doch seit dem sechzehnten Jahrhundert ging es infolge der Ungunst der Verhältnisse zurück. Kaum war aber die Bukowina 1779 von Österreich erworben worden, so begann sofort wie in Ungarn die Förderung der deutschen Ansiedlung. Von der großen Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Josef dem Zweiten, aber auch später von der österreichischen Regierung gefördert, siedelten sich zahlreiche Deutsche in der Bukowina, davon nicht wenige in Czernowitz selbst an. Soldaten und Beamte, Geistliche und Lehrer, vor allem aber Bürger, Handwerker und Kaufleute. Ihnen ist zuzuschreiben, daß das elende Dorf von zweihundert Lehmhütten allmählich zu einer stattlichen Stadt sich entwickelte, die heute 90000 Bewohner zählt! Nur ein Sechstel davon sind eigentliche Deutsche, trotzdem ist aber Deutsch die vorherrschende Umgangssprache und der Ort weist einen durchaus deutschen Charakter auf. Ermöglicht wurde diese günstige Entwicklung nur dadurch, daß die Bukowina von Wien aus deutsch regiert wurde, daß vom Zentrum des Reiches deutscher Geist in das ferne Land strömte und so die Entwicklung der deutschen Kultur förderte. Nach hundert Jahren österreichischer Herrschaft war die Bukowina so weit gekommen, daß 1875 hier eine deutsche Universität begründet werden konnte, die von allen Nationen des Ländchens als wahrhafte Kulturnotwendigkeit begrüßt wurde. So ist Czernowitz auch heute ein Bollwerk deutscher, westeuropäischer Kultur gegen Osten. Nur die enge Zugehörigkeit zu Österreich ist aber das belebende Element dieser Erscheinung! Eine Abtrennung oder auch nur eine Lockerung des Verhältnisses zur Zentrale würde unbedingt den Rückgang, wenn nicht den Verfall herbeiführen.

In dieser Beziehung bietet die Geschichte Lembergs ein interessantes Beispiel.

*) Man vergl. Kaindl: Geschichte von Czernowitz; derselbe, Geschichte der Bukowina; derselbe, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern.

Lemberg gehört zu den vielen Orten in Galizien (Polen), in denen sich frühzeitig Deutsche niederließen. Schon um 1300, da noch ruthenische Fürsten hier herrschten, begann die Ansiedlung der Deutschen in der „Löwenburg". Wie schon früher in Krakau*) erhielten die Deutschen auch hier die Freiheit, deutsches Recht einzuführen. Schon im vierzehnten Jahrhundert begegnen uns in Lemberg deutsche Vögte und Stadtrichter. Die Amtssprache war deutsch. Wir besitzen deutsche Zuschriften der Fürsten an die Lemberger; ebenso hat die Stadtobrigkeit zahlreiche deutsche Urkunden ausgestellt; auch Zunftordnungen sind in deutscher Sprache abgefaßt, so die Artikel der „Leynenweber" von 1459 und der Gesellenordnung von 1469, ferner die Kürschnerordnung von 1470. In den nach der Sitte der Zeit lateinisch aufgezeichneten Stadtbüchern kommen zahlreiche deutsche Ausdrücke vor. Unendlich groß ist die Zahl der deutschen Bürger, die uns in den Urkunden und Stadtbüchern entgegentreten. Wir lernen aus ihnen unzählige deutsche Handwerker und Kaufleute kennen. Unter den ersteren ragen besonders die deutschen Buchdrucker und Goldarbeiter hervor. Schon oben ist bemerkt worden, daß die deutschen Kaufleute aus Lemberg bis in den fernen Osten Handelsbeziehungen unterhielten. Ebenso sind uns aus Lemberg viele deutsche Künstler, Baumeister und Gelehrte bekannt. Wir könnten lange Verzeichnisse von Lembergs Deutschen nennen, die der humanistischen Richtung huldigten, Bücher- und Kunstsammlungen besaßen und selbst schriftstellerisch tätig waren. Ebenso treten uns deutsche Namen entgegen, wenn wir unter den Männern Umschau halten, die sich um die Verteidigung der Stadt in allerlei Kriegsnöten Verdienste erwarben. Andere legten neue deutsche Ansiedlungen um Lemberg an. So ist die heutige Vorstadt Zamarstynów die Gründung eines Sommerstein; der Bürger Goldberg errichtete das heutige Kulparków, ebenso geht Kleparów auf einen Klopper zurück. Aus dem Mitgeteilten erhellt, daß der Lemberger Chronist Zimorowicz (gestorben 1677) jenem Teil seiner Chronik, der die Zeit von etwa 1300 bis 1550 behandelt, mit vollem Recht die Überschrift „Leopolis Germanica", das deutsche Lemberg, gegeben hat.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert ist infolge der ungünstigen Verhältnisse, wie überall in den Karpathenländern, auch in Lemberg das Deutschtum zurückgegangen. Die zahlreichen Unruhen und Kriege, die Mißgunst des einheimischen Adels, das Abströmen des deutschen Überschusses aus den Mutterländern über See, statt wie früher nach dem Osten, der Niedergang Deutschlands, und noch manche andere Faktoren haben den beklagenswerten Verfall der deutschen Kolonien im Osten veranlaßt. Sobald aber Galizien 1772 von Maria Theresia erworben worden war, begann sofort die Herbeiziehung deutscher Handwerker, Kaufleute und Beamten, seit Kaiser Joseph dem Zweiten wurden dann auch deutsche Bauern ins Land geführt. Wieder begann auch in Lemberg das Deutschtum

*) Man vergleiche meinen Roman „Die Tochter des Erbvogts" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt).

zu blühen. Deutſche haben die Grundlagen einer neuen Kulturperiode gelegt. Wieder wieſen alle Stände zahlreiche Deutſche auf, die Univerſität war deutſch, im Theater wurde zumeiſt deutſch geſpielt, jeder Gebildete verſtand Deutſch, das auch in Amt und Schule in Verwendung ſtand. Aber allmählich vergaß man die politiſche Weisheit Maria Thereſias und Kaiſer Joſephs. Man vernachläſſigte das Deutſchtum; man opferte es ſchließlich bei dem Ausgleiche mit den Polen dieſen auf (1868). Durch die damals Galizien gewährte Sonderſtellung iſt auch dem Deutſchtum in Lemberg das Grab geſchaufelt worden. Damit ſind auch die Verhältniſſe geſchaffen worden, die in ſo beſchämender und verderblicher Weiſe in den letzten Monaten zutage getreten ſind. Man darf hoffen, daß dieſe Erfahrungen nicht unbenutzt gelaſſen werden und alle berufenen Kreiſe ſich an die Wichtigkeit der deutſchen Anſiedlungen erinnern. Sie ſind treue Vorpoſten des deutſchen Volkes und Pioniere der deutſchen Kultur. Wenn Öſterreich und Deutſchland ſeinen kulturellen Einfluß im Oſten wahren will, wenn es aus dieſem für das deutſche Volk hochwichtigen Wirtſchaftsgebiet nicht verdrängt werden will, muß für deutſche Anſiedlungen und deutſche Schulen geſorgt werden. Nur auf dieſe Weiſe kann jene Kulturgemeinſchaft hergeſtellt werden, die auch Gewähr zur gemeinſamen Verteidigung der mitteleuropäiſchen Intereſſen gegen die Barbarei des Oſtens bildet.

Deutſche Fürſten auf fremden und Ausländer auf deutſchen Thronen

Von Prof. Dr. Conrad Bornhak

Faſt alle europäiſchen Dynaſtien ſind deutſchen Urſprungs. Von beſonderem Vorteile iſt das für Deutſchland nie geweſen. Durch die zeitweiſe Verbindung des deutſchen Stammlandes mit einem ausländiſchen Staate, wie Sachſens mit Polen, Hannovers mit England, Schleswig-Holſteins mit Dänemark, hatte nur das deutſche Stammland zu leiden. Dieſe Verbindungen haben jetzt glücklicher Weiſe aufgehört. Aber auch die deutſchen Dynaſtien im Auslande verlieren ſehr bald das Bewußtſein ihres Urſprunges und laſſen an Deutſchfeindlichkeit nichts zu wünſchen übrig. So ſehen wir in Belgien, England und Rußland deutſche Fürſtenhäuſer an der Spitze des feindlichen Auslandes.

Belgien kann als erledigt gelten.

Das engliſche Königshaus iſt ſo rein deutſch, daß man Jahrhunderte zurückgehen muß, um auch nur einen Tropfen engliſchen Blutes zu finden.

Indem Königin Viktoria, die Erbtochter des Welfenstammes, sich mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Koburg-Gotha vermählte, wurde ein frisches deutsches Reis auf dem seit Menschenaltern bereits in England ansässigen, im übrigen rein deutschen, englischen Königsstamm gepflanzt. Noch vor fünfzig Jahren war die Familiensprache am englischen Hofe deutsch. Und die englische Königin aus dem Hause Teck stammt aus einer vom württembergischen Königshause als unebenbürtig ausgeschiedenen Nebenlinie. Wenn die Engländer mit ihrer Verfolgung des Deutschtums fortfahren und auch die in England naturalisierten Deutschen in Konzentrationslagern einsperren, so können sie mit ihrem ganzen Königshause anfangen.

In Rußland hat man noch vor kurzem preisend mit viel schönen Reden die dreihundertjährige Jubelfeier der Dynastie Romanow begangen. Die Russen mußten es glauben, daß sie von echt russischen Romanows regiert wurden, anderswo hatte man dafür nur ein Kopfschütteln. Mit demselben Rechte könnten die Hohenzollern sich Welfen nennen, weil einmal von weiblicher Seite im achtzehnten Jahrhundert welfisches Blut in ihre Adern gekommen ist. War wirklich Kaiser Paul ein Sohn Peters des Dritten und der Kaiserin Katharina der Zweiten, so gehört das russische Kaiserhaus zum großen Gesamthause Oldenburg und insbesondere zu dessen Linie Holstein-Gottorp. Echte Slawen vom Mannesstamme her wären sie nur, wenn nicht Peter der Dritte, sondern Katharinas Günstling Soltikow der Vater Pauls des Ersten war. Also die russischen Romanows scheiden ganz aus. Entweder sind der russische Kaiser und seine Großfürsten Deutsche oder, wenn sie Slawen sind, haben sie kein Recht auf den russischen Thron.

Auf Grund Jahrhunderte langer Erfahrungen kann man in Deutschland wirklich keinen Wert darauf legen, daß deutsche Dynastien fremde Throne besitzen. Denn dieser Teil des hohen Adels deutscher Nation geht eben dem Deutschtum verloren.

Aber ebenso wenig sind deutsche Throne für ausländische Fürsten da.

Vom Untergange des heiligen römischen Reiches deutscher Nation bis zur Begründung des deutschen Bundes, erschien Deutschland geradezu als die große Masse, aus der man Entschädigungen an Land und Leuten für fremde Fürsten herausschnitt. Im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 wurden Toskana und Modena für ihre verlorenen italienischen Länder mit Salzburg und dem Breisgau entschädigt, die Oranier mit Fulda-Corvey. Die napoleonischen Vasallenstaaten Westfalen und Berg für Jerome und Murat folgten. Aber noch nach der vernichtenden Niederlage Frankreichs hofften auf dem Wiener Kongresse von 1815 Jerome und seine Gattin, eine württembergische Prinzessin, auf ein „Etablissement in Deutschland“ mit Land und Leuten. Diese Zeiten sind glücklicher Weise für immer vorüber.

Aber noch nicht ausgeschlossen ist die Möglichkeit, daß Linien deutscher Dynastien, die einen ausländischen Thron inne haben und dem Deutschtum

völlig entfremdet, wenn nicht feindlich sind, zur Thronfolge in einem deutschen Einzelstaate berufen werden. Nicht nur das patriotische Empfinden des deutschen Volkes wird dadurch auf das äußerste verletzt — es ist mehr als bloße Gefühlssache. Da die Staatsgewalt des Reiches in der Gesamtheit seiner Fürsten und freien Städte ruht, und diese Gesamtheit ihr vornehmstes Organ in dem Bundesrate hat, kann die Teilnahme von Ausländern an der Reichsstaatsgewalt zu einer unmittelbaren politischen Schädigung der Reichsinteressen führen.

So besteht das großherzogliche Haus Oldenburg, die jüngste Linie des Gesamthauses, nur noch aus drei männnlichen Mitgliedern, dem Großherzoge, seinem unverheirateten Bruder und dem minderjährigen Erbgroßherzoge, wozu noch einige entfernte kinderlose Verwandte in St. Petersburg kommen. Bei einem Aussterben des Hauses, dessen Zukunft also nur noch auf dem Erbgroßherzoge beruht, wäre das russische Kaiserhaus thronfolgeberechtigt. Der Zar als Großherzog von Oldenburg könnte dann das Großherzogtum wie Finnland durch einen russischen General regieren lassen, und dicht hinter dem Jadebusen säßen die Russen. Und selbst wenn der Zar sich ausschließlich für Rußland als Väterchen erhielt und Oldenburg einen Nikolai Nikolajewitsch und seiner montenegrinischen Gattin als Landesvater und Landesmutter überließe, wäre die Sache nicht viel gebessert. Glücklicherweise hat der Zar im Jahre 1903 für sich und alle Großfürsten zugunsten der herzoglichen Linie Holstein-Glücksburg verzichtet, die dann 1905 auch durch oldenburgisches Verfassungsgesetz berufen wurde, aber freilich für sich und das russische Kaiserhaus alle Rechte vorbehalten, wenn auch Holstein-Glücksburg fortfallen sollte. Damit ist die Gefahr wenigstens in weite Ferne gerückt.

Ein anderer derart gefährdeter Bundesstaat ist Sachsen-Koburg-Gotha. Nach dem kinderlosen Absterben Herzog Ernst des Zweiten folgte infolge Verzichts des damaligen Fürsten von Wales, späteren Königs Eduard des Siebenten, des letzteren Bruder, der Herzog von Edinburg, und ihm wieder sein Neffe, der Herzog von Albany. Während der Herzog von Edinburg nur Engländer war, steht der neue Herzog wenigstens durchaus auf national deutschem Boden und fühlt sich nur als Deutscher. Mit seinen zwei jungen Söhnen ist wieder eine rein deutsche Dynastie Koburg begründet. In der Tat würde es heute für das deutsche Volksbewußtsein unerträglich sein, wenn wieder wie nach dem Tode Herzog Ernst des Zweiten ein reiner Engländer auf den Thron des thüringischen Staates berufen werden sollte, oder nun gar Belgier, Portugiesen oder Bulgaren, die der großen Mehrheit der Bevölkerung auch konfessionell fern stehen. Gewiß ist die Gefahr auch hier in weitere Ferne gerückt. Aber beseitigt ist sie damit keineswegs.

Daß gerade die Dynastien von Rußland, England und Belgien Ansprüche auf deutsche Throne haben, läßt alle Bedenken des Legitimitätsprinzips verschwinden.

Als unsere Freundschaft zu England noch in der Maienblüte stand und der Herzog von Edinburg zur Regierung in Sachsen-Koburg-Gotha berufen wurde, tauchten schon Vorschläge auf, man solle durch ein Reichsgesetz alle fremden Prinzen von deutschen Thronen ausschließen. Diese Bestrebungen werden sich jetzt in verstärktem Maße wiederholen. Denn in der Tat wäre es ein für das deutsche Volksbewußtsein unerträglicher Zustand, Russen, Engländer und Belgier auf deutschen Thronen zu sehen.

Ein Reichsgesetz würde den gordischen Knoten auf einmal durchhauen. Allerdings ist dabei eine Schwierigkeit. Das Reich ist dazu nicht zuständig. Die Regelung des Thronfolgerechtes ist allein Sache des Einzelstaates. Allein das Reich kann nach Artikel 78 der Reichsverfassung jederzeit seine Zuständigkeit erweitern, wenn im Bundesrate nicht 14 Stimmen dagegen sind. Doch eine Ausdehnung der Zuständigkeit des Reiches auf einzelstaatliches Thronfolgerecht würde berechtigte Empfindungen der deutschen Dynastien verletzen. Und solange der Einzelstaat in dieser Hinsicht seine Pflicht erfüllt, liegt in der Tat zu einem Eingreifen des Reiches kein Grund vor.

Schon bisher ist es ja dem Einzelstaate gelungen, die Gefahr ferner zu rücken. Aber sie muß ganz beseitigt werden.

Demgegenüber spielt das Legitimitätsprinzip oder das göttliche Recht der Monarchie keine Rolle. Unsere deutschen Landesherren nennen sich „von Gottes Gnaden". Das bedeutet nicht eine besondere göttliche Einsetzung der Monarchie. Denn jede Obrigkeit ist nach den Worten des Apostels Paulus von Gott verordnet. Der Zusatz bedeutet nur die Unabhängigkeit der Monarchie von jeder höheren irdischen Gewalt im Gegensatz zu den Staaten der Volkssouveränität, wo der Monarch ein solcher nicht nur „von Gottes Gnaden", sondern auch „durch den Willen der Nation" ist. Von dem verblendeten Gottesgnadentum der Stuarts und Bourbonen, die allen geschichtlichen Tatsachen zum Trotze auf ihr göttliches Recht pochten, haben sich auch die deutschen Landesherren im wesentlichen stets freigehalten und ihre Stellung im Sinne des ersten brandenburgischen Hohenzollern aufgefaßt als die „von Gottes schlichtem Amtmann an dem Fürstentume". Und wie alle und jede Obrigkeit von Gott verordnet ist, so beruht nie und nimmer eine bestimmte Thronfolge, wonach etwa gar Ausländer auf deutschen Fürstenthronen zugelassen werden müßten, auf göttlicher Offenbarung. Ein solches göttliches Recht gibt es nicht.

Viel stärker als das Legitimitätsprinzip sprach von jeher in Deutschland gegen die Unentziehbarkeit des agnatischen Rechtes die patrimonialstaatliche Auffassung von Land und Leuten als eines ererbten Familiengutes, das nach den Grundsätzen des Privatrechtes beurteilt wurde. Wie bei einem privaten Familienfideikommisse galt die landesherrliche Familie gewissermaßen als Obereigentümerin, der derzeitige Landesherr als Nutznießer und Vertreter seines Hauses. Der Landesherr durfte in die Erbrechte seiner Agnaten um so weniger eingreifen, als nach den Grundsätzen des alten Reiches nicht nur der Landesherr,

sondern auch alle Mitglieder des landesherrlichen Hauses reichsunmittelbar, also der landesherrlichen Gesetzgebung gar nicht unterworfen waren. Das alte Reich griff unausgesetzt durch Eventualbelehnungen, Ächtungen, Bestätigung oder versagte Bestätigung von Familienverträgen und Erbverbrüderungen in das einzelstaatliche Thronfolgerecht ein. Innerhalb des Einzelstaates war der Landesherr für jede Änderung des Erbrechts an Land und Leuten auf freie Verständigung mit seinen Söhnen, Brüdern und Vettern angewiesen. Ein Landesgesetz konnte damals jedenfalls nicht agnatische Rechte auf die Erbfolge vernichten.

Solche Jahrhunderte hindurch eingewurzelte Rechtsvorstellungen wirken auch noch fort, nachdem ihr innerer Grund fortgefallen ist. Heutzutage sind Land und Leute kein ererbtes Familiengut mehr, sondern der Monarch ist Träger der Staatspersönlichkeit, die sich vermöge der Thronfolge innerhalb seiner Familie forterbt. Mit Auflösung des alten Reiches haben auch die Angehörigen der landesherrlichen Familie ihre frühere Reichsunmittelbarkeit verloren und sind Staatsangehörige geworden. Alle die Gründe, die früher für die Unentziehbarkeit agnatischen Thronfolgerechtes gegen den Willen der Agnaten sprachen, sind also fortgefallen.

Allerdings beruht das Thronfolgerecht nicht auf den Verfassungsurkunden, aber es ist durch die Verfassungsurkunden gesetzlich geregelt. Die Verfassungsurkunden geben aber den einzigen Weg an, auf dem sie geändert werden können, nämlich durch Landesgesetz in den besonderen Formen der Verfassungsänderung. Eine Zustimmung der Mitglieder des landesherrlichen Hauses war weder zum Erlasse der Verfassungsurkunden erforderlich, noch bedarf es solcher zu ihrer Änderung. Der Verfassungsbruch König Ernst Augusts von Hannover von 1837, der sich an die von seinem Vorgänger erlassene Verfassung nicht gebunden erachtete, weil er ihr als Agnat nicht zugestimmt hatte, und weil er nach patrimonialer Anschauung in einer Verfassung eine Verschlechterung des Familiengutes sah, erregte schon damals die tiefste Entrüstung der öffentlichen Meinung und war eben ein Staatsstreich.

Der moderne Staat hat religiöse, sittliche, physische Grenzen seiner Macht. Rechtlich ist er, in den verfassungsmäßigen Formen handelnd, unbeschränkt und unbeschränkbar. So kann er aus Gründen des öffentlichen Wohles auch wohlerworbene Rechte vernichten. Denn noch immer gilt der Satz des alten Naturrechtes: Salus publica suprema lex esto.

Freilich soll der Staat sich gerade bei Änderung des Thronfolgerechtes, einer der wichtigsten Grundlagen des staatlichen Organismus, die größte Zurückhaltung auferlegen und nicht leichtfertig einer Strömung der Tagesmeinung zuliebe am Bestehenden rütteln. Aber wenn jedes andere wohl erworbene Recht dem öffentlichen Wohle weichen muß, so braucht die Souveränität der Verfassungsgesetzgebung auch vor agnatischem Thronfolgerechte nicht Halt zu machen. Und welcher Grund des öffentlichen Wohles könnte wohl mehr ins

Gewicht fallen, als daß die erbitterten Feinde deutschen Volkstums oder auch nur solche, die dem Deutschtum längst völlig entfremdet sind, nicht den Thron eines deutschen Bundesstaates besteigen dürfen, weil sie Land und Leute wie vor Jahrhunderten nur als ererbtes Familiengut betrachten.

Rechtlich stehen also keinerlei Hindernisse im Wege, daß die durch ausländische Thronfolge bedrohten Bundesstaaten ein für allemal durch ihre Verfassungsgesetzgebung einen Riegel vorschieben. Es handelt sich um deutsche Staaten, und von deren Thronen Ausländer auszuschließen, ist eine einfache Forderung der Sicherheit für Reich und Einzelstaat.

Ein Punkt bedarf dabei noch besonderer Berücksichtigung: wie von der Thronfolge müssen die Ausländer auch von der Erbfolge am Hausvermögen ausgeschlossen werden. Denn es würde zu unhaltbaren Zuständen führen, wenn zwar die Thronfolge Deutschen vorbehalten bliebe, aber das Hausvermögen, das bisweilen einen bedeutenden Teil des Grund und Bodens im Lande umfaßt, an den ausländischen Agnaten fiele, und von ihm, der natürlich die Erträge im Auslande verzehrte, mit ausländischen Wirtschaftsbeamten verwaltet werden könnte. Gerade dieser Gesichtspunkt spricht besonders dafür, die Ausschließung der Ausländer nicht im Wege der Reichsgesetzgebung zu regeln, sondern der Verfassungsgesetzgebung des Einzelstaates und nötigenfalls der Hausgesetzgebung des Landesherrn zu überlassen.

Wo wie in Preußen und den meisten Einzelstaaten die Domänen für Staatseigentum erklärt sind, und der Monarch nur eine Krondotation für sich und die landesherrliche Familie bezieht, bietet die Angelegenheit allerdings keine Schwierigkeit. Denn die Eigentumsfrage ist damit erledigt, und die Krondotation kann selbstverständlich nur der regierende Landesherr beziehen. Der von der Thronfolge ausgeschlossene Ausländer hat auch kein Recht auf die Krondotation.

Auf diesem Wege ist aber die Lösung der Domänenfrage nicht überall erfolgt. Vielfach sind die Domänen für ein privates Hausfideikommiß der landesherrlichen Familie erklärt gegen die Verpflichtung zu Zuschüssen für die Staatskasse oder auch ohne solche. Oder man hat die Domänen zwischen dem Lande und dem Fürstenhause geteilt, und der Anteil des letzteren ist privates Fideikommiß geworden.

Der Landesherr wird damit gleichzeitig der größte Grundbesitzer des Landes. Dieser Grundbesitz bildet aber die Grundlage für den Unterhalt der landesherrlichen Familie und die Hofhaltung. Die Erbfolge unterliegt jedoch ganz privatrechtlichen Grundsätzen, wenn auch denen des Privatfürstenrechtes. Sollte diese Erbfolge sich von der Thronfolge trennen, so eröffnete sich die Möglichkeit, daß ein reicher ausländischer Großgrundbesitzer den größten sozialen Einfluß im Lande ausübte und das Geld aus dem Lande zöge, der Landesherr aber für sich und seine Familie keine Existenzmittel hätte und vom Lande unterhalten werden müßte.

Will man Ausländer von der Thronfolge in deutschen Bundesstaaten ausschließen — und das ist eine gebieterische Forderung unseres nationalen Interesses —, so muß man auch Mittel und Wege finden, ihnen die Erbfolge in das Hausfideikommiß des landesherrlichen Hauses zu entziehen. Anders geht es nicht.

In dieser Hinsicht liegen aber die Verhältnisse fast in jedem deutschen Einzelstaate verschieden. Damit verbietet sich eine reichsgesetzliche Regelung ganz von selbst. Deshalb soll auch hier auf Einzelheiten nicht weiter eingegangen werden. Wo das Hausrecht den Besitz des Hausvermögens ausdrücklich dem regierenden Herrn zuspricht, ist mit dem staatsrechtlichen Inidentpunkte der Thronfolge auch die Erbfolge in das Hausvermögen erledigt. Anderswo werden Änderungen des Hausgesetzes erforderlich sein. Hier und da wird man die Klinke der gewöhnlichen Gesetzgebung ergreifen müssen.

Solche Schwierigkeiten dürfen natürlich nicht abschrecken. Denn das Endziel steht fest: Deutsche dürfen nur von Deutschen regiert werden.

Gedankensplitter

Man redet immer von sich selbst, auch wenn man von anderen spricht.

Es gibt Menschen, die eine Weltreise zu machen glauben, wenn sie sich möglichst oft auf dem Absatze herumdrehen.

Vernunftehen erweisen sich gewöhnlich als unvernünftig.

Er ist Stoiker, das heißt: er hat die Scham verlernt.

Einem Künstler sollte man seine Ruhmredigkeit immer nachsichtig verzeihen. Das Lügen gehört ja zu seinem Metier . . .

Der Prozeß des Künstlers ist ewiges Verbrennen. Nur die starken haben die Kraft, zu wärmen.

Ernst Ludwig Schellenberg

Neue Bücher über Musik

Briefe

Von Dr. Richard Hohenemser

In der Gegenwart, welche von der Romantik die Wertschätzung der Geschichte übernommen, sie teilweise aber in Überschätzung verwandelt hat, herrscht im allgemeinen der Grundsatz, möglichst alle uns erhaltenen Äußerungen hervorragender Persönlichkeiten, auch wenn sie sich nicht auf das eigentliche Gebiet ihres Wirkens beziehen, also in erster Linie Briefe und sonstige Schriftstücke, nicht nur zu sammeln, sondern auch zu veröffentlichen. In diesem Veröffentlichen, dieser Überschwemmung des Büchermarktes mit Brief- und Memoirenwerken liegt in mehrfacher Hinsicht entschieden eine Gefahr für unser Geistesleben. Das lesende Publikum wird zu sehr auf Nebendinge hin- und zu sehr von der Hauptsache, den Taten oder Werken der betreffenden Persönlichkeiten, abgelenkt. Gerade in unserer Zeit aber, die mit Toten und mit Lebenden einen ungebührlichen Personenkultus treibt, wäre es am Platze, die Sache selbst, die bleibenden Werte, welche uns die großen Geister geschaffen haben, immer wieder energisch in den Vordergrund zu rücken. Auch ist das Publikum im allgemeinen kaum in der Lage, aus einer Briefsammlung das zu lernen, was es daraus lernen soll. Wie schwer ist es, um nur einige Beispiele anzuführen, zu erkennen, was der Zeit des betreffenden Schreibers und was ihm persönlich angehört. Ohne diese Unterscheidung aber muß das Bild, das man von seiner Eigenart gewinnt, notwendig ein falsches sein. Oder wie leicht verfallen wir in den Fehler, eine aus einer augenblicklichen Stimmung entsprungene Äußerung für den Ausfluß eines bleibenden Charakterzuges zu halten. Allerdings kann dieser Fehler möglicherweise ausgeglichen werden, wenn es sich um „sämtliche Briefe“ handelt, wie es bei der neuesten Ausgabe der Briefe Mozarts der Fall ist (Die Briefe W. A. Mozarts und seiner Familie, herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Schiedermair, Georg Müller, München und Leipzig, 1914, 4 Bände). Aber die Vollständigkeit hat wieder andere bedenkliche Schattenseiten. Gar zu leicht übersieht der Leser bei der Menge des Unwichtigen oder Gleichgültigen das wahrhaft Wichtige, oder er legt das Werk ermüdet aus der Hand, bevor er

sich durchgearbeitet hat. Ich glaube, eine Auswahl aus den Briefen Mozarts und seiner Familie würde die Verbreitung des Verständnisses für das menschliche und künstlerische Wesen des Meisters besser fördern als die Gesamtausgabe. Freilich weiß ich sehr wohl, daß manches, was uns jetzt unwichtig erscheint, in irgendeinem wissenschaftlichen Zusammenhang einmal Bedeutung gewinnen kann. Aber es müßten eben Wege gefunden werden, um den bewunderungswürdigen Sammelfleiß unserer Gelehrten, wie ihn auch Schiedermair aufgeboten hat, für die Wissenschaft nutzbar zu machen, ohne doch darum weitere Leserkreise mit unnötigem und daher schädlichem Ballast zu beschweren. Vielleicht kommt es einmal dahin, daß man die mühsam zusammengetragenen Briefe und dergleichen in authentischer Abschrift einer öffentlichen Bibliothek übergibt und nur eine Auswahl daraus drucken läßt, wobei dann die Kommentierung um so ausführlicher und fruchtbringender ausfallen könnte.

Selbstverständlich stelle ich keinen Augenblick in Abrede, daß die Mozartbriefe, wie sie jetzt vorliegen, eine Fülle des Interessanten und Wissenswerten enthalten. Aber ohne einen Führer wird der praktische Musiker und der Musikfreund bei der Lektüre der vier Bände kaum auf seine Kosten kommen. Vor allem ist zu bedenken, daß Mozart selbst einmal schreibt, was ihm am Herzen liege, könne er weit besser mündlich als schriftlich aussprechen. Wir dürfen also schon darum nicht hoffen, seinen Charakter aus seinen Briefen vollständig erschließen zu können. Ja, bei Mangel an der nötigen Vorsicht kann es sogar leicht geschehen, daß wir zu irrtümlichen, für Mozart ungünstigen Anschauungen verleitet werden. Seine Briefe an das „Bäsle" in Augsburg, Anna Maria Mozart, wie seine Schwester „Nannerl" genannt, die er auf seiner großen Reise 1777 kennen gelernt hatte, und zu der er in ein tändelndes Verhältnis getreten war, sind mit derartig derben Scherzen angefüllt, wie sie heute kein auch nur halbwegs gebildeter junger Mann einem jungen Mädchen gegenüber wagen würde. Diesen Ton hält er auch auf der Rückreise, als ein Wiedersehen bevorstand, fest, obgleich er inzwischen in Paris seine Mutter hatte begraben müssen. Es wäre nun aber durchaus verfehlt, wollte man Mozart darum Frivolität und Herzensroheit vorwerfen. Von Mannheim aus beichtet er einmal seinem Vater, er habe drei Stunden hindurch in Gemeinschaft mit der Tochter des Kapellmeisters Cannabich unflätige Reime improvisiert; seine Schuld sei das nicht gewesen, sondern sie habe ihn dazu angestiftet. Selbst Mozarts Mutter schreibt an ihren Gatten gelegentlich in jener derben und geschmacklosen Weise. Offenbar war dieselbe also damals, wo die Geschlechter überhaupt freier miteinander verkehrten als jetzt, zum mindesten geduldet, und zudem muß man die Neigung des bayrisch-österreichischen Stammes zur Derbheit und Urwüchsigkeit in Betracht ziehen.

Auch wie Mozart über den bereits erwähnten Tod seiner Mutter berichtet, gibt uns zu denken. Sie hatte an Stelle des Vaters, der in Salzburg für die Seinen erwerben mußte, die lange und für sie gewiß beschwerliche Reise unter-

nommen, um ihrem Sohne, der damals einundzwanzig Jahre zählte, aber noch nie allein in die Welt gegangen war, zur Seite zu stehen, und war nun fern von der Heimat in der fremden Weltstadt gestorben. Aus Mozarts Berichten und aus dem, was sein Vater durch Baron Grimm, den Freund der Familie, erfuhr, geht hervor, daß es der Sohn während der Krankheit der Mutter und bei den Vorkehrungen zur Bestattung an der liebevollsten Fürsorge nicht fehlen ließ. Aber seine Briefe atmen eine Ruhe und Gefaßtheit, die uns leicht wie Kälte anmuten könnten. Gewahrt man jedoch, daß der gleiche Geist auch die Briefe des schwer getroffenen Vaters durchdringt, so gelangt man zu der Überzeugung, daß hier wirklich die tiefe Religiosität beider Männer zu der bewußten Ergebung in einen höheren Willen geführt hat. Dieser Sinnesart, die aber niemals in trägen Fatalismus umschlug, blieb Mozart Zeit seines Lebens treu. Das beweist der bedeutungsvolle Brief, den er 1787 an den schwer erkrankten Vater richtete. Darin heißt es, ihm sei das Glück zuteil geworden, die Möglichkeit des Todes täglich vor Augen zu haben, ohne sie zu fürchten; er lege sich jeden Abend mit dem Bewußtsein nieder, vielleicht nicht wieder zu erwachen; aber niemand könne behaupten, daß er darum im Leben mürrisch und niedergedrückt sei. Das klingt wie eine Vorahnung seines frühen Endes, und wir sehen, daß ihn dieses sein Schicksal vollkommen vorbereitet und gefaßt antraf, wovon denn auch sein Verhalten während seiner letzten Stunden deutliches Zeugnis ablegte.

Es ist von vornherein nicht glaublich, daß ein Mann von solcher innerer Festigkeit und Reife sich um seines äußeren Wohlergehens willen erniedrigt haben sollte. Leider ist der Wahn noch immer nicht ausgerottet, Mozart und eigentlich alle Musiker vor Beethoven seien Bedientennaturen gewesen, welchen es vor allem auf die Gunst ihrer Brotherrn angekommen sei. Man bedenkt nicht, daß im achtzehnten Jahrhundert die zahlreichen Fürstenhöfe und in Österreich auch die Häuser des reichen Adels echte Pflanzstätten der Tonkunst, also wichtigste Kulturträger waren, und daß ferner, wenn einmal ein Dienstgeber seine Macht mißbrauchte, der Künstler seine Würde ebenso gut wahren konnte, wie es ihm gegenüber dem heutigen Beherrscher der materiellen Welt, dem nackten Geschäftsbetrieb, möglich ist. Was sich schon aus der Biographie Mozarts ergibt, findet in den Briefen seine Bestätigung, daß er nämlich ein durchaus aufrechter, selbstbewußter Charakter war, dem jede Kriecherei fern lag. „Nur nicht kriechen; denn das kann ich nicht leiden," schreibt er einmal an seinen Vater, nachdem er ihn gebeten hat, bei einer einflußreichen Persönlichkeit einen Schritt für ihn zu tun. Als der Erzbischof von Salzburg, der durch die schmähliche Behandlung Mozarts zu trauriger Berühmtheit gelangt ist, 1777 dem jungen Künstler den Reiseurlaub verweigerte, nahm dieser kurz entschlossen seine Entlassung. Freilich kehrte er zwei Jahre später, nachdem seine Hoffnungen auf Anstellung an einem andern Hofe fehlgeschlagen waren, auf dringendes Zureden des Vaters unter günstigeren Bedingungen in den ihm verhaßten Dienst

zurück. Aber 1781 in Wien, wohin der Erzbischof einen Teil seiner Kapelle mitgenommen hatte, kam es zum Bruch. Er ließ Mozart nicht nur an der Bediententafel speisen, sondern hinderte ihn auch, wo er konnte, sich in Wien hervorzutun und bekannt zu machen, und als der gekränkte Meister persönlich bei ihm vorstellig wurde, beschimpfte er ihn in der gemeinsten Weise. Nur die Sorge um den Vater, der ja gleichfalls in erzbischöflichen Diensten stand, hielt Mozart ab, aus diesem Auftritt die Konsequenz zu ziehen. Nachdem aber noch zwei ähnliche Auftritte gefolgt waren, stand sein Entschluß fest, diesem Manne nicht länger zu dienen, und als man es ihm unmöglich gemacht hatte, sein Entlassungsgesuch anzubringen, kümmerte er sich nicht mehr um den Erzbischof, sondern blieb als freier Mann in Wien. Alle Vorwürfe und Vorstellungen des Vaters — dessen Briefe aus jener Zeit sind nicht erhalten, aber ihr Inhalt spiegelt sich in denjenigen des Sohnes wieder — vermochten nicht, ihn in irgendeinem Punkte zum Rückzug zu bewegen.

Daß sich mit einer so tief gewurzelten inneren Harmonie beglückender, ja geradezu kindlicher Frohsinn vereinigte, der dem Meister von Jugend an bis in seine letzten Jahre treu blieb — man vergleiche besonders die Briefe an seine Gattin —, wird nicht überraschen. Auch besaß er, wenn Not und Sorge an ihn herantraten, die ja namentlich gegen Ende seines Lebens seine steten Begleiter waren, eine unverwüstliche Hoffnung auf bessere Tage. Seine Eltern hielten ihn für zu abhängig von dem ersten Gedanken, der ihm komme, namentlich dann, wenn es sich darum handle, neuen Bekannten Wohltaten zu erweisen. Diese Beurteilung scheint der Wahrheit zu entsprechen. Er besaß eben die dem außenstehenden Betrachter so wohltuende Impulsivität des Künstlers und eines warmen Herzens, die aber im praktischen Leben nicht immer das Richtige ergreift.

Haben wir uns bisher bemüht, von dem Charakter Mozarts wenigstens in seinen Grundzügen aus den Briefen eine Vorstellung zu gewinnen, so müssen wir dieselben jetzt nach dem befragen, was über sein Künstlertum und seine künstlerische Entwicklung aus ihnen hervorgeht. Als echter Musiker kommt er namentlich auf seine schöpferische Tätigkeit nur selten zu sprechen; aber die Ausbeute ist darum doch wichtig genug. Freilich will ich nicht verschweigen, daß die meisten der hier in Betracht kommenden Äußerungen schon vor Veröffentlichung der vorliegenden Ausgabe bekannt und ausgenützt waren. Trotzdem muß hier einiges herausgegriffen werden. Wie bereits H. Kretzschmar hervorhob, ist es von Bedeutung, daß der junge Mozart auf seiner ersten italienischen Reise, 1770, über Jommellis „Armida" schrieb: „Sie ist schön, aber zu gescheut und zu altväterisch fürs Theater." Das beweist, daß er sich der damals neuen Richtung, die man jetzt die Neuneapolitanische nennt, anschloß, einer Richtung, welche auf eingängliche Melodik weit mehr Gewicht legte als auf dramatischen Ausdruck. Jommelli dagegen gehörte der älteren neapolitanischen Schule an, fand aber, als er nach dreizehnjährigem Aufenthalt in Stuttgart, 1769, nach Italien zurückgekehrt war, dort kein Verständnis mehr. Zur richtigen Beurteilung

der ersten italienischen Opern Mozarts ist es wichtig, seine Stellungnahme zu berücksichtigen; denn sie können sich an dramatischer Schwungkraft nicht entfernt mit den Werken Jommellis oder Hasses messen.

Merkwürdig ist es, wie sich Mozarts Vorliebe bald der italienischen, bald der deutschen Oper zuzuneigen scheint. Dabei muß man wissen, daß zwischen dem Stil beider Gattungen wesentliche Unterschiede bestanden. Die deutsche Oper, damals noch fast völlig identisch mit dem Singspiel, hatte gesprochenen Dialog, und die Grundlage ihrer Gesänge war die Liedform. Die italienische Oper dagegen mit ihrem hochentwickelten Rezitativ war durchkomponiert, und die hauptsächlichste ihrer geschlossenen Formen war die Arie, die in ihrer weiten Anlage, ihrer Ausgestaltung im einzelnen und ihrem Gehalt geradezu einen Gegensatz zum Lied bildete. Freilich wurde gerade durch Mozart das deutsche Singspiel der italienischen Oper angenähert, ohne daß jedoch die stilistische Grundverschiedenheit beseitigt worden wäre. Nun schreibt er aus München 1777, also zu einer Zeit, da er, abgesehen von dem Jugendwerkchen „Bastien und Bastienne" noch keine deutsche Oper komponiert hatte: „Ich bin hier sehr beliebt, und wie würde ich erst beliebt werden, wenn ich der teutschen Nationalbühne in der Musik emporhälfe? Und das würde durch mich gewiß geschehen; denn ich war schon voll Begierde zu schreiben, als ich das teutsche Singspiel hörte." Aber nur einige Monate später, als er einerseits daran dachte, sein Glück in Paris zu versuchen, anderseits hoffte, mit der Sängerin Aloysia Weber Italien bereisen und für sie Opern schreiben zu können, meint er, er komponiere lieber französisch als deutsch, am liebsten aber italienisch. Dagegen zeigt er sich 1783, also nachdem er bereits mit der „Entführung" alle bisherigen Singspiele in den Schatten gestellt und eine wirkliche deutsche Oper geschaffen hatte, und in einer Zeit, in welcher die Wiener Nationalbühne einige Aussicht auf Fortbestand bot, wieder entschieden deutsch gesinnt: „Ich halte es auch mit den Teutschen; wenn es mir schon mehr Mühe kostet, so ist es mir doch lieber: jede Nation hat ihre Oper — warum sollen wir Teutsche sie nicht haben? Ist die teutsche Sprache nicht so gut singbar wie die französische und englische, nicht singbarer als die russische? Nun ich schreibe itzt eine teutsche Opera für mich: ich habe die Komödie von Goldoni ‚Il servitore di due padroni' dazu gewählt." Dieser Plan kam nicht zur Ausführung, vermutlich, weil die deutsche Oper einging, und was Mozart in den nächsten sieben Jahren außer dem „Schauspieldirektor", der kaum in Betracht kommt, wirklich vollendete, waren italienische Opern, darunter „Figaro" und „Don Giovanni", also Werke, die allein genügen würden, ihn unsterblich zu machen. Erst 1790 bot ihm Schikaneder durch den Auftrag, die „Zauberflöte" in Musik zu setzen, Gelegenheit, sich auf dem Gebiet der deutschen Oper noch höher emporzuschwingen als er es mit der „Entführung" getan hatte. Wir sehen, sein scheinbares Schwanken, in welchem von Fall zu Fall die äußeren Umstände den Ausschlag gaben, beruhte auf seiner Fähigkeit, in allen Stilarten das Höchste zu leisten. Zweifellos hätte er auch eine vollendete französische Oper,

etwa im Stile Glucks, schaffen können, wenn er in Paris einen Auftrag erhalten hätte. Seine Bemühungen, in den französischen Stil einzudringen, von welchen in den Briefen die Rede ist, sowie vieles im „Idomeneo" berechtigen zu dieser Annahme.

Heute wissen wir, daß bei allem Anschluß an den durch Sprache und Text vorgezeichneten Stil das Beste in Mozarts Opern, sowohl italienischen als auch deutschen, sein persönlichstes Eigentum ist. Es ist interessant zu sehen, daß dies schon die Zeitgenossen bemerkten und zwar bereits an dem 1780 für München, aber auf einen italienischen Text geschriebenen „Idomeneo", der als sein erstes Meisterwerk für die Bühne gilt. Mozart erzählt, wie sich der Tenorist Raaff, ein älterer, bekannter und zweifellos tüchtiger Sänger, darüber beklagte, daß in einem Quartett der Stimme zu wenig Gelegenheit zur Entfaltung gegeben werde, und fügt bei: „Als wenn man in einem Quartetto nicht vielmehr reden als singen sollte." Dann teilt er mit, was er Raaff zur Antwort gab: „Ich habe mich (Sic) bei Ihren zwei Arien alle Mühe gegeben, Sie recht zu bedienen — werde es auch bei der dritten tun — und hoffe, es zustandezubringen; aber was Terzetten und Quartetten anbelangt, muß man dem Compositeur seinen freien Willen lassen." Wir beobachten hier den Kampf zwischen dem einseitig italienisch gebildeten Sänger, welcher verlangt, daß die Kompositionen seinen persönlichen Fähigkeiten angepaßt werden, und einer auf dramatische Belebtheit und folglich auf Unterordnung des einzelnen Sängers unter das Ganze ausgehenden Richtung, welche Mozart von jetzt an mit immer größerer Entschiedenheit vertrat. Sie bekundet sich vor allem in den Ensemblesätzen, in welchen verschiedene Charaktere und verschiedene Interessen zusammenstoßen, und deren Verpflanzung aus der Buffooper in die ernste Oper um jene Zeit von mehreren Seiten her in Angriff genommen wurde, während Gluck in erster Linie die dramatische Wahrheit des Einzelgesanges und der von einer einheitlichen Stimmung beherrschten Chormasse erstrebte. Als Mozart den „Idomeneo" einstudierte, gab ihm der Vater den Rat, jedes einzelne Orchestermitglied durch Lobsprüche anzufeuern; denn „Ich kenne Deine Schreibart; es gehört bei allen Instrumenten die unausgesetzte, erstaunlichste Aufmerksamkeit dazu, und es ist eben kein Spaß, wenn das Orchester wenigstens drei Stunden mit solchem Fleiß und Aufmerksamkeit angespannt sein muß." Leopold Mozart erkannte also sehr wohl, daß sein Sohn die Orchesterbegleitung weit reicher und lebendiger ausgestaltete als seine italienischen Vorgänger.

Am ausführlichsten äußert sich Mozart über die Art seines Schaffens und über die Grundsätze, die ihn dabei leiteten, während der Komposition der „Entführung". Da finden wir den berühmt gewordenen, häufig zitierten Satz: „Bei einer Opera muß schlechterdings die Poesie der Musik gehorsame Tochter sein." Was damit gemeint ist, ergibt sich mit aller wünschenswerten Klarheit aus dem Weiteren; „Warum gefallen denn die welschen komischen Opern überall? Mit allem dem Elend, was das Buch anbelangt, sogar in Paris,

wovon ich selbst ein Zeuge war? Weil da ganz die Musik herrscht und man darüber alles vergißt. Um so mehr muß ja eine Opera gefallen, wo der Plan des Stückes gut ausgearbeitet, die Wörter aber nur bloß für die Musik geschrieben sind und nicht hier und dort einem elenden Reime zu gefallen (die doch, bei Gott, zum Wert einer theatralischen Vorstellung, es mag sein, was es wolle, gar nichts beitragen, wohl aber eher Schaden bringen) Worte setzen oder ganze Strophen, die des Komponisten seine ganze Idee verderben." Daß bei Mozart die musikalischen Ideen weit weniger durch den sprachlichen Ausdruck als durch die Gemütsbewegungen der handelnden Personen hervorgerufen werden, daß er aber bei engstem Anschluß an diese innere Beschaffenheit des Textes stets darauf bedacht ist, die Grenzen seiner Kunst nicht zu überschreiten, zeigen uns seine Mitteilungen über Osmins Arie „Solche hergelaufne Laffen": „Die Aria habe ich dem Herrn Stephanie (dies war der Verfasser des Textes) ganz angegeben, und die Hauptsache der Musik davon war schon fertig, ehe Stephanie ein Wort davon wußte." Und wenige Zeilen später: „Das ‚Drum beim Barte des Propheten' ist zwar im nämlichen Tempo, aber mit geschwinden Noten — und da sein Zorn immer wächst, so muß, da man glaubt, die Arie sei schon zu Ende, das Allegro assai ganz in einem andern Zeitmaß und in einem andern Ton (gleich Tonart) eben den besten Effekt machen: denn ein Mensch, der sich in einem so heftigen Zorn befindet, überschreitet alle Ordnung, Maß und Ziel; er kennt sich nicht, so muß sich auch die Musik nicht mehr kennen. Weil aber die Leidenschaften, heftig oder nicht, niemalen bis zum Ekel ausgedrückt sein müssen, und die Musik auch in der schaudervollsten Lage das Ohr niemalen beleidigen, sondern doch dabei vergnügen muß, folglich allzeit Musik bleiben muß, so habe ich keinen fremden Ton zum F — (zum Ton der Aria) —, sondern einen befreundeten dazu, aber nicht den nächsten, D minor, sondern den weiteren, A minor, gewählt." Ist das nicht ein Stück gesündester Ästhetik? Man sehe sich nun einmal die höchst originelle Arie an mit ihrer zweifachen Steigerung bei „Drum beim Barte" und bei „Erst gespießt und dann gehangen", womit der in A moll stehende Schlußteil beginnt. Auch über sein Verfahren bei der Komposition der Arie Belmonts „O wie ängstlich, o wie feurig" legt Mozart Rechenschaft ab. Hier konnte er dem Text Schritt für Schritt folgen, da dessen verschiedene Wendungen dem Musiker entgegenkamen. Von Konstanzens Arie „Ach, ich liebte, war so glücklich" sagt er, er habe sie ein wenig der geläufigen Gurgel der Mademoiselle Cavalieri aufgeopfert; „Trennung war mein banges Los, und nun schwimmt mein Aug' in Tränen" habe er, „soviel es eine welsche Bravourarie zulasse, auszudrücken gesucht". In der Tat hat die Arie nicht nur in den Koloraturen, sondern als Ganzes italienisches Gepräge, und die angeführte Stelle hätte der Meister in anderem Zusammenhang viel ergreifender vertonen können. Bekanntlich ist auch Konstanzens zweite Arie „Martern aller Arten", welche Mozart übrigens nicht erwähnt, ein glänzendes Koloraturstück. Aber hier kann wohl weniger von

einem Aufopfern die Rede sein, da die Koloraturen zu dem heroischen Inhalt des Textes passen.

Noch gar manches, was auf Mozart, den Künstler, ein helles Licht wirft, wäre aus den Briefen auszuziehen; doch müssen wir uns an dem Beigebrachten genügen lassen. Auch müssen wir es uns versagen, auf die zahlreichen Briefe des Vaters und auf die wenigen der Mutter, der Schwester und der Gattin näher einzugehen. Nur sei noch erwähnt, daß sich unter den Briefen Mozarts auch der italienisch abgefaßte vom 1. September 1785 findet, in welchem er Haydn seine in langsamer Arbeit entstandenen sechs Streichquartette zueignet, die bedeutendsten, die er geschrieben hat, und unter den Briefen des Vaters derjenige, in welchem er seiner Tochter am 17. Februar des gleichen Jahres von Wien aus die Worte Haydns berichtet: „Ich sage Ihnen vor Gott, als ein ehrlicher Mann, Ihr Sohn ist der größte Komponist, den ich von Person und dem Namen nach kenne; er hat Geschmack und überdies die größte Kompositionswissenschaft," einen Ausspruch, der ihm wie die Krönung seines Lebens erscheinen mußte.

Genau hundert Jahre nach Mozart richtete ein anderer österreichischer Musiker von Wien aus seine Briefe an Eltern und Geschwister. Manche auf der Gemeinsamkeit des Vaterlandes beruhende Äußerlichkeiten und manche Schicksale beider Künstler könnten zu einem Vergleich herausfordern. Noch immer werden die Eltern mit „Sie" angeredet und die Briefe mit der Formel „Ich küsse Ihnen die Hände" beschlossen. Beiden Männern blieb es nicht erspart, die Sorge ums tägliche Brot kennen zu lernen. Und doch, welche grundlegenden Unterschiede auch abgesehen von der unermeßlich höheren Begabung und der einzig dastehenden Universalität Mozarts! Dieser war nicht nur zum Musiker geboren, sondern wurde auch von früh auf dazu erzogen; Hugo Wolf dagegen (Hugo Wolf, Familienbriefe, herausgegeben von Edmund von Helmer, Breitkopf und Härtel, Leipzig, 1912) mußte sich die Erlaubnis, Musiker zu werden, erkämpfen. Von seinem Konflikt und seiner zeitweiligen Resignation legen die Briefe aus seinen Gymnasialjahren Zeugnis ab. Doch obgleich seine Eltern seinen Neigungen schließlich nachgaben, scheint er weder damals noch später zu innerer Harmonie gelangt zu sein. Mozart war sich deutlich bewußt, ein gottbegnadeter Künstler zu sein. Aber auch in den Zeiten des gespanntesten Verhältnisses zu seinem Vater vergaß er niemals die Ehrerbietung gegen denselben. Wolf dagegen war kleinlich-eitel, nicht nur vernarrt in jede seiner Kompositionen, sondern auch stolz auf äußere Vorteile, welche ihm seine Wohltäter hatten zukommen lassen, und bediente sich seinen Eltern gegenüber, die ihm seine ungünstige materielle Lage nach Möglichkeit zu erleichtern suchten, häufig eines unangenehm hochfahrenden Tones, wobei freilich einige sehr schöne Briefe an seine Mutter auszunehmen sind. Im Hinblick auf die furchtbare Katastrophe, welche über Wolf hereinbrach und ihn schon sechs Jahre vor seinem Tode geistig sterben ließ, widerstrebt es mir, auf die Briefsammlung näher einzugehen, die in künstlerischer Beziehung nur von geringem Interesse ist.

Will man den Unterschied zwischen einem krankhaft veranlagten und einem bis zum äußersten temperamentvollen und erregbaren, dabei aber innerlich gesunden Künstler kennen lernen, so vergleiche man die Briefe Wolfs mit denjenigen Wagners. Aus deren bisher veröffentlichter Masse, die nicht weniger als siebzehn Bände füllt, liegt jetzt eine geschickt getroffene Auswahl in einem Bande vor (Richard Wagner, sein Leben in Briefen, eine Auswahl aus den Briefen des Meisters mit biographischen Einleitungen, herausgegeben von Dr. Karl Siegmund Benedict, mit einem Bildnis, Breitkopf u. Härtels Musikbücher, Leipzig, 1913), welche die oben erwähnten Vorzüge einer Auslese gegen eine Gesamtausgabe durchaus bewährt. Da begegnen wir kaum einem Brief, der nicht unser Interesse in Anspruch nimmt, der nicht eine Seite des menschlichen oder künstlerischen Charakters Wagners scharf beleuchtet. Ein näheres Besprechen des Inhalts hätte bei der weiten Verbreitung der Wagnerbriefe keinen Zweck. Nur eine einzige Stelle möchte ich herausgreifen. Am 30. Januar 1844 schreibt Wagner von Dresden aus an den Berliner Journalisten Carl Gaillard:

„Zunächst kann mich kein Stoff anziehen als nur ein solcher, der sich mir nicht nur in seiner dichterischen, sondern auch in seiner musikalischen Bedeutung zugleich darstellt. Ehe ich daran gehe, einen Vers zu machen, ja eine Szene zu entwerfen, bin ich bereits in dem musikalischen Dufte meiner Schöpfung berauscht. Ich habe alle Töne, alle charakteristischen Motive im Kopf, so daß, wenn dann die Verse fertig und die Szenen geordnet sind, für mich die eigentliche Oper ebenfalls schon fertig ist und die detaillierte musikalische Behandlung mehr eine ruhige und besonnene Nacharbeit ist, der das Moment des eigentlichen Produzierens bereits vorangegangen ist."

Genau wie Mozart gewinnt also auch Wagner seine hauptsächlichsten musikalischen Gedanken aus dem Gehalt der Dichtung, nicht aus ihrem besonderen sprachlichen Ausdruck. Diese Übereinstimmung der beiden großen Musikdramatiker ist wohl geeignet, uns das wahre Verhältnis zwischen Musik und Poesie in bezug auf ihr Zusammenwirken erkennen zu lassen.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Das ruſſiſche Problem

Gewaltig ſind die Probleme dieſes Krieges! England hat die Aufgabe von ſeinem engen Krämerſtandpunkt aus geſtellt: Niederwerfung der deutſchen Kultur, dieſes Gebildes aus Arbeitsfreudigkeit, Gemeinſinn, Zuverläſſigkeit und Klugheit. Um dieſen Preis hat es für ſeine Politik auch die Mitwirkung Rußlands und der Ruſſen gewonnen, zu deren eigenem Verderb. Vor Ausbruch des Krieges iſt es jedem Denkenden in Rußland klar geweſen, daß Staat und Volk den Frieden brauchten und daß ſie nur im Frieden befähigt ſein würden, Rußland innerlich und äußerlich auf den Stand zu bringen, der ſeiner territorialen Größe und der Zahl der Bevölkerung entſpricht. Dieſe Denkenden konnten ſchließlich nur durch den Hinweis betört werden, daß der deutſche Kaiſer in einem Ausbruch von Cäſarenwahnſinne der Welt den Krieg erklärt habe und gegen dieſen Wahnſinn gelte es ſich zur Wehr zu ſetzen. Es fehlt alſo eine nationale Grundlage für den Krieg bei den Ruſſen und es bleibt nur das händleriſche Intereſſe: auch in Rußland ſind es die Kreiſe des internationalen Großkapitals, alſo dieſelben, die Frankreich und Belgien leiten, die dem Lande und den ruſſiſchen Völkern den Krieg aufnötigten. — Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß alte ſlawjanophile Ideale und früher im Vordergrunde ſtehende Ideen nicht mitgewirkt hätten, um den Brand zu entfachen, aber ſie haben eben nur mitgewirkt. Selbſt die Dardanellenfrage, der Beſitz der Haga Sofija, die Zertrümmerung der Türkei ſind gegenüber der Vernichtung Deutſchlands und Feſſelung des Deutſchtums Nebenfragen geworden, die ſich von ſelbſt erledigen nach Löſung der Hauptaufgabe. Der Panſlawismus — ſo ehrlich er von der ruſſiſchen Armee in ihren Offizieren vertreten wird — er iſt für den heutigen Krieg und ſeine Förderer in Rußland, Frankreich und Belgien lediglich das Mäntelchen um den Induſtrie-Imperialismus des in Rußland maßgebenden ausländiſchen Großkapitals zu verſchleiern.

In Deutschland hat diese Auffassung im allgemeinen noch keinen Boden. Das große Publikum stellt sich, gestützt auf die Berichte der Presse über die Deklamationen eines Blattes wie des Nowoje Wremja, das russische Volk in einer gewaltigen nationalistischen Extase vor und übersieht, daß diese von skrupellosen Drahtziehern angefacht, doch in erster Linie die innern Gründe für den Kampf gegen alles Deutsche den Deutschen selbst verschleiern soll. Das deutsche Publikum glaubt sich in Rußland einer gewaltigen nationalen Erhebung der Moskowiter gegenüber und folgert daraus, daß von dieser Erhebung eine entsprechende Gegenbewegung der unterjochten Völkerschaften ausgehen müsse, und es werden allerhand äußere Gründe zur Erklärung dafür angeführt, daß eine Erhebung nirgends erfolgte. In zahlreichen Vorträgen und Aufsätzen wird uns erzählt, die Finnländer, Polen, Ukrainer und Juden warteten nur auf die Befreiung vom Joch der Moskowiter. In Wirklichkeit verhalten sich alle diese Völker durchaus abwartend oder sie schließen sich, wie die meisten Polen, offen der russischen Macht an. Das national-kulturelle Moment tritt für sie alle zurück gegenüber dem wirtschaftspolitischen und sie werden sich durch Deutschland nur dann befreien lassen, wenn die wirtschaftliche Seite ihrer Zukunft zu ihrer Zufriedenheit gelöst ist.

Wir dürfen nämlich ein unsichtbar wirkendes Moment im Aufbau Rußlands nicht unberücksichtigt lassen:

Das europäische Rußland besteht wirtschaftsgeographisch aus drei völlig in sich abgeschlossenen und zu selbständiger Entwicklung befähigten Gebieten: Moskowien (das Stromgebiet der Wolga), Südrußland (Ukraina, Stromgebiet des Don, Dnjepr und Dnjester) und das Nordwestgebiet (Polen, Litauen, die baltischen Provinzen mit dem Anhängsel Finnland; die Stromgebiete der Weichsel, des Njemen und der Düna). Diese drei Wirtschaftsgebiete werden zusammengehalten durch eine großzügige, rücksichtslose Finanz- und Eisenbahnpolitik, die, unter dem Namen des System Witte, von dem berühmten russischen Finanzminister Wischnegradski ins Leben gerufen wurde, und die, alle natürlichen Elemente des Zusammenschlusses zerstörend, Hand in Hand geht mit einer brutalen Unterdrückung der Selbstverwaltung, besonders in dem südlichen und nordwestlichen Teil und die parallel geht mit einer an das Mittelalter erinnernden Nationalitäten- und Glaubenspolitik gegen die den Süden und Nordwesten des Reiches bewohnenden Deutschen, Juden, Esten, Letten, Finnen, Polen und Ukrainer.

Die Petersburger Regierung spekuliert dabei auf eine natürliche Habgier ungebildeter Völker und hat sich darin nicht getäuscht: die national-kulturellen Elemente sind neben den rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten so in den Hintergrund getreten, daß die russische Regierung bei Kriegsausbruch eine nationale Erhebung nirgends im Reich zu fürchten hatte, sich vielmehr höchstens vor sozialistischen Angriffen hüten mußte. Wir hören infolgedessen wiederholt seit Beginn der großen Mobilmachung in Rußland von Verhaftungen sozialistischer Politiker und deren Verschickung ins Innere, nicht aber nationalistischer.

Träger des großrussisch-moskowitischen Staatsgedankens ist aber in diesem Zusammenhange nicht etwa die wirtschaftliche Tüchtigkeit der Moskowiter, die den Grenzländern große Vorteile böte, sondern einzig und allein die Macht des internationalen Großkapitals, das über Moskau nach Petersburg geleitet, hinter den Ministern für Finanz, Handel und Verkehr, für Armee und Marine steht, und das auch in seiner französisch-englisch-belgischen Verbindung den Ausbruch dieses Krieges betrieben hat.

Wir müssen uns dessen erinnern, daß die gesamte Großindustrie mit alleiniger Ausnahme der elektrischen, die vorwiegend auf deutschem Kapital beruht, durch französisches und belgisches Geld finanziert ist, und daß die Finanzgruppen, die hinter den zahlreichen sociétées anonymes in Rußland stehen, im wesentlichen dieselben sind, die die russischen Auslandsanleihen besorgen. Das gilt für die Grubengesellschaften im polnischen Kohlengebiet von Dombrowa ebenso wie für die Hochöfen in Tula und die Erzhütten von Taganrog, Jekaterinoslaw; für Waggonfabriken und Kesselschmieden, Zement, landwirtschaftliche Maschinen, Zuckerfabriken, Elevatoren und andere mehr. Und wenn neben diesen die in deutschem Besitz befindlichen wenig zahlreichen Fabriken doch eine so große Rolle spielen können, so liegt das an der Tüchtigkeit ihrer Leiter, ihrer Zuverlässigkeit und anderen moralischen Faktoren, über die die belgische und französische Konkurrenz nicht verfügt. Eine Ausnahmeerscheinung in diesem Bilde ist das Industriegebiet von Lodz, das aus deutscher Arbeit in kaum hundert Jahren herausgewachsen ist und demgemäß auch stärker mit dem deutschen Kapitalmarkt verbunden ist, als die übrigen Bezirke. Für die von uns verfochtene These ist dieser Umstand aber ohne Bedeutung, denn den großen Manufakturen von Lodz stehen ebensolche in Moskau gegenüber, die den Einfluß der deutschen schon jetzt in stets wachsendem Maße paralysieren und die bei einem Siege Rußlands über Deutschland und der Verleihung einer Autonomie an Polen einfach kaput gegangen wären.

Wollen wir das russische Problem in einer uns nützlichen, den gewaltigen Opfern des Krieges entsprechenden Weise lösen, so kann es nicht unsere Aufgabe sein, die in Frage kommenden Volksstämme mit nationalkulturellen Freiheiten zu locken, sondern lediglich durch die Aussicht auf wirtschaftliche Besserstellung. Die nationalkulturelle Freiheit wäre eine so selbständige Notwendigkeit, daß jede Erörterung über Einzelheiten derselben bereits einer Beschränkung und unnötigen Einmischung ähnlich sähe. Aber eine solche Zurückhaltung wird uns um so leichter fallen, je mehr wir uns darüber klar sind, daß wir gerade bezüglich Rußlands viel weniger gegen die in ihm vereinigten Völkerschaften — mit Einschluß der Moskowiter — kämpfen, als gegen jene Finanzgrößen Belgiens und Frankreichs, die mit der Macht ihres Geldes das russische Volk ebenso bedrücken, wie sie uns zu erdrücken trachten. Da liegt unsere Interessengemeinschaft. Das heutige Rußland besiegen bedeutet nicht seine Armeen schlagen, seine Völker unterwerfen, sondern die Herrschaft der Geldleute

Frankreichs und Belgiens brechen, bedeutet kulturelle und soziale Befreiung aller Völker Rußlands.

Nun könnte es nach Gesagtem den Anschein haben, als würde der Hauptvorteil aus unseren Siegen über die russische Armee nicht uns, sondern den einzelnen russischen Volksstämmen erwachsen. Es läßt sich nicht leugnen, daß wir wirklich vielfach Interessen unserer heutigen Gegner in Rußland mit vertreten. Aber schon die eine Tatsache, daß die Polen sich in ihrer großen Mehrheit auf die russische Seite gestellt haben, beweist uns, daß auch unsere sehr weit gehenden Interessen durch den Ausgang dieses Krieges gesichert werden müssen.

Nach den bisher als zuverlässig geltenden Nachrichten hat Sir Edward Grey den Polen die Schaffung eines mit Rußland in Personalunion verbundenen autonomen Reiches, bestehend aus den zehn Gouvernements des Weichselgebiets, Westgalizien, Teilen von Preußisch-Schlesien, sowie die ganzen Provinzen Posen, Ost- und Westpreußen zugesagt für den Fall ihrer Bundesgenossenschaft und des gemeinsamen Sieges über Deutschland. Die russische Regierung hat diese Zusage zwar nicht in aller Form, aber doch durch ein Mitglied des Kaiserhauses, durch den Oberkommandierenden der Armee, Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, bestätigen lassen. Die Polen haben diese Abmachung angenommen und in einem von achtundsechzig führenden Persönlichkeiten unterschriebenen Aufruf, alle diejenigen für Feinde der polnischen Nation erklärt, die gegen Rußland aufbegehrten. Ähnlich standen die Polen zu Rußland bereits vor hundert Jahren, als Alexander der Erste sie als Rußlands Avantgarde gegen Europa, also gegen das mit ihm damals verbündete Preußen, bezeichnete.

Mit anderen Worten: es gilt durch diesen Krieg die Ostgrenze unseres Reiches, um die wir seit des großen Friedrich Regierungszeit fast ununterbrochen kämpfen, so sicher zu stellen, daß die Idee, uns Preußens Krönungsstadt fortzunehmen, nie mehr in den Kreis politischer Erwägungen gezogen werden kann.

Ferner gilt es gegen zwei Millionen Deutsche, die in Rußland leben und dort besonders auf landwirtschaftlichem Gebiet eine ungeheure Kulturarbeit vollbracht haben, vor der endgültigen Einstampfung in eine allrussische Nation, die sich nicht nur nach der Niederwerfung Deutschlands, sondern auch dann bilden könnte, wenn wir die wirtschaftliche Struktur des Zarenreiches nicht voll zu unseren Gunsten ausnutzen wollten, zu verhindern.

Beide Aufgaben sind zu erfüllen durch Zerlegung des russischen Wirtschaftsgebiets in seine drei natürlichen lebensfähigen Teile und durch Befreiung der einzelnen in ihnen lebenden kleinen Nationalitäten vom kulturellen Zwang.

Vom Recht der Zukunft

Von Prof. Dr. jur. Alexander Leist

Zu Beginn des zweiten Kriegsmonats war in einer deutschen Zeitung folgendes zu lesen:

Was man schreibt und sagt von der neuen Einheit, die der Krieg geschmiedet haben soll, ist im Grunde doch nicht viel mehr als ein schöner Traum. Der Krieg hat den Parteikampf zum Schweigen gebracht, aus inneren und äußeren Gründen. Er wird wieder aufleben, sobald das Wirtschaftsleben wieder seinen normalen Gang nimmt. Denn der Kampf der Klassen, der sich spiegelt im Kampf der politischen Parteien, ist nicht willkürlich Gemachtes, er wächst mit Notwendigkeit heraus aus diesem Wirtschaftsleben, solange die kapitalistische Gesellschaft es beherrscht. Wohl mag die ernste Zeit, in der wir leben, dieses und jenes Mißverständnis, das den Kampf bis dahin trübte, beseitigen. Aber gewiß ist doch: kein Krieg kann jene inneren Auseinandersetzungen endgültig beseitigen, die naturgemäß erwachsen aus den verschiedenen wirtschaftlichen und politischen Interessen der einzelnen Klassen.

Von einem Zeitungsartikel darf heute keine Parteipolitik ausgehen. Seit der Kampf der Völker entbrannte, ist der Streit der Parteien verstummt. Diesem und jenem, der in oder von der Politik lebte, hat die Verhängung des Kriegszustandes Schweigen auferlegt. Bei manchem andern spielt die kühle Überlegung mit, daß sein eigenes Wohlergehen davon abhängt, ob Deutschland siegt, und daß Deutschland nur siegen kann, wenn auch hinter der Front alle Deutschen einträchtig zusammenwirken. Aber Männer und Frauen aller Stände würden es als eine Beleidigung empfinden, wenn man behaupten wollte, daß nur äußerer Zwang oder egoistische Berechnung die Einstellung der inneren Streitigkeiten herbeigeführt hätten. Uns handelt es sich nicht um ein Gebot der Opportunität, sondern um eine sittliche Notwendigkeit. Wir wollen von allem Parteihader nichts mehr wissen, nicht deshalb, weil er uns schaden, sondern deshalb, weil er uns entwürdigen würde. Denn würdig dieser großen Zeit, in der sich entscheiden soll, ob am deutschen Wesen dereinst die Welt

geneſen wird, iſt, wer nicht für das Vaterland ſterben darf, doch nur, wenn er mit ganzer, ungeteilter Seele dem Vaterlande lebt. Daß die Worte unſeres Kaiſers zur Wirklichkeit geworden ſind, daß wir in Deutſchland keine Parteien mehr kennen, ſondern nur noch Deutſche, das iſt uns etwas viel Höheres als eine Annehmlichkeit oder Nützlichkeit, und die Kraft, Mühſal und Sorge, Kummer und Sorge dieſer Tage und Wochen zu tragen, erwächſt uns aus dem Glauben, daß Deutſchland durch den Krieg zum inneren Frieden emporſteigt.

Aber man ſagt uns, das ſei doch kaum mehr als ein ſchöner Traum. Was wir gewonnen haben, ſei nicht der innere Friede, ſondern nur ein Waffenſtillſtand. Wenn der Krieg gegen die äußeren Feinde zu Ende geht, müſſe der Krieg der Parteien im Innern von neuem beginnen.

Iſt das Wahrheit, ſo iſt es eine traurige Wahrheit.

Eine große Zukunft wird durch dieſen Krieg für das deutſche Volk aufgetan. Das hoffen wir nicht bloß, das wiſſen wir, ſeit uns der Krieg offenbart hat, welche Fülle der Kraft in unſerem Volk und ſeiner ſtaatlichen Organiſation wohnt.

Aber was helfe es, wenn Deutſchland die ganze Welt gewänne, und hätte doch Schaden an ſeiner Seele!

Nicht jeder Parteikampf ſchädigt die Seele eines Volkes, nicht immer iſt der Streit der Parteien ein Symptom verzehrender Krankheit.

Er iſt es nicht, er iſt im Gegenteil nützlich und notwendig, wenn der Streit ſich nicht um das Ziel, ſondern um die Wege zum Ziel dreht.

Aber ſchlimm iſt es um ein Volk beſtellt, in dem Parteien ohne das Bewußtſein gemeinſamer politiſcher und geſellſchaftlicher Ideale um die Macht kämpfen.

Wie Großes uns auch der Krieg bringen mag — ſollte aller Reichtum und alle Macht die Opfer des furchtbaren Ringens lohnen können, wenn mit dem Ende des Krieges, der uns alle in einem Wünſchen, Sehnen und Beten vereinigte, das gemeinſame Ziel verloren geht und Parteikämpfe aufleben, die unſere geſamte Staats- und Geſellſchaftsordnung in Frage ſtellen?

Freilich wird uns zum Troſt geſagt, die ernſte Zeit, in der wir leben, möge wohl dieſes und jenes Mißverſtändnis, das den Kampf bis dahin trübte, beſeitigen. Aber das iſt ein ſchwacher Troſt. Es fällt heute ſchwer, für möglich zu halten, daß in einem Volke, das einmal von einer Sorge und Hoffnung, von einem Wollen und Streben erfüllt war, wie jetzt unſer Volk, jemals wieder die Mißachtung und das Mißtrauen, die Gehäſſigkeit und die Verbitterung ſich ausbreiten könnten, die unſer Volksleben in den letzten Jahrzehnten vergiftet haben. Wer aber in der Geſchichte zurückſchaut, wer auch nur zurückblickt bis zu dem Krieg, der vor vierundvierzig Jahren die politiſche Einheit Deutſchlands begründete, wird ſich der Befürchtung nicht entſchlagen können, daß die Erinnerung an die Zeit, in der das deutſche Volk ſich wieder einig fühlte, die Wiederkehr der Parteileidenſchaft nicht verhüten wird, wenn die alte Parteiung

auflebt. Spaltet der Kampf um die Fortbildung oder Vernichtung unserer Staats- oder Gesellschaftsordnung das deutsche Volk nach dem Kriege von neuem in Parteien, die kein gemeinsames Ideal kennen, so wird das künftige Deutschland vielleicht mächtiger und prächtiger, aber keineswegs glücklicher sein.

Es wird nun behauptet, dieser Parteikampf müsse wieder aufleben, denn in ihm spiegele sich der Kampf der Klassen, der mit Notwendigkeit aus dem kapitalistischen Wirtschaftsleben erwachse.

Es mag sein, daß der Parteikampf wiederkehren muß, wenn nach dem Kriege der Gegensatz einer besitzenden und einer besitzlosen Klasse fortbesteht.

Es fragt sich nur: muß nach dem Kriege der Gegensatz einer besitzenden und einer besitzlosen Klasse fortbestehen?

Das ist, vom Standpunkt des Juristen betrachtet, die Frage nach dem Recht der Zukunft.

Unsere heutige den Unterschied der Klassen bedingende Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung beruht auf dem Privatrecht. Ohne das Privateigentum an den Produktionsmitteln, ohne Darlehns-, Gesellschafts- und Dienstverträge, ohne Hypotheken und Wertpapiere, ohne Ehe- und Erbrecht, kurz ohne das ganze, jetzt im bürgerlichen Gesetzbuch, im Handelsgesetzbuch und zahlreichen Nebengesetzen geregelte Privatrecht könnte unsere Wirtschaftsordnung nicht bestehen, würde es den Gegensatz einer besitzlosen, nur durch eigene Arbeit lebenden, und einer besitzenden, nur oder auch durch fremde Arbeit lebenden Klasse nicht geben.

So bietet sich folgerichtig als das nächstliegende Mittel zur Beseitigung des Klassenkampfes die Abschaffung des Privatrechts. Das ist das Programm des Sozialismus strenger Observanz. Er will nicht wie der Anarchismus alles Recht, also alle durch eine gemeinschaftliche Zwangsgewalt garantierten Gebote aus der Welt schaffen. Er will nur das Privatrecht, abgesehen vielleicht von kümmerlichen Überbleibseln, durch öffentliches Recht ersetzen. Das wichtigste Ziel des Sozialismus besteht, wie es ein Jurist sozialistischer Richtung ausgedrückt hat, darin, die Institute unseres Privatrechts in öffentliches Recht zu verwandeln. An die Stelle der sachenrechtlichen, schuldrechtlichen, erbrechtlichen Verhältnisse zwischen den Individuen, die zur Scheidung von Reich und Arm, von Besitz und Besitzlosigkeit führen und führen müssen, soll die verwaltungsrechtlich geregelte Vereinnehmung und Verteilung aller Produktionserträge durch den Staat oder die Gemeinde treten.

Ohne Zweifel würde die Durchführung dieses Programms den Unterschied zwischen Besitzenden und Besitzlosen und damit den Klassenkampf verschwinden lassen. Darüber, ob es durchführbar ist und ob seine Verwirklichung nicht auch einige unerwünschte Wirkungen hervorrufen würde, darf heute kein Urteil abgegeben werden. Sicher ist, daß es noch weniger als bisher ohne schwere Parteikämpfe zur Ausführung gebracht werden könnte. Bisher mochte man für eine gerechtere Gestaltung des Volkslebens selbst einen Niedergang des National-

einkommens und damit der gesamten Kultur in Kauf nehmen wollen. Jetzt wissen wir, daß jede Schwächung unserer materiellen und geistigen Kräfte das Dasein unseres Volkes in Frage stellen würde.

Die Befürchtung, daß die sozialistische Gesellschaftsordnung vielleicht eine gerechtere Verteilung der nationalen Arbeiterfrage, aber zugleich dessen Schmälerung herbeiführen würde, hat in Verbindung mit anderen Bedenken veranlaßt, Mittelwege zwischen der dem Wirtschaftsleben durch die Privatrechtsordnung gewiesenen Bahn und der Klasse des Sozialismus zu suchen und zu versuchen. So verschiedenartig diese Projekte und Experimente vom Revisionismus über den Staats- oder Kathedersozialismus bis zur Bodenreform sind, stimmen sie doch in der Tendenz überein, unter Erhaltung der Privatrechtsordnung deren Wirkungsgebiet zugunsten des öffentlichen Rechts einzuschränken.

Ob von Kompromißsystemen die Überwindung des Klassengegensatzes zu erwarten ist, kann jetzt nicht kritisch beleuchtet werden. Es wird nur gestattet sein, zur Anregung des Zweifels folgende Fragen zu stellen. Wenn der Klassengegensatz aus der Privatrechtsordnung erwächst, kann dann schon eine teilweise Verdrängung des Privatrechts den Klassenkampf ganz beseitigen? Wenn eine sozialistische Rechtsordnung eine Verminderung der Arbeitsenergie und damit des Arbeitsertrages befürchten läßt, wird nicht schon eine Mitherrschaft des Sozialismus eine Verarmung der Volkswirtschaft herbeiführen? Wenn ein Kompromiß vom Privatrecht und Sozialismus die heilsamen wie die kulturschädlichen Wirkungen beider Rechtssysteme abgeschwächt vereinigt, ist dann zu hoffen, daß man sich ohne schwere Kämpfe darüber einigen wird, in welchen Dosen Privatrecht und Sozialrecht miteinander zu mischen sind?

Andere Mittel zur Beseitigung des Klassengesetzes, als die vollständige oder teilweise Verdrängung des Privatrechts, sind der Gesetzgebung nicht empfohlen. So scheint, wer ihre Tauglichkeit bezweifelt, bekennen zu müssen: nach dem Kampf der Völker muß der Kampf der Klassen und ihrer Parteien von neuem entbrennen.

Und doch gibt es einen anderen Weg.

Die Mittel zur Sozialreform sind nicht in der Verdrängung, sondern in der Fortbildung des Privatrechts zu suchen; nicht gegen das Privatrecht, sondern mit dem Privatrecht läßt sich der Gegensatz der Klassen überwinden.

Ein neuer Gedanke pflegt dem Mißtrauen zu begegnen: wäre er wahr und brauchbar, so wäre er gewiß schon lange gedacht. So wird es auch dem Gedanken gehen, es könne statt durch den Abbruch des Privatrechts durch dessen Umbau die kapitalistische Gesellschaftsordnung derart verändert werden, daß der Gegensatz der Klassen verschwindet.

Allein es ist wohl erklärlich, daß an diese Möglichkeit nicht gedacht worden ist.

Das Volksleben, insbesondere das Wirtschaftsleben ist oft mit einem Strom verglichen worden. Ist es ein Strom, so wird das Bett dieses Stroms durch Sittlichkeit, Sitte und Recht gebildet.

Das Strombett macht nicht das Wasser und macht nicht, daß das Wasser strömt. So schaffen auch Sitte, Sittlichkeit und Recht nicht die wirtschaftenden Menschen und die Impulse ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit.

Aber nur im begrenzenden Flußbett wird das fließende Wasser zum Fluß. Nur in der Einfassung durch Sitte, Sittlichkeit und Recht wird das Wirtschaften des Menschen zur Volkswirtschaft.

Jede Veränderung des Flußbettes, mag sie durch die Strömung oder unabhängig von ihr durch vulkanische oder tektonische Einwirkungen, oder auch durch menschliche Arbeit herbeigeführt sein, übt auf das fließende Wasser einen größeren oder geringeren Einfluß aus. So läßt auch jede Wandlung von Sitte und Sittlichkeit, öffentlichem und Privatrecht das Volksleben anders dahinfluten als bisher.

Soweit läßt sich der Vergleich wohl durchführen. Nun aber muß ein Unterschied folgen.

Man hat längst beobachtet, daß selbst durch unscheinbare Veränderungen des Flußbettes ein Fluß gezwungen wird, seine Richtung zu ändern oder tiefer und geschlossener zu fließen. Auf Grund dieser Beobachtungen vermag unsere Strombautechnik mit Baggerungen, Anstauungen, Dammbauten erstaunliche Einwirkungen auf die Stromläufe auszuüben.

Der Jurist hat nicht zu fragen, ob mit gleicher Sorgfalt beobachtet worden ist, wie Veränderungen der Volksmoral oder Volkssitte das wirtschaftliche Leben beeinflußt haben. Was das Privatrecht betrifft, auf das es hier ankommt, fehlt es nicht ganz an der Beobachtung von Einwirkungen, die einzelne Veränderungen desselben auf die Volkswirtschaft ausgeübt haben. Wir wissen z. B. dank den Forschungen von Nationalökonomen, wie verschieden sich die agrarischen Verhältnisse gestaltet haben, je nachdem das Erbrecht den Übergang des Bauernhofes auf einen Sohn und die Abfindung der übrigen Kinder, oder aber die Teilung unter allen Söhnen und Töchtern vorsah. Wir haben Beobachtungen darüber gesammelt, welche Bedeutung für die Entwicklung der Industrie die Ausgestaltung des Privatrechts der Aktiengesellschaften oder für die Erhaltung eines gewerblichen Mittelstandes das Genossenschaftsrecht gewonnen hat. Es ist zu zeigen versucht worden, daß ohne gewisse Veränderungen im Hypothekenrecht und im Recht der Wertpapiere die kapitalistische Wirtschaftsordnung mit der sie charakterisierenden Vorherrschaft der Großunternehmungen sich in Deutschland nicht oder nicht so schnell hätte durchsetzen können. Aber diese und andere Einzelbeobachtungen ändern nichts daran, daß die, deren Sache es wäre, noch kaum an die Aufgabe herangetreten sind, zu untersuchen, wie das Privatrecht im ganzen und in allen seinen Teilen vom Altertum bis zur Gegenwart die Ausgestaltung und Umgestaltung der Volkswirtschaft beeinflußt hat.

Solange solche umfassende Beobachtung fehlt, kann man nicht wohl daran denken, durch Veränderung des Privatrechts die Volkswirtschaft zu reformieren, — und umgekehrt, solange man nicht an die Möglichkeit dachte, mit

Hilfe des Privatrechts die Volkswirtschaft zu reformieren, fehlte leider die Veranlassung, die Einwirkungen des Privatrechts auf die Volkswirtschaft zu studieren.

An die Möglichkeit, durch zweckbewußte Veränderungen des Privatrechts die Volkswirtschaft und die Gesellschaftsordnung zu reformieren, konnte man aber kaum denken. Ein römischer Jurist hat vor mehr als 1500 Jahren ausgesprochen: öffentliches Recht ist das Recht, das die öffentlichen Interessen wahrnimmt, Privatrecht das Recht, das der utilitas singulorum, den Privatinteressen dient. Damit erscheint als für alle Zeiten begrifflich festgestellt, daß das Privatrecht mit der Gesellschaftsordnung und der Volswirtschaft nichts zu tun hat. Freilich hat jener römische Jurist vielleicht unter öffentlichem und Privatrecht etwas wesentlich anderes verstanden, als wir darunter seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts verstehen. Freilich haben wir uns von der Herrschaft des römischen Rechts mit dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts frei gemacht, und es ist nicht abzusehen, warum wir uns von einem Ausspruch aus der Zeit des hinkenden Römertums als von einem ewigen und jedem Zweifel entrückten Dogma beherrschen lassen müßten. Es ist aber auch gar nicht zu bezweifeln, daß das Recht, das wir Privatrecht nennen, nicht bloß zur Zeit Ulpians, sondern bis zur Gegenwart fast ausschließlich zum Nutzen dieser oder jener Privatinteressen geschaffen und gestaltet ist. Es fragt sich nur, ob die Wirkungen menschlicher Einrichtungen immer und vollständig den Zwecken und Absichten der Menschen entsprechen, die sie ins Werk gesetzt haben. Längst bekannt ist, um auf den vorher gebrauchten Vergleich zurückzugreifen, daß Uferbauten, die Fischer, Müller oder Landwirte zu ihren Zwecken vornehmen, beträchtliche Einwirkungen auf den Flußlauf und damit auf die Schiffahrt ausüben können. Sähe die Rechtsgeschichte ihre Aufgabe darin, nicht bloß die Änderungen des Rechts und ihrer Faktoren, sondern auch ihre Wirkungen aufzudecken, so wüßten wir längst, in welchem Umfang Wandlungen des Privatrechts umgestaltend in die Volkswirtschaft und die Ordnung der Gesellschaft eingegriffen haben, obwohl diejenigen, die an diesen Wandlungen mitgearbeitet haben, nur Interessen einzelner Volkskreise zu befriedigen bezweckten.

Daß eine zweckbewußte Verwaltung des Privatrechts zur Heilung gesellschaftlicher Schäden noch sehr viel stärker eingreifen könnte, ist allerdings wahrscheinlich.

Selbstverständlich wird man auch von einer zweckbewußten Umbildung des Privatrechts nichts Unmögliches erwarten dürfen. Die Strombaukunst kann nicht oder nur in bescheidenem Maße erzielen, daß ein Fluß bergauf fließt. Ist es nicht, auch wenn die Bedeutung des Privatrechts höher zu veranschlagen ist, als die herrschende Anschauung gelten läßt, von vornherein unmöglich, durch Änderungen im Privatrecht den Gegensatz einer besitzenden und einer besitzlosen Klasse aus der Welt zu schaffen.

Ich bitte wohl zu beachten: ich spreche von dem Gegensatz einer besitzenden und einer besitzlosen Klasse, nicht von dem Gegensatz zwischen Besitzenden und Besitzlosen.

Der Gegensatz zwischen Besitzenden und Besitzlosen besteht, seit das Privatrecht, meist unter Überwindung primitiv-sozialistischer Rechtsordnungen, Boden gewonnen hat. Er wird, wie der Unterschied von Reich und Arm fortbestehen, solange es Privatrecht gibt. Nur mit der Zertrümmerung des Privatrechts könnte es ausgetilgt werden, keine Änderung im Privatrecht kann ihn beseitigen.

Aber während der Gegensatz von Besitz und Besitzlosigkeit zusammen mit dem Privatrecht in allen Kulturländern seit Jahrtausenden herrscht, ist der Gegensatz einer besitzenden und einer besitzlosen Klasse modern. Er ist erst damit begründet, daß in unserer kapitalistischen Wirtschaftsordnung der Besitzlose nicht mehr die Gewähr früherer Zeiten findet, durch wirtschaftliche Tüchtigkeit sich oder wenigstens seinen Kindern zum Besitz und damit zu Bildung, Ehre und Macht zu verhelfen. Gewiß bestand auch in früheren Zeiten nicht für alle Besitzlosen dafür Gewähr, und wo sie fehlte, gab es auch früher Klassengegensätze. Aber erst durch den modernen Kapitalismus ist zur Massenerscheinung geworden, daß Befähigung, Fleiß und Sparsamkeit nur in Ausnahmefällen den Besitzlosen in den Stand setzen, zu höherem Anteil am Genuß wie an der Arbeit der Nation aufzusteigen oder auch nur seine Kinder durch ihre Tüchtigkeit zu solchem höherem Anteil aufsteigen zu sehen. Darauf, daß der Kapitalismus für Millionen keinen Weg eröffnet, auf dem sie nach dem Maß des Wertes ihrer Arbeit zu eigenem Kapital zu gelangen sicher sind, beruht der Gegensatz der besitzenden und der besitzlosen Klasse. Zur Ausbildung des Kapitalismus hat die moderne Entwicklung des Privatrechts mitgewirkt. Es wird möglich sein, durch eine zweckbewußte Fortbildung des Privatrechts die kulturfeindliche Nebenwirkung des Kapitalismus auszuschalten, ohne seine kulturfördernde Hauptwirkung zu beeinträchtigen.

Dieser Überzeugung dürfte nicht Ausdruck geben, wer nicht bereits den Punkt zu sehen glaubte, an dem der Hebel einzusetzen sein würde. Aber einen fertigen Gesetzentwurf vorzulegen, ist die Zeit noch nicht gekommen. Es könnte nur aus dem Zusammenwirken von Juristen verschiedener Art mit anderen Sachverständigen hervorgehen. Nur eine Andeutung wird gestattet sein.

Es kann sich nicht darum handeln, den Strom des wirtschaftlichen Lebens zurückzudämmen, also etwa die Entwicklung der Großunternehmungen zu hemmen oder der Vermehrung des mobilen Kapitals entgegenzutreten. Das Strafrecht oder Staatsrecht mag in gewissen Grenzen den Fluß des Volkslebens zurückstauen können, wenn auch auf die Gefahr, daß die Gewässer stagnieren oder überströmend ärgeren Schaden anrichten. Für das Privatrecht wäre Reaktion das schlechteste aller Rezepte. Auch die Ableitung des Stroms aus dem Bett, das ihm die Gestaltung des Eigentumsrechts, des Erbrechts, des Rechts der Schuldverhältnisse usw. seit Jahrhunderten und Jahrtausenden zubereitet hat, kommt nicht in Frage. Aber in diesem Bett hat die kapitalistische Strömung in der Neuzeit Veränderungen bewirkt, denen leider unsere rechtsgeschichtliche Forschung wenig Beachtung geschenkt hat. Hemmende Felsen sind — um in dem Bilde zu bleiben — abgespült, störendes Geröll ist beiseite geschoben, tiefer und schneller ist das Fahrwasser geworden,

aber zugleich ist ein Teil des Flußgebietes versumpft. Es wird darauf ankommen, aus dem von der kapitalistischen Strömung selbst abgelagerten Gestein Dämme zu bauen, die den Fluß nötigen, alle seine Gewässer ungetrennt dem Meere zuzuführen — ohne Bild ausgedrückt: es kommt darauf an, durch die Umbildung von Einrichtungen der modernen kapitalistischen Gesetzgebung, insbesondere des Handelsgesetzbuchs, die Scheidung einer besitzenden und einer besitzlosen Klasse aufzuheben.

Mit der Einsicht, daß das Privatrecht dazu Mittel bieten kann, wäre indessen noch nichts getan. Wird es auch möglich sein, diese Mittel zur Anwendung zu bringen, den Gedanken in die Tat umzusetzen?

Bei den Erfindungen unserer Technik hat regelmäßig nicht der Erfindungsgedanke die schwerste Arbeit gekostet. Größere Schwierigkeiten waren zu überwinden, wenn es galt, den Erfindungsgedanken zur praktischen Verwendung auszubilden, über seine Brauchbarkeit aufzuklären, für den Zweck, dem die Erfindung dienen soll, zu interessieren, für die Verwirklichung dieses Zwecks den Willen und die Kunst der maßgebenden Kreise zu gewinnen.

Der Gedanke, daß durch privatrechtliche Neuerungen der Arbeit das Aufsteigen zu Besitz, Bildung, Ehre und Einfluß im öffentlichen Leben garantiert und damit der Klassengegensatz beseitigt werden könnte, wird dem gleichen Schicksal nicht entgehen können. Die Schwierigkeiten, die sich seiner Verwirklichung entgegenstellen, sind groß, so groß, daß sie noch vor wenigen Monaten als unüberwindlich erscheinen mußten.

Nicht als ob es übermäßig schwierig sein würde, die erforderlichen Gesetzesvorschriften zu entwerfen. Die nötigen Novellen würden vermutlich sehr viel einfacher und kürzer ausfallen als etwa die Reichsversicherungsordnung.

Allein schon zur Verbreitung des so völlig unpopulären Gedankens, daß mit privatrechtlicher Gesetzgebung Sozialpolitik größeren Stils zu treiben sei, bedürfte es der Beihilfe der Jurisprudenz im ganzen. Im Juristenkreise wird aber der Gedanke einer Abneigung begegnen, von der keineswegs behauptet werden soll, daß sie unberechtigt und auf Vorurteile zurückzuführen sei. Ein auf ungenügender Kenntnis der geschichtlichen Wechselwirkungen beruhendes Vorurteil ist es allerdings, wenn man annimmt, daß das Privatrecht mit der Volkswirtschaft und der Gesellschaftsordnung nichts zu tun habe und die privatrechtliche Gesetzgebung deshalb die Volkswirtschaft und die Gesellschaftsordnung überhaupt nicht beeinflussen könne. Anders aber steht es um die Meinung, daß die privatrechtliche Gesetzgebung solchen Einfluß nicht ausüben solle, daß sie das Privatrecht entwürdige, wenn sie mit seiner Hilfe das gesellschaftliche Leben regulieren und korrigieren wolle. Diese Meinung fußt auf der Anschauung, daß man das Recht überhaupt nicht als Mittel zum Zweck gebrauchen dürfe. Das war die Auffassung eines Savigny, und man wird dieser Auffassung keinesfalls Größe und Würde absprechen dürfen. Das Recht ist danach Selbstzweck, denn es ist etwas Heiliges, und das Heilige soll der

Mensch nicht machen und zu seinen Zwecken benutzen wollen. Wenn das Recht auch nicht mehr unmittelbar von der Gottheit abgeleitet und deshalb für ewig und unabänderlich erklärt wird, so darf es doch nur aus der geheimnisvollen Tiefe des Volksgeistes geschöpft werden — Volksstimme ist Gottesstimme. Der Volksgeist, unbewußt und zwecklos wirkend wie in der Volkssprache oder Volkslied, mag das Recht umfassen wie der Fluß sein Bett. Ein durch zweckbewußtes Menschenwerk umgebildetes Recht wäre nicht bloß häßlich wie öde Ufermauern, sondern es wäre eine Profanation.

Freilich ist diese Anschauung, auf der die historische Schule in der Rechtswissenschaft beruhte, nicht mehr in anerkannter Herrschaft.

Auf manchen Gebieten des öffentlichen Rechts mag sie als aufgegeben gelten. Wir sind längst daran gewöhnt, daß das Staatsrecht nach den Bedürfnissen des Tages umgewandelt wird. Wenn wir von dem Staatsrecht des alten heiligen Reiches lesen, so lächeln wir wohl über die sonderbare Scheu, mit der unsere Vorväter jenen wunderlichen Antiquitäten gegenüberstanden. Uns enthält ja das Staatsrecht kaum noch das Heilige, das wir nicht, wenn es uns unbequem und merkwürdig erscheint, durch Zweckmäßigeres ersetzen dürften. Über den Gesetzen unseres neuen Reiches steht zwar immer noch geschrieben: Wir Wilhelm von Gottes Gnaden, aber man kennt die Herkunft der darunter verkündeten staats- und verwaltungsrechtlichen Vorschriften zu gut, als daß man ihnen eine höhere Autorität als die menschliche Vernunft beilegen möchte. Man befolgt diese Gebote, weil und solange hinter ihnen die Zwangs- oder Strafgewalt der Obrigkeit steht, ohne noch als Schlußgrund hinzuzudenken, daß alle Obrigkeit von Gott sei.

Um das Privatrecht steht es anders. Auch da fehlt es nicht an Neuerungen, die offensichtlich ökonomischer und sozialer Theologie ihren Ursprung verdanken. Aber daneben haben wir eine Fülle alter Normen, die entweder nie aus Zweckerwägungen hervorgegangen sind oder deren Herkunft aus Zweckerwägungen längst vergessen ist. Allerdings erscheinen auch sie im Kleid moderner Gesetzesparagraphen. Aber ihr Inhalt ist alt und ehrwürdig. Manche unter ihnen lassen ihre Abstammung bis zu den römischen zwölf Tafeln oder in germanische Vorzeit zurückverfolgen. Diesem alten und durch das Alter geheiligten Bestande ist die Sympathie der Rechtswissenschaft zugewandt auch in Kreisen, die von der Romantik der historischen Schule nichts mehr wissen wollen. Das ist begreiflich. Das vom Alter geheiligte Recht kann ohne Zweifel ein höheres Ansehen beanspruchen, als ein Recht, das in seiner Zweckmäßigkeit seine Rechtfertigung suchen muß. Darum bemüht sich die rechtsgeschichtliche Forschung mit Vorliebe, das Privatrecht aus ferner und fernster Vergangenheit herzuleiten, darum findet die juristische Dogmatik Befriedigung darin, daß sie den aus Zweckerwägungen hervorgegangenen modernen Zutaten einen Anteil an der Würde des altgewordenen Rechts verschafft, indem sie altes und neues Recht zu einem frei von aller Theologie in sich selbst ruhenden System verschmilzt.

Wie könnte bei dieser Grundstimmung ein Vorschlag, das Privatrecht in größerem Umfang Zwecken der Volkswirtschaft und des gesellschaftlichen Lebens dienstbar zu machen, auf die erforderliche Unterstützung rechnen?

Aber auch angenommen, es gelänge, das Interesse derer zu gewinnen, die durch ihre Kenntnis des Privatrechts und seiner geschichtlichen Zusammenhänge mit der Kulturentwicklung zum Urteil über die Tauglichkeit des Mittels berufen wären, welche Schwierigkeiten würden sich auftürmen, ehe ein Entwurf zum Gesetz werden könnte!

Auf einige Sympathien hätte zwar der Zweckgedanke auch schon in der hinter uns liegenden Friedenszeit rechnen können.

Ein junger Philosoph hat in einem kurz vor dem Kriege erschienenen Buch gesagt, was den begabten Arbeiter quält, sei die Aussichtslosigkeit des Emporrückens. Die wichtigste Frage sei die, ob es nicht Mittel gäbe, die ohne den Zwang des Sozialismus das Bildungsprivileg des Besitzes vereiteln und damit den Grund beseitigen, aus dem der Kapitalismus kulturfeindlich zu nennen sei.

So haben auch andere gedacht, es sei nicht gut, wenn der talentvolle Sohn des tüchtigen Fabrikarbeiters nur durch außergewöhnliche Glücksumstände über die Volksschule hinaus gelangen könne. Das sei nicht gut, weil es eine die Volkseinheit zerrüttende Verbitterung erzeuge. Neid und Mißachtung habe es immer zwischen Besitzenden und Besitzlosen, zwischen Arm und Reich gegeben, nicht aber die Entfremdung unserer Tage. Diese Entfremdung und damit der Klassengegensatz sind erst erwachsen, seit dem Unbemittelten mehr und mehr, und in Deutschland mehr als etwa in Amerika die Hoffnung schwand, sich oder doch seine Kinder durch wirtschaftliche Tüchtigkeit zu höheren Sphären emporzuheben. Es sei aber auch nicht gut für die wirtschaftliche Arbeit und die Kulturentwicklung der Nation im ganzen, wenn die intellektuellen und ethischen Kräfte der sogenannten unteren Klasse in Hoffnungslosigkeit verkümmern. Wir haben uns bemüht, unserem Boden den größten Ertrag abzugewinnen, allen Naturkräften die höchsten Leistungen abzuzwingen. Sollten wir nicht ebenso bestrebt sein, die in den Menschen schlummernden Energien zu entwickeln und sie für unser Wirtschafts- und Kulturleben auszunutzen?

Allein die so dachten und sich nicht mit unfruchtbarer Klage begnügten, waren gewohnt, andere Wege zum Ziel zu empfehlen.

Jener Philosoph forderte eine Demokratisierung der Bildungsmittel in dem Sinne, daß die Geburt fortan niemanden mehr, der von besonderer Begabung ist, an einer höheren Laufbahn hindert. Die experimentelle Psychologie habe schon gute Methoden zur Feststellung der Begabungen gefunden. Auf solche Weise geschulte Kommissionen sollen die Talente der unteren Klassen in Sonderschulen bringen, für die der Staat große Fonds zur Verfügung zu stellen habe. So sollen die Begabtesten aus der Besitzlosigkeit über die Bildung zum Besitz und zum maßgebenden Einfluß auf das Leben von Volk und Staat hinaufgeführt werden.

Andere wollten die Sache gleich an diesem Ende anfassen. Allen sollen ohne Unterschied des Besitzes und der Bildung die gleichen politischen Rechte gewährt werden. Die Fähigsten werden sich mit deren Hilfe zur Bildung und zum Besitz aufschwingen. Freilich pflegt sich dieses französische Rezept nur zu bewähren, wo der Partei- und Klassenkampf tobt. Aber dafür ist dieser Weg kurz und verhältnismäßig bequem. Von denjenigen, die ihn schätzen gelernt hatten, war kaum zu erwarten, daß sie den weiteren und mühseligen Weg aus der Besitzlosigkeit durch Arbeit zum Besitz, vom Besitz zur Bildung, von der Bildung zur politischen und sozialen Stellung den Vorzug geben würden.

Wie groß war endlich die Zahl derer, die gar keine Veranlassung oder gar Nötigung sahen, der Arbeitstüchtigkeit eine Treppe zu bauen! Haben wir es nicht auch ohne sie in Handel und Industrie, in Technik und Wissenschaft, in Kunst und Gesittung so herrlich weit gebracht!

Angesichts solcher Widerstände erschien es bis in diesen Sommer zwecklos, Zukunftsgedanken zu äußern, die aus der geschichtlichen Untersuchung der Zusammenhänge zwischen Privatrecht und Volkswirtschaft ungesucht hervorgegangen waren.

Nun ist es anders geworden.

In furchtbarer Klarheit hat uns der Krieg offenbart, daß Deutschland inmitten seiner Feinde über den Krieg hinaus die ganze, durch keinen Klassenkampf geschwächte, sondern vollentwickelte Kraft aller seiner Kinder bitter nötig hat.

Nun ist die Frage nach dem deutschen Recht der Zukunft aufgegangen in der Frage nach dem Recht unseres deutschen Vaterlandes auf die Zukunft — und dem Lebensrecht des deutschen Volks wird kein Hindernis widerstehen.

Staatenbund von Nordeuropa

Von Justizrat Bamberger

Am 3. Juli 1866 wurde die Schlacht bei Königgrätz geschlagen. In der Nacht zum 5. Juli traf im Hauptquartier ein Telegramm des Kaisers Napoleon ein: Der Kaiser Franz Joseph habe ihm Venetien abgetreten und seine Vermittlung angerufen; der glänzende Erfolg der Waffen des Königs nötige ihn, aus seiner bisherigen Zurückhaltung herauszutreten.*) Sogleich entschloß sich der Ministerpräsident, den Frieden „auf der Basis der territorialen Integrität Österreichs" anzuraten; im Falle französischer Einmischung müsse unter mäßigen Bedingungen sofort Friede und womöglich ein Bündnis geschlossen werden, um Frankreich anzugreifen. Im Hinblick auf spätere Beziehungen sollte indessen jede kränkende Erinnerung für das österreichische Ehrgefühl, namentlich ein triumphierender Einzug in Wien, vermieden werden. Mit dieser Ansicht stand Bismarck im Hauptquartier allein, sämtliche Generale und der König selbst waren dagegen; man bezeichnete ihn als den „Questenberg im Lager". Am 23. Juli fand unter dem Vorsitz des Königs Kriegsrat statt. Der Kriegsrat entschied gegen Bismarck. Er stand schweigend auf, ging in sein anstoßendes Schlafzimmer und wurde von heftigem Weinkrampf befallen. Als er sich erholt hatte, arbeitete er eine Denkschrift aus und bat am Schlusse den König, bei Weiterführung des Krieges ihn seiner Ämter zu entheben. „Österreich schwer zu verwunden, dauernde Bitterkeit und Revanchebedürfnis mehr als nötig, zu hinterlassen, müßten wir vermeiden, vielmehr uns die Möglichkeit, uns mit dem heutigen Gegner wieder zu befreunden, wahren und jedenfalls den österreichischen Staat als einen Stein im europäischen Schachbrett und die Erneuerung guter Beziehungen mit demselben als einen für uns offenzuhaltenden Schachzug ansehen. Wenn Österreich schwer geschädigt werde, so würde es der Bundesgenosse Frankreichs und jedes Gegners werden." An der Hand der ausführlichen Denkschrift hielt Bismarck am folgenden Tage dem König Vortrag. Er entwickelte alle politischen und militärischen Gründe, die gegen eine Fortsetzung des Krieges sprachen; obenan stand die Rücksicht auf die zu erwartende Einmischung Frankreichs. König Wilhelm verblieb auf seinem

*) Vgl., auch für das Folgende: Fürst Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. Stuttgart 1913. Kapitel 20, Abschnitt IV und V.

Standpunkt. Der Hauptschuldige dürfe doch nicht ungestraft ausgehen, die Verführten könne man leichter davon kommen lassen, deswegen seien Gebietsabtretungen von Österreich unerläßlich. Bismarck erwiderte: „Wir hätten nicht eines Richteramtes zu walten, sondern deutsche Politik zu treiben. Österreichs Rivalitätskampf gegen uns sei übrigens nicht strafbarer, als der unsrige gegen Österreich. Er wolle auch vermeiden, in dem künftigen deutschen Bundesverhältnis verstümmelte Besitze zu sehen, in denen der Wunsch nach Wiedererlangung des früheren Besitzes mit fremder Hilfe lebendig werden könne, es würden das unzuverlässige Bundesgenossen werden. Es sei von hoher Wichtigkeit, ob die Stimmung, die wir bei unseren Gegnern hinterließen, unversöhnlich, die Wunden, die wir ihnen und ihrem Selbstgefühl geschlagen, unheilbar sein würden. Der König wurde im Laufe der Erörterung so erregt, daß der Vortrag abgebrochen werden mußte. Der Ministerpräsident kehrte in sein Zimmer zurück in der Stimmung, ob es nicht besser sei, aus dem offenstehenden, vier Stock hohen Fenster zu fallen. Plötzlich trat der Kronprinz ein. Er erklärte sich bereit, mit seinem Vater zu sprechen. Die Unterredung dauerte eine halbe Stunde. Dann erging der Bescheid: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stich läßt, und ich hier außerstande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohne erörtert und da sich derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen." — Für Bismarck war es trotz der Schärfe der Ausdrücke eine erfreuliche Lösung der für ihn unerträglichen Spannung und es verblieb ihm an den Vorgang nur die schmerzliche Erinnerung, daß er seinen Herrn, den er liebte, so hatte verstimmen müssen.

Welch hohes Verdienst sich der damalige Ministerpräsident durch weise Mäßigung und Selbstbeherrschung erworben hat, darüber ist heute kein Wort zu verlieren. Nach dem französischen Kriege, 1871, lagen die Dinge anders. Aber auch Frankreich gegenüber ging Fürst Bismarck nicht darauf aus, so viel Gebietsabtretung wie möglich, durchzusetzen. Selbst der Besitz von Metz erschien ihm nicht unbedingt wünschenswert. „Ich mag nicht so viele Franzosen in unserem Haus, die nicht drin sein wollen. Es ist mit Belfort ebenso, auch dort ist alles französisch."*)

Wenn die Erinnerung an große Tage der Vergangenheit wachgerufen wird, so geschieht es nicht in dem Sinne, als ob die Lehren jener Zeit unmittelbare Anwendung auf die vielfach andersgearteten Verhältnisse der Gegenwart finden könnten. Es ist aber vielleicht nützlich, darauf hinzuweisen, daß der Meister der Staatskunst allezeit ebenso maßvoll, wie entschlossen war, daß er sich auch von dem größten Erfolg nicht blenden ließ, sondern darüber hinaus weit in die Zukunft blickte, auf der Höhe des Triumphes unerschütterlich in Ruhe und

*) Moritz Busch, Graf Bismarck und seine Leute. Band II, Seite 373.

Besonnenheit. — Es liegt nahe, daß das künftige Schicksal des Königreichs Belgien schon jetzt den Gegenstand vieler Erörterungen bildet. In der Presse wurde die Ansicht vertreten, Belgien müsse ganz oder zum großen Teil dem Deutschen Reich einverleibt werden. Wenn solche Ansichten und Stimmungen im feindlichen Ausland bekannt geworden sind, so kann das der endgültigen Regelung der belgischen Frage förderlich sein. Ob es jedoch richtig wäre, die Drohung zur Ausführung zu bringen, das darf man bezweifeln. Fast alle Bedenken, die oben wiedergegeben sind, würden sich von neuem erheben. Die vom Standpunkt des Eroberers vollkommen berechtigte Maßregel würde dem belgischen Selbstgefühl unheilbare Wunden schlagen. Bitterkeit und Rachsucht würden dauernd lebendig bleiben. Deutschland hätte einen unversöhnlichen Feind im Lande, auf den jeder Gegner rechnen könnte. Als Provinz, wie als Reichsland, wäre Belgien eine beständige Kriegsgefahr. Das Gewicht dieser Bedenken wird nicht vermindert durch die Erwägung, daß Belgien sich in dem gegenwärtigen Kriege auf die feindliche Seite gestellt hat und daß in wiederholten Fällen grausam, ja unmenschlich gegen deutsche Soldaten und selbst gegen Verwundete verfahren ist. Denn über die Frevler sind, soweit es möglich war, strenge Strafen nach Kriegsrecht verhängt. Und wenn Belgien der englischen und französischen Verführung zum Opfer fiel, so beruhte das auf der mangelnden Widerstandskraft des Verführten, auf der Ohnmacht des Kleinstaates. Für jeden Kleinstaat kommt der Augenblick, da er zum Spielball stärkerer Mächte wird, wenn er es versäumt, die Folgerungen aus seiner unhaltbaren Lage zu ziehen, wenn er versäumt, festen und dauernden Anschluß an eine Großmacht zu suchen. Mag er sich bei kriegerischen Verwicklungen entscheiden, wie er will, er läuft immer Gefahr, wenn die getroffene Wahl sich später als verfehlt erweist, seine staatliche Unabhängigkeit einzubüßen. So sind 1866 deutsche Kleinstaaten von der Karte Europas verschwunden, weil sie bei ihrer Entscheidung nicht das Richtige getroffen haben. Deswegen könnte auch Belgien sich nicht beklagen, wenn ihm dasselbe Schicksal zuteil würde. Nur darf der Gesichtspunkt der Bestrafung nicht dahin führen, das eigene Interesse zu verletzen. Dieses Interesse wäre aber gefährdet, wie oben dargelegt wurde. Berücksichtigt man vollends, daß in Belgien nicht allein die herrschende Sprache französisch ist, sondern auch die Gesinnung und Bildung*), so muß es recht bedenklich erscheinen, ein solches Land dem Deutschen Reich einzuverleiben. Sind doch selbst mit Elsaß-Lothringen teilweise schlechte Erfahrungen gemacht worden; die Besorgnisse des Fürsten Bismarck nach der Richtung haben sich als nicht unbegründet erwiesen. Ganz anders stellt sich die Rechnung, wenn es gelingt, mit Belgien gleichzeitig zum Frieden und zum Abschluß eines dauernden Schutz- und Trutzbündnisses zu gelangen. Worin die Vorteile eines derartigen Bündnisses für beide Teile bestehen, das liegt auf der Hand. Belgien behält in dem Fall

*) Vergl. Otto von Pfister, Belgien (Grenzboten vom 23. September 1914).

seine bisherige Unabhängigkeit, die durch den Verlauf des Krieges doch sehr in Frage gestellt ist, und es gewinnt den Schutz der stärksten Militärmacht Europas, die sich eben jetzt gegen eine Welt von Feinden, selbst nach feindlichem Zeugnis, ruhmvoll behauptet. So führte der bittere Streit, den keines von beiden Ländern gewollt, den eine unglückliche Verkettung von Umständen herbeigeführt hat, zu einem versöhnenden Abschluß. Der Sieger läßt Milde walten gegen den Besiegten Belgien seinerseits kann Deutschland so viel nicht bieten. Immerhin ist es wirtschaftlich, wie militärisch leistungsfähig genug. Das reiche, dicht bevölkerte Land umfaßt 30 000 Quadratkilometer mit $7^1/_2$ Millionen Einwohnern und es verfügt über einen Kolonialbesitz, der achtzigmal so groß wie das Mutterland, und beinahe dreimal so stark bevölkert ist. Das Heer wird für den Kriegsfall auf 200 000 Mann berechnet, die durch 160 000 Mann Bürgergarde verstärkt werden. Belgiens Staatseinnahmen mit 600 Millionen jährlich sind so groß, wie die von Dänemark und Schweden zusammengenommen. Selbstverständlich ist, daß Deutschland angesichts der Erfahrungen, die es mit der belgischen Neutralität gemacht hat, und der schweren Opfer, die es an Gut und Blut bringen mußte, sich nicht darauf verlassen kann, daß ein Bevollmächtigter seinen Namen auf ein Stück Papier setzt. Ein deutsch-belgischer Bündnisvertrag müßte vielmehr durch eine Militär-Konvention mit greifbaren Unterlagen gesichert werden. Wird die Verbindung solchergestalt zum Schutze beider Teile mit festen Klammern umschlossen, so stellt sie den ersten, bedeutungsvollen Schritt zur Bildung eines machtvollen Staatenbundes dar, der sämtliche dem Deutschen Reich benachbarten kleineren Staaten mit diesem vereinigt. Unter dem Gesichtspunkt gewinnt ein deutsch-belgisches Bündnis eine über seine nächsten Ziele weit hinausgehende Bedeutung. Dann erfüllt sich der Wunsch eines großen Toten. Denn es war Major Hellmut von Moltke, der schon im Jahre 1841 für ein deutsch-belgisches und ein deutsch-dänisches Bündnis nachdrücklich eingetreten ist.*) — Schwierigkeiten wird die Verwirklichung des Gedankens eines nordeuropäischen Staatenbundes sicherlich bieten. Doch muß eine unbestreitbare Wahrheit dem Plane zustatten kommen. Deutschland hat den Beweis geliefert, daß es dem Bundesgenossen Treue hält und daß es nicht nur den Willen, sondern auch die Kraft besitzt, ihn zu schützen. Soll der Staatenbundsgedanke verwirklicht werden, so erfordert die Aufgabe in allen beteiligten Ländern die Arbeit vieler einsichtiger Männer, die zum Besten ihres Landes und der Menschheit dafür eintreten, — am letzten Ende aber verlangt sie einen Mann, der mit starker Hand, mit klarem Kopf und warmem Herzen über jeden Widerstand hinweg das Werk zum Ziele führt.

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 1. November 1841. Vgl. Grenzboten vom 23. September 1914.

Die Zukunft der Dänenfrage

Von Rechtsanwalt Dr. jur. Hans R. Schäfer

Der deutsch-dänische Gegensatz in der Nordmark hatte in den letzten Jahren eine Zuspitzung erfahren, wie nie zuvor. Mancher im Reich hatte ihn nie für ganz ernst genommen und geglaubt, daß die Bewegung hüben wie drüben nur ein Sturm im Wasserglase sei. Wer aber der großen Versammlung am 14. Dezember 1913 in Flensburg beigewohnt, wer gesehen hatte, daß hier nicht politische Streber, sondern ernste, erfahrene und bewährte Männer aller Lebenskreise sich zu flammendem Aufruf an das deutsche Volk zusammenfanden, der hatte erkennen müssen, daß es sich hier um Dinge von weittragender Bedeutung handelte. Hier wurde klar, daß starke Kräfte am Werke seien, um Teile des deutschen Volkstums und des deutschen Machtbereichs abzubröckeln, und daß ihnen nicht überall mit gleicher Stärke entgegengewirkt sei.

Die Befürchtungen, die hiernach berechtigt erschienen, erfüllten sich nicht. Wohl kam der Krieg, der vor einem halben Jahr noch vielen als eine so entfernte Möglichkeit erschien, daß man glaubte, nicht damit rechnen zu brauchen. Nicht aber kam der Anschluß Dänemarks an unsere verbündeten Gegner, kein Landungsversuch an der jütischen Küste, kein Versuch einer Loslösung Nord-Schleswigs. Der „dänische“ Abgeordnete stimmte für die Kriegsgesetze des deutschen Reiches so gut wie jeder andere. Daraus, daß ein Ereignis, welches man befürchtet hat, nicht eintritt, läßt sich nicht immer der Schluß ziehen, daß nicht auch die Gefahr seines Eintretens bestanden hat und daß es nicht klug war, ihm entgegen zu arbeiten. Noch wissen wir nicht, welche Umstände bei der Entwicklung der Dinge mitgespielt haben. Daß England seinen alten Plan, auf dem Wege über Dänemark und mit dessen Unterstützung in Schleswig-Holstein einzufallen, von vornherein ausgeschieden hatte, können wir kaum glauben. Weder trauen wir ihm zu, daß irgendeine andere Rücksicht als diejenige für das eigene Wohl es veranlassen könnte, die Schrecken des Krieges einem „befreundeten“ Staate zu ersparen, noch konnte es im Anfange des Krieges übersehen, daß ein solcher Plan gegenüber unserem hochentwickelten

Unterseeboots- und Minenwesen ebenso unausführbar geworden war, wie es jetzt die Truppentransporte über den Ärmelkanal sind. Je mehr letzteres klar wird, desto mehr wird man sich die Nichtverwirklichung der dänischen Gefahr in erster Linie daraus erklären, daß die Kopenhagener Regierung über den wahren Stand der Kräfteverhältnisse besser als andere unterrichtet war und daher Englands Wünschen einen Widerstand entgegensetzte, den dieses mit Gewalt nicht brechen wollte, weil es nicht konnte.

Wie dem nun auch sein mag: es steht heute bereits außerhalb des Kreises der Wahrscheinlichkeit, daß Dänemark gegen Deutschland in den Krieg eingreift, daß es englischen Truppen den Durchzug gestattet, daß es auf deutschem Boden bestehende Ablösungsversuche unterstützt oder von solchen Unterstützung empfängt. Was wird sich daraus für die Zukunft ergeben? Gewöhnlich pflegt man zu sagen, die dänische Frage sei eine doppelte. Neben dem Bestreben, Nord-Schleswig politisch mit Dänemark zu vereinigen, stehe das Vordringen der dänischen Sprache und Kultur, die Bekämpfung des Deutschen auf gesellschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiet. Sieht man diese letzteren Erscheinungen als etwas Selbstverständiges an, so wird man auch ihr Fortbestehen befürchten und die Deutschen zu immer neuem Kampfe auf diesen Gebieten aufrufen. An eine solche Entwicklung glauben wir indessen nicht. Die politische und die wirtschaftlich-kulturelle Frage stehen in Wechselbeziehung. Sobald jene wegfällt, verliert diese ihren feindlichen Charakter. Es ist durchaus irrtümlich, wenn man annimmt, daß Brüder verschiedener Sprache nicht einträchtig beieinander wohnen können. Die Schweiz lehrt das Gegenteil und sie wehrt sich kräftig dagegen, wenn von außen her versucht wird, aus der Verschiedenheit der Sprachen Gegensätze in ihr Volksleben hineinzutragen. Aber wir brauchen noch gar nicht soweit zu gehen. Hat es jemals eine litauische Frage gegeben? Hat eine hochdeutsche Bank jemals einem Plattdeutschen eine Hypothek verweigert? Hat je eine wendische Amme Bedenken getragen, in ein deutsches Haus zu gehen? Ist irgendwo verboten, friesisch zu predigen? Von alle dem hat man nie gehört. Im Gegenteil: wir sind stets bemüht gewesen, die Überreste selbständiger Stämme zu erhalten und zu pflegen. Sie haben unser Volkstum nicht überflutet, sondern befruchtend darauf eingewirkt. Nicht anders würde es auch mit unseren Dänen sein, wenn sie zufällig ihre Wohnsitze im Thüringer Walde statt an des Reiches Nordgrenze hätten. Nie hat man ihre wertvollen Eigenschaften, ihre Sittlichkeit, ihre Glaubenstiefe, ihre wirtschaftliche Tüchtigkeit angezweifelt. Ihr Streben nach Erhaltung und Stärkung ihrer Eigenart wurde nur dadurch gefährlich, daß es den Boden abgeben konnte für eine politische Abbröckelung, die des Reiches Sicherheit und Ehre nicht gestattete. Nur die Notwendigkeit, hiermit zu rechnen, trieb den Kampf auf die Spitze und ließ ihn all die traurigen Erscheinungen an Gehässigkeit, Gesinnungsriecherei, Familienzwist und Kirchenstreit zeitigen, für die eigentlich beide Teile zu gut gewesen wären.

Jetzt aber wird sich das Blatt wenden. Daß Dänemark, auf sich angewiesen, niemals das Deutsche Reich angegriffen hätte, um einen Teil davon zu erobern, daran hat nie jemand gezweifelt. Es erweist sich jetzt aber, daß Dänemark auch die Gelegenheit nicht benutzt, die es in der gegenwärtigen Weltlage immerhin finden könnte. Der Krieg nach drei Fronten war das Zukunftsbild, auf das nicht nur unsere militärische Rüstung seit langem eingestellt werden mußte. Er war auch bestimmend für alle Fragen der inneren und äußeren Politik. Mit seiner Beendigung werden wir in einen neuen Abschnitt der Geschichte eintreten. Geht er, wie wir alle überzeugt sind, für uns günstig aus, so ist die erste und letzte Gelegenheit für Dänemark verstrichen, einen Versuch zu einer Eroberung zu machen. Dann aber werden die politischen Gegensätze, weil sie kein Ziel mehr haben, von selbst einschlafen. Damit wird gleichzeitig der Kampf auf wirtschaftlichem Gebiete aufhören; denn eine volkswirtschaftliche Grundlage hat er nicht. Bleiben wird nur das Streben nach Erhaltung der eigenen Sprache in Kirche, Schule und Haus. Das aber kann unter den geänderten Verhältnissen keinen Schaden tun, ist im Gegenteil eine gute, konservative Sache. Ein Einlenken auf diesem Gebiete würde uns nach einem siegreichen Kriege niemals als Schwäche ausgelegt werden können. Kurzum: das Verhältnis der Deutschen im Reiche zu den Dänen in Nord-Schleswig wird kein anderes sein, als dasjenige zu den Litauern, Friesen und Wenden. Gleichzeitig wird aber auf dem Gebiete der auswärtigen Politik die Reibungsfläche zwischen Dänemark und Deutschland verschwinden. Beide Völker werden sich auf die Gemeinschaft ihrer Abkunft, ihres Glaubens, ihrer Kultur und ihrer wirtschaftlichen Interessen besinnen und, ohne in eine staatsrechtliche Gemeinschaft zu treten, doch die Segnungen eines brüderlichen Verhältnisses genießen.

Reste germanischen Volkstums in Nordfrankreich

Von Architekt H. A. Waldner

Das Studium der Spuren germanischer Art und Sitte, die sich in den Volksbräuchen, der Namengebung, der Sprache usw. in den nordfranzösischen Gebieten erhalten haben, hat öfter unsere Germanisten beschäftigt, und die Ergebnisse dieser Untersuchungen sind in manchen bedeutsamen Abhandlungen niedergelegt. Noch recht wenig ist dagegen auf dem Felde der Bauuntersuchung geschehen, besonders der Wohnbau dieser Gebiete wartet noch auf eine sorgfältige und planmäßige Untersuchung der erhaltenen Reste.

Das ist um so mehr zu verwundern, als in Deutschland und in den angrenzenden Teilen von Holland und Belgien die Erforschung der ältesten Wohnbautypen schon recht sorgfältig durchgearbeitet ist, wenn auch hier noch manche Fragen ihrer Lösung harren. Jedenfalls sind hier schon längst Altertumsforscher und Altertumsfreunde bemüht, das Vorhandene zu schützen und durch sorgfältige Aufnahmen des Bestandes einer wissenschaftlichen Durcharbeitung und Vergleichung sichere Anhaltspunkte zu geben.

Unterdessen ist leider in den einst germanischen Teilen Nordfrankreichs die beste Gelegenheit zur Erhaltung und Aufnahme der letzten Reste ältester Wohnweise versäumt worden. Welche Schäden der Krieg, der heute gerade in diesen Landen tobt, an den ohnehin so gefährdeten Überbleibseln mittelalterlicher Wohnweise auf dem Lande und in den kleinen Städten anrichten wird, läßt sich heute noch nicht übersehen. Jedenfalls wird aber die Pflicht, das Verbleibende wissenschaftlich zu untersuchen und durch Aufnahmen festzuhalten, eine wichtige Aufgabe für die germanische Kulturforschung nach dem Kriege bilden müssen.

Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß in einem Lande, in dem heute noch (in der einst sächsisch besiedelten Gegend von Boulogne) ein germanischer Dialekt lebt, auch die Bauweise der ländlichen Gebiete noch lange Erinnerungen an die alte germanische Hausbauweise festgehalten hat. Es ist ja bekannt, daß sich diese Grundformen bei der Landbevölkerung jahrhundertelang erhalten,

und wir brauchten gar nicht das Zeugnis von Viollet le Duc, der in den normannischen Gebietsteilen noch viele kleinere Bauten beobachtet hat, die an die Bauweise des Nordens und an die Hausbilder auf dem königlichen Wandteppich von Bayeux erinnerten. Leider ist Viollet le Duc nicht näher auf die Erforschung der Einzelheiten der verschiedenen Bauten eingegangen, die nach seinem Bericht im vorigen Jahrhundert noch häufig zu finden waren, und wir sind nach seinen Angaben nicht imstande, die Art der Grundrißbildung, der Hofanlage und andere wichtige Einzelheiten zu beurteilen. Ob solche Bauten vielleicht noch heute vereinzelt zu finden sind, ist sehr zweifelhaft, Streifzüge in den Gegenden, die Villet le Duc nennt, habe ich ohne Erfolg unternommen. Die kleinen Holzbauten sind meist den Erneuerungsarbeiten im neunzehnten Jahrhundert geopfert worden.

In den alten Städten der Normandie haben sich ja viele Fachwerkbauten noch erhalten. Wir können hier, ebenso wie bei den Bauten der deutschen Städte, voraussetzen, daß sich das städtische Bürgerhaus aus dem Organismus des Bauerhauses entwickelt hat. Eine planmäßige Untersuchung dieser mittelalterlichen Fachwerkbauten und eine vergleichende Betrachtung mit ländlichen alten Bauten, die sich doch wohl noch finden mögen, wäre gewiß eine Aufgabe, die zu wertvollen Vergleichen und Ergebnissen führen müßte.

Die Stellung des Hauses mit dem Giebel an der Straßenfront hat sich in Nordfrankreich, ebenso wie in den deutschen Städten, bis in das späte Mittelalter als allgemein angewandte Anordnung erhalten; erst die Bauordnungen haben die Stellung mit der Trauflinie an der Straße allgemeiner werden lassen. Aber auch dann noch suchte man durch mächtige Giebel über der Trauflinie das altgewohnte Bild festzuhalten, wie es so manche Straßenzüge in Lisieux und anderen alten normannischen Städten erkennen lassen.

Reste normannischer Holzbaukunst und Schmuckkunst zeigen viele dieser alten Bauten, deren Technik durch die Anwendung einer großen Zahl bogenförmiger Hölzer die Überlieferungen des Schiffbaues noch festgehalten haben, der in diesen Hafenstädten die Kunst des Zimmermanns zu hoher Vollendung entfalten half.

Auch in den einst fränkisch besiedelten Gebieten ist noch manche Spur fränkischer Bau- und Siedelungsweise erhalten geblieben. Das zeigen Dorfbilder in der Gegend von Laon und Soissons, auch solche in den nördlich angrenzenden Gegenden, die stellenweise die alte fränkische Gehöftbildung und Hausform noch erkennen lassen, so daß manche Dorfbilder mit den alten Linden am Dorfplatz an rheinische Dörfer gemahnen. Eine Untersuchung des alten „Litus Saxonicum" in den Ebenen um den Mont de Cassel wäre wegen einer hier noch vorkommenden Form des Eindachhauses sicher lohnend. Hier sind für die germanische Hausforschung noch beachtenswerte Aufgaben vorhanden, deren Bedeutung heute um so größer ist, als die nach dem Kriege einsetzenden Erneuerungsarbeiten manches Wichtige endgültig vernichten werden.

Größere und bedeutsamere Denkmäler als diese bescheidenen Wohnbauten hat ja allerdings der germanische Herrenstamm in den Kirchenbauten des Mittelalters geschaffen.

Für den deutschen Kulturforscher ist die Gegend, in die der nördliche deutsche Heeresflügel nach dem Durchbrechen der Sperrlinie Laon—La Fère eindrang, voll von Denkmälern von unvergleichlichem Wert. Hier grüßt zuerst auf gewaltigem Felsrücken, der unmittelbar aus den weiten Ebenen des nördlichen Tieflandes aufsteigt, die Kathedrale von Laon, das stolzeste und herbste Werk fränkisch-germanischen Bauschaffens. Welch ein Riesenwerk steht vor uns, wenn wir uns diesen Bau mit seinen sieben ragenden Türmen vollendet denken, wie er, die jetzt verschwundenen Mauern der gewaltigen mittelalterlichen Bergfestung überragend, das von Wäldern bedeckte Tiefland beherrschte. Noch heute, wo in dieser Gegend alles zahm und kultiviert geworden ist, wo eine flache, nüchterne, dürftige Bauweise die Abhänge des mächtigen Felsens verunziert, ist dieses Stadtbild überwältigend in seiner Großartigkeit.

Keine der späteren reicheren und feiner durchgebildeten Kathedralen steht dem deutschen Empfinden näher als dieses erhabene, männlich-ernste Werk. Kein Wunder, daß wir seinen stolzen und starken, dabei bis ins kleinste edlen und ausdrucksvollen Gliederbau in so manchen deutschen Tochterkirchen wiederfinden. In Naumburg und Limburg finden wir die schönsten und bekanntesten unter ihnen; besonders die letztere ist dem Vorbild auch an Schönheit der Lage ähnlich. Allerdings darf man nicht an einen Vergleich mit den riesigen Abmessungen des Vorbildes in Laon denken, die den bescheidenen Mitteln der deutschen Stifter nicht erreichbar waren.

In der Gestaltung der Fassade von Laon tritt das Streben, eine für sich bestehende, der Repräsentation entgegenkommende Front auf Kosten des Zusammenhanges mit dem übrigen Baukörper zu schaffen, noch ganz bescheiden auf. Die Hauptfront entwickelt sich klar und folgerichtig aus ihren Bestandteilen: den drei mächtigen Eingangsbauten, den beiden über den Seitenschiffen errichteten Türmen und dem Zwischenbau, dessen große Rose das hochgewölbte Mittelschiff außen wiederspiegelt. Die gewaltigen, männlich-gedrungenen Formen der Turmbauten sind in der Schönheit ihrer Umrisse und in der Folgerichtigkeit ihres Aufbaues gleich vollendet. Der mächtige Umriß des ganzen Bauwerkes zeigt sich am schönsten in der Ferne, wenn man den burgartigen hochragenden Bau aus der weiten Ebene im Norden oder aus dem freundlichen Hügelland der Aisne im Süden erblickt. So steht dieses Riesenwerk der Frühzeit fränkischer Kulturblüte als erste der großen Kathedralen vor dem Reisenden, der von Osten kommt. Sie leitet hinüber zu all den großen und vielbewunderten Bauten, die eine hochbegabte germanische Oberschicht in diesem Land geschaffen hat, ein Herrengeschlecht, dem später nach Jahrhunderten der Entartung und des Niederganges die große Revolution des Romanentums und Keltentums ein blutiges Ende bereitete.

Ein Blatt voll stolzer und erschütternder Erinnerungen liegt vor uns aufgeschlagen, wenn wir von den Türmen von Laon nach dem Soissonnais, hinüberschauen, wo Chlodwigs Frankenreich gegründet wurde, nach den Burgen und Städten, wo das Herrenvolk der Franken seine Blüte erlebte. Der Spruch des Schloßherrn auf dem nahen Coucy fällt uns ein, der das Denken dieses Herrengeschlechtes zeigt:

Roy ne suy
Ne Prince, ne Duc
Ne Comte aussi
Je suis le Sire de Coucy.

Es war die Zeit, da die fünf Meter dicken Mauern seines Schlosses diesen fränkischen Gaugrafen zum unumschränkten und unbesieglichen Herren in seinem Gebiet machten. Die nachgeborenen Söhne dieser Grafengeschlechter saßen auf den Bischofsitzen der Städte und bemühten sich, ihren Reichtum und ihre Macht durch stolze Kirchenbauten zu bezeugen. Sie bemühten sich um so mehr, als sie durch solche und andere Unternehmungen, namentlich Kreuzzüge, ihre unruhigen Untertanen in den zur Macht emporwachsenden Städten zu beschäftigen wußten. Deren Galliertemperament hatte ja schon Tacitus mit dem Ausdruck „nach neuen Dingen gierig" getroffen.

Drei Jahrhunderte später, als des vierten Heinrichs Kanonen sprachen, war es mit der Herrlichkeit des „Sire" von Coucy vorbei. Der galanteste der Könige, „stets einen Witz oder einen Kuß auf den Lippen", wußte sich hier einen besonders guten Scherz zu leisten und machte diese stärkste der Trutzburgen des fränkischen Adels zum Heim der Liebe und zur Wochenstube seines Schätzchens Gabrielle, die hier den bekannten César de Vendôme gebar.

Das Selbstbestimmungsrecht des fränkischen Adels war gebrochen, er durfte nur noch die Schranzen für den Königshof liefern, der für politische Aufgaben gefügigere Werkzeuge, vor allen Italiener, vorzog. Auch die Führung in der Kunst ging auf die Italiener über. Die Kunst der heimischen Steinmetzen wird verachtet und vernachlässigt, sie müssen unter Führung der Südländer umlernen. Die Baukunst des fränkischen Nordens, die einst bis weit in die welschen und slawischen Lande ihre Herrschaft ausdehnte, wird als „gotisches" Barbarenwerk von den italienischen Höflingen verspottet, köstliche Zeugen dieser Kunst werden vernichtet und verstümmelt, schon ehe die große Revolution, der Narrentanz des von allen Fesseln befreiten Galliertums, unzählige andere Zeugen der fränkischen Kunst des Mittelalters im sinnlosen bilderstürmenden Wüten vernichtete. Was die Kriege der älteren und neueren Zeit Frankreichs Kathedralen geschadet haben ist gering gegenüber den ungeheuren Schäden, die die Priester des „höchsten Wesens" in der Revolutionszeit durch planmäßige Vernichtung und die folgenden Geschlechter durch unbarmherzige Vernachlässigung angerichtet haben. Auch in Reims kann durch den Brand des Dachstuhls kaum ein Schaden entstanden sein, der nicht wieder auszubessern wäre, denn die oberen Teile des

Hochschiffes waren erst vor einigen Jahrzehnten vollständig erneuert worden, die alten prächtigen Glasgemälde der Fenster waren verschwunden, zum großen Teil im 18. Jahrhundert entfernt, „um die Belichtung des Raumes zu verbessern", zahllose Kostbarkeiten des Kirchenschatzes und der Inneneinrichtung zerstört oder verschleudert, und noch in den letzten Jahren mußten Sachverständige immer wieder klagen, daß die köstlichsten Bildwerke der Westfassade ohne genügenden Schutz und ohne Pflege in Wind und Wetter zerfielen.

Die zahlreichen schönen Landkirchen des Mittelalters in der Gegend an der Oise und Aisne haben in neuerer Zeit der baugeschichtlichen Forschung manche wichtige Aufgabe geboten, auch deutsche Forscher haben sich öfter mit ihnen beschäftigt. Sie zeigen uns die ältesten noch nachweisbaren Spuren jener Wölbweise, die die Grundlage der ganzen mittelalterlich-fränkischen Baukonstruktion bildet. Das Kreuzrippengewölbe wurde in dieser Gegend zuerst bei einer größeren Zahl kleinerer und mittlerer Kirchen angewandt, und die Bauweise läßt sich auf allen Stufen ihrer Weiterentwicklung bis zu den großartigen Gewölben der Kathedralen in dieser Gegend verfolgen. Diese Zerlegung der Gewölbe in tragende starke Rippen und getragene leichte Füllungsflächen hat ja erst die Möglichkeit der Überspannung so großer Kirchenräume vorbereitet. Ohne die planmäßige Entwicklung dieses neuen Wölbsystems, das mit den Traditionen der römischen Wölbungskunst brach, wären die leichten, freien, lichtdurchflutenden Raumschöpfungen der fränkischen Kathedralen niemals möglich gewesen. Der Bezirk zwischen den Städten Beauvais, Laon und Paris sah die ersten, noch schüchternen und rohen Versuche der Anwendung dieser Bauweise. Ob die Anregungen, die zu ihrer Anwendung führten, aus dem Orient kamen, ob der Holzbau mit seiner Zusammenfassung der Lasten auf einzelne Streben das Vorbild der Bauweise war, oder ob die Baumeister aus anderen Quellen schöpften, wird sich wohl nie sicher feststellen lassen. Es bleibt nur die Tatsache, daß die Entfaltung dieser Baugedanken aus ihren Anfängen ein Werk des Frankenstammes ist und daß auch auf der höchsten Stufe seiner Entwicklung das „opus francigenum" der mittelalterlichen Urkunden nur im Gebiet fränkischer Stämme wirklich heimisch wurde und zu reiner, voller Blüte gedieh.

So ist dieser alte Kulturboden der Täler der Oise und Aisne, der heute ein neues Ringen des Germanentums mit dem romanisierten Galliertum sieht, Zeuge so mancher gewaltigen Taten und erschütternden Leiden unserer Rasse geworden, die ihn für immer dem Andenken unseres Volkes heilig machen müssen.

Bücher für die Jugend

Von M. Kelchner

Wer sich die Berichterstattung über die neue Jugendliteratur erwählt, hat einen schweren Stand; soll er doch gleichsam zwei Personen in sich vereinigen: einmal ein Kind unter Kindern sein, das Urteil des Gefallens und Mißfallens vom kindlichen Standpunkt fällen, — der oft demjenigen des Erwachsenen völlig entgegengesetzt ist —, dann aber auch den erzieherischen Wert der Jugendschrift, sei es Bilderbuch, Märchenbuch oder historische Erzählung, prüfen. Weder das Kind noch der Erzieher dürfen in der Person des gewissenhaften Berichterstatters zu kurz kommen, denn nur das, was dem Kinde gefällt, vermag im Sinne des Erziehers zu wirken, anderseits ist nicht alles, was dem Kinde gefällt, erzieherisch wertvoll. Daß die Empfehlung eines Buches in allen Fällen der idealen Syntheſe beider Forderungen entspricht, ist nicht zu erwarten, und so bleibt denn jedes Buchgeschenk ein Griff ins Ungewisse. Nur das entschiedene „Nein" heischt Geltung, doch braucht es bei den in diesem Jahre leider spärlichen Angeboten unserer Verleger erfreulicherweise nicht in Aktion zu treten.

Zunächst fallen die historischen Schriften in die Augen, ist doch der Geist der Gegenwart, trotz ihrer vorwärtsstürmenden Hast im Erleben gewaltiger Ereignisse, trotz aller Wundertaten der Technik, durchaus historisch orientiert. Folgen wir dem Zeitlauf, so muß an erster Stelle R. Münchgesangs prächtige Sammlung von „Geschichten aus dem klassischen Altertum" (Ernste und heitere Erzählungen nach griechischen und römischen Quellen. Mit Bildern von F. Müller, Münster. Verlag von Enßlin und Laiblins, Reutlingen. Preis 3,50 Mark) erwähnt werden. Der Verfasser vermeidet glücklich jede altertümelnde Manier und bringt gerade durch die schlichte Form der Erzählung den Geist der Griechen- und Römerzeit der Jugend nahe. Daß das Interesse für das Altertum durch die gegebene Lage der Dinge in der Gegenwart durchaus nicht zurückgedrängt zu werden braucht, hat Dr. F. Eggerding erst kürzlich in seinem schönen Aufsatz „Die Feuerprobe des humanistischen Gymnasiums" (Heft 40 d. J. der Grenzboten) dargetan, und die vorliegende Sammlung von Erzählungen wird seine dort vertretene Auffassung von den auch Schülern einleuchtenden lebendigen Beziehungen zwischen dem Einst und Jetzt, die auf der unwandelbaren Be-

schaffenheit der menschlichen Natur beruhen, bestätigen. Die prächtige Ausstattung empfiehlt das Buch besonders als Geschenk.

Der Gegenwart zeitlich näher gerückt sind wir durch die von Felix Salten erzählte Lebensgeschichte „Prinz Eugens" (Verlag Ullstein u. Co., Berlin und Wien 1915. Preis 1 Mark). Die Taten dieses Helden in unterhaltsamer Form der Jugend vorzuführen, ist gewiß verdienstvoll, zumal die Österreicher, Türken, Belgrad usw. durch die Ereignisse der Gegenwart an „Aktualität" gewonnen haben.

Je näher wir der Gegenwart kommen, desto größer werden die Gefahren der historischen Jugendschriftstellerei, sofern sie vaterländische Geschichte behandelt, denn nicht selten ist der Versuch, mehr oder weniger gewaltsam Patriotismus zu säen. Aber gerade die Hingabefähigkeit an das Erbe der Väter ist keusch wie jede wahre Liebe und zerstiebt, wo ein „Du sollst" oder gar ein „Du mußt" sein Recht fordert. Von den Büchern, die teils neu erschienen, teils aufs Neue in Erinnerung gebracht sein wollen, trägt die hübsche Arbeit von Professor Dr. J. W. Otto Richter „Deutschlands Befreiung 1813" (Stephan Geibel Verlag, Altenburg, S.-A. Preis 3,50 Mark) nicht den Stempel überschwenglicher Gefühlsseligkeit, entbehrt jedoch nicht der Wärme und wird größeren Knaben ein Bild der Zeit vermitteln, das sicher geeignet ist, jugendliche Herzen zu entzünden. Die Schilderung der Leipziger Völkerschlacht aus diesem Werk ist auch als Sonderdruck erschienen (Preis 1 Mark). Im gleichen Verlage hat Walter Heichen unter dem Titel „Helden" in Heften zu 25 Pf. eine Reihe von Erzählungen herausgegeben, die bereits in mehreren Bänden vorliegen. Wir haben gegenwärtig Band III (Preis 1,80 Mark) in der Hand, der aus der Napoleonischen Zeit berichtet. Die häufige Anwendung der Gesprächsform bewirkt eine gute Verlebendigung der historischen Persönlichkeiten und wird den Leser leicht in den Bann des Erzählers zwingen.

Die Gegenwart berühren die Bände 28, 29 und 30 der „Deutschen Seebücherei", in der bekanntlich Erzählungen aus dem Leben des deutschen Volkes zur See für Jugend und Volk von Professor Dr. J. W. Otto Richter (Verlag von Stephan Geibel, Altenburg) herausgegeben werden. Jeder Band kartoniert 1 Mark, in Geschenkband 1,50 Mark. Die erwähnten Bände enthalten Schilderungen unserer Marine bei der Unterdrückung des Herero-Aufstandes 1904/05 (28), Einzelbilder aus der Geschichte unserer Marine (29) und eine Darstellung der Entwicklung unserer Flotte unter Kaiser Wilhelm dem Zweiten (30). — Außerdem sind die von Emil Ferdinand Malkowsky bei Enßlin und Laiblins in Reutlingen herausgegebenen 10-Pfennighefte „Der Weltkrieg 1914" zu nennen. Es handelt sich hier um die Darstellung der bedeutenden Ereignisse der Gegenwart in Wort und Bild. Die Heftchen, die für sich abgeschlossen sind und in zwangloser Folge, zum Teil wöchentlich, erscheinen, bieten im Zusammenhang eine fortlaufende, knappe Geschichte des Krieges samt episodenhaften Schilderungen einzelner Vorgänge nach Zeitungsberichten, und dürften nicht nur Knaben, sondern auch jungen Männern daheim, im Felde oder im Lazarett recht willkommen sein.

Eine andere Gruppe literarischer Erzeugnisse bilden die Darstellungen historischer Begebenheiten in Romanform. Die Zeit des Rückzugs der Napoleonischen Armee aus Rußland hat Kurt Delbrück in seiner Erzählung „1812

Von Moskau bis zur Beresina" (Verlag von Stephan Geibel, Altenburg, S.-A. Preis 1,80 Mark) gleichsam als mächtigen Rahmen benutzt, um eine Familiengeschichte hineinzuspinnen. Zwei andere Erzählungen aus der Vergangenheit sind „Die Pfalzgrafen von Sulzbach" von Emmy Seifert (Verlag von S. F. Steinkopf, Stuttgart, 1914), Preis 1,20 Mark, und „Der Ritt nach Navarra" von Lotte Gumtau (ebenfalls bei Steinkopf 1914, Preis 1,20 Mark). Erstere berichtet ohne Überhitzung von den Glaubenskämpfen des Städtchens Sulzbach im Reformationszeitalter nach einer Oberpfälzer Chronik, letztere schildert das Schicksal einer gräflichen Familie im vierzehnten Jahrhundert. Alle drei Bücher sind jugendlichen Lesern angepaßt. Besonderes Interesse wird die Erzählung aus dem großen Krieg 1914 „Wir halten aus!" von Wilhelm Momma (Enßlin u. Laiblins Verlagsbuchhandlung, Reutlingen, Preis gebunden 1,20 Mark) erregen. Im Mittelpunkt steht eine ostpreußische Familie: der Mann kämpft in Belgien, Frau und Kind werden aus der Heimat vertrieben. Tapfer hält jeder an seiner Stelle stand. Nicht nur der Kampf der Waffen, sondern auch die Kämpfe der Seele, die der Krieg mit sich bringt, werden der Jugend vorgeführt, und das ist gewiß gut. Da der Verfasser der Erzählung Lehrer ist, versteht er es wohl, ein Bild des Krieges in seinen mannigfachen Erscheinungsformen zu entwerfen, das jugendliche Geister auf die Bahn lebhaften Miterlebens führt.

Halbwüchsige Knaben sind aber nicht nur für das Vaterländische, sondern auch für das Abenteuerliche zu haben, und auch das hat sein Gutes. Initiative, Mut, Tatkraft pflegen den ungewöhnlichen Lebenslauf zu bestimmen; deshalb werden Schilderungen, in denen diese Eigenschaften Triumphe feiern, auch pädagogische Geltung beanspruchen dürfen. An dieser Stelle muß vor allem auf „Heinz Stirlings Abenteuer im Frieden und im Kriege" von Fedor von Zobeltitz (Verlag Ullstein u. Co., Berlin, Wien, 1915. Preis 3 Mark) hingewiesen werden. Heinz Stirling wird sechzehnjährig Waise, muß die begonnene Lehrzeit als Techniker in einer Fabrik aufgeben, um im Kurzwarenlager seines Vormunds untergebracht zu werden. Die erste Gelegenheit benutzt er zur Flucht in die weite Welt, die sich ihm sowohl von ihrer angenehmen, als auch von ihrer unangenehmen Seite zeigt. Bis zur allerjüngsten Zeit verfolgen wir sein Schicksal: er befindet sich in Belgien am Vorabend des Krieges und es gelingt ihm, die in Lüttich einziehenden deutschen Truppen vor einem meuchlerischen Überfall zu warnen. Das flott geschriebene Buch mit dem „höchst aktuellen" Einschlag wird zweifellos viel Freunde erwerben.

Den Eindruck der Lebenswahrheit macht das Buch „Vom Fremdenlegionär zum preußischen Unteroffizier von Peter Adtorf (Verlag von Stephan Geibel, Altenburg, S.-A. Preis 1,50 Mark). Es schildert in schlichter Form die Erlebnisse eines Deutschen während seiner achtjährigen Dienstzeit in der Fremdenlegion. Die Erzählung kann jungen Burschen zur Warnung dienen, Gesundheit und Leben für ein fremdes Volk einzusetzen. Ohne lehrhaft zu sein, wird sie ihren Zweck, aufklärend zu wirken, erfüllen.

Abenteuerliches bieten schließlich die Zwanzigpfennighefte der bekannten und beliebten „Münchener Jugendschriften" (Butzon und Bercker, Kevelaer). Unter den vorliegenden fünf Heften finden wir „Münchhausens wunderbare Reisen und Abenteuer" von G. A. Bürger in einer auf pädagogischen Erwägungen

beruhenden Auswahl und Bearbeitung und „Unter Schmugglern und andere abenteuerliche Geschichten" von Rud. Toepffer, A. Kolping, K. Stöber und H. v. Kleist.

Vom Abenteuerlichen führt kein allzu weiter Weg ins Gebiet des Märchens. So finden wir denn auch in den „Münchener Jugendschriften" eine Reihe Märchen, unter anderen zwei reizende von Jeremias Gotthelf. — „Das Erdbeeri Mareili" und „Das gelbe Vöglein und das arme Margritli" —, die von Joh. Peter Mauel neu herausgegeben wurden. — Außerdem sind die „Märchen für Jung und Alt von Konrad Fischer zu erwähnen, die dreibändig in zweiter, vermehrter Auflage vorliegen (Verlag von E. F. Thienemann in Gotha. Preis Gebunden je 2 Mark). Es mag genügen, diese treffliche Sammlung, die allgemeine Wertschätzung genießt, empfehlend in Erinnerung zu bringen.

Eine eigene literarische Spezies der Jugendliteratur sind die Erzählungen für junge Mädchen. Man ist versucht, ihnen mit einem Stoßseufzer zu begegnen. Muß es besondere Bücher für junge Mädchen geben? Es scheint fast so, und solange ein Bedürfnis danach besteht, müssen wir den Verfassern gerecht werden. Sie haben es ja nicht leicht, denn das den heranwachsenden Mädchen vertraute Milieu ist eng. Das literarische Erzeugnis, das sich hierauf beschränkt sieht, ist gleichsam eine Vorstufe des Familienromans, doch fehlt das Beste: inneres Leben, psychologische Vertiefung — der Stempel der Kunst. In mehr oder weniger leuchtenden Farben werden Mädchenbildnisse entworfen die — weil unwahr — dennoch schattenhaft in den Leisten einer biederen Realistik hängen. Vermag ein heranwachsendes weibliches Menschenkind nicht mehr zu fassen? Oder trauen wir ihm zu wenig zu? Man prüfe das oft schon schmerzhaft ringende Seelchen, ehe man an dem breiten Strom der herben Kunst vorbeischreitet, um ein wenig Zuckerbrot zu reichen! — Das ist eine böse Einleitung zur weihnachtlichen Empfehlung der Bücher für junge Mädchen! Sie floß in die Feder, weil der Wunsch in der Seele brennt: greift in eurem Bücherschrank zum Besten, was unsere Dichter uns beschert haben, wenn ihr erwachendem Bedürfnis nach literarisch-ästhetischem Genuß begegnet. Aber da schüttelt mancher den Kopf. Wohlan denn! Die uns vorliegenden Bände stehen zur Wahl. Am besten hat mir „Frau Regine und ihre Töchter" von Johanna Klemm (Enßlin und Laiblins Verlagsbuchhandlung, Reutlingen. Preis 3 Mark) gefallen, aber auch „Das Prinzeßchen" von M. Ille Beeg (im gleichen Verlag erschienen, Preis 3 Mark) ist des Beifalls sicher, nicht minder „Das Flennkränzchen" von Emmy Lehr und „Sechs Mädels" von Paul Schettler (beide im Verlag von Stephan Geibel, Altenburg, S.-A. Preis 2,80 Mark und 3,80 Mark). Diese Mädchengeschichten sind alle frisch erzählt und atmen Gesundheit. Das ist schon etwas. Auch viel heiterer Sonnenschein liegt auf diesen Blättern, die dazu bestimmt sind, wie Blüten im Frühlingswind zu zerflattern.

Was nun noch von den Eingängen zu erwähnen bleibt, ist völlig anderer Art: Bücher mit anregender und belehrender Tendenz auf allen möglichen Gebieten des Wissens. Immer aufs Neue willkommen sind die „Jugendblätter", die von K. Weitbrecht bei J. F. Steinkopf in Stuttgart herausgegeben werden und im 79. Jahrgang vorliegen (Preis 5 Mark). Der stattliche Band enthält Unterhaltsames und Lehrreiches, Erzählungen, Schilderungen aller Art, Rätsel usw. in

reicher Fülle, überdies prächtige, mit viel Geschmack und Geschick ausgewählte Reproduktionen bekannter Meister als Kunstbeilagen, Textillustrationen u. a. m., kurz eine wahre Fundgrube für regsame Geister unter den Halbwüchsigen. Nicht minderempfehlenswert ist der „Jugend-Kosmos", ein in der Frankhschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erscheinendes naturwissenschaftlich-technisches Jahrbuch (Preis geb. 3,60 Mark). Hier finden wir viel Interessantes aus allen möglichen Gebieten der beschreibenden und erklärenden Naturwissenschaften in fesselnder Darstellung durch reichliche Illustrationen veranschaulicht. Die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften ist von den Pädagogen zu erzieherischen Zwecken immer wieder empfohlen worden, deshalb seien noch zwei weitere Bücher hervorgehoben, die in jeder Beziehung gelobt zu werden verdienen: „Der Sammler" von Kurt Floericke (Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart 1914. Preis geb. 2,50 Mark), eine gemeinverständliche Anleitung zur Anlage naturwissenschaftlicher Sammlungen (Steinsammlungen und Sammlungen von Pflanzen und Tieren) und „Elektrotechnik für Jungen", autorisierte Bearbeitung nach Joseph H. Adams „Harpers Electricity Book for Boys" von Hanns Günther (im gleichen Verlage, Preis 2,50 Mark), die eine Anleitung zum Bau elektrischer Apparate und Instrumente, sowie zum Verständnis ihrer Wirkungsweise bietet und nun mit dem zweiten Bande abgeschlossen vorliegt. Auf den ersten Band dieses Werkes wurde bereits im vorjährigen Weihnachtsbericht empfehlend hingewiesen.

Zum Schluß müssen noch zwei hübsche bunte Bilderbücher mit lustigen Verschen Erwähnung finden, die den ganz Kleinen gefallen werden: das prächtige Buch „Kinderhumor für Auge und Ohr" von der Jugendschriftenkommission des Leipziger Lehrervereins herausgegeben, dessen Bilderschmuck von Gertrud und Walther Caspari stammt (Alfred Hahns Verlag, Leipzig, Preis gebunden 3 Mark), und Gertrud Casparis „Der Herbst", der dritte Band der „Jahreszeiten" (im gleichen Verlag. Preis 1,50 Mark). Möge die unbefangene Freude der Kinder wärmend zurückstrahlen auf die Geber in dieser Zeit, die so ganz der schaffenden Generation gehört.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Das engliſche Schuldkonto bei Buren und Türken

Von Dr. phil. Richard Hennig

Seit langem ahnte man, daß der allzu ausgedehnte Rieſenorganismus des britiſchen Kolonialreichs einer ungeheuren Gefahr entgegengehe, wenn einmal das meerbeherrſchende Albion durch irgendeine politiſche Verwicklung ernſter Art erheblich und für längere Zeit in Anſpruch genommen ſein werde. Zeitweilig ſchien es ſchon während des Burenkrieges, als ob der Zerfall der britiſchen Weltmacht beginnen wolle, und es hätte damals nur eines kleinen Anſtoßes etwa von Deutſchlands Seite bedurft, um das britiſche Weltreich einer Kataſtrophe entgegenzuführen. England hat aber, ebenſo wie Rußland im japaniſchen Krieg, vergeſſen, daß es nur die deutſche Ritterlichkeit war, die es durch ihr Verſchmähen eines Angriffs gegen einen bereits ſchwer kämpfenden Feind bewirkt hat, daß England aus dem Burenkrieg ſiegreich und Rußland aus dem Japanerkrieg verhältnismäßig nur wenig geſchwächt hervorging. Nun aber, wo beide Staaten der deutſchen Anſtändigkeit die Quittung erteilen, wo insbeſondere Englands Land- und Seemacht in einer von ihm ſelbſt nie geahnten Weiſe durch den deutſchen Krieg gefeſſelt worden iſt, da ſchlägt mit ſunheimlicher Plötzlichkeit überall die helle Glut im britiſchen Weltreich empor und die unterdrückten und mißhandelten Völker rüſten ſich, dem britiſchen Tyrannen, der ſtets Völkerfreiheit und Ziviliſation im Munde führt und der doch nichts weiter iſt als ein brutaler Deſpot, den Stuhl vor die Tür zu ſetzen, In Indien ſcheint es mächtig zu gären — Englands Kabelherrſchaft läßt uns freilich noch wenig genug davon wiſſen — die Türkei hat ſich gegen ihre beiden ſchlimmſten Peiniger, England und Rußland, in ungeheurem Grimm erhoben.

und reißt den ganzen Islam mit sich, auch die Buren erheben sich zu neuem Freiheitskampf, und allein der Name Dewet genügt, um alle jene seltsame Romantik der Jahre 1899 bis 1902 aufs neue erwachen zu lassen.

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht" — das wird man in England vermutlich schon in wenigen Monaten verspüren, wenn all das Übermaß von Perfidie und Brutalität, das die englische Politik der letzten hundert Jahre ausgelöst hat, in einer gewaltigen Katastrophe seine gerechte Sühne findet. — Bei uns in Deutschland weiß das große Publikum ja viel zu wenig von den unglaublich unmoralischen Mitteln, mit denen sich England, die Bibel in der Hand und die Menschenliebe auf der Zunge, sein riesenhaftes Kolonialreich erschachert und ergaunert hat. Eine soeben erschienene Broschüre „Unser Vetter Tartuffe oder Wie England seine Kolonien erwarb" (Berlin-Wilmersdorf, H. Paetels Verlag) läßt in dieser Beziehung einen Einblick von geradezu fürchterlicher Deutlichkeit tun. Wer sich darüber ereifert, daß die Türken ein gefährliches Spiel treiben, indem auch sie in den Weltkrieg eingreifen, wer sich darüber entrüstet, daß die Buren, trotz des Friedens von Vereeniging, die Waffen aufs neue gegen ihre „Herren" kehren, denen sie Treue gelobt haben, der verfolge die historischen Ereignisse an Hand dieser historischen Darlegungen, und er wird, wenn er noch einen Funken von Scham und Anstand im Leibe hat, verstummen oder die nunmehrige Vergeltung gerecht nennen. Betrachten wir hier nur in kurzen Zügen das Schuldregister, das die Briten sich den Buren und den Türken gegenüber haben zu schulden kommen lassen und das nun hoffentlich auf Heller und Pfennig beglichen werden wird.

Als der Friede von Vereeniging am 31. Mai 1902 dem gewaltigen letzten Freiheitskampf der Buren ein Ende machte und die Selbständigkeit der Burenrepublik erlosch, da sprach man wohl vom Abschluß eines sechsundsechzigjährigen Kampfes zwischen Buren und Briten — die nunmehrigen Vorkommnisse zeigen freilich, daß es noch immer kein Abschluß war und daß das letzte Kapitel der Burentragödie noch nicht geschrieben ist, ja, daß in letzter Stunde das düstre Trauerspiel sich vielleicht doch noch in ein freundliches Schauspiel mit versöhnendem Schluß verwandelt. Woraus setzt sich das britische Burenschuldkonto zusammen? Hören wir!

Im Jahre 1836 begannen die holländischen Buren der Kapkolonie, die unzufrieden mit der seit 1806 britischen Verwaltung des Landes waren, auszuwandern und siedelten sich, nach furchtbaren Kämpfen mit Eingeborenen, 1838 in dem noch herrenlosen Natal an, wo sie einen Freistaat gründeten. Kaum waren die ersten Grundlagen geschaffen, da erklärte England Natal als ihm gehöriges Land. Grund: die Buren seien britische Untertanen. Natürlich waren die Bewohner des neuen Freistaates wenig geneigt, sich die englische Logik zu eigen zu machen, die, im Grunde genommen, auf die Proklamierung der Leibeigenschaft hinauslief, aber britische Truppen rückten in Natal ein, 1843 war das Land endgültig englische Kolonie! Ein großer Teil der Buren

wanderte abermals aus, um der verhaßten Britenherrschaft zu entgehen. Lediglich um diesen Flüchtlingen einen Streich zu spielen und es ihnen unmöglich zu machen, sich der Oberhoheit des „völkerbefreienden" Greater Britain zu entziehen, schuf sich England in Pondoland, Griqualand und Basutoland „Schutzstaaten" und garantierte überdies dem Zuluhäuptling, daß sich nördlich von Tugela keine Weißen ansiedeln dürften. Die gehetzten Buren flüchteten sich nunmehr ins Gebiet zwischen dem Vaal- und dem Oranjefluß. Und siehe da: am 3. Januar 1848 erklärte die englische Regierung dies Gebiet sei als „Oranje River Sovereignty" ebenfalls britisches Gebiet. Die Buren versuchten bewaffneten Widerstand, die „Aufständischen" wurden aber bei Boomplaats am 29. August 1848 blutig davon überzeugt, daß die Auffassung der englischen Regierung zu Recht bestand. Nochmals wichen die Buren weiter zurück, bis über den Vaal, aber die Briten hätten in ihrer Manie, die Völker mit oder ohne ihren Willen zu „beglücken", auch jetzt noch nicht innegehalten, wurden jedoch durch einen neuen gefährlichen Kaffernkrieg bald auch durch den Krimkrieg gezwungen, ihr Vorhaben noch zu vertagen: 1852 wurde Transvaal, 1854 der Oranje-Freistaat als unabhängig von ihnen anerkannt. Dafür waren sie aber mit Erfolg bemüht, den Burenstaaten überall den Weg zum Meer abzuschneiden. Das Unglück der Buren wurden dann die Diamanten- und Goldfunde in ihren neuen Besitzungen. Als 1867 die ersten Diamanten gefunden wurden, war es für England einfach eine Unmöglichkeit, ein so kostbares Gebiet in fremden Händen zu wissen. Getreu seiner historischen Mission als „Beschützer der kleinen und schwachen Staaten" wurde daher die Unterjochungspolitik aufs neue fortgesetzt. Das Diamantengebiet von Kimberley war den Buren schon 1871 durch einen echt britischen Gaunerstreich abgeknöpft worden. Dann sandte die Kapregierung 1876 einen Beauftragten, Shepstone, nach Prätoria, um der Transvaalregierung als „Ratgeber" zur Seite zu stehen, und als Shepstone etwas heimisch geworden war, erklärte er, auf Grund einer geheimen Weisung aus Kapstadt, am 12. März 1887 plötzlich die Transvaalrepublik für „annektiert"! Grund: das böse Deutschland hätte die Burenstaaten annektiert, wenn ihm England nicht zuvorgekommen wäre! Die Buren hofften naiverweise noch geraume Zeit, daß die Londoner Regierung als die nach ihrer eigenen Meinung berufenste und gewohnheitsmäßige Hüterin des Völkerrechts das schreiende Unrecht gutmachen würde; als sie sich aber hierin — selbstverständlich — getäuscht sahen, griffen sie zu den Waffen und errangen sich am glorreichen Tage von Majuba-Hill (27. Februar 1881) aufs neue die Freiheit. Vielleicht wäre sie ihnen erhalten geblieben, wenn nicht das Unglück zu dem Diamantensegen von 1867 seit 1884 auch noch die Auffindung eines fabelhaften Goldreichtums in Transvaal gefügt hätte. Dieser Umstand machte es unvermeidlich, daß die Buren mit oder ohne ihren Willen der Segnungen des Greater Britain teilhaftig gemacht werden mußten. Der feige Jamesonsche Überfall auf die Buren ohne jede Kriegserklärung war die erste Folge dieser

englischen Überzeugung. Als aber die Buren am Neujahrstage 1896 dem britischen Piratenzug bei Krügersdorp ein ebenso jähes wie schimpfliches Ende bereiteten, wuschen die Londoner und die Kapstädter Regierung ihre Hände in Unschuld und wußten von gar nichts, was freilich nicht hinderte, daß Jameson später Premierminister der Kapkolonie wurde. Da die Perfidie versagte, griff man nun zur rohen Gewalt: der schreckliche Burenkrieg der Jahre 1899 bis 1902 zwang die Buren endgültig ins Joch der britischen Freiheit — endgültig, so schien es, bis nun mit einem Male alle Erinnerung an sechsundsechzig Jahre englischer Niederträchtigkeiten, die Erinnerung an Konzentrationslager und Mordbrennereien der Robertsschen und Kitchenerschen „Helden" wieder erwacht zu sein scheint und von dem zurzeit in seiner Bewegungsfähigkeit arg gehemmten Britenreich die Abrechnung fordert. Was mögen die nächsten Monate in Südafrika bringen? Wir Deutschen müssen von Herzen wünschen, daß der wiederauflebende Burenkrieg den Verlauf von 1881 nimmt. Aber England weiß: es geht um Diamantminen und Goldfelder; wer kann sagen, ob da das edle Krämervolk nicht schließlich Deutschland Deutschland sein läßt und sich mit allen Kräften seines Portemonnais wehrt!

Und nicht nur in Südafrika droht ein gefährlicher Angriff auf Englands verwundbarste und edelste Stelle, den Geldsack, sondern auch die unglaubliche Anmaßung der Türkei, die das seit dreiunddreißig Jahren von England „zeitweilig" verwaltete Ägypten zurückfordert, droht ein Loch in die Geldtasche zu reißen, denn der Suezkanal, diese Lebensader des englischen Handels, ist von den türkischen Heeren schwer bedroht. Auch hier scheint die Nemesis sich zu regen für alle die Sünden, die England sich der Türkei gegenüber, dem gesamten Islam gegenüber hat zu schulden kommen lassen. Die Erinnerung wird wach an den Tag von Navarin, da die englisch-französische Flotte mitten im Frieden die türkisch-ägyptische Flotte vernichtete (20. Oktober 1827), was das heuchlerische Albion freilich nicht hinderte, drei Monate später die nunmehr zur See unschädlich gemachte Türkei ihrer warmen Freundschaft zu versichern und das „widerwärtige Ereignis" von Navarin als ein Mißverständnis hinzustellen! Die Erinnerung wird wach an den Berliner Kongreß, wo die Türkei genötigt wurde, Cypern an England abzutreten, obwohl dies am russisch-türkischen Kriege, den der Berliner Kongreß beschloß, gar nicht teilgenommen hatte. Vor allem aber wird die Erinnerung wach an die schmachvollen Vorgänge des Jahres 1882, als England es für nötig befand, einen Vorwand zu konstruieren, um Ägypten und den Suezkanal in „zeitweilige" Verwahrung zu nehmen. Eine an sich nicht übermäßige bedeutende Pöbeldemonstration in Alexandria am 11. Juni 1882 gegen die Fremden, die sogar der englische Gesandte nur als einen rasch vorübergehenden „Krawall" bezeichnete, mußte herhalten, um Englands Festsetzung in Ägypten zu ermöglichen. Da man freilich unmöglich auf Grund jenes Vorfalls mehrere Wochen später Truppen in der längst schon wieder ruhigen Stadt landen konnte, mußte ein neuer, ernsterer Zwischenfall

künstlich geschaffen werden, der eine Truppenlandung und Besetzung von Alexandria „zum Schutze der ansässigen Europäer" rechtfertigte. Lediglich zu diesem Zwecke nahmen englische Kriegsschiffe unter einem unglaublich nichtigen Vorwand — angeblich fühlten sie sich im Hafen von Alexandria durch einige steinbeladene Schiffe „gefährdet" — das schmachvolle Bombardement von Alexandria am 11. Juli 1882 vor. Selbstverständlich rief die Beschießung der so gut wie völlig wehrlosen Stadt bei der einheimischen Bevölkerung neue Ausbrüche von Fremdenhaß hervor, die Europäer gerieten allerdings in ernste Gefahr, und nun hatte England den gewünschten Grund, „im Namen der Zivilisation" einzuschreiten: am 15. Juli wurde Alexandria besetzt und, um gleich reinen Tisch zu machen, nahm man das übrige Ägypten mit in Besitz. Am 13. September wurden die ägyptischen Truppen, die für die menschenfreundlichen Absichten der Engländer kein Verständnis hatten, bei Tel-el-Kebir besiegt, und zwei Tage später wurde das ganze Land, unbeschadet seiner Zugehörigkeit zur Türkei, „einstweilen von den Engländern in Verwaltung genommen." In den seither verflossenen dreiunddreißig Jahren sind alle Anfragen, wann das „Einstweilen" aufhören möge, ausweichend beantwortet, alle Aufforderungen der Türkei, ihren Besitz zurückzuerstatten, unter leeren Ausflüchten abgelehnt worden. Mit dem Ausbruch des Weltkrieges hat England völlig die Maske abgeworfen, hat Ägypten als erobertes Land behandelt, die diplomatischen Vertreter Deutschlands und Österreichs ausgewiesen, ein englischer Ukas hat dem Vizekönig die Rückkehr in sein Reich einfach verboten, ein anderer schließlich gar von einem türkischen Angriff auf den „englischen Besitz Ägypten" gesprochen. Das Maß ist nun voll, die Türkei will sich ihr Eigentum mit Gewalt wiederholen: „Der Retter naht, er rüstet sich zum Kampf."

Und nicht nur um Ägypten geht der Kampf, sondern um die Vorherrschaft in der mohammedanischen Welt überhaupt. Der ganze Islam will sich in einer beispiellos furchtbaren Explosion gegen seine Unterdrücker England, Rußland, Frankreich erheben, in allererster Linie aber gegen den gefährlichsten Feind, gegen England.

Im Rahmen dieses Aufsatzes ist es nicht möglich, alle die Attentate auch nur aufzuzählen, die England ad majorem gloriam Britanniae gegen mohammedanische Interessen begangen hat. Nur einige wenige besonders ins Auge fallende Handlungen seien hervorgehoben. Soweit türkisches Gebiet in Frage kommt, richteten sich Englands Taten außer gegen Ägypten vornehmlich gegen Arabien und Mesopotamien, zwei Länder, in denen sich England seit langem völlig als Herr im Hause fühlt. Staatsrechtlich gehört zwar bisher nur Aden mit einigem Hinterland zum britischen Reich. Die Engländer bekamen 1838 Appetit auf diesen wichtigen Platz, der die kommende Suezstraße militärisch vollkommen beherrschte. Infolgedessen nahm man einen der an der arabischen Küste stets vorgekommenen Fälle von Beraubung Schiffbrüchiger zum Anlaß, um von dem kleinen arabischen Sultan von Aden nicht nur Schadenersatz, sondern auch —

die Abtretung seiner Stadt zu fordern! Als er unbegreiflicherweise nicht sofort freudig darauf einging, wurde im Januar 1839 Aden ohne weitere Kriegsankündigung von englischen Soldaten erstürmt — und England hatte nun in Händen, was ihm „zur Sicherung der Schiffahrt" erforderlich schien. Der Geschäftstrick, mit dem sich England später in den Besitz des französischen Suezkanals setzte, richtete sich freilich mehr gegen Frankreich als gegen den Islam, aber unvergessen ist in Konstantinopel das britische Schüren und Hetzen in allen möglichen Teilen Arabiens und Mesopotamiens, um kleine Stammeshäuptlinge zu bewegen, sich für „unabhängige Fürsten" zu halten und sie schließlich mit sanftem Druck zu bewegen, sich unter britischen Schutz zu stellen. Man erinnert sich, daß der „Beschützer der schwachen Staaten" seit zehn Jahren alle Unruhen in Yemen gegen die rechtmäßige türkische Herrschaft angezettelt und mit Geld, Munition und Waffen ziemlich offen unterstützt hat. Man weiß auch, daß der Kuweiter Aufstand von 1906 von England finanziert und durch Waffen- und Munitionstransporte von Indien aus ganz ungeniert gefördert worden ist. Als trotzdem der Sultan von Kuweit mit Waffengewalt wieder unter die türkische Herrschaft gezwungen wurde, sahen die Engländer diese Entwicklung zu ihrem größten Leidwesen, denn Kuweit war als Endpunkt der deutschen Bagdadbahn in Aussicht genommen und konnte daher unmöglich länger nicht-britisch bleiben. England fand denn auch den Gegenschachzug gegen den türkischen Waffenerfolg: es ignorierte ihn einfach und ließ die Türkei wissen, daß in seinen Augen das Sultanlein von Kuweit ein „unabhängiger" Herrscher und ein „Freund" Englands sei. Als die Türkei dieser Auslegung nicht zustimmte — die türkische Flagge hatte seit 1872 unangefochten in Kuweit geweht — benutzte England die durch den Balkankrieg geschaffene Verlegenheit der Türkei, um durch eine Expedition von Kriegsschiffen den Sultan von Kuweit ihrer ewigen Freundschaft zu versichern und ihn als mächtigen, unabhängigen Herrscher zu begrüßen, auf dessen Brust der ihm feierlich umgehängte „Stern von Indien" sich köstlich ausnahm. Nebenbei schloß man mit dem guten Mann einen „Vertrag", in dem er sein Land völlig unter englischen Einfluß stellte und versprach, keiner „fremden" Macht, am wenigsten der türkischen, irgend welche Vergünstigungen (wie z. B. Eisenbahnendpunkte) zu überlassen, wenn nicht England ausdrücklich einverstanden sei. Seit 1913 ist Kuweit nichts anderes mehr als eine britische Kolonie. Wie sich der britische Einfluß in ganz gleicher Weise in Mesopotamien ausgedehnt hat, so daß Konstantinopel in diesem „türkischen" Gebiet ohne Englands Placet ebensowenig etwas zu sagen hat wie in Kuweit, in Ägypten, in Arabien, ist allbekannt. Ganz ohne Krieg hat England der Türkei mit wirtschaftlichen Maßnahmen und uneigennützigen Phrasen den größten Teil ihres asiatischen und afrikanischen Besitzes abspenstig gemacht, und der Zeitpunkt der förmlichen Annektierung war ohnehin nicht mehr fern: die Türkei riskiert auch in einem verlorenen Krieg nicht mehr, als wenn der Friede erhalten geblieben wäre! Nun aber naht die Vergeltung.

Nicht nur der türkische Staat, sondern der ganze, in seinen religiösen Gefühlen schwer beleidigte Mohammedanismus erhebt sich gegen den größten Feind des Islam; bis Indien hinüber schlagen die Wogen, und wenn nicht alles täuscht, tut sich ein Abgrund auf, der in Afrika wie in Asien den wertvollsten Teil der britischen Weltherrschaft verschlingen wird. Wie der Krieg auch ausgeht, die Grundvesten der britischen Weltherrschaft wanken in jedem Fall: siegt die Türkei, so verliert England Ägypten und den Suezkanal, unterliegt sie, so verschwindet sie von der Landkarte, aber — der Bosporus ist dann russisch, und Rußland wird sein Gebiet durch Kleinasien bis zum Mittelmeer durchstoßen. Der Sieg wäre daher für England vielleicht noch ein schwererer Schlag als die Niederlage. Für die letztere spricht freilich jede Wahrscheinlichkeit. — Der Herrschaft der weißen Rasse über die Erde wird zwar durch Englands Niederwerfung unendlich schwerer Schaden zugefügt werden, aber man wird dies kaum bedauern können, nachdem sich gezeigt hat, wie unwürdig große Teile der weißen Rasse des Weltimperiums sind!

Die Immatrikulation von Angehörigen feindlicher Staaten

Von Geh. Hofrat Prof. Dr. G. von Below

Mit Recht haben die Regierungen im Deutschen Reich und in Österreich die Immatrikulation von Angehörigen feindlicher Staaten an den Universitäten verboten, und diejenigen, die bei Kriegsausbruch immatrikuliert waren, sind aus den Matrikeln gestrichen worden. Natürlich wahren sich die Regierungen das Recht, Ausnahmen zuzulassen, die deutschen in weniger fest umschriebener Form, die österreichische in ganz klarer und sehr bemerkenswerter Formulierung. Ich möchte hier die Aufmerksamkeit auf den Erlaß des österreichischen Kultusministeriums vom 13. Oktober an die ihm unterstellten Hochschulen lenken, der in Deutschland leider gar nicht bekannt geworden zu sein scheint.

Es heißt darin:

„Staatsangehörige von Belgien, Frankreich, Großbritannien, Japan, Montenegro, Rußland und Serbien sind zur Inskription nicht mehr zuzulassen.

Ich behalte mir vor, bei Vorhandensein besonderer Umstände namentlich für solche Angehörige dieser Länder, welche nicht zu der daselbst herrschenden Nation zählen, nach Anhörung der akademischen Behörden bzw. über deren Antrag Ausnahmen zuzulassen."

Hier wird die sehr interessante Unterscheidung zwischen den Angehörigen der „herrschenden Nation" in dem feindlichen Staat und solchen, die nicht zu ihr gehören, mit voller Klarheit gemacht; eine Unterscheidung, die für Österreich-Ungarn ganz besondere Wichtigkeit hat. Man denke z. B. an die Bulgaren, die bekanntlich in beträchtlicher Zahl in Serbien das Staatsbürgerrecht haben. Sie wollen von Serbien gar nichts wissen, sind gegen diesen Staat vielleicht mit noch größerer Abneigung erfüllt als die Österreicher; da sie aber auf dem Boden des heutigen serbischen Staats wohnen, so haben sie das serbische Staatsbürgerrecht. Wenn nun die Söhne aus solchen bulgarischen Familien auf österreichischen Universitäten studieren wollen, warum soll man sie fern halten? Man würde sich dadurch bei den Bulgaren unnötig unbeliebt machen, und die

einzigen, denen man mit der Fernhaltung dieser Bulgaren eine Freude bereitete, wären die Serben. Ebenso liegt die Sache bei den Polen, Deutschen usw., die in Rußland das Staatsbürgerrecht haben. Es liegt gar kein Grund vor, weshalb man sie schlechthin auf eine Linie mit den Nationalrussen stellen soll. Daß der österreichische Minister sich anderseits die besondere Entscheidung in dem einzelnen Fall vorbehält, ist selbstverständlich durchaus in der Ordnung.

Für das Deutsche Reich hat die vom österreichischen Minister gemachte Unterscheidung nicht im gleichen Maße Bedeutung wie für Österreich-Ungarn, da dessen Nachbarstaaten ein stärkeres Völkergemisch haben als unsere Nachbarstaaten. Aber man sollte der Unterscheidung, ob der einzelne Bewerber um die Immatrikulation der herrschenden Nation des feindlichen Staates angehört oder nicht, auch bei uns umfassende Beachtung schenken. Denken wir an die Deutschen, die in Rußland das Staatsbürgerrecht besitzen, insbesondere an die Balten. Es ist ja in der letzten Zeit viel zur Verdächtigung der Balten geschehen; namentlich ein tendenziöser, sehr törichter Artikel der Neuen Züricher Zeitung, der leider auch in reichsdeutsche Zeitungen Eingang fand, hat Verwirrung gestiftet. Derjenige aber, der sich überhaupt sachlich unterrichten will, kann sich leicht darüber unterrichten, daß das Deutschtum bei den Balten, Ausnahmen abgerechnet, einen festen Boden hat. Sie befinden sich ja heute in einer schwierigen Lage, zumal wenn Reichsdeutsche sie einfach als Russen betrachten und behandelt sehen wollen. „In dieser Zeit haftet," so schrieb mir eine Baltin, „an uns Balten die Tragik der Vaterlandslosigkeit wie ein Makel, so daß es oft scheint, als wäre für uns kein Raum auf der Welt." Was hat es für einen Zweck, daß wir die Balten, die von den Russen als Deutsche unterdrückt werden, zurückstoßen? Warum sollen wir Angehörige unseres deutschen Stammes, die nur zufällig russisches Staatsbürgerrecht haben, aber in ihrem Denken und Fühlen ganz mit uns eins sind, hartherzig behandeln?

Die Deutschrussen sind aber nicht die einzigen, die sich bei uns in jener Lage befinden. In Betracht kommen ferner zum Beispiel die Deutschen, die das englische Staatsbürgerrecht erworben haben. Man sieht nun wohl einen Fehler darin, daß Deutsche überhaupt fremdes Staatsbürgerrecht besitzen, und fordert insbesondere jetzt, daß Deutsche, die in Deutschland als solche geachtet werden wollen, unverzüglich ihr fremdes Staatsbürgerrecht aufgeben und das deutsche erwerben sollen. Das ist eine Forderung, die mit richtigen Tatsachen gar nicht rechnet. Vom Standpunkt der Pflege des deutschen Geisteslebens zunächst ist es im Interesse des Deutschtums von größter Wichtigkeit, daß Deutsche von deutscher Bildung im Ausland tätig bleiben, Unterricht erteilen und andere Berufe ausüben. Und die deutschen Universitäten haben von jeher die Aufgabe erfüllt, Ausländer deutscher Stammesangehörigkeit, die jene Arbeit leisten wollen, in die Wissenschaft einzuführen. Erwerb des fremden Bürgerrechts aber war und ist in vielen Fällen Voraussetzung für die Leistung jener Arbeit. In Rußland konnten zum Beispiel nur Inhaber des russischen Staats-

bürgerrechts Ämter an deutschen Schulen bekleiden, und später wird keine Milderung darin eintreten. Man erinnere sich ferner an die Bedeutung des Besitzes des fremden Bürgerrechts in wirtschaftlicher Beziehung. Deutsche, die ganz ungehindert ein Vermögen in Rußland oder England gewinnen wollten, bedurften dazu oft des fremden Bürgerrechts. Und sie sind auch heute genötigt, dies fremde Bürgerrecht zu behaupten, weil sie sonst Gefahr laufen, daß ihnen ihr Besitz genommen wird. Wenn alle diejenigen deutschen Stammesangehörigen, die das russische Staatsbürgerrecht aus äußeren Gründen erworben haben oder festhalten, es heute aufgeben wollten, so würde das einfach eine riesige Schädigung des deutschen Volkswohlstandes bedeuten. Wir haben keine Veranlassung, dem fremden Staat den Raub deutschen Vermögens dadurch zu erleichtern, daß wir gute Deutsche nötigen, ihr russisches Staatsbürgerrecht — das für sie nur Form ist — aufzugeben. Ich kenne eine deutsche Stadt, in der zu den Hauptwohltätern zwei Deutsche gehören, die in uns heute feindlichen Staaten ihr großes Vermögen gewonnen haben; sie geben stets in größtem Stil und besonders auch für deutsche vaterländische Sachen. Wollte man sie jetzt nötigen, ihre fremden Bürgerrechte aufzugeben, so beraubte man die Stadt ihrer besten Wohltäter und machte den feindlichen Staaten ein unbändiges Vergnügen. Ich erinnere weiter an die russischen Staatsräte a. D. deutscher Nationalität, die in Deutschland ihre russische Pension verzehren. Sollen wir sie nötigen, ihr russisches Staatsbürgerrecht aufzugeben, damit Rußland ihnen später nicht die Pension zu bezahlen braucht? Zu solchen Staatsräten gehörte auch Victor Hahn. Er bezog mit Recht seine Pension; denn er hatte in Rußland für wahre Bildung gesorgt. Als guter Kenner Rußlands war er natürlich ein scharfer Kritiker des Russentums; er war einer der trefflichsten Deutschen, die je gelebt haben. Nach dem Rezept, das manche heute empfehlen, müßte man ihn als Inhaber des russischen Bürgerrechts einfach als Russen behandeln; eine deutsche Bibliothek dürfte er nicht benutzen.

Ich habe mich in der angedeuteten Richtung mehrfach für Deutsche, die das Bürgerrecht eines uns feindlichen Staates besitzen, verwendet und habe dabei auch bei Behörden Verständnis gefunden. Allerdings nicht überall; das Verständnis blieb gelegentlich gerade da aus, wo man starkes Entgegenkommen erwarten sollte. Natürlich leitet mich bei meinem Eintreten für jene Inhaber eines ausländischen Bürgerrechts nicht eine Hinneigung zu irgendeinem Internationalismus. Ich habe nie in meinem Leben auch nur eine halbe Sekunde lang irgendeine Versuchung empfunden, mich einem Internationalismus hinzugeben. Es ist vielmehr ausgeprägt nationaler Eifer, der mich leitet; zugleich aber ist es, wie ich meine, auch die vollkommenste Forderung der Gerechtigkeit, die hier vertreten wird.

Um zu der speziellen Frage der Immatrikulation auf den Universitäten zurückzukehren, so lassen sich leicht ein paar einfache Grundsätze für die Zulassung von Angehörigen feindlicher Staaten ausfindig machen. Zunächst muß

deutsche Stammesangehörigkeit verlangt werden. Es genügt nicht der Nachweis deutscher Sprache. Es empfiehlt sich aber nicht, generell zu erklären, daß alle Ausländer, welche deutschen Stammes sind, immatrikuliert werden können. Eine solche generelle Erklärung, etwa die Erklärung, daß alle Balten zu immatrikulieren seien, würde vielleicht in Rußland Gegenmaßregeln gegen die Balten hervorrufen, obwohl wir uns ja nicht verhehlen, daß die russische Regierung auch jetzt schon die Balten scheel ansieht, und obwohl unsere Feinde selbst den in ihr Gebiet kommenden nichtdeutschen Inhabern des deutschen und österreichischen Staatsbürgerrechts (Polen usw.) bereits eine bessere Behandlung zugesichert haben. Ob jemand deutschen Stammes ist und ob sonst nach keiner Richtung bei ihm Bedenken obwalten, das müßte in jedem besonderen Fall noch festgestellt werden. Es gibt ja auch einzelne Balten, die es mit den Russen halten. Vor allem die Fakultät, in der der Betreffende sich immatrikulieren lassen will, hätte auf Grund eingehender Information ein Urteil darüber abzugeben, ob er politisch ganz einwandfrei ist. Dem Minister würde dann noch immer die selbständige und definitive Entscheidung zu belassen sein. Unter solchen Kautelen aber scheinen mir die Immatrikulation von Deutschen aus feindlichen Staaten und ebenso die Erteilung der Erlaubnis an sie, staatliche wissenschaftliche Institute (Bibliotheken usw.) zu benutzen, nicht bloß zulässig, sondern auch sehr zweckmäßig und gerecht zu sein. Und was ich hier betreffs der Studierenden darlege, das könnte analoge Anwendung auf andere Deutsche aus den feindlichen Staaten finden. Wir wollen doch die Einheit mit unseren Stammesbrüdern in jeder Hinsicht aufrechthalten.

Das „baltische" Rußland

Eine wirtschafts-geographische Skizze

Von Dr. Hans Praesent

Wer durch die endlosen Flächen Rußlands reist, kann nach durchfahrener Nacht noch dasselbe Landschaftsbild erblicken wie am Abend vorher, und derselbe Naturcharakter kann auch noch am folgenden Tage den Reisenden ermüden. Das ist eine oft geschilderte Tatsache, die eine Eisenbahnfahrt in Rußlands weiten Räumen so überaus langweilig gestaltet. Und doch weist der breite Koloß des europäischen Rußlands, dessen Areal mehr als die Hälfte von ganz Europa umfaßt, verschiedene Landschaftstypen auf, wie das auch bei der weiten Ausdehnung von den Breiten Oberitaliens bis über den Polarkreis hinaus nicht anders zu erwarten ist. Wie verschieden ist das reizvolle, fast südländische Gepräge der Winterkurorte an der steilen Südküste der Krim von den öden Tundren, die das Weiße Meer umsäumen, wie unterscheidet sich doch die wüstenhafte Salzsteppe der Kaspischen Niederung von der fruchtbaren Moränenlandschaft des nördlichen Polen.

Der moderne Geograph ist bestrebt, aus einem größeren Erdraum sogenannte natürliche Landschaften herauszuarbeiten oder abzusondern ohne Rücksicht auf die oft willkürliche politische Grenzführung, das heißt diejenigen Regionen zu einer einheitlichen Betrachtung zusammenzufassen, die nach Bodenbeschaffenheit, Klima, Pflanzen- und Tierwelt und bezüglich der Menschen und ihrer Kultur möglichst gleichartige Verhältnisse aufweisen. Innerhalb der natürlichen Landschaften muß der Geograph die gesetzmäßige Anordnung der verschiedenen Elemente des Landes und seiner Lebewelt erforschen und darzustellen versuchen und ferner das gegenseitige Verhältnis der natürlichen Regionen erkennen. Es leuchtet ein, daß die vielen Faktoren, die der Geograph gleichzeitig beachten muß, geologischer Aufbau, Morphologie, Klimatologie, Pflanzen- und Tiergeographie, die Menschen und ihre Kultur, fast nie übereinstimmen und oft jeder dieser Gegenstände eine besondere Einteilung verlangt. Dann muß die geographische Darstellung sorgsam abwägen und Mittelwege einzuschlagen suchen und jeweils die wichtigen und charakteristischen Faktoren sprechen lassen.

In einem so verhältnismäßig einfach gebauten Ländergebiet wie Rußland, wo die verschiedenen Landschaftstypen allmählich ineinander übergehen, ist es

naturgemäß viel schwerer, natürliche Landschaften zu unterscheiden, wie etwa in dem bunten Mosaik des Deutschen Reiches. Aber auch dort ist eine derartige Einteilung schon gemacht worden, wie ein Blick in die allerdings spärlichen modernen Landeskunden Rußlands zeigt. Im folgenden soll nun der Versuch gewagt werden, wenigstens andeutungsweise ein Gebiet, das gerade jetzt im Vordergrunde unseres Interesses steht, das nordwestliche Rußland zu einer einheitlichen Landschaft zusammenzufassen. Wir wollen darunter im wesentlichen das Abflußgebiet der Weichsel von ihrem Austritt aus dem Karpathenland an, des Njemen, der Düna und der kleineren Flüsse Estlands und Ingermanlands verstehen, also ein Gebiet, das Russisch-Polen, die russischen Ostseeprovinzen, sowie Teile von Weißrußland (bes. Litauen) umfaßt und streng genommen auch West- und Ostpreußen mit einschließen müßte und dessen Binnengrenze etwa vom polnischen Bug und den Pripetsümpfen, entlang dem westrussischen Landrücken und über die Waldaihöhen nach St. Petersburgs Umgebung läuft. Dieses so umgrenzte Gebiet wollen wir das „baltische Rußland" nennen; denn es steht mehr oder weniger unter dem Einfluß der Ostsee und gehört zum „Ostseegebiet", dem alten „Mare Balticum". Dieser Name taucht übrigens erst um 1070 bei Adam von Bremen auf und soll seinen Ursprung aus dem Litauischen haben, wo „baltos" soviel wie „Sumpffeld", „Tümpel" oder gar nur „Wasser" bedeutet. Bekanntlich brachte die „Baltische Ausstellung" in Malmö 1914, auf der sich die vier Grenzstaaten des Baltischen Meeres, Deutschland, Dänemark, Schweden und Rußland zu friedlichem Wettbewerbe vereinigten, diesen Ausdruck wieder zu Ehren. In seiner „Länderkunde von Europa" (1906) spricht Philippson schon zutreffend von einer „baltischen Abdachung" Rußlands, worunter er das vom westrussischen Landrücken und der Waldaihöhe halbkreisförmig umschlossene Gebiet versteht (S. 680). Für die Küstenzone selbst findet sich auch der Ausdruck „Baltisches Tiefland", die eigentlichen Ostseeprovinzen beschreibt eine neue „Baltische Landeskunde" (Riga 1911), aber „Ostbaltikum" und „Ostbaltisches Tiefland" sind weniger glückliche Bezeichnungen. G. Braun unterschied 1912 in seinem trefflichen Büchlein „Das Ostseegebiet" (Aus Natur und Geisteswelt, Nr. 367, Leipzig, B. G. Teubner) die engeren russischen Ostseeprovinzen als „baltische Region" von der sich südlich anschließenden „preußischen Region" durch eine künstliche Grenze, die er von Libau südöstlich zog. Die Einbeziehung Polens in das weitergefaßte „baltische Rußland" ist gerechtfertigt durch gleiche geologische Geschichte, ähnliche Oberflächenformen, Beeinflussung des Klimas durch die Ostsee, und nicht zuletzt durch eine gewisse wirtschaftliche Zusammengehörigkeit mit den preußischen Ostseeprovinzen, liegen doch zum Beispiel Danzig und Königsberg Polen und Litauen näher als russische Häfen und haben auch durch die Tarifpolitik der russischen Eisenbahnen ihre Bedeutung als Einfuhrplätze für Westrußland noch längst nicht verloren, anderseits spielen sie auch als Ausfuhrhäfen für russisches Holz noch eine gewisse Rolle.

Die geologische Geschichte zeigt, daß der Boden des „baltischen Rußlands" seine Fruchtbarkeit demselben Ereignis der diluvialen Eiszeit verdankt, daß derselbe Vorgang alle Oberflächenformen, Flußsysteme, Seen und Sümpfe geschaffen hat, und es wird sich zeigen, daß wir es hier mit einem ziemlich einheitlichen Wirtschaftsgebiet zu tun haben. Das Klima ist von der Ostsee beeinflußt und unterscheidet sich scharf von dem des inneren und südlichen Rußland, und es erübrigt sich fast, darauf hinzuweisen, daß auch die Menschen und ihre Kultur ganz anders geartet sind als im eigentlichen Rußland, daß Deutsche, Polen, Letten und Litauer den Hauptanteil an der Bevölkerung stellen, und daß hier besonders der deutsche Einfluß auf die allgemeine Kultur, auf die Landwirtschaft, Industrie, Handel und Wissenschaft wirksam gewesen ist. Das sind alles geographische Faktoren, die unsere Politiker genau kennen und ins Auge fassen müssen. Es sei gestattet, als Beispiel dieser geographischen Betrachtungsweise nur einige Bemerkungen über die wirtschaftlichen Verhältnisse des „baltischen Rußland" zu machen, nachdem schon kürzlich an dieser Stelle zwei Aufsätze über Russisch-Polen (Heft 37) und die russischen Küstenländer der Ostsee (Heft 42) die gleichartige Entstehung der Oberflächenformen und daher Ähnlichkeiten im heutigen Aussehen der Landschaft darzulegen versuchten.

Nach der Natur der Bodendecke*) lassen sich zwei große Gebiete in Rußland unterscheiden. Ganz Nordrußland ist von den Schuttmassen der nordischen Vereisung bedeckt, die zur Diluvialzeit von Skandinavien nach Süden über die Ostsee hinüber ihre mächtigen Eisfächer nach Mittel- und Osteuropa ausstrahlen ließ. Sie reichte in Rußland bis zu einer Linie, die von Lemberg östlich nach Kiew, dann nordöstlich über Tula, Nishnij—Nowgorod, Kasan, Perm und weiterhin am Fuß des Ural nordwärts verläuft. Von dieser Linie drangen die Gletscher noch in zwei Zungen nach Süden vor, am Dnjepr bis gegen Poltawa abwärts und am oberen Don bis zur Einmündung des Nebenflusses Chopor. Daraus ergibt sich, daß das „baltische Rußland" vollkommen vom Eise bedeckt war. Während alle die Gebiete südlich der oben angegebenen Grenze des Gletscherschutts von äolischem Steppenboden, von Löß überzogen sind und in dem breiten Gürtel des humusreichen Tschernosjom (Schwarzerde) die berühmte Kornkammer Südrußlands darstellen, zerfallen die eigentlichen Gletscherablagerungen an der Oberfläche in einen hellfarbigen, leichten und sandigen Boden, der hauptsächlich aus Quarzkörnchen besteht und sehr wenig Pflanzennährstoffe enthält. Das ist der Podsol, die herrschende Bodenart des nördlichen und westlichen Rußland, die nur hier und da durch noch reinere Sande oder durch Moorboden ersetzt wird. Bodenkundlich gehört also das baltische Rußland zu der podsoligen Zone und die verschiedenartigen Ablagerungen der Eiszeit bilden die Muttergesteinsarten. Wie in Norddeutschland könnte man auch hier die verschiedenen Böden in Regionen

*) Nach den Stromsystemen betrachtet ist das europäische Rußland (siehe Heft 49, Seite 290 der Grenzboten) in drei große Wirtschaftsgebiete geteilt worden.

teilen und die mehr oder weniger fruchtbaren Gebiete zusammenfassen, die fetten Lehmböden, die Mergelgebiete, die Sande, die Kiesflächen, die anmoorigen Böden usw. spiegeln in ihrer Verbreitung auch hier den Ertrag der Landwirtschaft wieder. Neuerdings hat Prof. Dr. K. Glinka, der Direktor des landwirtschaftlichen Instituts Kaiser Peters des Ersten in Woroneſh, in seinem Buche „Die Typen der Bodenbildung, ihre Klassifikation und geographische Verbreitung" (Berlin, 1914, Gebr. Borntraeger) eine ausführliche Charakteristik der verschiedenen Bodenzonen Rußlands gegeben.

Im allgemeinen kann man das baltische Rußland als ein Landwirtschaftsgebiet bezeichnen, in dem ähnliche Bodenverhältnisse wie in Norddeutschland vorliegen. Das litauische Land, das verhältnismäßig dünn bevölkert ist, reicht bei den gegenwärtigen primitiven Wirtschaftsmethoden mit seinen Produkten des Brotgetreides gerade für den eigenen Bedarf der Landbewohner aus; dasselbe gilt von den Ostseeprovinzen. Dort müssen die Städte, z. B. Riga sogar Getreide zukaufen. Viel günstiger und ertragsreicher ist die Landwirtschaft im nördlichen Polen, aber auch Polen vermag kein Getreide auszuführen, da hier die Bevölkerung viel dichter ist, vor allem in den Industriebezirken von Warschau, Lodz usw. So ist also dieses ganze Gebiet außerhalb der Schwarzerde Südrußlands kein Getreideexportland, sondern eher ein Einfuhrgebiet für Brotfrüchte, nur Polen und Litauen kommen vielleicht mit eigenem Getreide aus. Überblickt man jedoch die niedrigen kulturellen Verhältnisse der spezifisch russischen und polnischen Bauernhöfe in den Gebieten, wo der segensreiche Einfluß deutscher Bauernwirtschaft bisher fehlte, so wird man nicht bezweifeln können, daß der Felderertrag in manchen Gegenden noch ganz erheblich gesteigert werden könnte und daß anderseits große Waldbestände, Moore und sonstiges Ödland noch dem Körnerbau dienstbar gemacht werden könnten, so daß, mit anderen Worten, eine viel größere Bevölkernngsmenge sich im baltischen Rußland von der eigenen Scholle zu ernähren imstande wäre. Vergrößert sich doch beispielsweise auch in unseren norddeutschen Provinzen durch systematische Moorkultur die Bebauungsfläche von Jahr zu Jahr nicht unerheblich.

In vieler Beziehung interessant ist das inhaltreiche Werk, das das russische Ministerium des Handels und der Industrie auf Grund reichen statistischen Materials herausgegeben hat. Es ist betitelt: „Handel und Industrie in verschiedenen Regionen des europäischen Rußlands" und wird begleitet von einer großen Handels- und Industriekarte im Maßstab 1 : 1680000 in 24 Farben, 28 Nebenkarten und Kartogrammen und einer Übersichtskarte im Maßstab 1 : 6300000. Die Bearbeiter des 1903 bis 1911 in St. Petersburg erschienenen Werkes sind Benjamin Semenow-Tianschanskij und Nikolaus Strupp. Für uns ist sein Inhalt bequem zugänglich durch ein Referat von Alexander Woeikof in „Petermanns Geogr. Mitteilungen" 1913, 2. Halbband, dem eine vorzügliche, auf dem Maßstab 1 : 7500000 reduzierte bunte Karte der Wirtschaftszonen Rußlands beigegeben ist. B. Semenow-Tianschanskij teilt das europäische Rußland in zwölf Wirtschafts-

gebiete ein. Vier Gebiete (Moskau, Uralgebirge, das südliche Berginduſtriegebiet und das Weichſelgebiet) nennt er „azonaliſche Gebiete", d. h. ſolche, deren Bevölkerung in dem Charakter ihrer ökonomiſchen Tätigkeit vom Boden und Klima unabhängig geworden iſt. Die übrigen acht Gebiete nennt er „Zonaliſche", d. h. ſolche, in denen die Zweige des Handels und der Induſtrie vorherrſchen, die vom Boden und Klima unmittelbar abhängig ſind.

Das baltiſche Rußland umfaßt zunächſt das zonale nordweſtliche Ackerbaugebiet, das wieder in verſchiedene Regionen zerfällt. Dazu gehören die Flachs- und Waldregionen von Livland, Pſkow und Witebſk, die Ackerbau- und Waldregion von Wilna, die Gewerberegionen von Riga-Kurland, Eſtland, ſowie das Holzgewerbe am Peipusſee. Von dem zonalen poljeſſiſchen Gebiet entfällt die Ackerbau- und Waldregion des nördlichen Poljeſſien in das „baltiſche Rußland". Das azonale Weichſelgebiet gehört vollſtändig dazu mit den Zuckerregionen des ſüdöſtlichen und nordweſtlichen Polen, den Ackerbau- und Waldregionen des nördlichen und nordöſtlichen Polen ſowie der Gegend von Breſt-Litowſk und ſchließlich der Bergbau- und Textilregion des gewerbfleißigen Südpolen. Dieſe wirtſchaftlichen Gebiete des „baltiſchen Rußland" werden vom inneren Reiche mehr oder weniger ſcharf getrennt durch die Holzgewerberegion der Poljeſſie, die Flachsregionen um Smolenſk und an der oberen Wolga und die Handels- und Induſtriegebiete um Nowgorod und St. Petersburg.

Würde man nun die Frage aufwerfen, ob das „baltiſche Rußland" ein einheitliches Wirtſchaftsgebiet darſtellt, das vom übrigen Reiche abgeſondert ſich ſelbſtändig gut weiter entwickeln könnte, ſo dürfte man ſie wohl bejahen können. Das „baltiſche Rußland" iſt in vieler Beziehung wirtſchaftlich viel fortgeſchrittener als das Innere. Der Handel der Oſtſeeprovinzen und die blühende Landwirtſchaft des nördlichen Polen, die Bergbau- und Textilinduſtrie Südpolens liefern dem Großruſſentum einen erheblichen Überſchuß.

Man erſieht ſchon aus dieſen wenigen Angaben, daß dieſe Grenzgebiete des ruſſiſchen Reiches auch wirtſchaftlich eine Sonderſtellung gegenüber dem Inneren einnehmen, wie das ja auch kürzlich an dieſer Stelle (Heft 47) in den „Bemerkungen zur oſteuropäiſchen Frage" zum Ausdruck kam. Wenn alſo das ruſſiſche Rieſenreich einmal doch an den Schwierigkeiten ſeiner Verwaltung und der großen Zahl der in ihm zuſammengefaßten Nationalitäten zugrunde gehen ſollte, ſo wird neben den peripheren Gebieten Kaukaſiens, der Ukraina (vgl. G. Cleinow in Heft 45 der Grenzboten) und Finnland auch das „baltiſche Rußland" als ein wirtſchafts-geographiſch zuſammengehöriges Gebiet ſeine beſondere Berückſichtigung finden müſſen.

Die Berliner Herbstparade des Jahres 1920

Ein Zukunftsbild

Von Hans Werner Tannheim

Herbstlich herrlicher Sonnenschein, wahres Hohenzollernwetter, wob über Berlin am heutigen Morgen, als die Massen der gesamten Leib-Oberheermacht und der III. Brandenburgischen Oberheermacht zum Tempelhofer Felde ausrückten, um sich ihrem Obersten Kriegsherrn in strahlender Prunktracht zur Heerschau zu stellen.

Heerschau in Berlin, von altersher auch ein Freudenfest für die Berliner, die zu Tausenden und Abertausenden die Straßen gesäumt hielten, um ihrem Heldenkaiser zuzujubeln.

Schon naht die Schutzmannschaft, mit deren Erscheinen ja stets unsere vaterländischen und Heeresprunktage zu beginnen pflegen. Die Beamten verteilen sich nach Empfang der üblichen letzten Weisung, ja recht höflich zur Bevölkerung zu sein, in den Straßen, und bringen die besonders neugierigen Schreihälse „mit zarter Hand" hinter die Schwellen der Bürgersteige zurück. — Da, horch, in der Ferne ertönt heller Trompetenschall; näher und näher kommt es, und nun biegt es ein in die Hindenburgstraße (vordem, Gott sei's geklagt, Belle-allianceстraße geheißen). An der Wohnstatt der Leib-Leichtreiter begrüßen wir sie mit freudigem Hurra: unsere Leib-Schießkampfschar Kaiser Franz-Joseph ist es. Voran die Trommler und Pfeifer sowie das Bläservolk. An der Spitze der Kampfschar erblicken wir ihren heldenhaften Führer, Oberstfeldmeister Freiherrn von Wiesen mit seinem Stabsbegleiter, Feldmeister Büngen. Dem Kampfscharstabe folgen hintereinander die drei Fahnschaften, deren einzelne Fähnlein noch in Langzeile hinter ihren Führern, den Herren Hauptleuten, schreiten, aber gar bald in Gruppenzeile aufschließen werden. Der Herr Führer der II. Fahnschaft, Oberstwachtmeister Behring, als Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Stufe, fällt uns besonders auf. Mit der gleichen Auszeichnung ist auch der Führer des 6. Fähnleins, Hauptmann von Wachhorst, geschmückt, wie ja denn gerade die Ritterschaft der Leib-Kampfschar Kaiser Franz-Joseph eine auffallend große Zahl von Inhabern des schönen preußischen Kriegsordens von Eisen aufweist.

Anschließend rasseln die beiden Berliner Leib-Feldstückkampfscharen der Leib-Feldstückheerschar unter ihrem erlauchten Heerscharführer, Reichsgrafen zu Stralenau-Westhoff, heran. Die einzelnen Abteilungen der Kampfscharen folgen

in sich der Zahl nach; jede der Abteilungen besteht aus drei Geschützen, welche von ihren Herren Stückmeistern in Zeilen zu einem an uns vorübergeführt werden.

Der Stückheerschar folgen die Kampfscharen der gesamten Leib-Reitheermacht unter Sr. Gnaden dem Herrn Heerführer von Hoyn, nämlich die ersten und zweiten Leib-Harnischreiter, die drei Leib-Lanzenreiterkampfscharen, die Leib Kleinreiter sowie die beiden Leib-Leichtreiterkampfscharen. Die einzelnen Reiterschaften sind in Reihen zu vieren gestellt, an der Spitze einer jeden befindet sich der Rittmeister.

Außerdem seien erwähnt die Leib-Fahrkampfschar mit ihren sämtlichen Fahrzeugen, die Leib-Baufahnschaft und die Funkerabteilung. Die übrigen Massen des anrückenden Heervolkes haben andere Anschrittwege zum Felde, wir können sie nicht beobachten.

Gegen 8 Uhr früh ist der Anschritt beendet und es nahen die hohen Stäbe. So erblicken wir unter anderen Sr. Gnaden den Befehlenden Oberheerführer der Leib-Oberheermacht, Freiherrn von Gallow, welcher als dienstälterer Oberheerführer die heutige Heerschau befehligt.

$8^1/_2$ Uhr: Die Mitglieder des kaiserlichen Hauses treffen mit ihren erlauchten Gästen ein, unter denen die jugendlich anmutige Prinzessin Maria Luisa in der kleidsamen Prunktracht eines Ehrenobersten der Leichtreiterkampfschar König Friedrichs des Dritten (2. Schlesischen) Zahl 8, besonders auffällt.

Immer bewegter wird das Bild, und — ach — die liebe Sonne meint es zu gut mit den Berlinern, deren mancher schon stöhnend den Schweiß von der kahlen Stirne wischt. — Nun wird in der Ferne ein Brausen und Summen lebendig, wie wenn der Nachtwind durch die Föhren geht; wächst mählich und wächst, schwillt zum Sturm, ja zum Starksturm: aus Hunderttausenden von Kehlen jubelt das Volk den Heerführern des großen Krieges zu. An der Spitze unser greiser Heer-Feldmarschall, Sr. Gnaden Graf Hindenburg, ihm zur Seite die Feldobersten Grafen Kluck und Emmich. Wie von Erz gegossen reiten die drei sieghaften Männer, unseres deutschen Vaterlandes Erretter und Mehrer zugleich, an uns vorüber, und wir preisen uns glücklich, sie haben schauen zu dürfen. Wenige Minuten, nachdem sie unseren Blicken entschwunden, abermals Freudenrufe: die Frau Kaiserin naht im zierlichen, von Stangenreitern gelenkten Viergespann. Sie trägt ein veilchenfarbenes Seidengewand letzter Machart. Mit gütigem Lächeln verneigt sie sich dankend nach allen Seiten, und ein jeder vermeint, einen besonders huldvollen Gruß von ihr erhalten zu haben. — Kurz vor 9 Uhr fährt endlich der Kaiser im offenen Kraftwagen zum Heerschaufelde; er bevorzugt auch diesmal die Prunktracht seiner Kampfschar Leib-Harnischreiter mit dem goldblitzenden Brustharnisch. Sein Erscheinen läßt den Jubel aufs höchste steigen.

Wie alljährlich ist das Heervolk in drei Treffen aufgestellt, und zwar steht die Leibwacht am rechten Flügel, während sich nach links die sieg- und ruhmreichen Kampfscharen der Brandenburger anschließen. Im ersten Treffen steht das Schieß- und Bauvolk, im zweiten das Reitvolk und im dritten das Stückvolk, das Fahrvolk sowie die Massen des Sonderheervolkes. Infolge der Teil-

nahme von zwei Oberheermächten an der Heerschau sind heuer beim Schießvolk die Fahnschaften in Tiefzeile gestellt. Das Reitvolk steht in Kampfscharzeilen, während die einzelnen Abteilungen des Stückvolkes und des Fahrvolkes ebenfalls in Tiefzeilen gestellt sind. Erwähnt sei noch, daß am rechten Flügel des ersten Treffens, alter Überlieferung zufolge, die Haupt-Junkerschule in Heerschau steht, deren Zöglinge mit der Eisenbahn am frühen Morgen von Groß-Lichterfelde zum Heerschaufelde gebracht worden waren.

Und nun hebt das großartige Schauspiel an. Schlag 9 Uhr erscheint der Kaiser, vom alten Steuerhause her, auf einem wundervollen Rappen im gestreckten Jählaufe vor dem rechten Flügel der Breite. Auf die Ankündigung des Befehlenden Herrn Oberheerführers von Gallow geben die Herren Kampfscharführer den Spruch: „Gewehre zum Gruß!" In demselben Augenblicke fallen Spielleute und Bläservolks aller Kampfscharen insgesamt mit den wuchtigen Klängen des Heergrußes ein, der einem jeden Krieger, er sei noch so alt, das Innerste bis zutiefst aufrührt. Alsdann begibt sich der Befehlende in schärfster Gangart von der Mitte der Breite zum Kaiser, um diesem zu melden und um den Stärkenachweis zu überreichen. Scharfen Blickes mustert der Kaiser die Stellung und reitet anschließend mit großem Gefolge die gesamte Breite ab. Jauchzend erklingt auf den kaiserlichen Gruß: „Guten Morgen, Leib-Schützen!" die Antwort: „Guten Morgen, Kaiserliche Würden!" So auch im zweiten Treffen auf des Kaisers Ruf: „Guten Morgen, Leib-Harnischreiter!" und so im dritten: „Guten Morgen, Leib-Weitschützen!"

Sobald das erste Treffen abgeritten worden ist, gestellt sich dieses zum Streckschritt. Ihm schließen sich nach und nach die beiden anderen Treffen an, so daß für den Kaiser ein Aufenthalt nicht entsteht. Der Streckschritt, welcher von den Klängen der verschiedenen Tonwerke der einzelnen Kampfscharen begleitet wird, erfolgt diesmal beim Schießvolk in Fähnleinbreiten, beim Reitvolk in Reiterschaftsbreiten im Jählauf und beim Stückvolk in Geschützbreiten im Trab.

Auf den Streckschritt der Heeresmassen, welcher gegen 12 Uhr beendet war, folgte des kriegerischen Schauspiels feierlichster und erhebendster Teil. Es war das der seit dem großen Kriege an Stelle des zweiten Vorbeischritts vom Kaiser zum Gedächtnis und in Wachhaltung der Erinnerung an unsere Kriegshelden befohlene Ehrenschritt sämtlicher Inhaber des Eisernen Kreuzes. Wir unterlassen es nicht, das Gestell des Ehrenschritts in seinen Einzelheiten wiederzugeben:

Es reiten an der Spitze die anwesenden Ritter vom Großkreuze des Eisernen Kreuzes. Ihnen schließen sich, mit 40 Schritten Abstand folgend, sämtliche Heerteile beider Oberheermächte kampfscharweise an. Jeder Kampfschar voran die nun lorbeergeschmückten Fahnen, welche von den jeweilig jüngsten Rittern jedes Heerteiles begleitet werden. Zehn Schritte hinter den Feldzeichen reitet der befehlende älteste Ritter mit dem Eisernen Kreuze. Die gleichmäßig auf die Gesamtbreite der Wachtmeisterschaft verteilte Reihe der Herren Oberfeldmeister und Feldmeister schließt sich ihm an, während das letzte Glied einer jeden

Kampfschar von den geschlossen hinter der Mitte der Wachtmeisterschaft reitenden übrigen Herren Stabsrittern, Hauptleuten und Stabsbegleitern gebildet wird, die sich des Besitzes des Eisernen Kreuzes erfreuen. Die Herren Heerführer sowie die höheren Stabsbegleiter reiten vor den ihnen unterstellten Verbänden. Begleitet wird der Ehrenschritt durch vaterländische Tonwerke des gesamten Bläservolks innerhalb einer jeden Heermacht. Den Ehrenschritt haben sämtliche im Gefolge des Kaisers befindlichen Ritter, soweit sie nicht als Inhaber des Eisernen Kreuzes selbst am Ehrenschritt teilnehmen, zu grüßen, auch hat sich von selbst eingebürgert, daß die zuschauende bürgerliche Bevölkerung die Helden durch Erheben von den Plätzen und Abnehmen der Kopfbedeckung ehrt. Fürwahr ein Schauspiel von ergreifender Erhabenheit, welches auch hartherzigen Menschenkindern die Zähren in die Augen zu treiben vermochte.

Alle Teilnehmer am Ehrenschritte namentlich aufzuführen, ist uns natürlich nicht möglich, denn noch ist deren Anzahl eine sehr große, wenngleich ja die Reihen der Wachtmeisterschaften bereits stark im Schwinden begriffen sind. Wir nennen deshalb von den Berufsrittern nur diejenigen, welche neben dem Eisernen Kreuze I. Stufe auch den hohen Orden für Kriegsverdienst besitzen. Da sind zunächst sämtliche Kriegsheerführer, welche wir bereits zu begrüßen Gelegenheit hatten. Im übrigen erwähnen wir namentlich den Heerstabsführer der III. Oberheermacht, im Dienststande eines Obersten, Herrn von Bernikow, ferner den Oberstfeldmeister beim Stabe der Schießkampfschar Graf Tauentzien von Wittenberg (3. Brandenburgischen) Zahl 20, Herrn zur Westen sowie den Stückmeister und Führer des 4. Gestücks von der 2. Leib-Feldstückkampfschar, Herrn Dahlwing. Von der Wachtmeisterschaft seien als Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Stufe genannt: der Oberfeldwebel der 3. Reiterschaft von der 2. Leib-Harnischreiterkampfschar, Josef Zweigert, der Feldwebel im 6. Gestück von der Feldstückkampfschar General-Feldzeugmeister (1. Brandenburgischen) Zahl 3, Erich Bosse, der Oberwachtmeister im 3. Fähnlein der Leib-Schießkampfschar Kaiser Franz-Joseph, Hermann Schünemann und der erst 23 Jahre alte Wachtmeister und Belegschaftsführer im 2. Fähnlein der Bau-Fahnschaft von Rauch (Brandenburgischen) Zahl 3, Wilhelm Zwiehle.

Im Anschluß an die Heerschau, die mit dem Ehrenschritt der Krieger beendet war, fanden, wie üblich Meldungen bei dem Obersten Kriegsherrn statt. Unter anderen meldete sich der dem Hofe nahe stehende Geheimrat Feldern, derzeitig zu einer achtwöchigen Übung bei seiner Kampfschar eingezogen, als zum Oberfeldmeister der Bereitschaft der 2. Leib-Schießkampfschar zu Fuß befördert.

Während nunmehr die Heermassen in ihre Standorte abrückten, gestellten sich am Steuerhause das 1. Fähnlein der 2. Leib-Schießkampfschar zu Fuß sowie die 1. Reiterschaft der 2. Leib-Harnischreiterkampfschar zum Abbringen der Fahnen und Reiterfahnen in das Königliche Schloß. Gegen 1 Uhr setzten sich der Kaiser, sämtliche Königliche Prinzen und alle Kriegsheerführer an die Spitze des Ehrenfähnleins, und dann ging es unter erneutem brausendem Jubel der Menschen-

menge die Hindenburgstraße hinauf, dem Schlosse zu. Mit nochmaligem Streckschritt in Gruppenzeile endete daselbst die erhebende Feier; bis in die späten Nachmittagstunden hinein aber erging sich die Bevölkerung noch in festtäglicher Stimmung. Gutem Vernehmen nach soll heute abend in der Königlichen Tonhalle Festvorstellung stattfinden, und zwar werden der 1. und 2. Aufzug von Richard Wagners Bühnentonwerk „Die Meistersinger" zu Gehör gelangen.

Der Schlüssel

Generalfeldmarschall, das Heer	Heerfeldmarschall, das Landheer
Generaloberst, eine Armee	Feldoberst, ein Heer
Kommandierender General, Armeekorps	Befehlender Oberheerführer, Oberheermacht
Generalleutnant, Division	Heerführer, Heermacht
Generalmajor, Brigade	Heerscharführer, Heerschar
Oberst, Regiment	Oberst, Kampfschar
Oberstleutnant	Oberstfeldmeister
Major, Bataillon, Abteilung	Oberstwachtmeister, Fahnschaft, Abteilung
Hauptmann, Kompagnie	Hauptmann, Fähnlein
Oberleutnant, Zug	Oberfeldmeister, Zug
Leutnant	Feldmeister
Offizier, Offizierkorps	Ritter, Ritterschaft
Kadett, Kadettenkorps	Junker, Junkerschule
Feldwebel, Wachtmeister	Oberfeldwebel
Vizefeldwebel, Vizewachtmeister	Feldwebel
Sergeant	Oberwachtmeister
Unteroffizier, Korporalschaft	Wachtmeister, Belegschaft
Gefreiter	Gefreiter
Grenadier, Musketier, Füsilier	Schütze
Jäger, Schütze	Jäger
Infanterist, Infanterie	Schütze, Schießvolk
Kavallerist, Kavallerie	Reiter, Reitvolk
Artillerist, Artillerie	Weitschütze, Stückvolk
Pionier, Pioniere	Baumann, Bauvolk
Trainsoldat, Train	Fahrer, Fahrvolk
Sanitätssoldat, Sanitätsdetachement	Pfleger, Pflegvolk
Kürassiere	Harnischreiter
Dragoner	Leichtreiter
Ulanen	Lanzenreiter
Husaren	Kleinreiter
Jäger zu Pferd	Jagdreiter
Soldat	Heermann
Sr Majestät	Sr. Kaiserliche Würden
Sr. Exzellenz	Sr. Gnaden
Chef	Ehrenoberst
Rang	Dienststand
Adjutant	Stabsbegleiter
Garde, Gardekorps	Leibwacht, Leib-Oberheermacht
Truppen	Heervolk, Heeresmassen
à la suite	in Gefolgschaft
Chef des Stabes	Heerstabsführer

Orden Pour le Mérite	Hoher Orden für Kriegsverdienst
Parade	Heerschau
Uniform, Paradeuniform	Tracht, Prunktracht
Kolonne, Marschkolonne	Zeile, Langzeile
Exerzieren	Üben
Marschieren, Marsch	Schreiten, Schritt
Kommandieren, Kommando	Sprechen, Spruch
Formieren, Formation	Gestellen, sich stellen, Gestell
„Präsentiert das Gewehr!“	„Gewehr zum — Gruß!“
„Bataillon — marsch!“	„Fahnschaft, tritt — an!“
Aufmarschieren	Aufschließen
Parademarsch	Streckschritt
Front, Kompagniefront	Breite, Fähnleinbreite
An-, Abmarsch	An-, Abschritt
Garnison	Standort
Kaserne	Wohnstatt
Präsentiermarsch	Heergruß
Galopp	Jählauf
Standarte	Reiterfahne
Hoboist, Musikchor	Bläser, Bläservolk
Reserve, Oberleutnant der Reserve	Bereitschaft, Oberfeldmeister der Reserve
Frontrapport	Stärkenachweis
Musikstück	Tonstück
Opernhaus, Oper	Tonhalle, Bühnentonwerk

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Sprache

Über einige neuere und neuste Sprachangewohnheiten. Es gibt sicher in unserer deutschen Sprache manche Angewohnheit, die wider einen untadligen und sinngemäßen Sprachgebrauch geht.

Ich gebrauchte eben ganz unwillkürlich den guten alten, namentlich aus Vossens klassischer Homerübersetzung geläufigen Ausdruck „untadlig". Man sagt dafür jetzt „einwandfrei", das eines der beliebtesten Zeitungswörter geworden ist. Es ist zwar höchst sinngemäß, aber sprachlich doch derartig hart, kühn und in sozusagen telegrammäßiger Gedrängtheit gebildet, daß man besser des vortrefflichen „unanfechtbar" nicht so sehr vergessen sollte. Denn „einwandfrei" heißt doch: „so sicher feststehend, daß jeder etwa sich dagegen erhebende Einwand hinfällig werden müßte." Daß diese beiden Momente, das in „etwa" liegende gedankliche und namentlich das in „dagegen" liegende grammatische, gewaltsam mit in das eine Wort hineingepfercht werden, — gegen diese Härte und Kühnheit sträubt sich mein Sprachgefühl so sehr, daß ich persönlich wenigstens das Wort nie in Mund oder Feder nehmen möchte. „Untadlig" aber wird mit Unrecht fast ganz gegen das an und für sich auch untadlige „tadellos" zurückgesetzt, das in auffallendster Häufigkeit gebraucht wird und namentlich auch mit ganz ungerechtfertigten Betonung der letzten Silbe zu den gedankenlos bevorzugten Ausdrücken bestimmter, namentlich jugendlicher, Kreise oder Klüngel gehört.

Das allerbeliebteste Zusatzwort zur Bekräftigung von Behauptungen ist in den Zeitungen und dem von ihnen beeinflußten mündlichen Ausdruck „zweifellos" geworden. Dagegen ist vor allem einzuwenden, daß ein sehr großer Teil der mit diesem Zusatzwort eingeführten Aussagen keineswegs in ihrer Richtigkeit so feststehend sind, daß gar kein Zweifel gegen sie erstehen könnte. Kennt man denn gar nicht mehr eine höchst einfache Grundlehre der Logik, daß alle Urteile ihrer „Modalität" nach in „problematische", „assertorische" und „apodiktische" zerfallen? Alle drei Modalitäten beziehen sich auf den Sicherheitsgrad der Richtigkeit der Behauptungen. Die erstere gibt zu verstehen, daß etwas vielleicht so sein könne, die zweite, daß etwas so sei, die dritte, daß etwas so sein müsse. „Zweifellos" dürfte also eigentlich nur dem dritten Modalitätsgrad hinzugesetzt werden, allenfalls auch solchen Urteilen, die eine gar nicht zu beanstandende Wahrnehmung in sprachliche Form übertragen. Aber „sobald man spricht, beginnt man schon zu irren". Das heißt: sobald man Wahrnehmungen oder gar die Verdichtung vieler zu „Erfahrungen" mit dem denkender Geist verarbeitet, werden auch mancherlei Meinungen möglich, die ohne weitere Prüfung nur „assertorischen" Sicherheitsgrad haben. Deren „zweifellose" Hinstellung pflegt also nicht vollberechtigt zu sein. Es ist, als ob man unbequemen Widerspruch sogleich durch Gewaltspruch aus dem Wege räumen wollte, und es wird auch wohl recht oft so sein, daß hinter diesen harmlos scheinenden Sprachangewohnheiten ein gewisser sittlich-intellektueller Fehler steckt: das Rechtbehaltenwollen, indem man das unlautere Mittel gebraucht, durch Annahme des Scheins unbedingter Überzeugung andere einzuschüchtern und zu betäuben. Ich sagte eben „die zweifellose

Hinstellung". Mit Absicht hatte ich dabei „zweifellos" in ganz anderem Sinne gebraucht als in dem jetzt üblichen, nämlich in dem aktiven: „ohne daß man dabei Zweifel (an der Richtigkeit . . oder der Berechtigung . .) hegte." Fast immer soll aber das beliebte moderne „Zweifellos" (passiv) bedeuten: „was ich als ein Urteil ausspreche, gegen welches mit Recht kein Zweifel von irgendjemand erhoben werden kann." Der richtige Gebrauch des Wortes ist sehr selten, weil man nur sehr selten einmal das zu sagen hat, was er ausdrückt. Zu meiner Freude habe ich ihn aber ein paarmal in der besten Literatur gefunden. Konrad Ferdinand Meyer sagt in seiner Novelle „Das Amulett", Kap. V: „Aus einigen Äußerungen erkannte ich zweifellos meinen Freund Schadau." Richard Wagner läßt im „Lohengrin" die Elsa zu Gertrud sagen: „Du Ärmste kannst wohl nie ermessen, wie zweifellos mein Herze liebt" (Sämtliche Schriften Bd. 2, S. 81). Das soll selbstverständlich heißen: ohne daß ich je Zweifel hegte, daß hinter der mir aufgelegten Bedingung, nie nach Lohengrins Herkunft zu fragen, Unwürdigkeit oder Untreue des Geliebten stecken könnte. Ich kam dabei auf den Gedanken, daß Richard Wagner, mit heimlicher Freude an seinem Sprachgefühl, die Gelegenheit ergriffen habe, „zweifellos" einmal sprachlich richtig zu setzen, und in der Tat zeigte nun eine Stichprobe von zwanzig Seiten (a. a. O. S. 181 bis 201) der Richard Wagnerschen Prosa, daß er, wo die Modernen „zweifellos" sagen, immer andere Ausdrücke desselben Sinnes gebraucht: „ganz gewiß" — „jedenfalls" — „unzweifelhaft" — „notwendig" — „in Wahrheit" — „wahr ist es" — „alle Welt weiß, daß er" — „mit Grund" — „folgerichtig" — „unverkennbar" — „man kann nicht leugnen" — „offenbar" — „unmöglich".

Übrigens ist auch der Ausdruck „fraglos" aufgekommen, den ich, abgesehen von den gegen „zweifellos" vorgetragenen Bedenken, auch noch als recht geziert empfinde, zumal in der mündlichen Rede. Aufgebracht ist er vielleicht zuerst von Fr. Spielhagen, dessen Stil ich übrigens sonst gegen einen großen neueren Stillehrer im allgemeinen gern verteidigen möchte; in Grimms deutschem Wörterbuch steht „fraglos" überhaupt nicht. Richard Wagner aber kann an einer Stelle zufällig einmal dieses Wort so gebrauchen, wie es richtigerweise gebraucht werden könnte: „Fraglos geb' ihrem Zauber ich mich hin," sagt Lohengrin (a. a. O. S. 162), vom Zauber der „süßen Düfte" sprechend, indem er der Elsa gleichsam induktiv von anderen Beispielen her verwehren will, ein unmittelbares Glück durch grübelndes Fragen über seinen Ursprung und sein Recht zu schädigen, also in dem Sinne „ohne daß ich je Fragen erhöbe".

Man ist jetzt im Schriftdeutsch, aber auch im gesprochenen Deutsch beinahe niemals mehr „nicht imstande", sondern fast immer nur „nicht in der Lage". Das „imstande sein" („im Stande" möchte ich nicht schreiben, weil man in der Einheit dieser Ausdrucksweise an das Substantivum „Stand" gar nicht denkt) war ein vollkommen geläufiges Synonymum von „können" oder „vermögen" und konnte schon als Abwechslung, sehr gut sein sprachliches Dasein rechtfertigen; ein feiner Sinnunterschied lag kaum vor, der zu seinem Gebrauch gezwungen hätte, die Hauptsache aber war, daß es, echtem unbewußten Sprachtriebe sein Entstehen verdankte. Die veränderte Wendung beruht an und für sich auf einer öfters gewiß ganz zutreffenden Erwägung, daß man etwas wohl könnte, aber doch in Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Gründe es doch nicht tun wolle. Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn man dann diese feinere Schattierungdes Ausdrucks anwendet. Aber, daß man, wo nur auf ein wirkliches nicht Können, ein nicht ganz ausreichendes Kraftmaß vorliegt, jetzt immer nur nicht „in der Lage" ist, das ist eine üble Angewohnheit, von der sehr zu wünschen wäre, daß sie wieder zum Verschwinden käme. In Grimms deutschem Wörterbuch wird für „in der Lage sein, . . . zu . . ." nur ein einziges Beispiel von Jeremias Gotthelf angeführt, in einem Satze, der seinem Inhalte nach nicht vor etwa 1850 geschrieben sein kann, — unmittelbar nach vielen Beispielen aus unseren Klassikern, in denen „Lage" in übertragenem Sinne gebraucht wird, aber nirgends wie in der neuen Phrase. Die Klassiker sicherlich kannten diese noch nicht. Auch fehlt jeder Hinweis, daß das jetzt eine ganz allgemein ge-

wordene Sprachweise sei. Es ist eine überflüssige Neuerung von gesuchter und deshalb anstößiger Gewähltheit.

Wie eine Epidemie greift jetzt um sich, daß man am Schluß seiner Aussagen, oft sogar schon in den Abschnitten eines einzigen Satzes, ein an den Zuhörer gerichtetes fragendes „nicht?" einfügt. Von Volksgenossen aus allen Teilen Norddeutschlands habe ich das, doch erst seit drei bis vier Jahren, in der befremdendsten Weise gehört; ob es auch in Mittel- und Süddeutschland schon so eingerissen ist, bin ich nicht imstande zu sagen. Es macht den Eindruck, als ob man ohne sich Schritt für Schritt der fremden Zustimmung zu versichern nicht weiterzugehen den Mut hat, es an der für das Leben durchaus nötigen Portion von Selbstvertrauen fehlen läßt. Auffallend ist, daß das „nicht wahr?" zu dem einfachen „nicht" zusammengeschmolzen ist. Nun kann ja die Vergewisserung, daß der Hörende ganz genau die entscheidenden Punkte der Redestrecke aufgefaßt hat, wichtig und ein entschieden gefühltes Bedürfnis sein, wie z. B. in den Gedankenketten eines Platonischen Dialogs. Aber jetzt fügt man das „nicht?" auch den einfachsten erzählenden Sätzen hinzu. Und das seltsamste ist, daß der Hörer oft gar nicht imstande ist, die gewünschte Bestätigung des Gesagten zu erteilen, weil er etwas ihm ganz Neues zu hören bekommt. Es kommt vor, daß einem ein Mensch, den man eben neu kennen lernt, Daten aus seinem Leben angibt mit einem „nicht?" hinter jedem dieser Daten, so daß ich einmal höflich dazwischen sagte: „Sie sagen es ja, aber, bester Herr, ich kann es doch nicht wissen." Franzosen und Belgier überschwemmen ihre Unterhaltung mit übermäßig vielen „n' est ce pas?" Das empfindet man gewiß nicht angenehm; aber mit dem deutschen „nicht?" wird es jetzt fast noch schlimmer. Möchte man daran denken und dieser wie ansteckend einherschreitenden Angewohnheit wieder Einhalt tun: es ist wirklich hohe Zeit.

Max Schneidewin

Ergänzung. Zu den Ausführungen des Herrn Professor Herbertz in Heft 48 der Grenzboten sei bezüglich der Bevölkerungsdichte in den europäischen Großstaaten bemerkt: die Bevölkerung zählte im Jahre 1912

im europäischen Rußland	rund	120	Millionen
in Deutschland	„	66	„
„ England	„	46	„
„ Frankreich	„	40	„

das ergibt pro Quadratkilometer für das europäische Rußland nur 22 Seelen, für Deutschland dagegen 122, für Frankreich 74.

Das Volksvermögen betrug nach einer neuen Schätzung (Kölnische Zeitung Nr. 1295 vom 28. November) etwa für 1906

in Deutschland	330	bis 360	Milliarden	Mark
„ England	253	„ 300	„	„
„ Frankreich	225	„ 250	„	„

Die Schriftleitung

Kriegstagebuch

Den Charakter der letzten Wochen des Krieges werden wir am besten kennzeichnen durch den Hinweis auf die gesteigerten Anstrengungen der Gegner, Versäumnisse ihrer Mobilmachung und die Schläge der ersten Kriegsmonate auszugleichen durch gesteigerte Einberufung neuer Hilfskräfte und Vereinigung gewaltiger Heeresmassen zu konzentriertem Vorstoß.

Frankreich und Belgien unter englischer Führung leisten in Westflandern verzweifelten Widerstand und suchen uns die gewonnenen Stützpunkte wieder abzunehmen. — Rußland hat seine Hauptmacht nach Polen südlich der Weichsel geworfen, wohin sie Hindenburgs geniale Heeresleitung gezogen hat. Eine aus 38 Fahrzeugen bestehende englisch-französisch-japanische Flotte macht sich daran die deutsche Flagge von den Meeren zu vertreiben.

Aus dem Bewegungskriege mit seinen gewaltigen Marschleistungen ist ein noch gewaltigeres, den Atem beklemmendes Ringen geworden. Über den Ausgang dieses Ringens besteht kein Zweifel: sowohl im Westen wie im Osten wird der Geist der Truppen den Ausschlag geben über die Zahl der Gegner und auf dem Festlande werden wir den Sieg halten. Er ist unser, weil er unser sein muß. Die Schläge, die Hindenburgs Armeen den Russen schon zugefügt haben und die noch in diesen Tagen geführt werden können, werden nicht ohne Rückwirkung auf die Lage in Rußland bleiben. Daß es nur langsam voran geht, liegt im Wesen des Ringens überhaupt. Lassen wir uns durch das Ausbleiben abschließender Siegesmeldungen nicht beunruhigen: die Dauer der Schlachten entspricht nur den bisher in der Kriegsgeschichte unerhörten Zahlen und der Vervollkommnung der Technik. Es ist ein Ringen, kein Wettlauf mehr, wie zu Beginn des Krieges.

Es ist nur zu menschlich, wenn wir uns nicht in jeder Minute dieses Zustandes als etwas notwendigem, natürlichem bewußt bleiben und wenn wir bei den erschütternden Nachrichten von den erfolglosen Heldenkämpfen auf hoher See und in Ostasien leicht in eine Stimmung geraten, die wie Zagen anmutet. Seien wir nur ehrlich gegen uns selbst: den Untergang unserer herrlichen Kreuzer draußen, der „Emden", „Scharnhorst", „Gneisenau", „Leipzig" und „Nürnberg" erwarteten wir seit Ausbruch des Krieges stündlich. Diese Schiffe mit ihren heldenmütigen Besatzungen sind die unabwendbaren Opfer, die gebracht werden mußten. Und diese Opfer waren nicht umsonst: die deutschen Kreuzer haben unendlich viel mehr geleistet, als irgend jemand voraussehen konnte; wenn

unsere Feinde nichts von Verlusten aus der Seeschlacht an den Falklandsinseln melden, so bedeutet das nicht, daß unsere Schiffe allein in die Tiefe gegangen sind; wir können dessen sicher sein, daß in dem fünfstündigen Kampfe jedes unserer Schiffe mindestens ein feindliches vernichtet hat. 38 gegen 5! Welch ein Heldentum! Schon heute hat die deutsche Marine sich dem deutschen Heere als ebenbürtig erwiesen. Ihre Schöpfer und Führer brauchten zu den vollbrachten Heldentaten keine neuen hinzuzufügen, ohne fürchten zu müssen, von jenem überstrahlt zu werden. Sie hat sich den Ruhm erworben, der das Vertrauen der Nation in ihren Schöpfer Tirpitz rechtfertigt. Möge Herr von Tirpitz den Verlust der Schiffe nicht als ein Mißgeschick, sondern gleich uns als ein notwendiges Opfer empfinden. Das Vorhandensein deutscher Schiffe ganz allein beeinflußt die Wage des weltgeschichtlichen Geschehens zu unseren Gunsten. Die Entscheidung herbeiführen muß in diesem Kriege die Armee.

Zu den auserwählten Helden dieses Krieges, deren Taten noch die außerordentlichen Leistungen der Gesamtheit zu überstrahlen vermochten, gesellt sich Generalleutnant von Litzmann, der mit seiner Division von den Russen eingeschlossen in dreitägigem Kampf sich den Durchbruch erzwang und obendrein 12000 Gefangene mitbrachte! Solche Taten erleichtern uns die Zeit des Wartens, wecken überall in der Nation neue schöne Impulse, neue Begeisterung, neue Tatkraft: und ähnlich wirkte, wenn wir den neben dem Fürsten Bismarck glänzendsten deutschen Staatsmann, den Fürsten Bülow, ein Amt auf einem der gefährdetsten diplomatischen Posten antreten sehen. Viele seiner Gegner und Kritiker werden sich heute vor dem greisen Staatsmann tief verneigen, der mit der Tatkraft des Jünglings in die Bresche springt, wo das Vaterland in Gefahr ist.

Solange wir solche opferbereite Männer hervorbringen, und jeder Tag trägt neue an die Oberfläche, hat es keine Not um das Vaterland, — die Regierung kann, auf welchem Gebiet es auch sei, aus dem Vollen schöpfen. Möge sie sich dessen bewußt bleiben.

29. Oktober 1914. Der englische Dreadnought „Audacious" an der irländischen Küste durch eine Mine oder ein Torpedo zum Sinken gebracht.

9. November 1914. Englische Territorialtruppen, 9 Bataillone und 11 Batterien, treffen in Indien ein.

15. November 1914. Bei den Kämpfen in Polen und an der ostpreußischen Grenze werden den Russen außer 28 000 Gefangenen 70 Maschinengewehre und viele Geschütze genommen und sie selbst über Kutno und Plozk zurückgeworfen.

15. November 1914. Die Türken besetzen Duzheny im Kaukasus.

15. November 1914. Die Österreicher erobern in Serbien Valjevo.

15. November 1914. Niederlage der Engländer bei Fao am Schatt-el-Arab.

16. November 1914. Griechenland erhält von Frankreich einen Anleihevorschuß von 20 Millionen Franken, von England einen solchen von 88 Millionen zur Bezahlung der auf englischen Werften im Bau befindlichen griechischen Kriegsschiffe.

16. November 1914. Die Norddeutsche Allg. Zeitung veröffentlicht gerichtliche Aussagen, aus denen hervorgeht, daß Frankreich bereits am 1. August den Vormarsch durch Belgien vorbereitet hatte.

16. November 1914. Das englische Parlament bewilligt einen Kredit von 225 Millionen Pfund Sterling.

17. November 1914. Hilfskreuzer „Berlin" in Trontheim interniert.

17. November 1914. Im Westen mehrere Angriffe der Franzosen im Argonnenwald, südlich Verdun und bei St. Mihiel zurückgewiesen; Schloß Chatillon und französische Stellungen bei Cirey im Sturm genommen.

17. November 1914. Beschießung Libaus durch unsere Flotte, die Hafeneinfahrt durch versenkte Schiffe gesperrt.

17. November 1914. Eine Besprechung der russischen Sozialisten an der auch Dumaabgeordnete beteiligt waren, wird von der Petersburger Polizei vereitelt.

18. November 1914. Französischer Angriff bei Servon unter schweren feindlichen Verlusten zurückgeschlagen.

18. November 1914. Seekampf im Schwarzen Meer: ein russisches Panzerschiff schwer beschädigt.

18. November 1914. Niederlage der Russen bei Lasistan im Kaukasus durch die Türken.

18. November 1914. Siegreicher Kampf eines deutschen Flugzeuggeschwaders mit feindlichen Kampfflugzeugen im Westen.

18. November 1914. Türkischer Sieg bei Azab, Zuvotkar und Kourz. Die Russen auf Batum zurückgeworfen.

19. November 1914. Französischer Angriff auf Combres zurückgeworfen.

19. November 1914. Die Engländer verlieren bei einem erfolglosen Angriff auf einen deutsch-ostafrikanischen Platz (Tanga?) 800 Mann.

20. November 1914. Die Türken schlagen die Russen bei Artwin und Liman.

21. November 1914. Zwei englische Flieger erscheinen, nachdem sie die Neutralität der Schweiz durch Überfliegen verletzt hatten, über Friedrichshafen. Der Angriff auf die Werft hat keinen Erfolg, ein Flieger wird heruntergeschossen.

21. November 1914. Türkische Truppen erreichen den Suezkanal. Die Engländer bei Kantara in die Flucht geschlagen.

21. November 1914. Die Untersuchung der an der holländischen Küste angeschwemmten etwa 100 Minen ergibt, daß es durchweg englische sind.

22. November 1914. Im Argonnenwald Schützengräben genommen und Gefangene gemacht.

22. November 1914. Ein kleines englisches Geschwader an der belgischen Küste durch unsere Artillerie vertrieben.

22. November 1914. Der marokkanische Aufstand greift auf Algerien über; das französische befestigte Lager von El Goleo ist in die Hände der Aufständischen gefallen.

23. November 1914. Deutsche Militärärzte werden in Paris völlig widerrechtlich zu Gefängnisstrafen verurteilt.

23. November 1914. Die Schweiz erhebt in London und Bordeaux Protest gegen die Verletzung der Neutralität durch Flieger.

23. November 1914. Die dänische Regierung erläßt ein Ausfuhrverbot für Pferde.

23. November 1914. Der Bundesrat setzt Höchstpreise für Kartoffeln fest.

23. November 1914. „U 18" an der Nordküste Schottlands durch ein feindliches Schiff gerammt und gesunken.

23. November 1914. Das deutsche Torpedoboot „S 124" stößt mit einem dänischen Dampfer an der schwedischen Küste zusammen und wird schwer beschädigt.

23. November 1914. Bei einem angeblichchen Aufruhr der deutschen Zivilgefangenen auf der Insel Man werden mehrere getötet und verwundet.

23. November 1914. Ein englischer Major wird von einem indischen Soldaten bei einer Einschiffung in Bombay getötet.

23. November 1914. Mehrere persische Kurdenstämme überfallen die Russen in Täbris.

23. November 1914. Österreichische Erfolge gegen die Russen bei Pilitza und Wolbrom.

23. November 1914. Indische Kamelreitertruppen von den Türken am Suezkanal geschlagen.

24. November 1914. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung veröffentlicht faksimilierte Urkunden der englisch-belgischen Abmachungen gegen Deutschland aus den Jahren 1908 bis 1912.

24. November 1914. In Ostpreußen werden sämtliche russischen Angriffe abgewiesen, ebenso östlich Czenstochau und bei Lowicz—Strykow—Brzeziny.

24. November 1914. Portugal gibt, dem Bündnisse mit England entsprechend, seine Neutralität auf.

24. November 1914. Rußland beabsichtigt in England eine Anleihe von 500 Millionen Rubel zum Kurse von 94 Prozent aufzunehmen.

24. November 1914. Die Österreicher machen in Russisch-Polen in den letzten Tagen 29 000 Gefangene und erbeuten 49 Maschinengewehre.

24. November 1914. Die Türken besetzen Morgul und schlagen die Russen über den Tschorok zurück.

24. November 1914. Der deutsche Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm" versenkt mehrere feindliche Handelsdampfer im Atlantischen Ozean.

25. November 1914. Französische Angriffe bei St. Hilaire-Souain abgewiesen.

25. November 1914. Bei Lodz und Lowicz die russische erste und zweite und Teile der fünften Armee geschlagen, 40 000 Gefangene gemacht, 70 Geschütze, 160 Munitionswagen, 156 Maschinengewehre erbeutet und weitere 80 Geschütze zerstört.

25. November 1914. In Serbien erobern die Österreicher die serbischen Stellungen bei Lazarewatsch, 1200 Serben gefangen, Geschütze und Maschinengewehre erbeutet.

25. November 1914. Das englische Linienschiff „Bulwark" mit 800 Mann Besatzung bei Sheerneß durch Explosion vernichtet.

26. November 1914. Französische Angriffe bei Apremont zurückgeschlagen.

26. November 1914. In Kalkutta finden Bombenattentate statt.

26. November 1914. Im Ärmelkanal versenkt ein deutsches Unterseeboot den englischen Frachtdampfer „Malachit".

26. November 1914. In Warschau veröffentlicht eine neugegründete russophile Partei der Polen erneut einen Aufruf gegen die Deutschen.

27. November 1914. Rußland beruft acht Jahrgänge Landsturm ein.

27. November 1914. Das Moratorium in Frankreich wird bis 1. Januar 1915 verlängert.

27. November 1914. Der Oberbefehlshaber im Osten, Generaloberst von Hindenburg, zum Generalfeldmarschall befördert.

27. November 1914. Französische Angriffe im Argonnerwald; bei Apremont und in den Vogesen einige Schützengräben erstürmt.

27. November 1914. Russische Angriffe westlich Noworadomsk abgeschlagen.

27. November 1914. Im Kanal der englische Dampfer „Primo" von einem deutschen Unterseeboot versenkt.

28. November 1914. Wechsel im Generalgouvernement von Belgien; Feldmarschall von der Goltz geht nach der Türkei.

28. November 1914. Kaiser Wilhelm besucht die Truppen im Osten.

28. November 1914. Die Österreicher schlagen die Russen in den Karpathen bei Homonna, 1500 Gefangene.

28. November 1914. Angriffe der Feinde auf Ypern und Lens zurückgewiesen.

28. November 1914. Russische Vorstöße bei Lodz abgewiesen.

28. November 1914. Die Österreicher dringen in Serbien bis zum Ljigfluß vor und nehmen 1266 Gefangene.

29. November 1914. Die Zeichnung der Kriegsanleihen in Österreich-Ungarn erreicht die Höhe von 3 Milliarden Kronen.

29. November 1914. Östlich Darkehmen stärkere russische Kräfte zurückgeschlagen, 600 Gefangene. Südlich der Weichsel 30 Geschütze, 20 Maschinengewehre erbeutet, 14 000 Gefangene gemacht.

30. November 1914. Östlich Lodz umzingelten die Russen eine deutsche Heeresabteilung; diese schlug sich jedoch unter Führung des Generalleutnants von Litzmann in dreitägigen Kämpfen durch, machte dabei 12000 Gefangene und eroberte 25 Geschütze. „Eine der schönsten Waffentaten des Feldzugs."

30. November 1914. In Serbien machten die Österreicher seit Beginn der letzten Offensive im ganzen 19 000 Gefangene und erbeuteten 40 Geschütze, 47 Maschinengewehre.

1. Dezember 1914. In den Argonnen ein starker Stützpunkt genommen, 300 Gefangene.

1. Dezember 1914. Die Zahl der bei Wloclawek, Kutno, Lodz und Bowitsch vom 11. November bis 1. Dezember gefangenen Russen beziffert sich auf über 80000.

1. Dezember 1914. Belgrad wird von den Österreichern besetzt.

2. Dezember 1914. Der deutsche Reichstag beschließt einmütig einen weiteren Kriegskredit in Höhe von 5 Milliarden Mark.

2. Dezember 1914. Zusammenkunft Kaiser Wilhelms mit dem Erzherzog Friedrich und dem Erzherzog Thronfolger Karl Franz Josef in Breslau.

3. Dezember 1914. Der russische General Rennenkampf wird seines Kommandos enthoben.

3. Dezember 1914. Französische Angriffe in Flandern, sowie nordwestlich Altkirchs unter bedeutenden Verlusten des Feindes abgewiesen.

3. Dezember 1914. Östlich der masurischen Seen russische Angriffe unter großen Verlusten der Russen zurückgeschlagen.

3. Dezember 1914. Die Türken besiegen die Russen südlich Batum am Tschorok.

3. Dezember 1914. Salandra betont wiederholt im italienischen Parlament Italiens bewaffnete Neutralität.

3. Dezember 1914. Die Türken nehmen Adschara im Kaukasus.

4. Dezember 1914. Fürst Bülow zum Botschafter in Rom ernannt.

4. Dezember 1914. Bei Freiburg i. B. werfen feindliche Flieger Bomben.

4. Dezember 1914. In Ostpreußen östlich der Seen 1200 Russen gefangen.

4. Dezember 1914. In Flandern und südlich Metz französische Angriffe abgewiesen, deutsche Fortschritte bei La Bassée, in den Argonnen und südwestlich Altkirch.

5. Dezember 1914. Österreichische und deutsche Truppen nehmen in Westgalizien 2200 Russen gefangen.

5. Dezember 1914. Die Türken besetzen Kada östlich Batum. — Englische Angriffe am Tigris von den Türken zurückgewiesen.

5. Dezember 1914. Englische Flieger über Ostende herabgeschossen.

6. Dezember 1914. Lodz von unseren Truppen genommen; schwere Verluste der Russen, 5000 Gefangene, 16 Geschütze genommen. Erfolgreiche Kämpfe deutsch-österreichischer Truppen bei Petrikau.

6. Dezember 1914. Rücktritt der Kabinette in Serbien und Portugal.

6. Dezember 1914. Die französische und die englische Regierung entschuldigen sich bei der Schweiz wegen der Neutralitätsverletzung durch Flieger.

6. Dezember 1914. Die Türken schlagen die Russen und besetzen Saoutchblaghe in der Provinz Aserbeidschan (Persien).

7. Dezember 1914. Bei Malancourt, östlich Varennes, ein französischer Stützpunkt genommen. 150 Gefangene.

7. Dezember 1914. Antienglische Demonstrationen in Dublin.

7. Dezember 1914. Erfolge der Österreicher östlich Krakau, über 5000 Gefangene.

8. Dezember 1914. Französische Angriffe in Gegend Souain und bei Varennes und Vanquois abgewiesen.

8. Dezember 1914. Ruhmvoller Untergang der „Scharnhorst", „Gneisenau", „Leipzig" und „Nürnberg" gegen eine erdrückende Übermacht (38 : 5) bei den Falklandsinseln.

9. Dezember 1914. Feindliche Flieger werfen wiederum über die offene, nicht im Operationsgebiet liegende Stadt Freiburg i. B. Bomben ab, ohne jedoch Schaden anzurichten.

9. Dezember 1914. Kriegsminister von Falkenhayn zum Chef des Generalstabes ernannt.

9. Dezember 1914. Angriffe der Franzosen im Argonnenwald abgewiesen.

9. Dezember 1914. Przasnysz in Nordpolen im Sturm genommen, 600 Gefangene, einige Maschinengewehre erbeutet.

9. Dezember 1914. Ein Landungsversuch der Russen südlich Batum zurückgewiesen; die Türken erobern zwei Kanonen. Für die Türken erfolgreiche Kavalleriekämpfe am Wansee.

10. Dezember 1914. England errichtet eine Gesandtschaft beim Vatikan.

10. Dezember 1914. Deutsche Fortschritte in Flandern, französische Angriffe im Bois de Pêtre, westlich Pont-à-Mousson, abgewiesen.

10. Dezember 1914. Dem Maire von Calais wird ein englischer Gehilfe beigegeben.

10. Dezember 1914. Die Engländer werden von den Scheichs von Darfur und Kordofan aus Chartum (Sudan) vertrieben.

10. Dezember 1914. Die Türken bombardieren die russische Küste bei Batum, der türkische große Kreuzer „Sultan Jawus Selim" schießt Batum in Brand.

10. Dezember 1914. Der Bundesrat setzt Höchstpreise für verschiedene Artikel fest.

11. Dezember 1914. Französische Angriffe bei Langermarck abgewiesen, 340 Gefangene; im Argonnenwald Angriffe abgewiesen, einen Stützpunkt erobert, 200 Gefangene gemacht; Angriffe bei Apremont und westlich Markirch abgewiesen.

11. Dezember 1914. Für uns siegreicher Kavalleriekampf an der ostpreußischen Grenze, 350 Gefangene. — Russische Angriffe in Südpolen von unseren und österreichisch-ungarischen Truppen abgewiesen.

12. Dezember 1914. Das Oberkommando in den Marken verbietet das Erscheinen der Staatsbürger-Zeitung während der Dauer des Krieges.

12. Dezember 1914. Der Vizekönig von Irland tritt zurück.

12. Dezember 1914. Die russischen Verluste in Polen betragen in den letzten Kämpfen mit Einschluß der 80 000 Gefangenen 150 000 Mann.

12. Dezember 1914. Die Österreicher machen in den Karpathen 2000 Gefangene. Die Besatzung von Przemysl macht 700 Gefangene und erbeutet 18 Maschinengewehre.

12. Dezember 1914. Ein französischer Angriff bei Flirey zurückgeschlagen, 600 Gefangene gemacht.

12. Dezember 1914. In Nordpolen eine Anzahl feindlicher Stellungen genommen, 11 000 Gefangene; 48 Maschinengewehre erbeutet.

12. Dezember 1914. Die Österreicher schlagen die Russen bei Limanowa in Galizien und besetzen wieder Neu Sandec, Gryhow, Gorlice und Zmigrod.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 9830, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Holland

Von Alfred Ruhemann

Ich gedenke nicht in ein Wespenneſt zu ſtechen, weder in das holländiſche, das über alle Maßen, und öfters ungerechtfertigt, ſehr empfindlich iſt, noch in das der allgemeinen deutſchen Meinung, die leider viel zu ſehr, und ohne ernſtliche Prüfung dazu neigt, der Anſicht Raum zu geben: wer nicht mit uns, iſt gegen uns. Außer den uns feindlich gegenüberſtehenden Heeren, die eine Wirklichkeit darſtellen, ſehen wir uns auf realpolitiſchem Gebiete nur Problemen, den ſchwierigſten und gewaltigſten, die es je gegeben, gegenüber. Da ſollten Vorſicht und Mäßigung geboten ſein, da ſollte man doch die Einſicht haben, die Taktik unſerer Diplomatie und Heeresleitung nachzuahmen: erſt wägen, dann wagen und — ſchlagen. Der geiſtige Schwung unſeres Vaterlandes war im Beginn des Krieges ebenſo bewundernswert wie der ſoldatiſche. Was unſere Geiſtes- und politiſchen Größen ſchrieben, ſagten und dem Auslande verkündeten, ſtand auf dem feſten Boden gründlichen nationalen Wiſſens und Könnens. Mag nun die Länge der kriegeriſchen Operationen manchen nervös gemacht und ihm die Unbefangenheit des Urteils genommen haben — faſt ſcheint es, als ob wir ſtellenweiſe die in dieſem Augenblick uns mehr denn je notwendige Klarheit unſerer Gedanken und Überlegungen durch Ungeduld getrübt haben. Warum haben unſer Heer und ſeine Oberleitung Geduld, unendliche Geduld? Weil ſie fühlen, daß dieſe Ausdauer zum Ziele führen muß. Warum handeln wir nicht auf politiſchem Gebiete ebenſo? Warum beweiſen wir nicht durch und an uns ſelbſt, daß dem Zeichen der Geduld der Sieg verbleiben muß? Der grüne Tiſch der Diplomatie wird hoffentlich in nicht allzuferner Zeit, dieſelbe, ja eine noch einſchneidendere Bedeutung haben, als der, auf welchem heute die ſtrategiſchen Pläne ausgebreitet liegen. Um an ihm ebenſo gebieten und unſere Kraft zur Geltung bringen zu können, bedarf es eines ungeheuren Aufwandes geiſtiger Vor-

bereitungen in Ruhe und Überlegung. Wir sollten uns also besser nicht bereits heute den Kopf derjenigen Staaten zerbrechen, die nicht offen mit uns sind, nicht mit uns sein können oder wollen. Wir sollten ihnen vor allen Dingen nicht, beleidigt ohne ersichtlichen Grund, zu nahe treten und damit gegen unsere spätere politische Aktion im Auslande Stimmung machen. Wir sollten, im Gegenteil, ihnen ihre schwierige Stellung erleichtern und ihnen durch unbefangene Schilderungen und Betrachtungen ihrer wie der allgemeinen Lage Gelegenheit geben, auch über sich selbst und über uns sich ein besseres Urteil zu bilden. Mögen sie auch mehr oder weniger nicht unsere Freunde sein, sie können sie werden. Je stärker wir sind und werden, desto willkommener und notwendiger werden uns Freunde sein. Und dann noch eins: Mäßigung im Denken, Sprechen und Handeln! Ich möchte in dieser Richtung an die treffenden Worte erinnern, die vor vielen Wochen schon Immanuel Heyn, der Reichstagsabgeordnete und Pfarrer an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in einem Aufsatze, betitelt: „Wir und das Ausland" schrieb. Sie lauteten: „Allerdings ist es mehr als fraglich, ob jeder soviel Takt und Einsicht besitzt, um in dieser Sache reden zu dürfen . . . . Nein, nicht jeder ist befugt, in dieser Sache (der geistigen und journalistischen Propaganda in das Ausland. D. V.) öffentlich zu wirken, schon aus dem Grunde nicht, weil nicht jeder die Sprache des Auslandes redet und nicht jeder im Auslande unsere Sprache versteht." Gegen solche elementare Grundsätze der Realpolitik ist in letzter Zeit häufig verstoßen worden. Wer Blinden die Augen öffnen will, muß selbst sehen, muß vor allem ruhig und unbefangen bleiben können. Nur in dem Bewußtsein völliger Unvoreingenommenheit wage ich mich deshalb an ein überaus dorniges und schwieriges Thema, das unvorsichtige Überstürzung zu verwirren und noch schwieriger zu gestalten droht. Ich meine das holländische. Jeder, der die Ausflüsse der öffentlichen Meinung bei uns bezüglich Hollands aufmerksam verfolgt hat, versteht die Notwendigkeit vorstehender einleitender Worte. Um Holland abzuwägen, bedarf es eines Imkerhandschuhes und einer Imkermaske. Dieses Land ist uns ein noch fremder, noch nicht an uns gewöhnter Schwarm. Er kann sich allerdings an uns gewöhnen und uns guten Honig bescheren, zunächst aber müssen wir ihn zu behandeln lernen, sonst fliegt er uns, beleidigt, auf Nimmerwiedersehen davon.

Die holländische Frage — es gibt in der Tat eine solche für uns schon gegenwärtig — läßt sich nicht im Rahmen einer räumlich beschränkten Betrachtung erschöpfend abtun. Sie dünkt mich jedenfalls viel interessanter und für die zukünftige Sicherheit des Deutschen Reiches viel bedeutsamer, als die halb gelöste belgische, oder irgendeines anderen europäischen neutralen Staates. Wir müssen deshalb heute schon weiter denken, über die dankbare Genugtuung hinaus, daß Holland durch seine strikte und gewissenhafte Neutralität, mag sie in erster Linie auch durch den Selbsterhaltungstrieb vorgeschrieben und eingegeben worden sein, uns, vor allem im strategischen Sinne, einen nicht hoch genug

einzuschätzenden Dienst geleistet hat. Zu diesem Zwecke ist es notwendig, sich nochmals vor Augen zu führen, was dieses Land bisher geleistet, welchen Gefahren es sich ausgesetzt hat und noch aussetzt, im politischen wie materiellen Sinne, einzig und allein in der Erwartung, nach wie vor im europäischen Staatenkonzerte eine nicht nur zählende, sondern auch gebietende Macht bleiben zu können. In strategischer Hinsicht waren die Opfer, die die Niederlande, außer den Kosten, sich selbst und den kriegführenden Mächten gebracht, nur ein Gebot an diese, die Neutralität zu achten, das trotzdem zu brechen, wiederholt, doch nie von deutscher Seite, versucht worden ist. In den letzten Tagen noch war wieder die Rede, daß England abermals, und zwar in sehr kategorischer Weise, Holland aufgefordert habe, seine Flotte die Schelde nach Antwerpen passieren zu lassen. Wieviel Wahres daran ist, bleibe dahingestellt: soweit geht doch wohl kaum die Kurzsichtigkeit der großbritannischen Machthaber, uns einen nicht zu verachtenden Verbündeten und sich selbst die untrügliche Gewißheit eines wenig rühmlichen Untergangs ihrer Armada auf der Schelde verschaffen zu wollen. Nein, wenn Holland eine große Karte spielt, so geschieht das auf dem Meere und in seinen Kolonien, auf dem Gebiete seines nationalen Reichtums. Eine neue Kriegsanleihe von 420 Millionen Mark, das Bereithalten einer Armee von zweihunderttausend Mann, der weitere Ausbau der Befestigungen Seelands, die Unterbindung des neutralen Handels zur See, die Hemmung seines kolonialen Handels, die Verpflegung von einigen hunderttausend flüchtigen Belgiern, die Einschränkung seiner kontinentalen Ausfuhr — das alles sind Opfer, die zählen und die ihren Preis haben. Je offener und rückhaltsloser man auch diesen politischen und materiellen Opfermut bewundern kann und soll, um so ehrlicher muß man sich aber auch die Frage vorlegen: unterläuft diese Rechnung der Selbstaufopferung nicht ein großer Irrtum, waren wirklich nur die Hartnäckigkeit und das System, von der einmal eingeschlagenen Bahn nie abzuweichen, die wahren Triebfedern für das Tragen dieser Herkuleslasten? Holland weist bis jetzt noch stolz jeden Anspruch auf irgendeine spätere Entschädigung zurück: es will das bleiben, was es gewesen ist: selbständig, mit allen Nationen gut Freund und ehrlicher Handelsmakler. Gut! Aber wird es, wie auch immer der Krieg ausläuft, für einen neutralen Staat wie Holland möglich sein, nur nach der bisherigen Schablone Freunde zu besitzen? Es hat in diesem Augenblick bereits einen Staat gegen sich, der ihm seine Neutralität nie vergessen und vergeben wird: England. Diese Feindschaft kann in irgendeiner Form zu einem eklatanten, vielleicht gar blutigen Austrage kommen. England hat Hollands Neutralität zur See vergewaltigt, und Holland hat dagegen protestiert. Es hat allein, ohne sich den Schritten der skandinavischen Länder anzuschließen, seine Protestnote an England gesandt. Dabei kann es aber nicht stehen bleiben, es wird nach dem Kriege versuchen müssen, will es nicht die Achtung vor sich selbst und vor der übrigen Kulturwelt einbüßen, seinem Proteste einen diplomatischen Nachdruck zu verleihen. Da hätte es also

schon einen Feind, mit dem es rechnen muß, der stärker ist, weil er verschlagen und rachsüchtig ist. Hinzu kommt für die Erschwerung der holländischen Neutralität nach dem Kriege die Frage: wie wird die Welt bei Friedensschluß aussehen? Ist nicht vielleicht die Unvermeidlichkeit einer Einkreisung aller solcher Staaten, die sich bisher in einer „prächtigen Isolierung" gefallen konnten, zu erwarten? Ich hege eine zu große Achtung vor der staatsmännischen Klugheit der Königin Wilhelmine und ihrer Ratgeber, sowie der holländischen Volksvertreter, als daß ich sie verdächtigen könnte, sie handelten blindlings und nur aus Selbstsucht, sie stellten sich nicht bereits jetzt vor, daß der Krieg die Welt aus den Angeln gehoben hat, in die die bisherige kosmopolitische Tür, weil morsch geworden, nie wieder hineinpassen wird. Auf der anderen Seite kann ich mir nicht vorstellen, daß die Holländer, so ausgezeichnete Kaufleute und Rechner sie auch sind, ihre Neutralität nur als bequemes Aushängeschild benutzt haben, um in Gemütsruhe den Ausgang des blutigen Konfliktes abzuwarten und sich dann dem jeweiligen Sieger in die Arme zu werfen. Holland meint es mit seiner politischen Würde und Selbständigkeit jedenfalls ernst, nur schädigt es sich, wenn es auch in kommenden Tagen seine unnahbare Stellung weiter bewahren will, die heute ein Gebot nationaler Pflicht und Würde gewesen sein mag. Bliebe als Schutzmittel gegen jede politische und wirtschaftliche Einkreisung noch das viel besprochene Fabeltier des Bundes der Neutralen zu berücksichtigen und zu empfehlen. Ein solcher Bund wäre Belgien, zum Beispiel, vor dem Kriege sehr willkommen gewesen; hätte dieser eine so große Schutzkraft besessen, daß er den Krieg hätte abwehren und vereiteln können, so wäre der von Belgien begangene Bruch seiner Neutralität noch des weiteren unentdeckt geblieben. Holland aber hätte seinen Beitritt zu einem Schutzverbande der neutralen Staaten eher als das Eingeständnis der eigenen politischen und wirtschaftlichen Schwäche, denn als ein Mittel der Selbsterhaltung und des Widerstandes gegenüber Anmaßungen der Großmächte aufgefaßt. Wie wenig ihm solch ein Bund willkommen und praktisch dünkte, geht aus dem einen einzigen Umstande bereits hervor, daß es die ebenfalls neutralen, ebenfalls den Rachegelüsten Englands und einer späteren Einkreisungsgefahr in beinahe ebenso bedenklichem Maße ausgesetzten skandinavischen Länder fast brüskierte, indem es der gemeinsamen Vorstellung wegen der Verletzung des Völkerrechts und der neutralen Seefahrtsrechte durch England selbständiges Vorgehen vorzog. Holland ist sich demnach seiner Stellung noch sicher. Ob es sich aber auch aller Konsequenzen bewußt ist?

Es heißt den nationalen Charakter der Holländer völlig verkennen, behauptet man, wie es jetzt kurzsichtigerweise wiederholt geschehen ist, daß sie ein naives Volk sind, bereit, demjenigen in die Falle zu gehen, der ihm am besten zu schmeicheln weiß. Wer es bei seiner ruhigen, emsigen Tätigkeit, bei seinen geistigen Verrichtungen und in seiner Lebensweise gesehen und kennen gelernt hat, in der keine Nervosität, dagegen eine Gelassenheit zu finden ist, die alle Dinge vom Gesichtswinkel einer nicht aus der Ruhe zu bringenden

praktischen Lebensphilosophie betrachtet, muß sich von vornherein sagen, daß an einer solchen Nation alle Verführungs- und Versuchungskünste wirkungslos abprallen. Sie dienen nur dazu, das Mißtrauen zu wecken, das in jedem Holländer schlummert. Als man zu Beginn des Krieges deutscherseits Holland mit Drucksachen geradezu überflutete, die die Gerechtigkeit unserer Sache und das humane Verhalten unserer Heere schilderten, war die Wirkung eine unerwartete: anstatt die Holländer zu überzeugen, schreckte man sie ab; sie meinten, wer reinen Herzens sei, brauche seine eigene Überzeugung nicht mit Gewalt anderen aufzudrängen. Wäre der Holländer ein naiver Geselle, er wäre schon längst England, Frankreich, ja selbst Belgien in das Garn gegangen, das seit einigen Jahren, wahrscheinlich seit es mit England einen militärischen Kompromiß eingegangen war und sich schuldbeladen fühlte, Holland die Losreißung von 1830 vergessen zu machen, sich bemühte. England versuchte es plumperweise mit Kaufgeboten. Richtiger war jedenfalls die Spekulation jener, die nicht um ein politisches Zusammengehen mit Holland buhlten, sondern um die Erweckung reeller Sympathien in diesem Lande, unter geschickter Ausnutzung der Antipathien, die es bewußt oder unbewußt, gegen andere Staaten nährte. Wir erfreuten und erfreuen uns noch einer weitverbreiteten Unbeliebtheit im Batavierlande, trotzdem wir wissentlich nichts gegen dasselbe unternommen haben. Wir haben nun einmal den wenig beneidenswerten Vorzug, den Waumau für alle Welt darzustellen, und es wäre merkwürdig genug gewesen, wenn Holland darin eine Ausnahme gemacht haben würde, obgleich unser Verhalten gerade ihm gegenüber stets das einer aufrichtigen Zuneigung gewesen ist. Frankreich nun begann seit einigen Jahren diesen Umstand geschickt und anscheinend ohne Spekulation auf reelle Werte auszunutzen. Auffallenderweise fand der zugeknöpfte, tugendhafte und christlich denkende Niederländer mehr und mehr Geschmack an der dekadenten Politik und Kultur Frankreichs, dem es selbst gelang, in den Haag eine einflußreiche Zeitung französischer Sprache und Gesinnung einzuschmuggeln, die von Zeit zu Zeit auch das Ohr der holländischen Regierung hatte. Das Anwachsen des Klerikalismus im puritanischen Holland war ein weiterer Beweis für dessen Gefallen an einem Lande, das zwar die katholische Geistlichkeit rauh vor die Tür gesetzt, seine katholischen Überzeugungen aber beibehalten hatte. Aus Sympathie kann mit der Zeit jedoch wirkliche Liebe keimen. Bisher allerdings war Holland aus der Burg seiner neutralen Observanz von niemandem herausgelockt worden; es konnte mit offener Stirne vor uns hintreten und sagen: wir lieben uns nicht, aber wir können miteinander freundschaftlich verkehren und Geschäfte machen. Eines Tages aber hätten die Angebote von anderer Seite eine derartige Höhe erreicht, daß in dem Holländer die Überlegung des rechnenden Kaufmanns die Oberhand über die des nüchternen, seiner Unantastbarkeit bewußten, und darum starken Politikers gewonnen hätte. Dann wäre Holland als das einzig noch fehlende Glied in die Kette der Koalition der europäischen Westmächte eingesprungen, in jene

Kette, mit der wir erdrosselt werden sollten. Sein Zögern, das vielleicht insgeheim nur der Angst vor unserer Stärke und dem Ausgang des Krieges entsprang, rettete die Lage sowohl für uns als auch für die Niederlande. Überlegung also, aber keine Naivetät! Ein Volk, das überhaupt nachdenkt, kann trotzdem in seinen Schlüssen irren, es ist aber jedenfalls kein geringes, kein unkultiviertes Volk, das man als klein und kleinlich hinstellen darf, selbst dann nicht, wenn es einen ärgert oder die eigenen Pläne durchkreuzt. Ein Volk, das wachsam ist — wo wären wir, wären wir es Anfang August dieses Jahres nicht gewesen! — behält seine Karten in der Hand und wägt erst, ehe es sie ausspielt. Beim Holländer können indessen die wohltätigen Wirkungen seiner Wachsamkeit durch an Bequemlichkeit grenzende Beschlußlosigkeit aufgehoben werden. Eine solche war gut für die lange Friedenszeit. Der Krieg hat bereits etwas Aufruhr in das sonst zu schwerfällig fließende holländische Blut gebracht. Die kommende Zeit verlangt überhaupt festen Fuß, klares Auge — und kurzen Entschluß, vor allem seitens jener Länder, die ihre Stellung zu der obsiegenden Großmacht genau und vorteilhaft festgelegt zu sehen wünschen. Immerhin, wie auch immer Holland seine Zukunft zu gestalten wünschen wird, sein bisheriges Verhalten zu uns in Friedens- und jetzt in Kriegszeiten, so kalt und nur korrekt es gewesen sein mag und noch ist, soll unser Urteil nicht so weit trüben, daß wir uns dadurch beleidigt fühlen und ihm den Vorwand zu Repressalien und zur völligen Abkehr von uns in die Hand geben. Wir dürfen nicht in den unverzeihlichen Fehler des sonst so gelehrten Berliner Philosophen und Universitätsprofessors Adolf Lasson verfallen, dessen unüberlegte Worte uns mehr geschädigt haben, als die von Hollaud allzugern übernommenen, vielleicht auch geglaubten entstellten und verlogenen Berichte unserer Gegner. Amsterdam mit Kyritz an der Knatter oder Teltow zu vergleichen — Herr Lasson möge die kürzlich veröffentlichte Schilderung der holländischen Hauptstadt von Karin Michaelis zur Hand nehmen — ist einfach kindlich. Und zu behaupten, daß Holland ein bloßes Anhängsel von Deutschland sei, daß es in Schlafrock und Pantoffeln ein bequemes Dasein friste, während Deutschland auch zu Hollands Schutze die schwere Rüstung trage — das heißt gedankenlos und verächtlich die politische und wirtschaftliche Selbständigkeit einer Nation verkennen, vielleicht aus Ärger darüber, daß sie zu selbstsüchtig denkt, die allein durch die Großzügigkeit und Bewährtheit ihres Kolonialbetriebes sich das Recht erobert hat, an der Tafel der Weltwirtschaft der Völker einen hervorragenden Platz einzunehmen. Holland verkennt uns und sieht namentlich in unserer bisherigen Zollpolitik ein Hemmnis für eine politische und wirtschaftliche Verständigung mit uns. Um es aber sehend und einem „modus vivendi" zugänglich zu machen, darf man nicht damit beginnen, daß man es verunglimpft und es lächerlich macht.

Wenn wir ihm in diesen Augenblick überhaupt einen Vorwurf machen können, so kann es nur auf dem Gebiete der voreingenommenen, selbst vorsätzlichen

Beeinflussung der öffentlichen Meinung des eigenen Volkes geschehen. Man verwechselt in Holland gar zu gern den Begriff der Neutralität mit dem der Unparteilichkeit. Wie dieses Land erstere auffaßt und achtet, darüber kann es nur eine Stimme des Lobes und fast bewundernder Anerkennung geben. Was aber die Unparteilichkeit anbelangt, so gibt es allerlei Systeme, unparteiisch zu bleiben und dennoch — einem dritten Schaden zu tun. Hollands Presse sagt stolz von sich: wir lügen und erfinden nicht, wir achten jede Meinung, unsere Berichterstatter schildern nur, was sie sehen. Wir empfangen und drucken die offiziellen Mitteilungen der Gesandtschaften aller kriegführenden Mächte ohne Kommentar und unterschiedslos ab. Wie also sollten wir nicht unparteiisch sein? Soweit sind wir durchaus einig. Man muß selbst anerkennen, daß in typographischer Hinsicht in den niederländischen Zeitungen ein Bericht wie der andere aussieht, gleichviel ob er von der Dreibunds- oder Dreiverbandsseite kommt. Keine Sensationsmache also wie etwa bei den italienischen Blättern, selbst den ernstesten, die alle Nachrichten, die uns schädlich oder von unsern Feinden entstellt sind, mit zollhohen Buchstaben abdrucken, den amtlichen deutschen Nachrichten dagegen wohl einen Platz nebenan oder gegenüber anweisen, für sie aber im Setzkasten nur die üblichen Lettern übrig haben. Auch diese Zeitungen brüsten sich mit ihrer unparteiischen Haltung, denn auch sie veröffentlichen ja Nachrichten aus allen Lagern. Während aber bei den italienischen Organen, mit wenigen Ausnahmen, der Buchstabe „das Lied macht", wie ein französisches Sprichwort besagt, tut es bei der holländischen Presse einmal das Auge und Ohr des Berichterstatters, sodann das Gewicht derjenigen Nachrichten, die uns gewogen, gegenüber dem Gewicht derer, die uns nicht gewogen sind! Sie halten sich eben nicht das Gleichgewicht! Wer, wie ich, täglich ein gerütteltes Maß der holländischen öffentlichen Meinung zu sich nehmen und verarbeiten muß, kann sich darüber nicht täuschen, daß die Berichterstattung in den holländischen Zeitungen noch ebenso parteiisch ist, wie damals, als holländische Korrespondenten in ihren Berliner Briefen mit Vorliebe heraussuchten, was nach ihrer Meinung nicht schön von uns und an uns war. Auch heute trübt die nationalistische Brille allzusehr den Blick der Unbefangenheit, die gerade bei den Holländern ebenso stark und gerecht sein sollte, wie ihre Neutralität. Es scheint fast so, als verführe eine Art Furcht vor Frankreich und England, namentlich vor ersterem Lande, die holländische Presse, ja selbst die Regierung dazu, von jenen beileibe nur nichts schlechtes zu sagen, mit Bezug auf uns aber den Zeitungen volle Freiheit zu gewähren, nach Belieben zu loben oder zu tadeln, vor allem das letztere. Wir haben ja nichts dagegen, wenn Holland Frankreich wie ein rohes Ei behandelt, wenn man sich dort über alle Maßen aufregt bei dem Gedanken, Frankreich hätte zu Beginn des Krieges Holland stark verdächtigt, uns indirekt und heimlich manchen Vorschub zu leisten, und wenn man jetzt, wie von einem Druck befreit, aufatmet, weil man nun nach großen Anstrengungen holländischerseits in Bordeaux und

Paris endlich einer besseren Meinung zugänglich geworden ist (vergleiche unter anderem die Denkschrift zum nächstjährigen Haushalt des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten). Wir wünschen nur mit demselben Maße gemessen zu werden, wir möchten nicht unsere infolge mancherlei Umstände notwendigerweise vielleicht etwas hart ausfallenden Maßregeln einfach kritiklos als inhuman und dem Völkerrechte zuwiderlaufend geschildert, unsere amtlichen Schlachtberichte und die Darstellungen der Operationen seitens der militärischen Mitarbeiter, die Erzählungen unserer Kriegskorrespondenten eben nur korrekt und auszugsweise übersetzt, dagegen spaltenlang behandelt zu sehen, was die französische und englische Presse uns Schädliches und Erniedrigendes mit reicher Ausgiebigkeit und einem wahren Behagen anhängt. Mit einem Worte, wenn in diesen Tagen allgemeinen Wirrwars und allgemeinen Durcheinanderrüttelns von Geschehnissen und Meinungen mehr denn je Hellseherei und Gerechtigkeit am Platze ist, so vor allem doch wohl in einem Lande, das unter den gegebenen Umständen ohne eigenes Verschulden moralisch und materiell so schmerzlich mit den anderen leidet. Es wäre bedauerlich, vor allem für Holland, wenn an dem Tage der großen Abrechnung von diesem Schatten, der auf der Niederlande bisher so tadellose Haltung fällt, am grünen Tisch der Diplomaten gesprochen werden müßte.

Im Staats- und auch im öffentlichen Leben, wie auch in der öffentlichen Meinung, trägt man gewöhnlich nicht nur dem Augenblick, sondern auch der Zukunft Rechnung. In Holland scheint man es vorsichtigerweise noch nicht zu tun, weil, ganz ehrlich gesagt, die stille Hoffnung besteht, es könnte am Ende doch anders für uns Deutschen kommen, als wir annehmen. Es ist uns aber, die wir fest an den Sieg unserer gerechten Sache glauben, erlaubt, auszusprechen, was unserer Meinung nach wohl kommen und geschehen könnte. Wir nehmen ja damit nicht bereits unser gutes Schwert zur Neueinteilung der europäischen Landkarte in die Hand. Wir verweisen nur auf die Zukunft, wir bemühen uns nur, aus Tatsachen Folgerungen zu ziehen. Jede Aussprache, jede Ansicht muß aber heute individuell sein und bleiben. Gerade wie jede Regierung gegenwärtig von den Volksvertretern und dem Lande volles Vertrauen und Entbindung vom Zwange einer Rechenschaftsablegung fordert, so verlangt auch der private Politiker und Publizist die Anerkennung und das Vertrauen, daß er nur von seinem persönlichen sowie nationalen Standpunkte aus, ohne Voreingenommenheit, die Weltlage zu erfassen und auszulegen bemüht ist. Es gilt ganz besonders Gefühle zu schonen. Die der Holländer namentlich sind leicht zu verletzen. Als der Unterstaatssekretär Dr. Zimmermann dem holländischen Sozialistenführer Troelstra in einer durchaus unverbindlichen, rein privaten Aussprache nur seiner persönlichen Meinung Ausdruck gab, es könnte sich nach dem Kriege vielleicht eine wirtschaftliche Annäherung zwischen unseren beiden Ländern entwickeln, wurde diese persönliche Ansicht in Holland bereits als eine offizielle Absicht Deutschlands dargestellt und entsprechend

abgetan. Nicht daß Holland mit uns in ein besseres wirtschaftliches Verhältnis nicht treten wollte! Nein, den Schwerpunkt legte man damals darauf, daß man Deutschland keinen Vorzug einräumen, daß man ihm nicht etwas gewähren könnte, was man einem anderen Staate vorenthalten müßte, kurz man betonte die gleiche Behandlung aller, um es mit keinem zu verderben. Dieser holländischen Meinung, also der entgegengesetzten des Unterstaatssekretärs, war auch der Reichstagsabgeordnete Gothein, der ungefähr um die gleiche Zeit den Ausspruch tat, daß ein wirtschaftliches Interesse an einem engeren Anschlusse Hollands an Deutschland für uns nicht existiere. Damals meinte derselbe Abgeordnete auch, daß Holland bisher nicht die Überzeugung gehabt habe, daß es nötig sei, größere Militärlasten auf sich zu nehmen. Seitdem aber hat dieses Land erfahren, daß selbst der aufrichtigst neutrale Staat sich zunehmenden Militärlasten nicht entziehen kann, will er nicht seine Selbständigkeit und Isolierung nur eine Redensart, eine Etikette ohne Bedeutung sein lassen. Im übrigen ist auch dieser erfahrene Wirtschaftspolitiker der Meinung, es müsse Holland die Entscheidung darüber überlassen bleiben, wie es seine politische Zukunft zu gestalten wünsche. Auf der anderen Seite wird ein Herr J. W. Robertson Scott in einem demnächst in Holland erscheinenden Buche „War Time and Peace" („Kriegszeit und Frieden") den Nachweis führen, daß die „Ideale sozialer und politischer Freiheit, die Abkehr vom Militarismus und die Furcht vor einem Angriffe seitens Deutschlands, die die Holländer mit den Engländern gemein haben, die große Mehrzahl der einflußreichsten Menschen der Niederlande geneigt machen werden, sich auf die Seite Englands zu stellen". Seitdem dieser Engländer Stichproben seines zukünftigen Buches im „Observer" hat erscheinen lassen, ist Holland in England sehr energisch gegen die Verletzung des See- und Völkerrechtes vorstellig geworden, eine Annäherung Hollands an England ist also mehr denn je nur ein frommer Wunsch derjenigen, die Hollands Neutralität jesuitisch zu ihren Gunsten auslegen und für sich ausbeuten wollen. Hoffentlich lassen sich die Holländer nicht von diesem oder anderen ausländischen, das heißt deutschfeindlichen Politikern und Publizisten betören, zu glauben, daß Deutschland jemals eine politische Gefahr für die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Niederlande bedeuten könnte.

Die Notwendigkeit einer Änderung seiner bisherigen Haltung, die Notwendigkeit eines besseren wirtschaftlichen und politischen Verhältnisses zu uns, dem sicher viele Wege geebnet werden würden, offenbart sich für die Niederlande lediglich in der Voraussicht der veränderten Welt- und Staatenlage nach dem Kriege, die eine Isolierung Hollands und eine gewisse Schutzlosigkeit herbeiführen muß, wenn dieses Land glaubt, auch künftig ohne Rückendeckung mit jedermann auskommen zu können. Sollte Holland in der überraschenden und erfreulichen Tatsache des Zusammenkommens und Zusammenwirkens der drei skandinavischen Könige nicht ein beredtes Zeichen dafür erblicken, daß nur noch in der Koalition und einer Nebenordnung allein die Gewähr der Staatssicherheit zu

suchen sein wird? Sollte sich dieses Land nicht vorsichtshalber besser heute schon die Wahrscheinlichkeit vor Augen halten, daß in irgendeiner Form, sei es über Belgien, sei es über die Rheinmündung hinaus, das Deutsche Reich neue Stützpunkte an der Nordsee gewinnen müsse? Daß ein starkes, mit dem rheinischen Hinterlande direkt verbundenes Antwerpen, ein mit dem Rheinlande durch deutsches Gebiet auf Wasserwege verbundenes Emden, Rotterdams Blüte knicken müßte? Glaubt es wirklich, daß Deutschland nur geschwächt aus dem jetzigen Konflikte hervorgehen wird? Fürchtet es nicht, in einem, gleichviel ob dem Reiche angegliederten, oder unter deutscher Oberhoheit und deutschem Schutze stehenden, selbständigen neuen Königreiche vlämischer Observanz und Kultur, einen zu starken Nachbar zu finden? Wird es sich eines Tages ganz allein seiner Haut wehren können, wenn Japan mit Hilfe Englands seine Hand allzukühn nach Westindien ausstrecken wird? Sollte seine ganze Hoffnung nur auf der eigenen Stärke und auf dem Schutze Nordamerikas beruhen? Probleme über Probleme, Fragen über Fragen, die Holland heute nicht lösen oder beantworten, die es sich nur mit seiner althergebrachten kühlen Überlegung selbst vorlegen soll, um im gegebenen Augenblick mit der Antwort gleich bei der Hand zu sein. Es drängt sich mit diesen Anregungen, die rein der Beobachtung und Logik entspringen, kein neuer Versucher an Holland heran. Nur der aufrichtige Wunsch, daß dieses den richtigen Ausweg finden möge, wenn die Glocke zur europäischen Konferenz ertönen wird, nur die Freude an der Möglichkeit des Zusammenwirkens zweier praktischer, verwandter Nationen, gab diesem Aufsatze Flügel. In dem politischen Pfänderspiel hält Holland die Pfänder seines Wohls und Wehs in der eigenen geübten Hand. Es möge sie zu seinem Besten von den anderen auslösen lassen, wenn die Stunde der Abrechnungen gekommen sein wird.

Freiheit und Eigentum in Frieden und Krieg

Von Dr. jur. R. Strahl

Freiheit und Eigentum, Quellen und Grundbedingungen aller Persönlichkeitsrechte des einzelnen im Staate, sind in ihrem Umfange, in Begrenzung und Auffassung das Ergebnis einer jahrhundertelangen historischen Entwicklung, deren Bedeutung sich nur im Wege geschichtlicher Darstellung verstehen und ermessen läßt.

Auch diese Begriffe — oder vielmehr ihr praktisches Anwendungsgebiet — erfahren unter der alles umwälzenden Kraft des Krieges eine Umwertung, die um so greifbarer hervortritt, je mehr man sich ihre maßgebende, beherrschende Stellung als Mittelpunkt des staatsbürgerlichen Lebens im Frieden vor Augen hält.

I.

Freiheit und Eigentum sind die Grundpfeiler jeder menschlichen Gesellschaft. Sobald der einzelne in einen sozialen Verband eintritt, entsteht die Notwendigkeit der Anerkennung und Sicherung seiner persönlichen Rechtssphäre gegenüber der Gemeinschaft. Nur durch diese wurden die Voraussetzungen für menschliches Zusammenleben, Zusammenarbeit, die Grundlagen aller Kultur und Gesittung geschaffen, nur so ward es möglich, daß der Mensch nicht als Einsiedler mit den Waffen in der Hand im Kampfe aller gegen alle lebte, sondern seinem natürlichen Geselligkeits- und Gesittungstrieb, dem Trieb zum Fortschritt und zu immer günstigerer Gestaltung der Lebensbedingungen für sich, seine Sippschaft und Nachkommen folgen konnte.

Bei dem festen und dauerhaften engen Zusammenschluß der einzelnen im größten menschlichen Zwecks- und Schutzverbande, im Staate, wird damit die Sicherung, Gewährleistung und bestimmte Abgrenzung dieser Persönlichkeitsinteressen die wichtigste Grundfrage, die stärkste Bedingung für alles staatliche Zusammenleben, für jede staatliche und bürgerliche Entwicklungsmöglichkeit. Dadurch, daß sich der Staat zum Träger und Schirmer des Rechts macht, erfolgt die Anerkennung dieser grundlegendsten Persönlichkeitsgüter als Recht,

und mit ihrer Erhebung zu diesem ihre feste Umgrenzung. Und wenn der Begriff des Eigentums erst mit dem Eintritt in den Bereich des Rechtes zu seiner wahren Entstehung gelangt, so muß sich die ungebundene persönliche Freiheit im Staatsverbande manche Beschränkungen gefallen lassen, und der philosophische Begriff wird zu einem durch die Praxis wesentlich beschränktem, dem der bürgerlichen Freiheit.

Jahrhunderte-, ja jahrtausendelange Kämpfe sind um diese Güter geführt worden. Sowohl um die Abgrenzung der Rechtssphäre unter den einzelnen Staatsbürgern, als auch um ihre Festlegung gegenüber der mächtigeren fiktiven Persönlichkeit des Staates.

Gerade in den Zeiten, in denen das Schicksal des Staates und seiner Angehörigen vorzugsweise in der Hand einiger weniger Macht- und Gewalthaber lag, die tief in das Persönlichkeitsbereich willenloser Untertanen eingreifen konnten, ist ausgiebig für die Teilnahme der Betroffenen an der Bestimmung ihrer Schicksale gestritten worden. Mit wachsender geistiger und politischer Mündigkeit der Masse der Volksangehörigen ist immer mehr das Recht der Mitbestimmung über die großen Persönlichkeitsgüter, Freiheit und Eigentum, als sittliches Gebot, als moralische Grundbedingung des Staates erkannt und anerkannt worden.

Mannigfache philosophische und staatsrechtliche Begründungen der Begriffe Freiheit und Eigentum sind gesucht und gefunden.

Gegenüber der absoluten Staatsgewalt und dem patriarchalischen Gottesgnadentum ihres unbeschränkten Trägers ist die Theorie der Volkssouveränität als die Quelle aller staatlichen Macht geprägt. Das Recht des einzelnen im Staate als Grundlage des staatlichen Lebens — nur beschränkt durch die großen, im Sinne und Interesse aller liegenden Zwecke und Aufgaben des Staates — ist als göttliches, als natürliches und ursprüngliches, als unantastbares und unveräußerliches menschliches Urrecht, als vertragliches Mitgliedschaftsrecht — vorbehalten jedem einzelnen bei einem wirklich oder fingiert aufgefaßten Staatsgründungsvertrage — verkündet worden. Es ist als ein über jedem Staatsverbande stehendes Menschenrecht angesehen worden.

Und aus diesen theoretischen Anschauungen hat man die praktischen Folgerungen gezogen; man hat mit fortschreitender politischer Reife, mit wachsendem Gerechtigkeitssinn mehr und mehr den Staatsangehörigen die Möglichkeit der Mitwirkung zur Sicherung dieser ihrer Grundgüter zugestanden.

Für die immer schwerer werdenden Lasten des staatlichen Lebens hat man als Gegengabe immer größere Teilnahme der einzelnen, auf denen dies Gewicht ruhte, an den staatlichen Rechten eingeräumt. Um das Interesse der einzelnen am Staate zu erhalten, um die Kraft des einzelnen für den Staat in erhöhtem Maße nutzbar zu machen, hat man die Mitbestimmung an den Schicksalen des öffentlichen Lebens in immer wachsenderem Maße erweitert. Stets auf der

letzten, tiefsten Grundlage von Freiheit (persönlicher Sicherheit) und Eigentum, der Summe schutzwerter Beziehungen von Mensch und Sache.

Schon früh hat der Staat diese Persönlichkeitsgüter in Form von feierlichen Versicherungen und Gesetzen anerkannt. Die englische Magna Charta ist ein Vorläufer dieser Garantien. Dann hat man in steigendem Maße die Staatsbürger zur Verwaltung ihrer Angelegenheiten, zunächst im engeren Kreise von Dorf, Stadt und Provinz herangezogen. Damit Hand in Hand geht der weitere Schritt der Teilnahme der Staatsangehörigen an der Festsetzung der Bestimmungen, nach denen diese Verwaltung ausgeübt werden sollte: der Gesetzgebung. Seinen Schlußstein findet diese Entwicklung in der Idee des Rechtsstaates. Ein Gedanke, der zwei Folgen in sich schließt: zunächst, daß bei jeder Bestimmung, die auf Eigentum und Freiheit der Staatsbürger von Einfluß sein kann, ein Gesetz nötig ist, und zum Gesetz die Mitwirkung der Betroffenen, des Volkes. Ferner, daß zur allgemeinen Rechtssicherheit nichts eine Eingriffsmöglichkeit in die Persönlichkeitssphäre der einzelnen verleihen soll, als was allen durch solches Gesetz auch zur Kenntnis und Möglichkeit der Mitbestimmung gebracht worden ist, das heißt, daß außerhalb der geschriebenen und anerkannten Gesetze kein Recht existieren kann.

In Deutschland geht diese Entwicklung in hervorragendem Maße auf die Zeit der Freiheitskriege und deren Vorbereitung zurück und knüpft sich an den Namen eines der größten Männer, die wir je besessen haben: an Stein.

Dieser Mann hat erkannt, daß man Kriege in moderner Zeit nur führen kann, wenn das Interesse der Massen mit dem Schicksale des Staates aufs engste verbunden ist, daß man die Liebe und Aufopferung der einzelnen für die Existenz des Staates nur erwarten und in Anspruch nehmen darf, wenn man ihnen Mitwirkung bei den staatlichen Aufgaben einräumt, ihnen an der vornehmsten staatlichen Pflicht, der Sicherung der persönlichen Freiheit und des Eigentums, bestimmenden Einfluß gewährt. Daß der Geist des Volkes, des Volkes in Waffen, das Gut und Blut für sein Vaterland einsetzt, es ist, der im Ringen der Schlachten den Ausschlag gibt, daß die Wucht des Gesamtwillens zur Erhaltung des Heimatstaates die Unwiderstehlichkeit auf dem blutigen Felde verleiht. Teilnahme des Volkes am Staatsleben ist die Voraussetzung der allgemeinen Wehrpflicht, wie diese heute die Grundlage der Erhaltung unseres Staates im Völkerringen bildet.

Wir sehen in dieser großen schweren Zeit, daß in unserem Volke die alte germanische Idee der Selbstbestimmung und damit der Verantwortlichkeit an dem Geschicke des Vaterlandes fortlebt; daß sie sich ergänzt und verbindet mit der von der allgemeinen Wehrpflicht, die sich heute in den Tagen nationaler Erhebung wieder zu wandeln scheint in die uralte Überlieferung unserer Väter vom allgemeinen Wehrrecht, dem Recht jedes Freien, für den Staat, den Schützer seiner heiligsten Persönlichkeitsgüter, mit der Waffe in der Hand einzutreten. Das sittliche Gefühl der Dankbarkeit, das den Bürger an den Staat knüpft, dem

der Staat nicht als Bedrücker, sondern als ein Teil des Ich, als Gewährer nnd Schirmer seiner ewigen Rechte erscheint, das ist es, was ihn — jeden seiner Fähigkeit entsprechend — auf seinen Posten treibt, wenn der Staat ruft. Das Gefühl, daß er Weib und Kind nicht in fremde Herrschaft fallen lassen will, daß er, sein und seiner Angehörigen Schicksal untrennbare Teile des Vaterlandes sind, daß mit der Vernichtung des Staates, der Schwächung seiner Macht auch sein persönliches Selbstgefühl, die stärksten Wurzeln seines Ich derart betroffen werden würden, daß ihm der freie Tod vor dem Feinde dem Weiterleben in Schmach und Schande hundertmal vorzuziehen erscheint.

II.

Aber noch ein anderes scheint mit den Begriffen von Freiheit und Eigentum in merkwürdigem Zusammenhange zu stehen.

Freiheit und Eigentum sind im historischen Verlauf der Dinge — zunächst als ein Recht des Untertanen gegenüber seinen Mitbürgern und dem allmächtigen Staate gefordert — als allgemeines natürliches Menschenrecht proklamiert werden.

Diese Entwicklung geht aus von dem Ruf nach religiöser Freiheit, der in einem Zeitalter der Intoleranz von den Bedrückten laut wurde.

Von England brachten ihn die Männer, die in der neuen Welt Ruhe vor Verfolgung suchten, mit über den Ozean, und bei ihren Staatengründungen war es ihnen angelegen, in den von ihnen geschaffenen neuen Staatswesen dem Gedanken von Menschenrechten göttlichen Ursprungs für alle Zeiten eine verfassungsmäßige Grundlage zu schaffen. Es gibt kaum eine Verfassung der amerikanischen Staaten aus dieser Zeit, die nicht ein ganzes Verzeichnis solcher Rechte in sich schließt, Freiheit und Eigentum immer an hervorragender Stelle betonend. Mancherlei Beziehungen zwischen naturrechtlichen Theorien, die von angeborenen Rechten des Menschen sprachen, und diesen Persönlichkeitsrechten religiöser Herkunft bestanden und knüpften sich noch in der Folgezeit. Durch Lafayette und Mirabeau gelangten sie in das Programm der französischen Revolution. Sie fanden ihre Niederschrift in der Déclaration des droits de l'homme.

Auch hier, in Artikel II, werden Freiheit und Eigentum als allgemeine Menschenrechte festgestellt. Aber es handelt sich bei diesen nicht um eigentliche Rechte mit ihrer notwendigen Beschränkung auf den Staat, der sie gegeben hat und im Umfang der eigenen Machtmittel und Grenzen gewährleistet, sondern um eine Parole für die Menschheit. Man hat deshalb die Proklamation für phantastisch angesehen und Stein spricht mit einiger Verachtung von der „metaphysischen und metapolitischen" Declaration.

Aber vielleicht bestehen doch Zusammenhänge, die diesem Gedanken eine Bedeutung verleihen, welche über die einer leeren wohltönenden Phrase hinausgeht. Ein Volk, das gewisse Rechte als allgemein menschliche, nicht an die Grenzpfähle seines Staates gebundene, proklamiert, muß folgerichtig sie auch

bei anderen Staaten anerkennen und im Falle des Konfliktes, des Krieges, sie auch bei den gegnerischen Staaten respektieren. Tatsächlich haben die ersten Revolutionsheere, als sie im Rheingebiete und Süddeutschland einbrachen, sich als Vorkämpfer derartiger Ideale betrachtet, und es ist von Oberleitung und Truppen versucht worden, danach zu handeln. Aber noch steckte die alte Idee des Plünderungkrieges zu sehr im Blute. Ferner hatten die Führer ihre wilden Banden zu wenig in der Hand, und mit dem Verfall der Ideale der Revolution, mit dem es bekanntlich recht rasch ging, fielen auch diese Rücksichtnahmen bald ganz weg. Wohl hatte man auch bereits früher den Besiegten gegenüber und beim Kampfe in Feindesland gewisse Rechte der Bevölkerung unberührt gelassen. Allein diese Achtung beruht wohl mehr auf Zweckmäßigkeitsgründen, als auf dem Gefühl des Rechtes. Man wollte die Bevölkerung des feindlichen Staates, auf die man bis zu einem gewissen Grade angewiesen war, nicht unnötig aufsässig machen. Auch fürchtete man die Wiedervergeltung bei wechselndem Kriegsglücke. Hatte man die Macht zu anderem Handeln, ging die Schonung ferner nicht etwa aus Okkupationsabsichten hervor, so hinderte nichts die Behandlung der Besiegten als völlig rechtsloser Gegenstände.

Die Idee der Humanität ist wesentlich späteren Ursprungs. Aber es scheint, daß seit der Revolution, vielleicht auch schon seit dem ihr vorausgehenden Zeitalter philosophischer Aufklärung, doch eine gewisse Schonung der Besiegten, zumal der am Kampfe nicht beteiligten Bevölkerung, als Recht anerkannt worden ist. Wieder handelt es sich vor allem um Freiheit und Eigentum.

Seitdem hat die Auffassung, Freiheit und Eigentum selbst beim Feinde — allerdings unter manchen bedeutenden Einschränkungen — zu achten, starke Fortschritte gemacht, ja man kann ihre mehr oder minder gewissenhafte Beobachtung als eine Art Kulturmesser der kämpfenden Völker betrachten. Es gibt heute eine allen Kulturstaaten gemeinsame Rechtsüberzeugung über gewisse schutzwürdige Güter und Rechte des Feindes. Ihr zu Grunde liegt vor allem offenbar der Gedanke, daß beim Kriege Staat gegen Staat kämpft und nicht Staat gegen Private; andererseits die Auffassung, daß wohl alle Mittel zur Besiegung des Gegners, aber nicht unnötige Grausamkeiten angewandt und gestattet sein sollen.

Schon seit langem gab es einzelne mehr oder weniger zusammenhangloſe Normen, Sätze, die gewissermaßen gewohnheitsrechtlich Allgemeingültigkeit in der gesamten Kulturwelt besaßen. Erst in unseren Tagen der internationalen Abkommen hat — einem charakteristischen Zuge der Zeit folgend — ihre Zusammenfassung und Kodifizierung als vertraglich von allen zivilisierten Staaten gebilligtes Recht stattgefunden. Einigermaßen erschöpfend allerdings bisher nur für die Rechtsverhältnisse des Landkrieges. Die wichtigsten und grundlegensten Festsetzungen finden sich in einem dem 4. Haager Abkommen von 1907 angeschlossenen Reglement, der „Ordnung der Gesetze und Gebräuche des Landkrieges." Bei diesem ist streng geschieden zwischen den Maßregeln gegenüber

der feindlichen Kriegsmacht und der Behandlung der friedlichen Bevölkerung des Feindeslandes. Von ähnlichen Gesichtspunkten ausgehend heißt es bereits in der Proklamation des Königs von Preußen vom 11. August 1870: „Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den Bürgern Frankreichs. Diese werden demnach fortfahren, einer vollkommenen Sicherheit ihrer Person und ihres Eigentums zu genießen, und zwar solange, als sie mich nicht selbst durch feindliche Unternehmungen gegen die deutschen Truppen des Rechtes berauben werden, ihnen meinen Schutz angedeihen zu lassen."

Auf Grund desselben Gedankens bestimmt Artikel 46 der „Ordnung": „Die Ehre und die Rechte der Familie, das Leben der Bürger, das Privateigentum, die religiösen Überzeugungen und die gottesdienstlichen Handlungen sollen geachtet werden." Ebenso verbietet Artikel 23 die „Zerstörung oder Wegnahme feindlichen Eigentums, es sei denn, daß die Gebote des Krieges es dringend erheischen." Ferner gehört hierher das Verbot der Beschießung offener Städte: „Nur Festungen, sowie befestigte oder verteidigte Städte, Dörfer, Gebäude unterliegen der Belagerung und Beschießung", allerdings braucht bei der Beschießung einer Festung sich diese nicht auf die Festungswerke zu beschränken, sondern kann sich auf die ganze Stadt ausdehnen. Aber selbst bei im Sturm genommenen Ansiedlungen besteht ein allgemeines Verbot der Plünderung. Ja, wenn bei Besetzung feindlicher Landesteile die besetzende Staatsgewalt an Stelle der ursprünglichen tritt, so hat sie das Recht und die Pflicht, Ruhe und Ordnung zu erhalten. Es geht also eine Schutzpflicht für die friedlichen Staatsangehörigen auf sie über. Dafür hat sie das Recht, das in ihre Hände gefallene fremde Staatsvermögen für die Zwecke der Kriegsführung dienstbar zu machen, ferner fällige Steuern und Abgaben zu erheben und für die Bedürfnisse des Heeres Zwangsauflagen in Geld (Kontributionen) auszuschreiben, sowie Naturalleistungen (Requisitionen) zu fordern.

Aber selbst diejenigen, die als Angehörige des feindlichen Heeres Waffen tragen, sind durch eine Menge von Bestimmungen, die den Forderungen der Humanität entspringen, bis zu einem gewissen Grade geschützt. Hier ist zu nennen das Verbot der „meuchlerischen Tötung oder Verwundung von Angehörigen des feindlichen Staates oder Heeres" sowie des „die Waffen streckenden oder wehrlosen Feindes" ferner des „Gebrauchs von Waffen, Geschossen oder Stoffen, die geeignet sind, unnötiger Weise Leiden zu verursachen". Weiter das bereits in den Haager Schlußakten von 1899 festgesetzte Verbot „Geschosse zu verwenden, die sich leicht im menschlichen Körper ausdehnen oder plattdrücken, der Art, wie Geschosse mit hartem Mantel, der den Kern nicht ganz umhüllt oder mit Einschnitten versehen ist", so der in letzter Zeit bei unseren Gegnern mehrfach aufgefundenen Dum-Dum-Geschosse. Bei Verwundeten und Gefangenen wird außerdem eine schutzwerte Eigentumssphäre anerkannt. Ihr persönliches Privateigentum verbleibt ihnen unangetastet mit Ausnahme der Waffen, Pferde und Schriftstücke militärischen Inhalts. Ebenso wird das bei den Gefallenen vorgefundene Privateigentum zurückgesandt.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bezüglich der Bestimmungen über das feindliche Privateigentum im Seekrieg. Schon die Pariser Seerechtsdeklaration von 1856, die sich mit den Rechtsverhältnissen der neutralen Schiffe befaßte, ließ die Frage der Behandlung feindlicher Schiffe offen. Vielfache Versuche, das feindliche Privateigentum auch im Seekriege zu schützen, sind gescheitert, so zuletzt auf der Londoner Konferenz 1909, an dem Widerspruche Englands. Infolgedessen unterliegen Schiffe der Wegnahme durch Kaper oder Kriegsschiffe, wenn sowohl Schiff wie Ladung feindlich sind. Auch auf neutralen Schiffen unterliegt (gemäß der Pariser Seerechtsdeklaration) Kriegskonterbande stets der Beschlagnahme durch den Feind. Andererseits ist feindliches Gut unter neutraler Flagge ebenso wie neutrales Gut unter feindlicher Flagge frei. Der Begriff der Konterbande ist in einer „Erklärung" der zweiten Londoner Konferenz von 1907 festgesetzt. Hier wurde zunächst eine Liste der freien Gegenstände aufgestellt und für die Konterbande zwischen absoluter (Waffen, Geschosse usw.) und relativer unterschieden (Lebensmittel, Eisenbahnmaterial). Endlich bestehen wichtige Einschränkungen des Privateigentumsschutzes durch das Recht der Zerstörung überseeischer Kabel und das Blockaderecht. Über die Rechtmäßigkeit aller dieser Beschlagnahmemaßregeln soll ein internationales Prisengericht wachen.

Was ist nun aus diesen Bestimmungen — theoretisch und praktisch — im gegenwärtigen Kriege geworden?

III.

Man hat seit Ausbruch des Krieges viel darüber geklagt, daß es kein Völkerrecht mehr gäbe, da niemand sich mehr an seine Vorschriften kehre.

Theoretisch ist das gerade Gegenteil der Fall. In keinem Kriege ist so viel Bezug auf das Völkerrecht genommen worden und hat es eine derartige Rolle gespielt wie im gegenwärtigen. Nie zuvor haben sich die Regierungen — zumal in den zahlreichen Protesten wegen seiner Verletzung — so auf seinen Boden gestellt, nie haben auch die einzelnen Staatsbürger sich so darum gekümmert, wie jetzt. Praktisch freilich sieht es anders aus. Da gibt es genug der Fälle, die gerade dem Prinzipe des Schutzes von Freiheit und Eigentum in seinen völkerrechtlich anerkannten Grenzen zuwiderlaufen.

Sehen wir ganz ab von Akten der Roheit, Grausamkeit und Barberei, wie sie von russischen, französischen und belgischen Truppen begangen worden sind. Das sind gemeine Verbrechen, die zu Verstößen gegen das Völkerrecht erst dadurch werden, daß der betreffende Staat nicht die gebührende Bestrafung der Schuldigen eintreten läßt. Ähnlich verhält es sich mit den Pöbelausschreitungen, die besonders aus England und Rußland gemeldet wurden und denen das Eigentum unserer Landsleute in diesen Ländern zum Opfer fiel. Hierher zu rechnen sind auch wirtschaftliche Maßnahmen, Boykottbewegungen und Angestelltenkündigungen, soweit sie auf privaten Entschließungen beruhen.

Ganz anders stellt sich die Rechtslage dar, wenn Maßregeln gegen friedliche Bewohner fremder Nationalität von Regierungswegen getroffen werden.

Hierfür einige Beispiele.

Gegen das Völkerrecht verstoßen zweifellos die Beschlagnahmemaßregeln, die in den Ländern unserer Gegner über das Privatvermögen deutscher und österreichischer Untertanen verfügt sind. So der russische Gesetzentwurf zur Verminderung deutschen Grundeigentums in Rußland, demzufolge die Erwerbung von Grundeigentum Deutschen verboten, gleichzeitig aber auch der Regierung das Recht eingeräumt wird, früher erworbenen Landbesitz einzuziehen, wenn ein staatliches Interesse daran besteht. Die Kölnische Zeitung vom 21. Oktober nennt das ganz richtig eine völlige Rechtloserklärung deutscher Grundbesitzer in Rußland.*) Auch die französische Regierung arbeitet mit Beschlagnahme, gerichtlicher Verwaltung und Stellung unter Staatsaufsicht von deutschen Geschäftsniederlassungen und Privatvermögen. Im Departement Seine sind allein 20000 Handelshäuser und 100000 Vermögen solcher Maßregeln verfallen, aber auch aus Nizza (15 Hotels), Marseille und anderen Orten wird gleiches berichtet. Allerdings wird dabei betont, daß es sich nur um ein Verfahren für die Dauer des Krieges handele, das mit Konfiskation nichts zu tun habe.

Grobe Rechtsverletzung stellt die Aneignung deutscher Patente in England**) dar, daran kann auch die Bemäntelung dadurch, daß für die Benutzung deutscher Patente eine Gebühr erhoben werden soll, die später dem deutschen Patentbesitzer zurückzuvergüten ist, nichts ändern.

Geradezu unglaubliche Brüche des Völkerrechtes und zugleich Schläge in das Gesicht aller Humanität bildet die Art, wie in England und Rußland deutsche Zivilgefangene behandelt werden. Die Gefangennahme respektive Festhaltung männlicher Staatsangehöriger in dienstpflichtigem Alter ist an sich berechtigt. Aber wer die Berichte von Augenzeugen über die Vorgänge in den englischen Konzentrationslagern und Polizeigefängnissen liest, ferner die Kunde, daß Deutsche nach Sibirien verschickt und zum Bau der Amurbahn verwendet werden — einerlei, ob es sich um Kriegs- oder Zivilgefangene handelt —, dem muß auch der letzte Glaube an Menschlichkeit und Gerechtigkeit dieser Feinde verloren gehen.

Weitere offenkundige Völkerrechtsverletzungen durch die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen, ferner durch die von England verübte Übertretung der von ihm zu Beginn des Krieges ausdrücklich anerkannten Londoner Seekriegsrechterklärung von 1909 sind in deutschen Denkschriften bereits vor der Öffentlichkeit gebrandmarkt worden. Aus der letzteres betreffenden Denkschrift an die Neutralen (vom 10. Oktober 1914, vgl. Kölnische Zeitung vom 25. Oktober), mag noch das Unrecht hervorgehoben werden, das England durch die völlig

*) Vgl. hierzu den Artikel des Heftes 46 d. J. der Grenzboten. Die Schriftleitung.

**) Neuerdings auch in Rußland. Die Schriftleitung.

widerrechtliche Verhaftung von deutschen Reservisten an Bord neutraler Schiffe auf sich geladen hat.

Trotzdem kann man sagen, daß es heute ein allgemein anerkanntes Völkerrecht gibt. Der Umstand, daß dagegen verstoßen worden ist, kann sein Dasein als Recht nicht berühren. Außerdem haben diejenigen, die dagegen gesündigt haben, durch vielfache Beschönigungs- und Rechtfertigungsversuche genugsam erkennen lassen, daß sie sich selbst im Unrecht fühlten, während sie teilweise allerdings die Brutalität besaßen, den Rechtsbruch ohne Entschuldigung zuzugeben. Aber auch darin liegt das Zugeständnis der gültigen Existenz des Rechtes. Der Verbrecher hat nicht die Macht, selbst nicht den Willen, das Recht zu vernichten. Nicht in der Erzwingbarkeit — die natürlich dem Völkerrecht fehlt mangels einer es schützenden, den Staaten übergeordneten Exekutivgewalt — liegt das Merkmal des Rechtes, sondern in dem gemeinsamen, verbindenden Wollen. Und dieses Wollen, die Unterwerfung unter die Rechtsverbindlichkeit der ihm zugrunde liegenden Verträge, ist von allen Staaten — trotz Zuwiderhandelns in Einzelfällen — ohne Einschränkung dokumentiert worden. Die Idee eines Rechtes, das über den Staaten steht, das an kein Staatsgebiet geknüpft ist, die Überzeugung, daß seine vertragsmäßig festgestellten Sätze geltendes Recht sind, wurzeln heute fester denn je in der Menschheit. Inwieweit sich der einzelne Staat an das Recht tatsächlich hält, hängt von seinem Gewissen, seinem Menschlichkeits-, Kultur- und Sittlichkeitsgefühl ab. Fehlt auch der Gerichtshof für den Übertreter, er richtet sich selbst in den Augen der Welt.

Gerade bei Streitfällen tritt häufig die Anerkennung des Gesetzes am deutlichsten hervor.

Das hat sich auch jetzt im Kriege gezeigt. Vielfach ist nicht um das Recht als solches, um seine Regeln, sondern um die Tatbestände seiner Anwendung gestritten worden. Zum Beispiel im Fall der Kathedrale in Reims. Es besteht der Satz, daß geschichtliche Denkmäler nicht beschossen werden sollen, vorausgesetzt, daß diese Gebäude nicht zu militärischen Zwecken verwendet werden. Beide Punkte waren streitig. Zunächst ob eine Beschädigung der Kathedrale überhaupt stattgefunden hat, dann ob eine solche nicht durch deren militärische Verwendung als Beobachtungsposten oder als Deckung für feindliche Artilleriestellungen vorgelegen hat. Somit Streit lediglich um Tatbestandsmerkmale, nicht um die Rechtsregel.

Noch ein weiterer Gesichtspunkt, der vielfach Handlungen, die zunächst widerrechtlich erscheinen, zu entschuldigen und auf den Boden des Rechtes zurückzuführen geeignet ist. Wenn auch der prinzipielle Leitsatz des Kriegsrechtes lautet, daß „die Kriegsparteien kein unbeschränktes Recht in der Wahl der Mittel zur Beschädigung des Feindes haben" (Artikel 22 der „Ordnung"), so greift doch im einzelnen ein weitgehendes Notwehrrecht als nécessité de guerre oder Kriegsraison ein, das Handlungen, die dem strengen Kriegsrechte zuwider-

laufen, im Einzelfalle als rechtmäßig und gerechtfertigt erscheinen lassen kann.

Gerade wir Deutschen können stolz darauf sein, in wie einwandfreier Weise von unseren Heeren das Völkerrecht beobachtet worden ist, und wie alle die Fälle, in denen man uns Vorwürfe zu machen können glaubte, sich bei näherer Prüfung der Tatbestände in unserem Sinne geklärt haben. Wie sich der ausgeprägte Gerechtigkeitssinn, die ruhige Sachlichkeit und der hohe sittliche Stand unserer Menschlichkeit, von der Heeresleitung bis zum letzten Soldaten, immer wieder als glänzende Züge unseres Volkscharakters bewiesen haben. Nicht zum mindesten verdanken wir diesen Ehrentitel dem unverhältnismäßig hohen Bildungsgrade aller unserer Volksschichten, mit dem sich keine unserer gegnerischen Nationen messen kann. Dann aber auch der straffen Disziplin im Heere, die uns niemand nachmacht.

Ein Volk, das auszieht, seine nationale Existenz gegen den Überfall seiner Feinde zu verteidigen, das für sein und seiner Kinder Recht streitet, dessen ganze Sache auf Gerechtigkeit gestellt ist, wird auch anderen, selbst seinen Feinden gegenüber, Recht und Gerechtigkeit achten. Wenn wir Freiheit und Eigentum als die schutzwürdigste Sphäre der Persönlichkeitsgüter im eigenen Staate anerkennen, so werden wir dies auch bei unseren Gegnern respektieren, soweit der Kriegszweck keine rechtlichen Ausnahmen gestattet und befiehlt.

Und wenn der Krieg in diesem Sinne ein Kulturmesser ist, so können wir uns freuen, daß wir gerade auf diesem Gebiete ebenfalls an der Spitze der zivilisierten Völker stehen.

Die deutschen Gewerkschaftsorganisationen und der Krieg

Von Heinrich Göhring

Nicht zuletzt haben in dieser schweren Zeit auch die gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter gezeigt, daß sie bereit sind, alles für des Vaterlandes Ehre und Freiheit einzusetzen. Selbst die sozialdemokratischen oder auch freien Gewerkschaften haben bewiesen, daß das Wort ihres großen Agitators (auf dem Essener Parteitage sagte August Bebel bekanntlich, daß er — wenn das Vaterland bedroht wäre — selbst die Flinte auf den Buckel nehmen würde) kein leerer Wahn ist. Die Aufrufe der Vorstände und Leitungen der gewerkschaft-

lichen Arbeiterorganisationen an ihre Mitglieder sind beseelt von der Sprache der Begeisterung. So besagt der Aufruf der christlichen Gewerkschaften, daß „die christlich-organisierte Arbeiterschaft sich mit der gesamten deutschen Bevölkerung eins weiß in der felsenfesten Treue zu Kaiser und Reich". Der Aufruf der deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Duncker) betont: „Wir sind jetzt nicht Metallarbeiter oder Holzarbeiter und wie die Berufe sonst heißen, jetzt gibt es nur Gewerkvereinskollegen, die wie ein einig Volk von Brüdern zusammenhalten wollen und müssen." Die Aufrufe der freien Gewerkschaften bekunden verschiedentlich, daß „die deutsche Regierung und unser Kaiser, so schwierig ihre Lage durch das plötzliche Vorgehen Österreichs geworden war, gewiß redlich und mit Zähigkeit und Geduld darauf hingearbeitet haben, daß Europa das Fürchterliche eines Krieges erspart werde". An anderer Stelle schließt der Aufruf: „Denn nur gemeinsam sind wir stark, aber auch so stark, daß wir obsiegen werden. Wir setzen alles daran, denn wir verteidigen das Vaterland, unser deutsches Volk."

Wie alle anderen Berufsorganisationen des deutschen Vaterlandes, so mußten auch die gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen Vorkehrungen und Maßnahmen treffen, um diese schweren Zeiten durchhalten und überstehen zu können. In den Aufrufen der Arbeitervereinigungen aller Schattierungen wird fast gleichmäßig gesagt, daß die Organisation unter allen Umständen erhalten bleiben muß. Die deutschen Gewerkvereine betonen, daß „gerade nach dem Kriege sie sich nicht nur für die Zurückgekehrten, sondern auch für die Daheimgebliebenen als sicherster Schutz erweisen". Weiter wurden von allen Vereinigungen Anstalten getroffen, die furchtbarste Begleiterscheinung des Krieges — die Arbeitslosigkeit — nach besten Kräften zu dämmen oder doch ihre Folgen nach Möglichkeit herabzumildern. Zu diesem Zwecke galt es weise mit den vorhandenen Mitteln zu wirtschaften. Recht gut zustatten kamen den Arbeitervereinigungen die teilweise recht beträchtlichen Vermögensbestände der einzelnen Organisationen selbst. So verfügten am Jahresschluß 1913 die Zentralverbände der freien Gewerkschaften über ein Vermögen von 88 069 295 Mark, die deutschen Gewerkvereine über 4 465 341,01 Mark, der Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften Deutschlands über 9 682 796 Mark, und zwanzig unabhängige und lokale Vereinigungen über 3 152 636 Mark. Weiter kommen dann noch die teilweise nicht unbeträchtlichen Kassenbestände der wirtschaftsfriedlichen Arbeiterbewegung. Diese Mittel, die durch sparsame Verwaltung jahrelang aufgespeichert worden sind, dürfen natürlich nicht mit einem Male ausgegeben werden. Wie der Krieg viele Gesetze einfach über den Haufen wirft, so mußten auch die Gesetze der Arbeiterorganisationen, die Satzungen, die für friedliche Zeiten eingerichtet sind, eine wesentliche Änderung erfahren. Bei den meisten Arbeitervereinigungen findet man das Bestreben, Unterstützungseinrichtungen wie Krankenunterstützung, Unterstützung in Sterbefällen, Gemaßregeltenunterstützung usw. herabzusetzen oder gänzlich aufzuheben und zwar zugunsten der Arbeitslosen- und Notstands-

unterstützung. Eine Einheitlichkeit ließ sich naturgemäß nicht erzielen, weil die Verhältnisse in den verschiedenen Vereinigungen verschiedenartig sind, und weil auch die Vermögensbestände nicht überall die gleichen sind. Eine der Ausnahmen, die noch so ungefähr alle statutarischen Bestimmungen in punkto der Unterstützungseinrichtungen aufrecht erhalten haben, ist beispielsweise die freigewerkschaftliche Organisation der Buchdrucker, die überhaupt als eine der vorbildlichsten Arbeiterorganisationen in der deutschen Arbeiterbewegung angesehen werden kann.

Während anfänglich, ehe die Unterstützung an die Familien der Kriegsteilnehmer durch das Reich und die Gemeinden ausgezahlt wurde, eine vorläufige Hilfeleistung der Gewerkschaften in einzelnen Fällen notwendig war, hielt man es, nachdem vom Reich und zahlreichen Gemeinden die Unterstützung durchgeführt worden war, für dringend geboten, diese Unterstützung dem Reich und den Gemeinden zu überlassen und die vorhandenen Mittel der Gewerkschaften zur Unterstützung der Arbeitslosen zu verwenden.

Auf der Konferenz der freigewerkschaftlichen Verbandsvorstände am 15. November 1914 wurde beschlossen, daß „Unterstützung an die Familien der Kriegsteilnehmer nur in besonderen Notfällen oder aus freiwilligen Beiträgen der Mitglieder gewährt werden soll". Nach diesem Beschlusse ist denn auch verfahren worden. So hat beispielsweise der Verband der Sattler und Portefeuiller beschlossen, daß nach dem 10. Oktober 1914 neben den ordentlichen Beiträgen Extrabeiträge abgeführt werden und zwar:

bei einem			Wochenverdienst			bis	24	Mark	nichts	
„	„	„	von	24	Mark	„	30	„	0,50	Mark
„	„	„	„	30	„	„	36	„	0,75	„
„	„	„	„	36	„	„	42	„	1,—	„
„	„	„	„	42	„	„	48	„	1,50	„
„	„	„	über	48	„				2,—	„

Aus dem Ergebnis dieser Sammlung sollen alle arbeitslosen Mitglieder und die Familien, deren Ernährer zum Kriegsdienst berufen sind, eine Weihnachtsunterstützung erhalten. Vorstand und Ausschuß haben aus Verbandsmitteln zu diesem Zwecke außerdem noch 10 000 Mark zur Verfügung gestellt. Der freigewerkschaftliche Malerverband hat an die Frauen seiner zum Kriegsdienst eingezogenen Mitglieder eine einmalige Unterstützung in Höhe von 5 bis 8 Mark gezahlt. Der freigewerkschaftliche Textilarbeiterverband beschloß, den Frauen und Kindern der ins Feld einberufenen Mitglieder ein Viertel der statutenmäßigen Arbeitslosenunterstützung zu zahlen. Der deutsche Bergarbeiterverband, der am 18. August 1914 auf ein fünfundzwanzigjähriges Bestehen zurückblicken konnte, hat für die Familien seiner zum Kriegsdienst einberufenen Mitglieder eine Million Mark bereitgestellt. Nach den Beschlüssen des Deutschen Transportarbeiterverbandes haben die Familien der ins Feld einberufenen Mitglieder

Anspruch auf die Notfallunterstützung, wenn wirklich eine außerordentliche Notlage vorhanden ist. Der Bericht des freigewerkschaftlichen Fabrikarbeiterverbandes bemerkt, daß an die Familien der zum Kriegsdienst eingezogenen Mitglieder auf Grund des Statuts Arbeitslosenunterstützung nicht ausgezahlt werden kann, doch sollen Erwägungen angestellt werden, ob, in welcher Form und in welchem Umfange an die Familien der im Felde stehenden Mitglieder Unterstützung gezahlt werden kann.

Dies ist ein kleiner Auszug aus den Maßnahmen der freigewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den Arbeiterorganisationen der anderen Richtungen. So hat beispielsweise der Gewerkverein der deutschen Maschinenbau- und Metallarbeiter seine seit langen Jahren bestehende und im vorigen Jahre zu einer Volksversicherung ausgebaute Sterbekasse auch für die einberufenen Mitglieder weiter bestehen lassen. Den Angehörigen solcher Mitglieder, welche infolge des Krieges sterben, wird daher die volle versicherte Summe ausgezahlt.

Die Mitglieder der christlichen Gewerkschaften in Hamburg haben beschlossen, pro Woche 1 Mark bis 2,50 Mark zu opfern, um die Hinterbliebenen zu unterstützen und die kommende Not zu lindern. Auch die wirtschaftsfriedlichen Arbeiterorganisationen kennen gar wohl ihre Pflicht in diesen schweren Zeiten. Der überaus größte Teil der hier in Frage kommenden Vereine zeigt, daß er in dem großen Wettkampf des ganzen Volkes um das Wohl des Vaterlandes nicht zurücksteht. So beschloß beispielsweise die außerordentliche Generalversammlung des Vereins der Decksunteroffiziere Hamburgs unter anderem, daß die Unterstützungen für die im Felde Verwundeten und Gefallenen, soweit es die Verhältnisse gestatten, voll ausgezahlt werden; ferner, daß für die zur Kriegsdienstleistung Einberufenen die Beitragszahlung ruht, die erworbenen Rechte dadurch aber nicht berührt werden. Der Werkverein „Mathias Stinnes 1/2", Karnap, zahlt Krankengeld bis zur Hälfte, Sterbegeld voll; der Arbeiterverein der badischen Anilin- und Sodafabrik, Ludwigshafen a. Rhein, hat gegen 25000 Mark zur Hinterbliebenenunterstützung bereitgestellt; von dem Werkverein der Siemenswerke Berlin sind bisher 7000 Mark zur Familienunterstützung bewilligt worden usw. Hierzu kommt dann vielfach noch die freiwillige Opferwilligkeit der Arbeiter selbst. So hat beispielsweise die gesamte Arbeiterschaft der Kruppwerke beschlossen, während der Dauer des Krieges einen bestimmten Prozentsatz ihres Arbeitsverdienstes fortlaufend bei jeder Lohnzahlung als Beitrag zur Kriegsfürsorge zur Verfügung zu stellen.

Eine anerkennenswerte Tätigkeit der gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen in diesen Zeiten ist das energische Vorgehen gegen die in manchen Orten ganz unberechtigte und unbegreifliche Preissteigerung der notwendigsten Lebensmittel. So richtete beispielsweise der Vorstand des Gesamtverbandes christlicher Gewerkschaften an die Regierungs-, Militär- und Kommunalbehörden das dringende Ersuchen, durch geeignete Gegenmaßregeln jedem Lebensmittelwucher vor-

zubeugen, um die Ernährung der minderbemittelten Bevölkerung sicher zu stellen.

Eine Maßnahme im Interesse der Finanzgebahrung der Arbeitervereinigungen bedeutet die Beschränkung des Erscheinens der verschiedenen Verbandsorgane. Erfreulich ist die Einstellung der fremdsprachlichen Organe in der deutschen Arbeiterbewegung. Eine andere erfreuliche Erscheinung ist, daß dieser Krieg einem Teil der deutschen Arbeiterschaft die Augen über die sogenannte internationale Solidarität der ausländischen Arbeiterschaft geöffnet hat. Bestand doch von jeher die internationale Solidarität der ausländischen Arbeitervereinigungen den deutschen Arbeitern gegenüber nur im Nehmen aber nicht im Wiedergeben. Man nehme nur den energischen Protest des Vorstandes der sozialdemokratischen Partei Deutschlands gegen die deutschfeindlichen Verdächtigungen verschiedener Arbeiterzentralen ausländischer Staaten. Die Deutschland angedichteten Barbareien finden bekanntlich auf gewisse Staaten viel bessere Anwendung. Man nehme nur einmal das Beispiel der armen italienischen Arbeiter, die alljährlich zu Zentausenden nach Deutschland kommen und hier keine Verfolgungen wie in Frankreich erleiden. Man erinnere sich nur der Italienerhetzen in Aigues-Mortes. Anerkennenswert von den deutschen Gewerkschaften ist ferner die sofortige Zurverfügungstellung der Gewerkschaftshäuser und Arbeiterheime zu Zwecken der Kriegshilfe.

Interessant ist ein freigewerkschaftlicher Bericht über die zum Kriegsdienst einberufenen Mitglieder der freien Gewerkschaften. Nach Angaben der Verbandsvorstände waren bis Anfang September 589755 Gewerkschaftsmitglieder, von denen zwei Drittel verheiratet sind, zum Heer eingezogen. Die Zahl der tatsächlich Eingezogenen dürfte aber wesentlich höher sein, denn beispielsweise sind bei dem Verband der Fabrikarbeiter nur 69,5 Prozent der Mitglieder von der Erhebung erfaßt worden. Die absolute Zahl der zum Kriegsdienst Eingezogenen betrug in den Verbänden: Metallarbeiter 131891 (27,4 Prozent), Bauarbeiter 109000 (39 Prozent), Transportarbeiter 61247 (29,6 Prozent), Fabrikarbeiter 44429 (35,2 Prozent), Holzarbeiter 44060 (23,9 Prozent), Bergarbeiter 25446 (25 Prozent), Zimmerer 19776 (35,1 Prozent), Gemeindearbeiter 13856 (26,2 Prozent), Buchdrucker 12714 (18,4 Prozent). Textilarbeiter 12165 14,5 Prozent), Brauerei- und Mühlenarbeiter 11594 (27,4 Prozent), Schneider 10823 (27,2 Prozent), Maler 9781 (24,3 Prozent) usw.

Wie draußen im Felde der Arme neben dem Reichen kämpft, wie der Unternehmer ebenso sein Leben aufs Spiel setzt wie der Arbeiter, genau so kann man beobachten, daß auch daheim die Gegensätze stark gemildert und teilweise sogar ganz verschwunden sind. Die Organisationen der Unternehmer und Arbeiter haben sich gegenseitig die Hände gereicht und versuchen auf dem Wege friedlicher Verständigung über die Schwierigkeiten der Lage hinwegzukommen. So wurden seitens der Arbeiterschaft wie der Unternehmerorganisation gleich bei Ausbruch des Krieges die bestehenden Arbeitsstreitigkeiten abgebrochen und die verschiedenen

verhängten Sperren aufgehoben. Ein treffliches Beispiel hierzu bieten die Kriegsmaßnahmen der Gewerkschaften und Unternehmerverbände im Baugewerbe. Die großen hier in Frage kommenden Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen haben am 13. Oktober 1914 in Berlin eine Arbeitsgemeinschaft gebildet, welche danach streben soll, zur Erhaltung der Volkskraft während des Krieges die daniederliegende Bautätigkeit möglichst zu heben. Eine ähnliche Hilfsaktion wurde im Malergewerbe schon etwas früher ins Leben gerufen. Am 8. September 1914 tagte ebenfalls und zwar in Berlin eine Verhandlung zwischen den Zentralvorständen der Unternehmer- und Arbeiterorganisationen im Holzgewerbe, um Maßnahmen zur Linderung der herrschenden Arbeitslosigkeit in diesem Gewerbe zu treffen. Noch eine ganze Reihe von ähnlichen Maßnahmen liegen aus verschiedenen Gewerbe- und Industriezweigen vor.

Recht anerkennenswert ist folgende Maßnahme zur Milderung der Notlage durch Arbeitslosigkeit. Zwischen Vertretern des Magistrats der Stadt Berlin, der Landesversicherungsanstalt Berlin und der Berliner Gewerkschaften ist die Unterstützung der Berliner Arbeitslosen aus Mitteln der Landesversicherungsanstalt Berlin geregelt worden. Hiernach erhalten verheiratete Arbeitslose, die mindestens für 26 Wochen Beiträge an die Landesversicherung gezahlt haben, eine Unterstützung. Auf Anregung des Gewerkschaftskartells zu Magdeburg beschlossen die städtischen Körperschaften in Magdeburg folgende Maßnahmen zur Linderung der schweren Folgen der Arbeitslosigkeit:

1. Alle Arbeitgeber zu ersuchen, nach Möglichkeit die geschlossenen Betriebe wieder zu öffnen.
2. Die zur Ausführung reifen städtischen Arbeiten sofort in Angriff nehmen zu lassen und weitere Arbeiten vorzubereiten.
3. Einrichtungen zu treffen, durch welche es den Arbeitslosen möglich gemacht wird, für einen billigen Preis Mittagessen für sich und ihre Familien empfangen zu können.

Berichte über solche und ähnliche Maßnahmen liegen aus einer ganzen Reihe von Orten und Ortschaften vor.

Das eifrige Wirken auf diesem Gebiete ist nun erfreulicherweise nicht ohne Erfolg geblieben. Ein Einblick in die Praxis bestätigt dies. Nach den Mitteilungen des Kaiserl. Stat. Amtes „erfuhr infolge des Kriegsausbruches der Beschäftigungsgrad in der ersten Hälfte des Monats August eine scharfe Senkung, insbesondere in den Industrien, die mehr oder weniger ausschließlich für die Ausfuhr arbeiten oder Luxusgegenstände herstellen. Nach Wiederaufnahme des Güterverkehrs und teilweise auch des Schiffsverkehrs trat im allgemeinen eine Erholung ein. Regere Beschäftigung haben nicht nur die Betriebe, die für die Heeres- und Marineverwaltung Aufträge zu erledigen haben, sondern auch in andern Geschäftszweigen, insbesondere im Baugewerbe, macht sich das zunehmend geschäftliche Vertrauen belebend geltend.“ Der Deutsche Metallarbeiterverband

hatte am 5. September 1914 68329 und am 3. Oktober 1914 nur noch 45335 Arbeitslose zu verzeichnen.

Leider mußten in den gewerkschaftlichen Berichten auch Fälle erwähnt werden, wo trotz der Schwere der Zeit die Arbeitslosigkeit selbst verschuldet war. So kritisiert der Grundstein, das Organ des Deutschen Bauarbeiterverbandes, in seiner Nummer 40 bei einer Besprechung der Bautätigkeit unter dem Kriegszustande, daß es „geradezu beschämend sei, daß es arbeitslose Arbeiter gäbe, die sich um Befestigungsarbeiten drückten, wo doch ein großer Teil unserer Arbeitsbrüder seit Wochen draußen im Felde stehen und im Kugel- und Granatregen ihr Leben aufs Spiel setzen".

Ein kurzer Einblick in die diesbezüglichen Verhältnisse der anderen kriegführenden Staaten dürfte hier wohl von Interesse sein. Von Österreich-Ungarn, unseren treuen Bundesgenossen, ist erfreulicherweise zu berichten, daß in den Kreisen der dortigen Gewerkschaftler — gleich wie bei den deutschen — guter Mut herrscht und die starke Hoffnung vorhanden ist, daß es schließlich doch gelingen wird, der gegenwärtigen Schwierigkeiten ohne dauernden Schaden Herr zu werden. Ganz anders klingen die Berichte aus Frankreich. Die dortigen Arbeitervereinigungen betonen fast ausnahmslos, daß bei den überaus geringen Mitteln der Organisationen und der Größe des Elends die Hilfstätigkeit der Gewerkschaften sehr schwierig sei. Unhaltbar sind nach den vorliegenden Berichten die diesbezüglichen Verhältnisse in Rußland. Hier war im letzten Jahre schon — also in normalen Zeiten — eine geradezu unerträgliche Arbeitslosigkeit nachzuweisen. Trostlos muß es auch nach den vorliegenden Berichten in England aussehen. Nach Londoner Berichten gibt es jetzt in England viele Hunderttausende von Männern und Frauen, die so wenig Stunden in der Woche Beschäftigung haben, daß ihr Lohn nicht ausreicht, um davon leben zu können.

Die Haltung der deutschen Arbeiterorganisationen während des Krieges hat nun auch allgemeine Anerkennung gefunden. So weist beispielsweise ein Erlaß des kommandierenden Generals des VII. Armeekorps ausdrücklich darauf hin, daß bei Aufrufen zur Werbung von Arbeitern im Dienst der Heeresverwaltung niemand deshalb ausgeschlossen werden darf, weil er sich in Friedenszeiten Organisationen irgendwelcher Art angeschlossen hat. Von anderen Stellen wurde ähnliches berichtet.

Hand in Hand mit den Militärbehörden gingen die Zivilbehörden im Interesse unserer deutschen Arbeiterschaft. So schritt beispielsweise das Regierungspräsidium von Minden energisch gegen eine Firma ein, die deutsche Arbeiter entlassen hatte und belgische weiter beschäftigte.

Dieses tapfere und einsichtsvolle Zusammenarbeiten der gesamten deutschen Arbeiterschaft und ihren Oganisationen mit allen anderen Körperschaften sind höchst erfreuliche Erscheinungen, von denen man hofft, daß sie auch dann, wenn wieder friedliche Zustände eintreten, nicht verschwinden werden. Die gegenseitige

Achtung, die man jetzt an den Tag legt, muß auch in friedlichen Zeiten beobachtet werden.

Als Quellen zu dieser Arbeit dienten: Reichs-Arbeitsblatt (Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amte), Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften Deutschlands, Der Gewerkverein (Zentralorgan und Korrespondenzblatt des Verbandes der Deutschen Gewerkvereine), Der Arbeitgeber (Organ der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände), Die Deutsche Arbeitgeber-Zeitung, Der Grundstein (Organ des Deutschen Bauarbeiterverbandes), Der Bund, Berlin, Der Seefahrer, Altona, Breslauer Zeitung, Das Volk, Siegen, Hamburger Echo, Arbeiter-Zeitung, Wien, Telegraaf, Amsterdam, Daily Citicien und verschiedene andere mehr.

Spinozas Leben und Briefe

Von Privatdozent Dr. Heinrich Scholz

Die edle Einfalt und stille Größe, die man an den Alten bewundert, ist von keinem der Neueren so vollkommen erreicht worden, wie von dem Manne, den der Argwohn seiner Zeit und die späte Bewunderung nachgeborener Geschlechter zu einer Art von modernem Sokrates gemacht haben. Als Lebensverderber erschien er den Zeitgenossen; als Lebensführer ist er Herder und Goethe und seitdem Unzähligen nach ihnen erschienen. Die kirchentreuen Zeitgenossen haben ihn, wie einst die konservativen Kreise Athens den Sokrates, als Chorführer des schlimmsten Atheismus verschrien und das Kainszeichen der göttlichen Verwerfung auf seiner Stirn zu erblicken geglaubt. Herder und Goethe haben ihn umgekehrt als großen Gottgesandten gepriesen und in der Ehrfurcht, Reinheit, Ruhe und Weltversöhntheit, die sein großes Leben durchwaltet, das Vorbild des eigenen Lebens erblickt. Dabei durften sie sich, wie das Herder getan hat, ohne Umschweife und Umdeutungen auf die ältesten Lebensbeschreibungen berufen, auf das Vermächtnis derselben Männer, die die philosophische Gesinnung Spinozas als Sturz in den Abgrund des Wahnsinns verurteilten.

Diese ältesten Lebensbeschreibungen gesammelt und zum erstenmal in einer handlichen Ausgabe dem deutschen Publikum zugänglich gemacht zu haben, ist das Verdienst des Verlages der Philosophischen Bibliothek in Leipzig und des um den neuesten deutschen Spinoza hochverdienten Gelehrten Karl Gebhardt. (Spinoza, Lebensbeschreibungen und Gespräche, übertragen und herausgegeben von Karl Gebhardt. Leipzig 1914, Verlag von Felix

Meiner, XI und 147 Seiten. 2,50 Mark, gebunden 3 Mark.) Er hat die sechs wichtigsten Lebensbeschreibungen von Jarig Jelles, Maximilien Lucas, Sebastian Kortholt, Pierre Bayle, Johannes Colerus und Stolle-Hallmann ganz vorzüglich herausgegeben und jedem Spinozafreund damit ein schönes Geschenk gemacht. Denn von unserm Geschlecht wird nicht mehr gelten was Maximilien Lucas am Eingang seines Lebensbildes von seinem Zeitalter sagt: „Unser Jahrhundert ist sehr aufgeklärt; aber darum wird es den großen Männern noch nicht gerechter. Obwohl es ihnen seine schönsten Erleuchtungen verdankt, kann es nicht leiden, daß man sie lobt. Und man muß sich beinahe wie ein Verbrecher verbergen, wenn man ihr Leben beschreiben will." Wir machen es heute umgekehrt. Wir suchen den Spuren dieses Lebens so weit als möglich nachzukommen, und freuen uns über jeden Zug, der das Bild dieses großen Menschen belebt. „Er war von mittlerer Gestalt. Sein Geist war groß und durchdringend, seine Gemütsart durch und durch liebenswürdig. Er wußte seinen Spott so wohl zu würzen, daß die Zartfühlendsten und die Strengsten darin ganz besondere Reize fanden." „In allen seinen Handlungen war die Tugend seine Absicht. Aber da er sich kein schreckliches Bild von ihr machte nach Art der Stoiker, war er auch kein Feind anständiger Vergnügungen." Freilich lag ihm hauptsächlich an geistigen Freuden, und im Maßhalten war er Genie. „Die Natur," sagte er, „ist mit wenigem zufrieden, und wenn sie befriedigt ist, bin ich es auch."

„Die meiste Zeit verwandte er darauf, die Natur der Dinge zu erforschen, das Gefundene in Ordnung zu bringen und es den Freunden mitzuteilen; die wenigste Zeit verwandte er auf die Erholung des Geistes. Ja, ihn beseelte ein so brennender Eifer, die Wahrheit auszuforschen, daß er nach dem Zeugnis derer, bei denen er wohnte, drei Monate hintereinander nicht ausging."

„Sein Verkehr und seine Lebensweise waren still und eingezogen. Seine Leidenschaften wußte er in bewundernswerter Weise wohl zu mäßigen. Niemals sah man ihn allzu traurig noch allzu fröhlich." „Wie er sich keiner Partei anschloß, so gab er auch keiner den Vorzug. Er ließ einer jeden die Freiheit ihrer Vorurteile;" das heißt, er war duldsam im edelsten Sinne. „Von seiner Hausfrau einst gefragt, ob sie nach seiner Meinung in ihrer Religion wohl selig werden könne, gab er zur Antwort: „Eure Religion ist gut; Ihr braucht nach keiner anderen zu suchen, um selig zu werden, wenn Ihr nur ein stilles und gottergebenes Leben führt."

„Er hatte eine Eigenschaft, die um so schätzenswerter ist, als sie sich selten bei einem Philosophen findet. Er war außerordentlich eigen und ging nie anders als im Staatskleide aus, was im allgemeinen den vornehmen Mann vom Stubengelehrten unterscheidet."

„Nicht ein unsauberes und vernachlässigtes Aussehen," sagte er, „macht uns zu Gelehrten, im Gegenteil, diese affektierte Nachlässigkeit ist das Zeichen einer niedrigen Seele, in der keine Weisheit sich findet und in der die Wissenschaften nur Unreinheit und Verderbnis erzeugen konnten."

„Sein Leben ist kurz gewesen, aber dennoch kann man sagen, daß er viel gelebt hat. Er hat das Glück gehabt, auf dem Höhepunkt seines Ruhmes zu sterben, ohne ihn mit einem Flecken beschmutzt zu haben, indem er der Welt der Weisen und Gelehrten das Bedauern hinterließ, sich eines Lichtes beraubt zu sehen, das ihnen nicht weniger nützlich war, als das Licht der Sonne."

Das sind ein paar Proben aus den Dokumenten, die hier bequem vereinigt und, wie man sich leicht überzeugen kann, in einer wirklich guten Über-

setzung dargeboten sind. Eine wertvolle Beigabe sind die vom Herausgeber erstmals gesammelten mündlichen Äußerungen Spinozas über Gott, Welt, Religion und Menschenleben. Zum Beispiel das charakteristische Wort über das Mitleid, das er, ganz anders als Schopenhauer, zu den menschlichen Schwachheiten rechnet. „Zu glauben, daß ein Übel weniger hart sei, wenn wir es mit mehreren anderen teilen, ist ein großes Zeichen von Unwissenheit; und man muß wenig gesunden Menschenverstand haben, um die Gemeinsamkeit der Leiden unter die Tröstungen zu rechnen." Oder das andere, ebenso charakteristische Wort, das er bei der Nachricht von der Ermordung seines edlen Gönners, Jan de Witt, gesprochen hat: „Was würde uns die Weisheit nützen, wenn wir, den Leidenschaften des Volkes verfallend, nicht die Kraft hätten, uns von selbst wieder zu erheben?" Oder die hübsche geistreiche Wendung, mit der er die momentane Verstimmung über einen Verlust von 200 Gulden niederschlug: „Ich muß mich in meiner Gewohnheit einschränken, um diesen kleinen Verlust wieder auszugleichen; um diesen Preis erkauft man den Gleichmut."

* * *

Deutlicher noch als das Porträt, das wir durch seine Biographen besitzen, ist das Selbstbildnis Spinozas, das uns im Spiegel seiner Briefe entgegentritt. Auch diese Briefe sind neu herausgekommen und von demselben Gelehrten, der die Lebensbeschreibungen verdeutscht hat, in guter deutscher Übersetzung in demselben Verlage veröffentlicht worden (Spinoza, Briefwechsel, übertr. und mit Einleitung, Anmerkungen und Register versehen von Karl Gebhardt. Verlag wie oben. XXXVIII und 388 S. 4 Mark, geb. 5 Mark). Spinozas Briefwechsel gehört der Weltliteratur, wie schon Goethe richtig erkannt hat, und es ist lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß er lateinisch geschrieben hat, wenn er entweder überhaupt nicht oder viel zu wenig gelesen wird. Eine Übersetzung ist immer ein umgekehrter Teppich: auch die vorliegende wird es sein; aber sie ist so gut und gewissenhaft, daß man das echte, eigentliche Muster reichlich durchschimmern sieht. Man kennt diesen großen Menschen nur halb, wenn man ihn nur aus der „Ethik" kennt. Freilich, ein Urelement seines Wesens, das auch durch die Briefe hindurchgeht, hat sich in der „Ethik" am grandiosesten entfaltet; es ist der zähe, unbeugsame Wille zu verstehen und zu begreifen. Aber erst aus den Briefen wird völlig klar, wie sehr diese alles ausgleichende Ruhe Spinozas, die einem oberflächlichen Leser leicht als ein Mangel an Seele erscheinen kann, aus der Tiefe einer großen, wahrhaft philosophischen Gesinnung stammt. Als sein Freund Oldenburg, der Sekretär der Londoner Akademie, ihm 1665 von den Dissenter-Wirren in England schrieb, schrieb er die denkwürdigen Worte zurück: „Mich bewegen diese Wirren weder zum Lachen noch zum Weinen, sondern vielmehr zum Philosophieren und zum besseren Beobachten der menschlichen Natur. Denn ich halte es nicht für recht, über die Natur zu spotten und noch viel weniger, über sie zu klagen, wenn ich denke, daß die Menschen, wie alles übrige, nur einen Teil der Natur bilden, und daß ich doch nicht weiß, wie jeder Teil der Natur mit dem Ganzen zusammenhängt. Bloß aus diesem Mangel an Erkenntnis kommt es, wenn ich etwas in der Natur, was ich nur zum Teil und zusammenhanglos begreife, vordem anscheinend nichtig, ungeordnet und sinnlos fand. Jetzt aber lasse ich jeden

nach seinem Sinne leben und sterben, wenn ich nur das Recht behalte, für die Wahrheit zu leben."

Dieses Recht war ihm freilich gleichbedeutend mit voller intellektueller Selbständigkeit und Unabhängigkeit von allen Autoritäten: auch philosophischen wie Plato und Aristoteles. „Die Autorität des Plato, Aristoteles und Sokrates gilt bei mir nicht viel." „Ich beruhige mich vollkommen bei dem, was der Verstand mir zeigt, ohne jede Besorgnis, daß ich mich darin getäuscht haben und daß die Heilige Schrift, auch wenn ich sie nicht erforsche, dem widersprechen könnte. Denn die Wahrheit kann mit der Wahrheit nicht im Streit sein."

Dieses starke Selbstgefühl wiederholt sich im Zusammenstoß mit einem früheren Schüler, Albert Burgh, der zum Katholizismus übergegangen war und nun versuchte, auch Spinoza zu bekehren. „Wenn Sie an den gekreuzigten Christus glauben, so erkennen Sie doch Ihre grundschlechte Ketzerei, bekehren Sie sich von der Verderblichkeit Ihrer Natur und versöhnen Sie sich mit der Kirche." Spinoza antwortete so ruhig und fest, wie je ein Philosoph einem Nichtphilosophen geantwortet hat. „Halten Sie es für Anmaßung und Hochmut, daß ich von der Vernunft Gebrauch mache und mich bei diesem wahren Wort Gottes beruhige, das im Geiste ist und niemals entstellt und verdorben werden kann?" „Sie fragen mich, woher ich das wisse, daß meine Philosophie die beste sei unter allen denen, die jemals in der Welt gelehrt worden sind. Eine Frage, die ich mit viel größerem Rechte an Sie richten könnte. Denn ich erhebe nicht den Anspruch, die beste Philosophie gefunden zu haben, sondern ich weiß, daß ich die wahre erkenne. Wenn Sie aber fragen, woher ich das weiß, so werde ich antworten: gerade so wie Sie wissen, daß die drei Winkel eines Dreiecks gleich zwei Rechten sind. Niemand wird bestreiten, daß das genügt, solange er einen hellen Kopf hat und nicht von unreinen Geistern träumt, die uns falsche, den wahren ähnliche Ideen einflößen. Denn das Wahre ist der Prüfstein seiner selbst und des Falschen."

Und auf die Wahrheit kommt es ihm freilich an, auf die ganze, volle Wahrheit, nicht nur auf die Wahrscheinlichkeiten, mit denen wir uns im gewöhnlichen Leben in durchaus berechtigter Weise begnügen. „Daß wir in der Welt vieles auf Grund von Vermutungen tun, ist richtig; aber daß wir unsere Gedanken nur aus Vermutungen hätten, ist falsch. Im Alltagsleben müssen wir dem Wahrscheinlichsten, in der Spekulation aber der Wahrheit folgen. Der Mensch würde verhungern und verdursten, wollte er nicht eher essen und trinken, als bis er den vollkommenen Beweis erhalten hätte, daß Speise und Trank ihm von Nutzen sein werden. Das ist aber bei der Betrachtung nicht der Fall. Im Gegenteil müssen wir uns dabei hüten, etwas als wahr zuzulassen, was bloß wahrscheinlich ist; denn sobald wir Einen Irrtum zugelassen haben, folgen unzählige daraus."

Der Glaube an die Wahrheit war so stark bei Spinoza, wie kaum bei einem zweiten Philosophen vor ihm oder nach ihm, Hegel etwa ausgenommen. Er wußte, daß er die Wahrheit lehre, und hätte Lessings berühmten Satz nie zugegeben, daß die reine Wahrheit für Gott allein sei. Im Gegenteil, am Besitz dieser Wahrheit erkennt man nach ihm den gottbegabten Menschen; und wir sehnen uns nicht nur nach dieser Begabung, sondern wir sind schon gottähnlich, in dem Umfang und Maße, in welchem die Wahrheit unser ist. Daß sie das ist und wann sie das ist, kündigt sie durch sich selber an, mit jener übermenschlichen Sicherheit, die jeden menschlichen Zweifel ausschließt, und die der Mathematiker in seiner Arbeit bei jedem demonstrativen Schritt, den er vor-

wärts tut, erlebt. Von hier aus wird auch die Strenge verständlich, mit der Spinoza seine Gedanken in seinem Hauptwerk, der „Ethik", entwickelt hat. Er wollte durch die geometrische Methode, die er hier anwendet, die Gewißheit erzielen, die den Irrtum gleichsam mechanisch ausschließt und die die gefundenen Wahrheiten von der subjektiven Gemütsverfassung des Philosophen vollkommen unabhängig macht. Aber es genügt nicht, die Wahrheit zu besitzen; man muß auch für sie wirken wollen. Darum schreibt Spinoza an Menschen, die ganz und gar nicht bedeutend sind, von denen er nichts weiter erwarten darf, als daß der Wahrheitstrieb sie zu ihm geführt hat. Er hat nicht den Ehrgeiz, mit Berühmtheiten zu verkehren; die schlichtesten Menschen sind ihm gut genug, wenn der Durst nach Wahrheit sie quält. Da öffnet er seine reichen Quellen, daß der Leser noch heute aus ihnen schöpft, als ob sie eben erschlossen wären; mit einer bewunderungswürdigen Geduld geht er auf alle Fragen ein. So sehr er den Pöbel verachtet hat, so unbegrenzt war seine Menschenliebe, wenn er nur irgend voraussetzen durfte, daß er mit Vernunftmenschen sprach und nicht mit Zerrbildern der Unvernunft. Ob er sich über religiöse Fragen, über Gott und Welt, über Christus und die Schrift, oder über metaphysische Gegenstände, wie das Substanz- und Unendlichkeitsproblem, ausspricht, ob er die Chancen des Glücksspiels erörtert oder über physikalische und physiologische Probleme, über den Salpeter, das Gläserschleifen, die Theorie des Sehens, oder die Psychologie der Träume und des Gespensterglaubens schreibt: immer ist er derselbe große, ganz in der Sache lebende Mensch, der, eben weil er die Sache liebt, wunderbar über sie hinauswächst.

Wie sich in dieser Sachlichkeit seine Person zu voller Größe entwickelt, sieht man immer wieder bewundernd an dem Brief, den er an den Kanzler Fabritius geschrieben hat, um die Ablehnung der Heidelberger Professur zu begründen. „Mein erstes Bedenken ist, daß ich wohl auf die Weiterbildung meiner Philosophie verzichten müßte, wenn ich mich dem Unterricht der Jugend widmen wollte. Dann habe ich das Bedenken, daß ich nicht weiß, in welche Grenzen die Freiheit zu philosophieren einzuschließen ist, damit ich nicht den Anschein erwecke, als wolle ich die öffentlich anerkannte Religion stören; denn derartige Störungen entstehen weniger aus feurigem Religionseifer, als aus der Verschiedenheit menschlicher Affekte oder aus dem Widerspruchsgeist, der alles, auch das richtig Gesagte, zu verkehren und zu verdammen pflegt. Wenn ich das schon in meinem persönlichen, einsamen Leben erfahren habe, um wieviel mehr hätte ich es zu befürchten, nachdem ich zu dieser Würde emporgestiegen wäre! Sie sehen also, hochansehnlicher Herr, daß ich nicht aus Hoffnung auf ein höheres Glück zögere; aber aus Liebe zu einer Ruhe, die ich mir auf andere Weise nicht bewahren zu können glaube, möchte ich von einer öffentlichen Tätigkeit lieber absehen."

Er hat diese Ruhe benutzt — nicht zum Ausruhen, sondern zu einer Arbeit, deren letztes und eigentlichstes Ziel die Erforschung des Unerforschlichen war. Zu wissen, was Natur und Welt im Innersten zusammenhält, ist immer seine letzte Sehnsucht gewesen. Darin unterscheidet er sich von den Naturforschern von heute, die auf die Feststellung dieses Innersten mit Bewußtsein verzichten. Er steht ihnen immer noch nahe genug und hat nicht umsonst das Wort gesprochen: je besser wir die einzelnen Dinge erkennen, um so mehr lieben wir Gott. Aber Spinozas Gottesliebe ist mehr, als diese Erkenntnis der Einzeldinge; sie ist die anschauliche Erfassung des Sinnes, der den Lebenszusammenhang durchwaltet, in dem die Einzeldinge verfaßt sind. Das bloße

Haften am Partikularen ist ihm immer als Kinderstammeln erschienen. „Wenn ich ein sauber geschriebenes Buch voll erhabener Betrachtungen in den Händen eines gemeinen Mannes sehe und ihn frage, woher er denn das Buch habe, und er antwortet mir, er habe es aus einem anderen Buche eines anderen gemeinen Mannes abgeschrieben, der auch sauber zu schreiben verstand, und so weiter ins Unendliche, dann befriedigt er mich doch nicht; denn ich frage ihn ja nicht bloß nach der Gestalt und Anordnung der Buchstaben, über die er mir allein Auskunft gibt, sondern auch über die Gedanken und den Sinn, den ihre Zusammenstellung offenbart, und darüber gibt er mir keine Auskunft.“ In diesen bemerkenswerten Worten kündigt sich das metaphysische Bewußtsein an, in dessen Kraft Spinoza den Positivismus, dem er in mancher Beziehung nahe steht, nicht sowohl verdrängt, als in sich überwindet, indem er ihn über sich hinausführt.

Die mitgeteilten Proben werden genügen, um auch den fernerstehenden Leser für diese Briefe zu gewinnen. Man lernt in ihnen nicht nur ein großes System, man lernt ein großes Leben kennen. Diese Briefe sind documents humains im edelsten Sinne und schließen eine Lebensverfassung auf, die man kennen sollte, auch wenn man sie nicht teilt. Mögen die Ideale Spinozas noch heute stark umstritten sein; eins steht fest: er war ein Philosoph, wie es wenige vor ihm und nach ihm gewesen sind. Er scheute den Kampf, das ist freilich wahr; aber er scheute ihn nicht aus Furcht, sondern weil er das Denken liebte, das nach seiner Überzeugung nur in der Ruhe tätig wird. Ein Stürmer ist er nicht gewesen, aber ein Denker und ein Mensch. Er hätte von sich sagen können:

Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt: ein Denker sein.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 38/37.

Der deutſche Staatsgedanke

Von Dr. Albert Gottlieb

„Nicht bloß ein Streben nach materiellem Gewinn oder nur ein Wille zur Macht, ſondern das Verantwortlichkeitsgefühl einer Miſſion für die Menſchheit“ — mit dieſen Worten kennzeichnet der ſchwediſche Gelehrte R. Kjellén in ſeinem kurz vor Kriegsausbruch geſchriebenen, wahrhaft prophetiſchen Buche über die Großmächte der Gegenwart die deutſche Auffaſſung des „Imperialismus“, wie ſie in den Beſten unſeres Volkes lebendig iſt. Heute, da dem deutſchen Volke in aufgezwungenem Kampfe ſeine Weltgeltung als Siegespreis winkt, verleiht dies Gefühl, das als heilige Überzeugung die Herzen aller ſeiner Glieder erfüllt, ihm ſeine beſte Kraft. Aber auch die kühle hiſtoriſch-politiſche Unterſuchung vermag zu zeigen, daß ein deutſcher Sieg insbeſondere auf ſtaatlichem Gebiete für die Welt den Sieg einer neuen, fortgeſchrittenen Organiſationsform bedeuten wird. Aus einer Betrachtung unſerer Geſchichte und Gegenwart, der wunderbaren Wege unſeres nationalen Werdeganges wie der nicht minder wunderbaren Gruppierung der Mächte in dieſem Kriege, ſcheinen ſich ſchon jetzt die Umriſſe des deutſchen Staatsgedankens herauszuheben — eines Gedankens, der mit uns ſiegen oder untergehen wird.

Auch die Macht und Dauer der großen Reiche der Vergangenheit beruhte ſtets auf der inneren Kraft eines Fortſchrittes in der politiſchen Organiſation. Das alte Rom, das als erſtes, vom Standpunkte ſeiner Zeit aus geſehen, den Anſpruch auf den Titel der Weltmacht bedingungslos erheben durfte, brachte der Welt die vollkommenſte Durchführung des Zentraliſationsgedankens: gleiches Recht und gleiche Verwaltung durch das ganze Rieſenreich, alles vom Mittel-

punkte aus geleitet und in dessen Interesse wirksam. Je länger je mehr steigerte sich die Tendenz zur Vereinheitlichung, bis ihre Kraft an dem Widerstande eines jugendlichen, hochbegabten Volkes zerbrach, das sich in ungestümem Selbständigkeitsdrange unter dies doch so sanfte Joch nicht beugen wollte. Die Germanen schlugen das Römerreich in Trümmer; aber ein ihm ebenbürtiges Staatsgebilde vermochten sie damals nicht aufzurichten.

Auch in des großen Karl kühner Schöpfung, mochte sie auch an die römische Überlieferung anknüpfen, war der römische Staatsgedanke nicht wirksam, und der Keim eines neuen, der in ihm lag, konnte sich nicht entfalten. Es braucht nicht wiederholt zu werden, wie der gleiche deutsche Selbständigkeits- und Besonderungstrieb, an dem das alte Rom zerschellt war, die Macht der Krone des gewaltigen Karolingers selbst im engeren deutschen Gebiet Schritt um Schritt beschränkte; wie hätten deren Träger daran denken können, im Umkreise der Nachbarvölker aus dem Idealbilde eines Oberhauptes der gesamten Christenheit Wirklichkeit zu machen! So ward allmählich das heilige römische Reich deutscher Nation jenes ohnmächtige, kaum durch sein Alter ehrwürdige Gebilde, das schließlich vom Sturmhauche der Revolution mit Recht hinweggefegt wurde.

Erst in der späten Neuzeit ward, von rasch vorübergehenden weltgeschichtlichen Episoden abgesehen, der Gedanke der Weltherrschaft wieder aus dem Reich der Träume in das der politischen Wirklichkeit und Wirksamkeit zurückgeführt; aber seine Träger waren jetzt andere Völker. Frankreichs Anlauf dazu vor hundert Jahren freilich war im wesentlichen das Werk eines einzelnen und trug schon deshalb den Todeskeim in sich, aber auch sein Gedankengehalt war über das römische Vereinheitlichungsprinzip nicht hinausgekommen. Von Napoleon, dem Bewunderer Cäsars, war hierin ebensowenig zu erwarten, wie von dem auch im Innern seit Jahrhunderten straff zentralisierten Staate. Aber was vor fast zwei Jahrtausenden unter Barbaren und Dekadenten möglich gewesen war, das mußte im modernen Westeuropa scheitern. Die lateinischen Völker vermochten nicht das Staatsideal Roms durch etwas Neues zu ersetzen.

Nachhaltiger und dauernder erheben nun zwei andere Mächte den Anspruch auf Weltgeltung, beide gestützt auf gewaltige, wenn auch untereinander höchst verschiedene Hilfsquellen: Rußland und England. Was jenes an staatlichen Kulturgedanken zu bringen hat, das hat seine Geschichte, hat die Geschichte Polens und Finnlands so deutlich gezeigt, daß man sich nicht lange dabei aufzuhalten braucht. Der jahrhundertalte Drang nach Konstantinopel, dem heiligen Zarigrad, deutet überdies genügend an, daß das russische Staatsideal in einer Fortsetzung des Byzantinerreiches gelegen ist, jenes zäheren, aber erstarrten Restes römischer Weltherrschaft. Statt einer Weiterentwicklung des römischen Staatsgedankens aber finden wir eine Herabziehung und Vergröberung durch das Fortleben des mongolischen Despotismus. Auch hier das Streben nach Gleichmachung und Vereinheitlichung, aber nicht durch die Ausbreitung einer

überlegenen staatlichen Kultur, sondern durch brutale Gewalt, die auch höher stehende Nationen auf den eigenen tieferen Stand herabdrücken will.

Wie anders steht das englische Weltreich da! Der gerechte Zorn über seine entartete und gewissenlose Politik kann uns nicht blind dagegen machen, welch stolzer Bau nach neuem Plane hier von einem germanischen Volke errichtet worden ist. Wie in Englands innerer Entwicklung angeborener Unabhängigkeitssinn schon früh das Recht des einzelnen gegenüber der Regierungsgewalt betonte, so hat es auch in seiner Kolonialpolitik zuerst bewußt mit dem System der Zentralisation gebrochen. Besonders nach der bitteren Lehre des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges sehen wir es in weitgehendem Maße geneigt, einzelnen Teilen seines Riesenbesitzes ein bisher unerhörtes Maß von Unabhängigkeit und Selbstbestimmung zu gewähren. Und auch dort, wo es einen höheren Grad von Abhängigkeit für notwendig erachtete, hat es sich von schematischer Gleichmacherei stets ferngehalten, gegebene örtliche, nationale, geschichtliche Unterschiede klug bewahrend. So erscheint dem wohlwollenden Beobachter das komplizierte System des britischen Reiches unter dem Bilde einer Familie, in der die Mutter die Eigenart ihrer Kinder achtet und ihnen je nach ihrer Reife größere oder geringere Freiheit läßt. Zweifellos ein neuer und großer politischer Organisationsgedanke — und nur ein solcher konnte dies trotz allem unvergleichliche Staatengebilde schaffen, mit dem nach einem Worte Kjelléns die planetarische Epoche der Menschheit im Ernst eingeleitet wurde.

Aber dies glänzende Bild verdunkelt sich bald vor dem geschärften Blicke des Gegners. Britische Organisationskunst feiert ihre Triumphe, wo stammverwandte Siedler in öden oder von tiefstehenden Rassen besetzten Gebieten ein Neuengland jenseits des Ozeans gegründet haben — so in Australien, in Kanada. Wo sie mit andersgearteter Kultur zusammentrifft, findet sie, trotz hervorragender Leistungen im einzelnen, ihre Schranken an der insularen Verständnislosigkeit des Engländers für fremde Eigenart. Das zeigt das irische Problem, das auch, wenn home rule nicht auf so hartnäckige Widerstände stieße, noch lange nicht gelöst sein würde; das zeigt Südafrika, wo eine schlaue Versöhnungspolitik das mit Gewalt niedergeschlagene Burenvolk, das durch den Schein der verlorenen Freiheit für das Britenreich gewonnen werden sollte, in seinen besseren Elementen nicht getäuscht hat. In Indien vollends und auf dem Boden des Islams vermochte England in einer Politik von bewundernswerter Klugheit durch eine Mischung von Milde und Strenge, durch listiges Ausspielen der herrschenden Gegensätze und durch Gewährung materieller Vorteile wohl seine Vorherrschaft aufzurichten, nicht aber den lodernden Haß bei den denkenden Schichten der unterworfenen Völker zu bannen, durch den, wenn nicht alles trügt, des größeren Britanniens Schicksalsstunde nahe gerückt ist. Englands patriarchalischer Weltstaatsgedanke kann nicht das System eines Jahrhunderts sein, das nach vollständiger Überwindung des Weltbürgertums eine stärkere Entfaltung nationaler Eigenart und nationalen Selbstbestimmungsdranges mit sich bringt, als sie je die Welt gesehen.

Und nun tritt Deutschland auf den Plan. Hat es eine vollkommenere Lösung des Problems zu bieten? Nur diese vermöchte einem Erfolge seines Schwertes Dauer zu verleihen, nur ihre Erkenntnis die Waffenbrüderschaft Österreichs und der Türkei aus der Zufälligkeit der Geschichte ins Licht einer tieferen Bedeutung zu erheben. Sind die Islamvölker, um sich aus der immer enger werdenden englisch-russischen Umklammerung zu retten, an Deutschlands Seite getreten, so geschah dies im Vertrauen, daß auch von einem siegreichen Deutschland ein ähnliches Vorgehen nicht zu erwarten sei — eine Überzeugung, die sie aus den neuen Wegen der deutschen Orientpolitik unter Wilhelm dem Zweiten mit Recht schöpfen konnten. So erscheinen denn auch die alten Methoden der Einflußsphären, der verdeckten und der offenen Besitznahme, um die durch einen gemeinsamen Sieg gewonnenen Beziehungen auszunützen, für immer ungangbar. Und dennoch wird auf beiden Seiten das Bedürfnis bestehen, das in der Stunde der Gefahr geknüpfte Band nicht wieder zu lösen, dennoch wird Deutschland auf den weltweiten Ausblick bis an die äußersten Grenzen Asiens, den ihm diese Verbindung gewährt, nicht verzichten wollen und können.

Nach derselben Richtung weist das Bündnis mit der Habsburger Monarchie. Kein Zweifel, daß das gemeinsam vergossene Blut die beiden Reiche unauflöslich zusammenkittet, kein Zweifel auch, daß bei solchem Verhältnis die Stellung der Deutschen in Österreich gegen jeden möglichen Rückschlag gesichert ist. Aber ebenso gewiß ist, daß die acht Völkerschaften, die unter den schwarzgelben Farben in der Stunde der Gefahr mit überwältigender Einhelligkeit zusammenstehen, sich gerade dadurch einen unzerstörbaren Anspruch auf freie Bahn für ihre nationale Entwicklung erwerben. Daß sie mit einer Sicherheit des Entschlusses, die nicht nur die Feinde, sondern auch manche Schwarzseher unter uns überraschte, ihren Platz in diesem Kriege auch mit dem Herzen gewählt haben, entspringt ja der tiefen, durch die inneren Streitigkeiten der letzten Jahrzehnte nur oberflächlich getrübten Überzeugung, daß ihre Zukunft trotz aller russischen Verlockungen doch nur in Österreich gesichert ist. Auf der Fortdauer dieser Überzeugung beruht Österreichs Kraft; diese wieder ist eine der Grundvoraussetzungen für die Weltstellung des deutschen Volkes. Die deutsche Vorherrschaft haben Österreichs Nationalitäten in hartnäckigen politischen Kämpfen abgelehnt; der deutschen Führung schlossen sie sich freudig an. Und so steht das deutsche Volk auch hier wieder vor der Aufgabe, seine Weltstellung aufzubauen auf ganz anderem Grund als die Geschichte es bisher gekannt.

In der Lösung dieser Aufgabe, zu der dieser Krieg den blutigen Schlüssel gibt, sehen wir die weltgeschichtliche Mission des größeren Deutschlands. Als eine einzige Vorbereitungszeit erscheint seine zweitausendjährige Geschichte, ebenso reich an glänzenden Großtaten wie an furchtbaren Prüfungen. Zwei Grundzüge geben ihr ihr Gepräge, die schon zur Zeit des Zusammenstoßes mit dem Römerreiche des deutschen Volkes weltgeschichtliche Stellung bestimmen, in ihrem weiteren Verlaufe stets wieder hervortreten und dabei vornehmlich die

Quellen schwerster Leiden werden, bis es endlich gelingt, die Staatsform zu schaffen, deren die Nation zur Auswirkung ihrer Eigenart bedarf: der Trieb zur Besonderung und die Empfänglichkeit für fremde Kultur. Sie haben das alte Reich durch Zwietracht und Fremdländerei allmählich zu seiner tiefsten Erniedrigung geführt — aber gerade sie werden für das starke Deutschland der Zukunft die besten Waffen sein. Die Gründung des neuen Reiches bedeutet den Wendepunkt; sie verbürgt dem deutschen Volke die Einheit und Macht, ohne die in tiefsten Überlieferungen wurzelnde Stammesbesonderung anzutasten. So gelingt der Wunderbau der deutschen Verfassung, die zum erstenmal den Gedanken der Führung ohne Herrschaft ins Leben zu rufen weiß; Preußen ist nicht das Oberhaupt der übrigen Staaten, sondern Erster unter Gleichen. Hier ist die Formel, die auch Deutschlands Bundesgenossen von heute mit ihm dauernd zu verknüpfen vermöchte, hier der neue Staatsgedanke, der berufen ist, die Systeme der zentralistischen Herrschaft und der patriarchalischen Vorherrschaft zu brechen. Was durch die harte Erziehung einer schweren Vergangenheit die Deutschen im Reich zu verwirklichen gelernt, das gilt es nun in sinngemäßer Anpassung durch die Welt auszubreiten. Hierfür aber ist wiederum jene zweite Fähigkeit Bedingung, die den Deutschen so scharf von anderen, vor allem von den Angelsachsen, unterscheidet. Herrschaft mag sich auf bloße Macht oder kluge Berechnung stützen, Führung verlangt mehr: neben kultureller und moralischer Überlegenheit, neben der Achtung vor der Sonderart die Fähigkeit, auch fremdes Wesen zu erfassen und es verstehend zu durchdringen. Dem Volke, das diese Eigenschaften in sich vereint, muß die Weltmacht der Zukunft zufallen; und dies Volk ist das deutsche.

Zeichnet sich so die Idee des künftigen Reiches schon deutlich sichtbar dem schärfer spähenden Auge in den dunkel geballten Wolken der Zeitereignisse ab, so läßt sich seine Form freilich nicht vorauskonstruieren. Politische Gebilde sind Organismen, sie werden nicht gezimmert, sondern wachsen; und die Gesetze des Wachstums behalten stets einen irrationalen Rest. Man mag sich einen Bund völlig selbständiger, unabhängiger Staaten denken, die sich nur unbedingte gegenseitige Unterstützung bei einer Gefährdung jedes einzelnen von ihnen verbürgen und auf das Recht, Sonderbündnisse zu schließen, verzichten. Alle übrigen Angelegenheiten hätte jedes Bundesmitglied in voller Souveränität zu erledigen; Streitfälle wären durch ein mit Machtmitteln ausgestattetes Schiedsgericht zu schlichten, ein ständiger Gesandtenrat könnte vielleicht die gemeinsame Durchführung politischer und wirtschaftlicher Maßnahmen, soweit sie den einzelnen Gliedern erwünscht ist, beraten.

Der führende Staat sähe es als seine Aufgabe an, die selbständige materielle und geistige Entwicklung eines jeden Bundesgliedes ungestört zu lassen, als erster auf der Wacht vor äußerer Beunruhigung des Bundesganzen zu stehen und durch eine umfassende Kulturpolitik das, was er der Gesamtheit an Werten zu bieten hat, in allen Teilen des Bundes zu verbreiten. Je loser das äußere

Gefüge eines solchen Gebäudes schiene, desto fester wäre sein innerer Zusammenhalt; wie die Teilchen eines wachsenden Kristalls müßten ihm die umgebenden Staatsgebilde anschießen, soweit sie nicht von Grund auf wesensfremd wären; und da die Stellung des führenden Staates nicht auf dem Schwerte und nicht auf List, sondern in letzter Linie, wenn auch gestützt durch materielle Macht, auf geistiger Eroberung beruhen würde, so wäre dies Bundesreich wahrhaft unangreifbar.

Dies Zukunftsbild soll keine idyllische Utopie sein, die in diesen harten Tagen doppelt abgeschmackt wäre. Der Kampf ist der Vater der Dinge; und wie das kommende Reich nur gleich dem Bismarckschen aus Blut und Eisen geboren werden kann, so wird sich sein Dasein auch später, mag es sich im einzelnen so oder anders gestalten, weder nach innen noch nach außen bloß im Schatten von Friedenspalmen abspielen. Auch in der Vergangenheit sehen wir ja, wie jene Tendenzen der deutschen Entwicklung, in denen wir die zu dem fern geschauten Ziele führenden Hauptlinien zu erkennen glauben, von mannigfaltigen Notwendigkeiten des Tages gehemmt und verdunkelt werden. Vor allem die schmale Basis der zwischen Romanen- und Slawentum eingezwängten Nation bildet eine Gefahr, die der freien Entfaltung deutscher Anlagen immer wieder im Wege steht; sie führte zu Erscheinungen wie die der preußischen Polenpolitik, die freilich nicht auf der gekennzeichneten Bahn zu liegen scheint und doch von anderem Gesichtspunkte sich als schwer vermeidbares Postulat darstellen mag. Und ähnlich liegt die Sache in der Habsburger Monarchie. Hier gälte es, in engeren und darum um so schwierigeren Verhältnissen zu zeigen, wie verschiedene Volksstämme politisch zusammengefaßt werden können, ohne sich dadurch in ihrer Eigenentwicklung gehemmt zu fühlen, und wie die deutsche Führung zu erhalten ist, ohne bei den anderen als Druck empfunden zu werden. Aber das Problem ist durch historische, wirtschaftliche, ethnische Tatsachen so ungeheuer kompliziert, daß es noch keine Kritik der Deutschen in Österreich bedeutet, wenn man feststellt, daß ihre Politik oft nach ganz anderen Zielen führte. Solche naturbedingten Konflikte werden auch in der Zukunft zu den ernsten Sorgen des deutschen Volkes gehören; und mag auch ein siegreicher Ausgang des Krieges durch die gewaltige innere Stärkung des Deutschtums, die er mit sich bringen wird, manches erleichtern, eine Lösung aller Fragen ist sicherlich damit nicht gegeben. Vielleicht läge eine Möglichkeit dazu in dem engeren Anschluß der kleineren germanischen Staatengebilde, der zweifellos nur in der geschilderten freien Form denkbar wäre, dann aber die nach den Naturgesetzen so unentbehrliche breitere Grundlage für den germanischen Gedanken zu schaffen vermöchte, von wo er ausstrahlen könnte in die Gebiete der zum Bannkreis westlicher Kultur gehörigen slawischen Stämme und der zu neuem Leben erwachenden, unausgeschöpfte Kräfte in sich bergenden Islamvölker.

So weitet sich der Blick und schweift vom Nordkap bis zum Indischen Ozean, ein Reich umspannend, das geographisch, wirtschaftlich, politisch grenzenlose

Möglichkeiten eröffnet. Aber erhabener als die Perspektive über Länder und Meere unseres Erdballs, dieses Staubkörnchens in der Sternenwelt über uns, ist nach einem Worte des größten deutschen Denkers das Sittengesetz in uns. Darum erscheint es uns als die sicherste Bürgschaft für die innere Notwendigkeit und die äußere Durchsetzung des deutschen Staatsgedankens, daß er allererst den kategorischen Imperativ des Königsberger Philosophen, diesen klassischen Ausdruck deutscher sittlicher Lebensanschauung, auf das dem Bereiche der Ethik bisher entrückte Feld der Politik anwendet. Der Ersatz der Herrschaft durch Führung bedeutet die Anerkennung des für Völker wie für Personen geltenden Rechtes, niemals bloß als Mittel, sondern jederzeit zugleich als Zweck gebraucht zu werden, während anderseits der Anschluß derer an ein größeres Ganzes, die selbst ein Ganzes nicht werden können, mit sittlichem Recht auch als allgemeines Gesetz gewollt werden kann und muß. So schließt die Philosophie den Ring und läßt uns die Einheit des deutschen Wesens erkennen. Das Volk, das den Entdecker des ewigen Sittengesetzes geboren, ist auch berufen, den gewaltigsten Schritt zur Verwirklichung des Ideals zu tun. In dem ehernen Gang der deutschen Geschichte fühlen wir den noch gewaltigeren Rhythmus der übersinnlichen Weltentwicklung, und dürfen über die Berichte von unseren Schlachten das stolze Wort setzen: Gesta Dei per Germanos.

England und die Neutralen in den napoleonischen Kriegen

Von Dr. Stern

Von allen Großmächten Europas, die gegen die junge französische Republik und Napoleon als eifrige Patrone der Legitimität zu Felde zogen, hat keine zäher und unermüdlicher die gefährlichen Heilslehren der Revolution bekämpft, als England. Die Hinrichtung Ludwig des Sechzehnten hatte es sofort mit einer Kriegserklärung an die Männer des Konvents beantwortet: „Um den ruchlosen Frevel wider die Gesetze der Religion, des Rechts und der Menschheit zu rächen, um eine solche Ungeheuerlichkeit wie die französische Republik umzustoßen," wie Pitt voll Pathos im Parlament verkündigt hatte. In Wirklichkeit, um das von Frankreich eben eroberte Belgien, dies wichtige Küsten- und Industrieland, nicht in den Händen des verhaßten Nebenbuhlers zu lassen, hat England seinen Kreuzzug wider den Jakobinismus unternommen.

„Um das Gleichgewicht des bedrohten Europa zu wahren, um den Kontinent von dem Despotismus des Korsen zu befreien," in Wirklichkeit aber um die Konkurrenzmacht in Frankreich zu bekämpfen, die Napoleon eben zu nie gewesener Größe führte, hat es dann zwanzig Jahre lang in erbitterter Leidenschaft das Schwert nicht aus der Hand getan.

In diesem Krieg hat Britannien auf dem Lande Niederlagen auf Niederlagen erlitten. Es hat nicht verhindern können, daß Belgien, daß Holland an Frankreich verloren gingen, daß Napoleon das ganze Festland unter seine eiserne Faust zwang.

Aber für diese Verluste auf dem Kontinent hat England zur See sich tausendmal wieder entschädigt. Unbezwingbar durch seine Flotte, unnahbar auf seiner Insel, unangreifbar in seinen Kolonien, hat es sich für Bonapartes Erfolge schwer und wuchtig zu rächen gewußt. Aber während Napoleons Walten nie ohne den Zug ins Große und Geniale ist, während er überall Neues aufbaut und Gewaltiges schafft, gleicht Englands Herrschaft zur See dem alles zerstörenden Raub- und Piratenwesen des Mittelalters. Es kämpfte

zwar vor den Augen der Welt gegen die wilde Eroberungssucht und die Ländergier eines grausamen Despoten, um insgeheim um so eroberungssüchtiger und ländergieriger im fernen Westen und Osten auf Beute auszugehen.

Gegen die Wegnahme der französischen Kolonien in den beiden Indien war ja nichts zu sagen. Man lag offiziell mit Frankreich im Krieg. Auch daß man sich der schönen ausländischen Besitzungen Spaniens bemächtigte, konnte man vor der Welt mit dem spanisch-französischen Bündnis rechtfertigen. Daß man aber die hilflose Lage Hollands, das die französischen Eroberer in die batavische Republik verwandelt hatten, ausnützte, um dem wehrlosen Lande seine ganze Flotte wegzuführen und seine Kolonien zu rauben, konnte man schon weniger beschönigen. Wie man aber gegen die neutralen Staaten verfuhr, sprach so allem Völkerrecht Hohn, daß selbst die spitzfindige Diplomatie in London keine Ausrede dafür fand.

Schon während des nordamerikanischen Krieges hatte England seine Überlegenheit zur See ausgenutzt, um die Handelsschiffe der neutralen Staaten auf das unangenehmste zu belästigen. Jetzt aber begann es rücksichtslos eine Jagd nach den Schiffen sämtlicher seefahrenden Nationen. Besonders seit Napoleon Ägypten angegriffen und damit Englands Lebensnerv empfindlich getroffen, kannte seine Gewalttätigkeit keine Grenze mehr. Der Fuchs, der sich für die Unbesiegbarkeit des Löwen an wehrlosen Lämmern zu rächen sucht! — Schonungslos wurde jede Warenzufuhr nach Frankreich bewacht, wurden neutrale Schiffe willkürlich von britischen Kriegsschiffen durchsucht. Selbstverständlich alles nur unter dem Vorwand der Sicherstellung Englands! Was sich weigerte, sich auf Kriegskonterbande untersuchen zu lassen, wie im Juli 1800 die dänische Fregatte Freia, wurde einfach als gute Prise weggenommen.

Wie bitter schon damals dieses Vorgehen des Inselstaates empfunden wurde, der dem anerkannten Recht der Völker übermütig das eigene Recht der Willkür und der Macht des Starken entgegensetzte, beweisen die Äußerungen gänzlich Unparteiischer in jener Zeit. „Friede auf dem festen Lande," schrieb Wieland damals an Johannes Müller, „und Demütigung der übermütigen Insulaner, die uns ihr Rule Britannia so trotzig in die Ohren schallen lassen und durch ihre angemaßte Ober- und Alleinherrschaft über den Ozean eine unendlich drückendere und verderblichere Universalmonarchie als die, so wir von Napoleon zu befürchten haben, nicht bloß androhen, sondern wirklich schon ausüben, ist meiner innigsten Überzeugung nach das Angelegendste und Dringendste, wofür sich alle Wünsche und wozu sich alle Kräfte vereinigen sollten." Und ist es nicht mehr als bloßer Zufall, daß Schiller, der damals gerade an der Jungfrau von Orleans arbeitete, in offenkundigem Kontrast dem reinen Idealismus und der gläubigen Hingabe des Mädchens von Dom Remi den schroffen und harten Wirklichkeitssinn der Engländer gegenüberstellt, sie als die Verkörperung der Herrschsucht und der Habgier zeichnet, als Männer, die nichts kennen als sich und den Erfolg?!

Kein Wunder also, daß bei dieser Stimmung Napoleon in seinem Kampf gegen England in den seefahrenden, neutralen Staaten bald einen starken Bundesgenossen bekam. Als Britannien sich im Jahre 1800 neue Gewalttaten gegen schwedische Schiffe erlaubte, schlossen sich zur Abwehr der englischen Seetyrannei und zur Verteidigung der eigenen Handelsinteressen sämtliche Staaten des Nordens zu einem bewaffneten Bunde der Neutralen zusammen. Es war nicht das erste Mal, daß die britische Gewalttätigkeit auf solche Weise ein Gegengewicht erhielt. Schon 1780 hatte Katharina von Rußland zum gleichen Zwecke mit Dänemark und Schweden einen Bund geschlossen. Jetzt war es Katharinas Sohn, der halbnärrische, halb großmütige Paul, der, von England tötlich beleidigt, in einer plötzlichen Aufwallung sich zum Schützer der Schwachen und zum Befreier der Unterdrückten aufwarf.

Am 16. Dezember 1800 schloß er mit dem jungen Schwedenkönig Gustav eine Konvention, die bestimmte, daß von nun an das baltische Meer für den englischen Handel geschlossen bleiben sollte. Preußen, dem England gerade in der Elbmündung ein Schiff gekapert hatte, trat zwei Tage später dem Bündnis bei. Zögernder folgte Dänemark, die russische Freundschaft fast noch mehr als Albions Feindschaft fürchtend. Frankreich wurde nicht offen zum Beitritt aufgefordert, doch General Sprengporten zeigte im Auftrage des Zaren Napoleon die Vereinigung der neutralen Mächte gegen England an. „Ich hasse die englische Rasse," schrieb gleichzeitig der Zar damals an den französischen Konsul, „weil sie alle Rechte der Völker zertritt, weil sie sich nur durch ihre Selbstsucht und ihre Interessen leiten läßt." Und Napoleon, der wohl still lächelnd die wichtige Botschaft gelesen, versicherte seinem neuen Freund, daß auch er sich auf keinen Frieden mit England einlassen werde, bis es nicht den Grundsatz anerkenne: „das Meer steht allen offen."

Dem bewaffneten Seebund der Neutralen, der in seine Bestimmungen aufnahm, was schon lange als Seerecht der Völker gegolten und nur von England allein nie anerkannt worden war, war nur ein kurzes Leben beschieden. Die Gründung des Viermächtebundes, der den Vorteil hatte, sämtliche Schiffe im Kanal zur Bedrohung der englischen Küste verwenden zu können, während die britische Flotte über die ganze Erde zerstreut war, wurde von England sofort als Kriegserklärung aufgenommen. Schon am 14. Januar 1801 erschien in London eine Anordnung, wonach sämtliche Kauffahrer Rußlands, Schwedens und Dänemarks beschlagnahmt werden sollten. Und noch ehe die im Abkommen der Neutralen vorgesehene Bundesflotte sich bilden konnte, segelte ein stattliches englisches Geschwader unter Führung Hyde Parkers und des größten Seehelden der Zeit, Nelsons, nach Kopenhagen, um in der großen Handelsstadt die Hauptmacht des Neutralitätsbundes zu treffen. Der Widerstand der kleinen mutigen Dänenschar gegen die Übermacht war vergebens. Schon wollte man Frieden schließen, vielleicht in der Hoffnung, daß das Glück den anderen Gliedern des Bundes günstiger sei. Da kam plötzlich und unerwartet von Petersburg schlimme

Kunde. Zar Paul, der Gründer der nordischen Konvention, war ermordet. Eine Palastrevolution hatte den stürmischen Selbstherrscher aller Reußen, dessen Zäsarenwahnsinn allmählich seiner Familie und seiner Umgebung unheimlich geworden war, aus dem Leben geräumt.

Diese furchtbare Tragödie am Petersburger Hof zog auch den Bund der Neutralen in ihren Kreis. Der Nachfolger Pauls, Alexander der Erste, jung, weich und unerfahren, noch betäubt vom Schrecken jener Tat, deren Mitwisser er gewesen, überließ sich ganz seinen Ratgebern, die nicht Willen noch Einsicht genug hatten, den Kampf um das Seerecht der Neutralen zu befriedigendem Ende zu führen. Alexander schloß auf Veranlassung des Grafen Panin, der ganz im Solde Englands stand, mit dem britischen Ministerium einen Vertrag, wonach er den Grundsatz aufgab, daß die Flagge die Ware decke, d. h. daß auf Schiffen neutraler Staaten auch feindliches Gut nicht weggenommen werden dürfe. Ferner verzichtete er auf den vierten wichtigen Punkt der seerechtlichen Bestimmungen, daß die Neutralen nur solche Seeplätze und Küsten als im Blockadezustande befindlich anzusehen hätten, wenn feindliche Kriegsschiffe sie auch wirklich absperrten.

Damit war die unumschränkte Seetyrannei Englands proklamiert. Nichts hinderte jetzt mehr die englische Flotte, jedes neutrale Schiff auf offener See nach Feindesgut zu untersuchen. Nichts hinderte sie mehr, dieser Kontrolle auch solche Handelsschiffe zu unterwerfen, deren Neutralität durch die Flagge der sie begleitenden Kriegsschiffe verbürgt wurde. Nichts hinderte Britannien jetzt mehr, beliebige Küsten für blockiert zu erklären, und neutrale Handelsschiffe, die nach diesen Küsten fuhren, auch wenn sie kein feindliches Gut an Bord hatten, zu kapern. Die Neutralen, Dänemark und Schweden, von Rußland so schmählich verraten, mußten wohl oder übel diesen Vertrag anerkennen. Der Traum, sich von den Sklavenketten zu befreien, war rasch ausgeträumt gewesen. Für menschheitsbeglückende Ideen haben russische Zaren immer nur kurze Zeit geschwärmt! — Von neuem züchtigte nun Karthago wieder die Völker. —

Noch ein kurzes, trauriges Nachspiel erlebte einige Jahre später dieser Bund der Neutralen. Am 21. November 1806 hatte Napoleon, um England gänzlich zu isolieren, jenes berühmte Dekret der Kontinentalsperre erlassen, in welchem er beschlossen hatte, „in Erwägung, daß England die von allen gesitteten Völkern angenommenen Grundsätze des Völkerrechtes zur See nicht anerkenne, um Handel, Schiffahrt und Gewerbefleiß aller Länder zugrunde zu richten, auf friedliche Kauffahrer und Kaufleute, Handelsschiffe samt Mannschaften und Waren, das Kriegsrecht anwende wie gegen bewaffnete Feinde," England Gleiches mit Gleichem zu vergelten, deshalb alle englischen Waren zu konfiszieren, das Inselland von jedem Verkehr mit dem Festland auszuschalten und sämtliche englischen Untertanen im französischen Imperium als Kriegsgefangene zu betrachten. Gleichzeitig war es seiner meisterhaften Diplomatie

gelungen, wie im Jahre 1800 Paul den Ersten, so auch jetzt Alexander von Rußland auf seine Seite zu ziehen, den mittlerweile die beschränkte Politik des selbstsüchtigen Inselstaates zu einem glühenden Britenhasser gemacht hatte. Er zürnte der englischen Regierung, weil sie in der Subsidienzahlung so lässig und zurückhaltend gewesen, weil sie es schroff abgelehnt hatte, eine russische Anleihe in England durch ihre Garantie zu fördern, besonders aber weil sie sich geweigert hatte, gekaperte russische Schiffe wieder herauszugeben. So schloß er 1807 ein Schutz- und Trutzbündnis mit Napoleon, in welchem er sich unter anderem verpflichtete, England so sehr in die Enge zu treiben, daß es sein angemaßtes Seerecht aufgeben müsse, und zu diesem Zweck auch an Schweden, Dänemark und Portugal die Aufforderung zu stellen, den englischen Schiffen und Waren ihre Häfen zu verschließen.

Dieser Anschluß Rußlands an Frankreich bedeutete den Einschluß der Ostsee in die Festlandsperre Napoleons, er bedeutete die Schließung des wichtigen Sundes für England, er bedeutete gleichzeitig den Verlust aller Märkte des Nordens, auf dem es seine Kolonial- und Fabrikwaren abzulegen pflegte, und denen es den größten Teil seines Reichtums verdankte. Und er bedeutete vor allem das Wiederaufleben der bewaffneten Neutralität von 1780 und die Erneuerung des Viermächtebundes von 1800. Englands altes System der Einkreisung schien sich an ihm selbst bitter rächen zu wollen. Es war, als sollte Napoleons Drohung vom Jahre 1800, „man müsse das Meer den Engländern unnütz und furchtbar machen, man müsse sie in ihrer Insel blockieren, sie erschöpfen, sie verderben, sie überfallen, sie unterjochen; man müßte ihre Inselage, die der Grund ihrer Unverschämtheit, ihres Reichtums und ihrer Suprematie ist, zu ihrem eigenen Verderben, zu ihrer Unterwerfung, zu ihrer Isolierung in der Welt ausnützen," furchtbar in Erfüllung gehen. Frankreich mit seinen Vasallenstaaten im Bund mit Rußland (das zusammen mit Dänemark und Schweden eine Flotte von 40 Linienschiffen stellen konnte), das war ein Gespenst, das auch die hartgesottensten Londoner Handelsherren erzittern ließ.

Aber wieder wie vor sechs Jahren fand England Hilfe. Diesmal nicht im Zufall, sondern im Verbrechen. Die Kette, die Napoleon und Alexander um die Insel schmiedeten, konnte es zwar nicht zerstören; aber man konnte doch ihren Wert verringern, indem man hinterhältig eines ihrer Glieder durchbohrte. So beantwortete denn England die Kontinentalsperre Napoleons mit einem ohne Kriegserklärung unternommenen, heimtückischen Überfall auf Kopenhagen, dessen große Schuld seine Flotte war, die mit der englischen konkurrierte. Als der Prinzregent von Dänemark die schroffe Forderung Englands, die dänische Flotte solle sich mit der englischen vereinigen, mannhaft und energisch zurückgewiesen hatte, erschien am 16. August 1807 plötzlich und unerwartet vor Kopenhagen eine gewaltige Armada aus 36 Linienschiffen, 300 Lastschiffen und einem Landungsheer von 30000 Mann bestehend. Rasch war die Stadt von allen Seiten eingeschlossen. Die kleine Landwehr war trotz ihrer todesmutigen

Tapferkeit bei der erdrückenden Übermacht der Feinde bald geschlagen. Schon vom 1. September ab donnerten 110 Geschütze drei Tage und drei Nächte ununterbrochen gegen die unglückliche Stadt. Was verschlug es dem Sieger, daß achtundzwanzig schöne Straßen mit all ihren ragenden Kirchen und Palästen in Trümmer fielen, daß das wütende Höllenfeuer zweitausend friedliche Bürger begrub? Das Geschäft war gemacht, man konnte den Gewinn jetzt ruhig in die Tasche stecken. — General Peymann, der Befehlshaber von Kopenhagen, hatte keinen anderen Ausweg, als das Haupt der Belagerer, Arthur Wellesley, um Waffenstillstand zu bitten und sich der Kapitulation zu unterwerfen. Und der Sieger ließ sich die „Heldentat" gut bezahlen. Der ganze Kriegshafen mußte ihm geräumt, die ganze Kriegsflotte ihm übergeben werden. Was an Maschinen und Geräten in den Werften lag und nicht mitgenommen werden konnte, wurde von den Engländern gänzlich zertrümmert und zerstört. „Es war," wie Oncken sagt, „eine Gewalttat ohne gleichen, mitten im Frieden ausgeführt wider einen neutralen Staat, dessen einziges Verbrechen seine geringe Stärke war, und der dafür in Banditenweise aus dem Hinterhalt überfallen, auf den Tod gewürgt, ausgeraubt und dann röchelnd liegen gelassen ward — dies war das erste Lebenszeichen einer Politik, die an diesem grellen Beispiel zeigt, welch tyrannischer Ruchlosigkeit der bewaffnete Krämergeist fähig ist, der auf seinem Element keinen Nebenbuhler duldet."

Die Deutschen in Rußland

Es ist nicht unsere Absicht, eine geschichtliche Übersicht über die Einwanderung der Deutschen nach Rußland zu geben, nur einige hervorragende Momente können bei der gegenwärtigen Lage wert erscheinen, der Geschichte entrissen zu werden.

Es wird russischerseits immer so dargestellt, als wenn die Einwanderung der Deutschen in Rußland ein Eindringen von Fremdlingen sei, das gegen den Wunsch der Nation und unter Schädigung der Interessen des russischen Reiches stattfände. Das Gegenteil ist wahr.

Die deutsche Siedlung in Rußland ist uralt. Es gibt Provinzen, die lange vor ihrer Einverleibung in das russische Reich deutsche Siedlungen besaßen, und es erübrigt sich, an die Unternehmungen des Bremenser Bischofs zu erinnern, der deutsche Ritter in das jetzt russische Ostseegebiet brachte, noch bevor die Eroberung dieser Gebiete durch Schweden erfolgt war. Ebensowenig bedarf es einer Schilderung der Siedlungen der Hansa, die bekanntlich in Nowgorod (nicht Nishni-Nowgorod) ein ständiges Depot unterhielt. Solche Erinnerungen sind heute zur Abwehr des panslawistischen Geistes, der jetzt den Deutschenhaß nährt, nicht geeignet. Weiter in der Geschichte finden wir, daß schon Iwan der Schreckliche das Bedürfnis empfand, sich der Hilfe der Deutschen zu bedienen. Er war es, der für seine Leibwache die sogenannten Strelitzen (Streljat = schießen, Strelitzi = Schützen), meistens angeworbene Deutsche, verwendete, da er seiner eigenen Landsleute nicht sicher war.

Die Einwanderung der Deutschen unter Peter dem Großen hatte kulturellen Zweck, brachte neben dem Schiffbau allerhand Gewerbebetrieb mit sich und kann in ihrer Wirkung als mehr oder weniger bekannt gelten, da ja die Gründung St. Petersburgs erst mit Hilfe dieser Elemente zustande kam. Was an Deutschen mit den braunschweigischen und holsteinischen Herrschaften in das russische Reich eingeführt wurde im einzelnen zu schildern, würde zu weit führen. Das jugendliche Prinzeßchen von Anhalt-Zerbst, das als „unschuldiges" Mädchen nach Rußland verhandelt wurde und dieses auf Raubzügen befindliche Reich in erstaunlicher Weise vergrößerte, hat infolge ihrer besseren Erziehung den Wert

deutscher Biederkeit nicht verkannt und so manche Größe der Kunst, Wissenschaft, der Kriegskunst, des Gewerbes und sonstiger Stände aus Deutschland in ihr Reich gezogen. Einer der interessantesten der von Katharina berufenen Gelehrten ist Pallas, ein Professor aus Jüterbog, der von ihr als Mitglied der Akademie der Wissenschaften angestellt wurde und durch seine dreijährige Reise zur Erforschung Rußlands, die er in ihrem Auftrage ausführte, berühmt geworden ist. Es ist heute noch von Interesse, daß er bei seinen Reisen weit in Sibirien Deutsche traf, die als Hüttendirektoren und für verschiedene andere Stellungen aus Deutschland angeworben waren. Es war damals üblich, daß deutsche Fürsten, die ihren Überschuß an Menschenmaterial zur Ansiedlung an Rußland abgaben, diese Ansiedler von einem Geistlichen begleiten ließen. Es kam vor, daß diese intelligenten Seelsorger einem oder dem anderen der großen Magnaten geeignet erschienen, für ihre Zwecke verwendet zu werden. So berichtet Pallas von einem Geistlichen an der chinesischen Grenze, der als Direktor eines großen Kupferbergwerkes tätig war. Im übrigen war die Einwanderung damals so zahlreich, daß man in Saratow an der Wolga nur für die Kolonisten einen Gerichtshof schuf, der bis vor einigen Jahrzehnten in Tätigkeit war. Durch Familienbeziehungen der Kolonisten und durch die Begünstigung der Regierung ging diese Einwanderung fast ein Jahrhundert lang nach dem Tode der sogenannten großen Kaiserin ihren Weg. Erst der Krimkrieg 1854/55 brachte eine Stockung, denn Kaiser Nikolaus der Erste, einer der eifrigsten Panslawisten, war kein Freund dieser Einwanderung. Er hat nur den Import deutscher Prinzessinnen nützlich gefunden und etliche große Staatsmänner und Feldherren deutschen Ursprungs um sich geschart, unter anderen Münnich, die Adlerbergs, Nesselrode, Wittgenstein, Kleinmichel, Kankrin, denen bekanntlich große Posten zufielen; insbesondere hat letzterer als Finanzminister mit Nikolaus erfolgreich gearbeitet. Aber den russischen Bauer wollte er in seinem Urzustand erhalten wissen, und da konnten deutsche Kolonisten nicht in seinen Kram passen. Der Krimkrieg machte seinem Leben und seinem System ein Ende, sein Sohn Alexander der Zweite, der Volksbefreier, kam auf den Thron, und leitete ernste Studien zur Hebung des Reiches ein, mit dem Erfolg, daß sieben Jahre nach seinem Regierungsantritt das Edikt über die Aufhebung der Leibeigenschaft veröffentlicht wurde. Wenn die Einwanderung der Deutschen in Rußland zu Nikolaus Zeiten vollständig gestockt hatte, so waren die neu eingeführten Reformen nicht wirksam genug, um fremde Elemente anzulocken. Jedenfalls kann mit Sicherheit behauptet werden, daß ein Drang nach dem Osten, wie er oft von russischen Schriftstellern behauptet wird, damals nicht mehr bestand. Die panslawistische Wühlerei, die keine Gründe sucht und braucht, ging aber ihrer Wege und die Bekämpfung der deutschen Balten stand in Blüte. Man raisonierte über den Hort des Deutschtums in Dorpat und wechselte zwischen deutschfreundschaftlichen und deutschfeindlichen Generalgouverneuren in Riga ab. Das volkswirtschaftliche

Leben Rußlands machte aber nur geringe Fortschritte und so kam es, daß im Auftrag der Regierung wieder Schritte unternommen wurden, die zur Einwanderung der Deutschen nach Rußland ermuntern sollten. Es liegt uns eine Broschüre vor, die im Auftrag der russischen Regierung „Von Agenten für Einwanderung nach Rußland", unter dem Titel: „Botschaft für alle, welche auswandern wollen" in St. Petersburg im Jahre 1865 herausgegeben worden ist und den Zuzug der Deutschen nach Rußland eifrigst befürwortete. Wie kann man unter diesen Verhältnissen solche Albernheiten verteidigen, wie sie neuerdings verbreitet wurden, als wenn Deutschland ein Interesse daran hätte, diese Auswanderer als Pioniere seiner Politik, als Spione und dergleichen auszusenden? Daß diese seit Jahrhunderten im Gang befindliche Einwanderung auch Nachzügler hat, daß Handel und Verkehr unzählige Elemente in unser Nachbarland führte, muß doch ganz selbstverständlich erscheinen. Insbesondere geschah dies durch die Entwicklung des Eisenbahnbaues, der von dem 1863 ernannten Finanzminister Reutern, des größten Staatsmannes, den Rußland seit einem Jahrhundert hervorgebracht hat, gefördert wurde. Reutern war ein ehrlicher Balte, der die Entwicklung Rußlands mit allen Kräften heben wollte, sich selbstredend von den Panslawisten nicht umgarnen ließ, geradeaus seinen Weg ging, sechzehn Jahre lang seines Amtes gewissenhaft waltete, und sich auch mancher deutschen Kraft bediente, um seinen Zweck zu erreichen. Der Türkenkrieg 1877 machte seinem Streben ein Ende; da er ein viel zu vornehmer Geist war, um seinem Vaterlande in der Stunde der Gefahr seine Unterstützung zu versagen, so blieb er im Amte bis der gegen seinen Willen entstandene Krieg ausgefochten war, legte es aber dann in die Hände seines Herrn zurück. Seitdem krankt Rußland an allerhand Phantomen; dazu gehört auch der künstliche Deutschenhaß, der es in die Hände derjenigen Männer treibt, die seinen Untergang als Großmacht zu bewirken drohen.

Wir schreiben diese Zeilen zu dem Zweck, daß sowohl Deutsche wie Russen daran denken sollen, wie ihr gegenseitiges Verhältnis entstand. Unsere Nachbarn müssen einsehen lernen, was die russische Nation den deutschen Einwanderern verdankt, und was die beiden Nachbarreiche auch in Zukunft im Verkehr für einander bedeuten. Wir wünschen, daß eine gütige Sonne über beiden strahlen möge. Wer aber Wind sät, wird Sturm ernten!

Die Ungebundenen

Eine Skizze aus der Gegenwart

Von Max Ludwig-Dohm

Es ist hier die Rede von zwei Ungebundenen, die ihr Lebenlang aller Unfreiheit aus dem Weg gegangen waren und den Zwang verabscheuten. Sie wußten nichts von einander und hätten sich niemals kennen gelernt, wenn nicht beider Namen mit dem Buchstaben „B" begonnen hätte und, wenn sie nicht durch den Krieg daran erinnert worden wären, daß sie einmal Soldaten waren, und daß das deutsche Vaterland trotz seiner 68 Millionen Einwohner und 9 Millionen wehrkräftiger Männer auch Anspruch auf ihre Dienste erheben konnte.

Dem einen von ihnen hatte eine lange, schwere Krankheit das unstäte Dasein eines Privatlehrers und Schriftstellers, so einer Art geistigen Gelegenheitsarbeiters, für eine Weile unterbrochen. Eines Tages begegnete ihm, als er vom Krankenlager aufgestanden war, um nur mal zu sehen, ob die Bäume auch im Jahre 1914 grünten, in seiner abgelegenen, mit hohen Häusern gleichmäßig bestandenen Straße ein Mädchen, das er als sein hübsches Gegenüber erkannte. Vor seiner Krankheit hatte es ihm manchmal von dem reichen Tisch seines Liebsten ein paar überflüssige Kußhändchen und Lachgrübchen geschenkt, wenn seine Augen gar zu flehentlich zu ihm hinüberblickten. Heute trippelte es an ihm vorüber, ohne ihn zu bemerken, obwohl es ihm gerade heute so recht nach ein paar lustigen Mädchenaugen verlangte. Und wie entzückte ihn die Hilflosigkeit ihres Ganges, die durch das modische, die Füßchen eng umschließende Gewand bedingt war. Er sah, wie sie ihr Taschentuch vor die Augen drückte. Sie weinte richtig, die arme Kleine. Was mochte sie wohl für Schmerzen haben?

Herr B. sollte bald darüber aufgeklärt werden, daß es nicht Zahnschmerzen waren, die sein hübsches Gegenüber quälten. Am Ende der Straße stand eine Säule an der Ecke und war von vielen Männern und Frauen umringt. Da Herr B. mit seinem friesischen Stamm zwar nicht mehr die Bodenwüchsigkeit,

aber doch den körperlichen Wuchs gemein hatte, sah er über die Köpfe der Leute hinweg und las das Plakat, das ihre Aufmerksamkeit fesselte. Und der erste Gedanke, den er dabei hatte, gehörte, zu seiner Schande sei es nicht verschwiegen, keineswegs dem Vaterland, sondern den Tränen seines hübschen Gegenüber. Vielleicht kam das daher, weil er krank war und noch zu schwach, um die ganze Größe des Augenblicks zu empfinden. Er hatte in seinem Bett was davon läuten hören, daß Deutschlands Nachbarn mit ihren Schwertern rasselten, aber seine Fieberphantasien hatten ihn weit fort von den Interessen des Volks getragen und sich nur mit den Hoffnungen und Enttäuschungen seines eigenen Lebens beschäftigt. Er war ein Ungebundener, ein Individualist auch noch in dem Moment, wo er das Wort „Mobilmachung" las. Und das war wohl der eigentliche Grund, weshalb er jetzt das Leuchten in den Augen der Umstehenden übersah und sich nach dem weinenden Mädchen umblickte.

„Mein Kind, ich muß marschieren, mein Kind, ich muß ins Feld", summte Herr B. vor sich hin und sah im Geist den kleinen Leutenant vor sich, der drüben immer mit so glücklicher Besitzermiene neben seinem Schatz aus dem Fenster gelehnt hatte. Da fühlte er die paar von seiner Krankheit noch nicht verzehrten Kräfte zu einem unbeschreiblich süßen Mitleid sich verdichten. Er nahm sich vor, nun niemals mehr bei seinem Gegenüber um ein Lachgrübchen zu betteln. Das war er dem wackeren Vaterlandsverteidiger schuldig. „Es sei denn, ich müßte selbst marschieren" setzte er seinen Gedankengang fort; „dann nehme ich mir noch so ein Auge voll Blondhaar und Mädchenschmiegsamkeit mit ins Feld!" Aber, wie sorgfältig er auch das Plakat studierte, er fand seinen Jahrgang noch nicht auf der Liste vermerkt, was ihm zum ärgerlichen Bewußtsein brachte, daß er mittlerweile alt geworden war. Da fühlte er sich plötzlich müde und schlich nach Hause in sein möbliertes Zimmer, um sich wieder ins Bett zu legen. Vierzehn Tage schlief er so oder dämmerte in der Gleichgültigkeit des Rekonvaleszenten dahin, bis ihm eines Morgens seine magere Wirtin mit dem Kaffee, den ihre Gestalt versinnbildlichte, ihre Meinung vorsetzte, es müsse um Deutschland schlecht stehen, denn nun sei auch schon der Landsturm zu den Waffen gerufen.

„Das gilt mir!" rief Herr B. und sprang aus dem Bett zu seinem Schreibtisch. Er schüttete alle Kästen aus und untersuchte jede Tasche und Mappe, bis er endlich seinen Militärpaß gefunden hatte. Längst hätte er sich hier melden müssen, aber lohnte es sich denn bei ihm? Er konnte ja niemals wissen, ob er nicht am nächsten Tag schon wieder sein Quartier und seinen Aufenthaltsort wechseln mußte. „Ach du lieber Gott!" rief er aus. Die letzte Meldung war in W. eingetragen, dem kleinen mitteldeutschen Nest, in dessen Nähe er vor sechs Jahren ein Junkerlein in Griechisch und Latein gedrillt hatte. Zum elften Armeekorps gehörte er also, er, der sonst nirgends hingehörte, und hier im Morgenblatt stand es, daß das elfte Armeekorps auch bereits den Landsturm

einberufen hatte. Wenn er nicht für fahnenflüchtig gehalten werden wollte, mußte er sich auf die Bahn setzen und sofort im Schnellzug nach W. zur Gestellung hinüberrutschen.

„Ich gehe auch in den Krieg", rief er beim Packen dem Fräulein drüben zu, das in Hausmütterchenschürze am offenen Fenster auftauchte, um ein Staubtuch auszuschlagen. Mit dieser Geste eines Abschiedsgrußes bekam er ein allerliebstes Lachgrübchen zu sehen, was ihn froh stimmte, denn er schloß daraus, daß das Fräulein gute Nachrichten aus dem Feld bekommen hatte. Er war überhaupt fröhlich gestimmt wie selten in seinem Leben, und durch sein linkes Ohr drangen ihm die Klänge von „Deutschland über alles", das Schulkinder in der Ferne schmetterten, unmittelbar zum Herzen. Das rechte war durch einen dicken Verband versperrt, den er in diesem Augenblick am liebsten abgerissen hätte. Denn das Vaterland war in Gefahr und konnte vielleicht auch seine schwache Kraft gebrauchen, um den Feind zu werfen. Der Mann mit dem ungebundenen Sinn und dem Anfangsbuchstaben „B" hatte zum erstenmal das beglückende Gefühl, daß man ihn irgendwo erwartete, und er war sehr damit einverstanden, daß es gerade das gemütliche, stille W. sein sollte, wo er erwartet wurde. In vier Stunden bin ich drüben, rechnete er sich nach dem Kursbuch aus, dessen letzte Ausgabe er sich kurz vor seiner Erkrankung gekauft hatte, und das noch ohne jedes Eselsohr auf dem Schreibtisch bereit lag. Es wird ja wohl noch Zeit genug sein vor dem Abmarsch ins Feld, dachte er, daß man ein Stück Apfelkuchen verzehren kann, und er räkelte sich im Geist bereits auf dem ledernen Sofa in der guten, alten Konditorei an der Kirche, deren Apfelkuchen im ganzen Land berühmt war.

„Was sind Hoffnungen!" sagte er, auf dem Bahnhof angelangt, in lächelnder Resignation. Das Kursbuch wurde das erste Opfer auf dem Altar des Vaterlands. Und, als er dann statt im Speisewagen des D-Zugs in einem uralten, aus dem Eisenbahnmuseum herbeigeholten Wagen dritter Klasse seinem Reiseziel entgegengerattert wurde, da gelang ihm das zweite ebenso leicht. Er schaltete das Bewußtsein seines aufs Neue schmerzenden Ohres ganz einfach aus und versenkte sich mit Erstaunen in die Warnehmung, daß Deutschland seit Beginn seiner Krankheit größer geworden war, auch, wenn man Belgien noch nicht dazu rechnete. Jetzt stellte es nicht mehr das dünne Gespinst zweigeleisiger Schnellzugslinien vor, mit ein paar Dutzend größerer Städte darin, sondern war richtiges, massives, greifbares Land geworden, mit unendlichen Feldbreiten und einer Masse Dörfer, Städte und Bahnstationen, die Herrn B. wie aus der Erde gezaubert schienen. Viermal so viel Zeit als früher brauchte die Lokomotive, um W. zu erreichen, und, was das Merkwürdigste war, keiner der Reisenden nahm Ärgernis daran. Auch Herrn B. verging die Zeit im Fluge beim Betrachten der schönen deutschen Lande, über die jetzt gerade die Erntemaschinen geführt wurden. Also auch bei uns gibts Weizen, dachte er. Und in drei Viertel Stunden Aufenthalt machte er in Gräfenhainichen die Entdeckung, daß

die Bewohner dieser niedrigen Häuserreihen ebenso zu Deutschland gehörten, wie die Bitterfelder und Hallenser, denn auch hier marschierten die Dreikäsehochs in Papierhelmen und mit Holzschwertern hinter ihrem Trommler her, und keiner wollte der Franzose sein, aber am allerwenigsten der Engländer.

So eroberte sich der Mann mit dem Anfangsbuchstaben „B" auf seiner Fahrt nach der Stadt seines Landsturmbezirks beglückten Sinns ein größeres Deutschland. — — — —

Aber es ist hier noch von einem zweiten „B" die Rede, und zu Ehren dieses zweiten Herrn B. sei von vornherein festgestellt, daß er die Größe Deutschlands, räumlich genommen, längst erkannt hatte, wie wenig er auch von seiner geistigen Größe wissen mochte. Ein solcher Rechenfehler, wie ihn der erste Herr B. begangen hatte, als er meinte in vier Stunden bis W. kommen zu können, konnte diesem hier nicht unterlaufen, als er sich gleich ihm zur Gestellung dahin aufmachte. In der Herberge, wo er zur Nacht geblieben war, sah er das Plakat mit den Terminen angeschlagen, und wie er selbst, war auch der Herbergsvater, der tadellos lesen konnte, der Meinung, daß B. sich schleunigst auf die Strümpfe, oder vielmehr, da er barfuß zu reisen pflegte, auf die Sohlen machen müsse, wenn er am andern Tag zur rechten Zeit in W. sein wolle. Bis dahin waren es einundzwanzigtausend Meter. B. rollte in seiner Vorstellung die Landstraße, die er zu gehen hatte, wie ein Fadenknäuel ab und hatte dabei das Gefühl der Endlosigkeit, das ihm beinahe allen Mut zu der Wanderung genommen hätte. Gottlob sah er in dem Faden verschiedene Knoten, die ihm bekannt vorkamen. Budelbach? War da nicht ein Bauernhof mit einer roten Hoftür, wo er mal vor Jahren ein paar Trittlinge geschenkt bekommen hat? Er hielt es für seine verdammte Pflicht, dort wieder vorzusprechen, denn ausdrücklich stand im Mobilmachungsbefehl, daß die Landsturmleute ein Paar guter Stiefel mitbringen sollten; die gleichfalls gewünschte Unterwäsche bekam er vielleicht in Leppenstädt, wo ihn damals der Gensdarm erwischte, gerade, als er beim Lehrer, nein, beim Pfarrer anpochte. Er hatte sich die gute Adresse gerade erst in der Herberge für einen Zipfel Roßwurst erstanden. Vielleicht konnte er sie jetzt noch benutzen. So sprach er sich Mut zu, der arme B. Nr. 2, bevor er sich auf den Marsch machte. Aber noch oft wurde ihm bei dem Gedanken, einen Termin einhalten zu müssen, ganz elend zu Sinn. Ebenso wie der andre B. war er gegen jeden Zwang gewesen, vor allem gegen solchen, den er sich selbst auferlegen sollte. Seine Devise „Kommst du nicht heute, so kommst du morgen" hatte ihn nun schon im 39. Lebensjahr auf seiner ruhelosen Wanderschaft durch Deutschlands Gaue begleitet und ihn auch glücklich jeden Abend einen Ort finden lassen, an dem er das müde Haupt zum Schlafe betten konnte, wenn es auch im Winter oft weiter nichts als ein Strohschober und im Sommer eine Kanalröhre war. Daß er nun heute Abend ganz bestimmt in W. sein mußte, das schmerzte seinen Kopf und lähmte, statt ihn zu beleben, seinen Schritt. Da kam ihm Kraft aus demselben Born, aus dem B. 1 geschöpft hatte. Auf einem mächtigen Stoppelfeld

sah er eine Kompagnie Soldaten üben. Eben standen sie noch, schnurgerade ausgerichtet, in breitem Zug, da lösten sie sich auf das Kommando ihres berittenen Führers und schwenkten in Sektionen zu viert, strammen Schritts in die Chaussee ein. Hier aber hieß es „ohne Tritt marsch". Die Haltung des einzelnen löste sich, die Gewehre wurden an den Riemen gehängt oder in beliebiger Lage getragen, so daß sie ein Durcheinander ergaben, wie die Zweige des entblätterten Waldes, und bald setzten hunderte von kräftigen Soldatenstimmen zu einem Marschlied ein, daß die unwilligen Gliedmaßen des guten B. 2 auf einmal gefügig machte, so daß es ihm gelang, eine ganze Weile im Tonbereich der Truppe vor ihm zu bleiben und die Kilometersteine am Straßenrand zu vergessen. Ja — er summte sogar im Takte mit und krächzte schließlich zwischen seinen Zahnlücken dieses und jenes Textwort hervor, das sein trübes Gedächtnis behalten hatte. Beim Lied vom guten Kameraden wurde ihm ganz warm ums Herz und er sah das Leben, das ihn erwartete, plötzlich in einem neuen Licht. Er sollte also auch nochmal mit andern, mit Kameraden, in gleichem Schritt und Tritt marschieren dürfen?

Als die Truppe bei einer Straßenkreuzung von der Richtung abbog, die der Landsturmmann zu nehmen hatte, blieb er lange stehen und sah ihr nach, etwa wie ein Hund seinem Herrn nachsieht, wenn er ihn nicht weiter begleiten darf. Er wäre am liebsten bis ans Ende der Welt dem Zuge dieser Rhythmen gefolgt. Allein weiter zu marschieren wurde ihm jetzt erst recht sauer, aber so war er aufgerüttelt worden aus seiner Stumpfheit, daß er seinen Schritten einen Gedanken vorausschicken konnte, während er gestern noch nicht weiter hätte denken können als bis zur nächsten Stunde oder bis zum nächsten Dorf. „Donnerwetter!" dachte er, „morgen bist du auch darunter. Da haben die jungen Leute, die dort marschieren, nichts mehr vor dir voraus. Auch dich hat das Vaterland gerufen, weil es dich braucht. Erinnerst du dich, daß dich überhaupt mal jemand gebraucht hat? Also sei froh, alter Lüdrian, und lege einen Schritt zu. Du kennst dich doch jetzt wieder aus hier. Wenn du dort oben bei der alten Pappel bist, die der Herr Napoleon höchst eigenhändig gepflanzt haben soll, dann siehst du die Türme von W., und es sind nur noch zehntausend Meter bis dahin. Vorher aber kommt Budelbach und Leppenstädt." Er riß sich zusammen und konnte in den Dörfern seine Bitte so beredt und mit so patriotischer Begründung vortragen, daß er nicht nur ein Paar Schaftstiefel erschnorrte, sondern sogar das im Aufruf des Landsturms von der Militärbehörde gewünschte Unterzeug in Gestalt eines wollenen Sweaters geschenkt bekam. Nicht das Pfarrhaus von Leppenstädt hatte den Wurstzippel verdient, vielmehr gegenüber das Kantorhaus. Die junge Frau Kantor hätte am Ende noch mehr hergegeben, wenn der Mann mit dem Anfangsbuchstaben B. es nicht so eilig gehabt hätte. Aber den drängte es, die Trittlinge ungestört untersuchen zu können. Und wer weiß, ob sie nicht ein Paar gegriffen hatte, die sie bei reiflicher Überlegung wieder zurücknehmen würde. Hinter der Hecke

stellte er fest, daß die Stiefel fest und ohne Fehl waren, und, daß der wollene „Schwitzer" nicht einmal zwängte, wenn er ihn über seiner Jacke trug. „Der Herr Kantor scheint gut bei Leibe zu sein!" dachte B. schmunzelnd. „Aber, weshalb die junge Frau wohl so traurige Augen gemacht hat?" Nicht nur voraus, auch zurück konnte er jetzt seine Gedanken schicken, nachdem er aus seiner Gleichgültigkeit aufgeweckt worden war. Und da griff es ihn plötzlich ans Herz: Der Mann war tot, dessen Sachen er in seinen Händen hielt, war gefallen im Kampf fürs Vaterland. Nun verstand er die Worte der bekümmerten Spenderin: „Nehmen Sie die Stiefel! Ich hätte sie ihm ja auch ins Feld geschickt!"

Vielfältige Empfindungen waren es, die den Beschenkten auf dem Rest seines Weges erfüllten und beschäftigten, so daß er seine wunden Füße vergaß. Mitleid war dabei, aber auch Erstaunen, darüber, daß die Welle der gewaltigen Zeit bis in sein armseliges Geschick hineinflutete. Eine Spur von Menschenwürde war in dem Bewußtsein des Vagabunden wach geworden. So kam es, daß er wirklich noch vor Nacht in der Herberge von W. anlangte. — — —

Der Versammlungsplatz für den Landsturm war der geräumige Garten des Schützenhauses. Heute ging es dort her, wie es vor zweitausend Jahren im germanischen Walde zugegangen sein mag, wenn die waffenfähigen Männer zum Ting zusammenströmten. Die Gestellung betraf die Jahrgänge 38 bis 42, die nun in Scharen aus Dorf und Stadt und Wald anmarschiert kamen, meistens aber aus dem Dorfe, denn W. ist die Hauptstadt eines Bauernlandes. Frisch aus der Ernte kam die Mehrzahl und war deshalb braun gebrannt an Gesicht und Händen und fröhlichen Gemüts: Sonne und Wind hatten ihre Arbeit gesegnet und ihnen die Scheuern gefüllt. Da konnte man getrost den Frauen und den Großvätern und Kindern überlassen, was es noch zu tun gab im Felde, und selber mal für eine Weile nach Frankreich ziehen oder gegen die Kosaken, die dreimal verfluchten Mordbrenner. Lauter stattliche, blonde Männer waren es, die hintereinander her oder in Gruppen den Berg hinanpilgerten, eine Pappschachtel mit den vorgeschriebenen Ausrüstungsgegenständen in der Hand oder über dem Rücken.

B. 1 und B. 2 schritten denselben Weg, immer noch, ohne von einander zu wissen. Und doch waren sie sich kurz vorher schon einmal begegnet. Es war auf dem Markt am Rathaus, wo B. 1 das Plakat mit der Einberufungsorder zu allem Überfluß noch einmal studierte. Auch B. 2 hatte sich dazu gestellt und machte den Versuch, seinen Jahrgang herauszufinden, aber ihm tränten die Augen von dem Wind der Landstraße und vom scharfen Fusel, den er sich am Morgen noch rasch erschnorrt hatte. Der Hauch seines Mundes beleidigte den Geruchssinn des Herrn neben ihm, dem er seinen Kopf hatte nahe bringen müssen, um besser sehen zu können. Er kannte diese Miene des Abscheus, mit der jener sich umdrehte aus mancher, längst nicht mehr demütigender Erfahrung, aber heute fühlte er sich von ihr getroffen und um den schönen

Lebensmut gebracht, der ihm seit gestern Schwingen verlieh. So verhindern oft Äußerlichkeiten, daß sich Menschen zusammenfinden, die zueinander gehören, und werden zum Anlaß, daß sie sich kränken, statt daß sie sich gegenseitig stützen. B. 1 nahm seine Ledertasche und ging. B. 2 gab mit einem Ruck seinem Bündel die bequemste Lage und ging auch. Hunderte waren vor ihnen, neben ihnen, hinter ihnen in derselben Richtung unterwegs, nur zielbewußter als die beiden und ganz und gar nicht von ihrem Zweifel besessen: „Ob ich auch richtig gehe?“

Oben unter den Eichen des Schießhausgartens begann mit Heda und Halloh ein lautes Begrüßen. Ein freundschaftlicher Puff in die Seite, ein kräftiger Schlag der flachen Hand auf Schulter oder Rücken, oder auch auf die Mütze, ersetzte den zahmen Händedruck. „Bist du auch da, alter Krauter? Hallo! Da ist ja auch der Vetter aus Vieselbach!“ Überallher finden sich die Bekannten und Verwandten und brechen in gutmütiges Lachen aus, wenn sie sich entdecken. Regimentskameraden erkennen sich wieder unter angegrautem Haar oder unter dem Fettpolster, das sie sich in den guten Zeiten angemästet haben, kurz, es gibt kaum einen, der sich nicht nach wenigen Minuten Kopfwendens oder Halsreckens seiner Freundschaft hätte angliedern können. Da wurde es B. 1 einsam und traurig zumute, denn er kannte niemand von all diesen fröhlichen Männern. Es fing ihn an zu frieren, und zum erstenmal seit seiner Abreise dachte er wieder an seine Krankheit und fühlte den Lärm um ihn herum in seinem Ohr ein schmerzhaftes Echo wecken. Es war aber vor allem der Zustand seines Gemüts, der ihn frösteln machte. Einen Kognak wollte er trinken, um sich gegen all die festen Männer in der Runde zu ermannen. Da machte er die Erfahrung, daß ihre derbe Fröhlichkeit ohne einen Tropfen Alkohol zustandegekommen war: dem Befehl gemäß durfte weder Schnaps noch Bier auf dieser Gestellung zum Ausschank gelangen. So blieb ihm nichts anderes übrig, als inmitten der Herzenswärme rings weiter zu frieren.

Plötzlich bekam das kreuz und quer erschallende Lachen des menschenerfüllten Gartens Ziel und Richtung: eine Gasse bildete sich, und durch sie hindurch kam B. 2 geschritten. Vor sich verbreitete er sprachlose Überraschung, hinter sich aber entfesselte er wahre Salven von Gelächter. Das knatterte und schnob und prustete in allen Tonarten. Zuzugeben ist, daß er zum Totlachen aussah, der arme Kerl, mitten unter diesen Männern der Arbeit und des Fleißes: die alte Jockeymütze schief auf den angegrauten Locken seines Haars, das stopplige Kinn vorgestreckt, das rötliche, mit Pickeln bedeckte Gesicht zu einem gewaltsamen Trotz zusammengezogen, der zu den tränenden Augen und der tröpfelnden Nase nicht recht stimmte, — so sah auch B. 1 den Mann an sich vorüberziehen, und da wollte es ihm vorkommen, als sähe er endlich ein bekanntes Gesicht. Wo nur war er ihm begegnet? Diesem ausgemergelten durchfurchten Hals, diesen dürren Beinen mit den pustelübersäten, nackten Füßen und vor allem diesem lächerlichen, blaugrauen Sweater, der an der Stelle des

Bauches so viel Falten warf, als hätte er früher wirklich einen Bauch zu bedecken gehabt?! „Vor dem reißen sogar die Kosaken aus!" rief einer. „Nee, aber die Spatzen. Den brauchen wir doch als Vogelscheuche daheeme!" höhnte ein anderer. „Den reklamiert der Gensdarm, aber nicht der Bezirksfeldwebel!" war die Meinung eines dritten. Die spöttischen Bemerkungen hagelten nur so hinter dem Fremdling her. Er aber kümmerte sich nicht darum. So schien es wenigstens. B. 1 sah das Zittern seines Kinns und überlegte, ob es Lachen oder Weinen war. In mitleidigem Interesse folgte er der auffälligen Erscheinung bis zum Tisch des Bezirksfeldwebels, der am Eingang zum Saal aufgestellt war. Hier saß der wohlbeleibte Heeresbeamte und gab Fragenden in gutmütiger Bärbeißigkeit Auskunft über Zeit und Standort der verschiedenen Gestellungen. Auch der Landstreicher zeigte seine Papiere vor und bat um Bescheid, wie er sich zu verhalten habe. Ein Paar Stiefel brächte er ja mit, und zum Beweis zwirbelte er das erbettelte Schuhzeug am Strick in der Luft herum; Unterwäsche brauche er auch nicht weiter, denn der Schwitzer — hier strich er stolz über die Wolle des Sweaters — reiche für den kältesten Winter aus. Nur den nötigen Mundvorrat habe er beim besten Willen nicht zusammenbringen können. Ob ihm der Herr Feldwebel nicht einen kleinen Vorschuß auf die Kriegslöhnung anweisen wolle. Diesen Schnorrversuch hätte B. 2 gestern Nachmittag im Zustand seiner moralischen und menschlichen Erweckung nicht über die Lippen gebracht. Aber die verächtliche Begrüßung, die ihm eben zu teil geworden war, hatte ihn wieder in den Bannkreis seiner egoistischen Interessen zurückgeworfen. Der Feldwebel stützte erst die Hände in die Seite, erhob sich dann von seinem Stuhl und stellte sich breitbeinig vor den seltsamen Landstürmer auf: „Mensch, Sie sehen jünstig aus!! — Ich glaube fast, Ihnen wird Seine Majestät entbehren können. Vorläufig aber jehen Se man rum in die Kaserne und melden Sie sich mit einem schönen Jruß von mir in der Mannschaftsküche. Man wird Ihnen einen Topp Suppe verabreichen. Verstanden?!"

B. 2 schlug die nackten Hacken zusammen und fiel salutierend in die Brust: „Zu Befehl, Herr Feldwebel!" — Haltung und Antwort zeigten wahrhaftig, daß der Landstreicher den gedienten Soldaten noch nicht ganz vergessen hatte, so knapp und schneidig waren sie gewesen.

Als B. 2 verschwunden war, um auf der Treppe zur Mannschaftsküche seine Suppe zu löffeln, wurde es seinem Gesinnungsgenossen, dem anderen Mann mit dem Anfangsbuchstaben B., aufs neue einsam zu Mute. Ruhelos und traurig ging er auf und ab unter den Menschen, die er nicht kannte, und mit denen er, wie er fühlte, nichts Gemeinsames hatte, denn er war ohne Amt und ohne Besitz, ohne das kleinste der vielen Interessen, die er hier ineinander greifen sah, wie eine Maschinerie von Zahnrädern. Ja, nicht einmal die Sprache teilte er mit den meisten; ob es nun auf sein krankes Ohr zu schieben war oder auf die Fremdheit des in der Gegend heimischen Dialekts; er verstand das Wenigste, was um ihn herum gelacht und geschwätzt wurde.

Es war schon spät am Nachmittag, als endlich der Aufruf seines Jahrgangs begann. Immer wieder war ihm ein Zweifel aufgestiegen, ob sein Name auch wirklich in den Listen stand. Da war er viele Jahre lang kreuz und quer durch Europa gewandert, hatte Verbindungen geknüpft und gelöst, Quartiere gemietet und gekündigt, und sein Name sollte während all dieser Zeit ruhig hier in der Liste des Bezirkskommandos gestanden und auf diesen Tag seiner Verlesung gewartet haben? B. 1 kam diese Treue des toten Buchstaben zu merkwürdig vor. Er stellte sich dicht neben den Tisch des Feldwebels auf, um ja nicht zu überhören, wenn sein Name fallen würde und wandte dem Sprechenden das unverbundene Ohr zu.

Wieviel Leute es doch gibt, die mit A anfangen! Aber jetzt ist „B" dran. Ein „hier" nach dem andern fällt, und ehe er es sich versah, hatten auch seine Lippen eins gesprochen. „Wilhelm Brandis" — „Hier", das war alles gewesen. Wie seltsam! dachte er. Ich bin also wirklich nicht vergessen worden unter den Hunderten von Namen! Als er sich dann zu den Abgezählten stellte, ärgerte er sich über das verlegene Lachen, zu dem sich sein Gesicht gegen seinen Willen verzog. Aber das hatte seinen Grund nur in dem Gefühl, daß er eigentlich gar nicht hierher gehörte, weder nach Abstammung noch nach Beruf, und es erlosch in demselben Augenblick, als er einen Kameraden bekam. B. 2 war es, der des Feldwebels Worte „August Bungert" mit seinem krächzenden „hier" quittiert hatte und jetzt, die Stiefel immer noch am Strick über seiner Schulter, statt an den Füßen tragend, über den Rasen gestolpert kam und sich neben B. 1 postierte. Er hatte wahrhaftig das gleiche verlegene Lächeln auf seinem versoffenen Gesicht stehen wie er selbst, und da wußte er plötzlich, daß sie beide zusammengehörten, weil sie beide Einsame waren.

Noch eine Stunde lang standen sie so nebeneinander, der entwurzelte Schriftsteller und der landstreichende Gelegenheitsarbeiter. Obwohl sie nicht miteinander sprachen, fühlten sie sich doch jetzt sicherer als zuvor und blickten mit mutigem Grimme drein. Morgen, wenn sie erst des Königs Rock tragen würden, dachte der Schriftsteller, dann würde sich schon eine Brücke zu den andern hinüber finden. Der Landstreicher dachte nicht so weit. Er witterte in die Abendluft und sah unruhig nach den Wolken aus, die sich vor die untergehende Sonne schoben. Wenn die herunter kommen, ob er da wohl unter Dach und Fach ist? Er hörte nur halb auf die Gespräche hin, die um ihn herum geführt wurden. Und, als es hieß, der Landsturmjahrgang solle heute noch bis nach Erfurt marschieren, da ließ er die Leute getrost bei der Meinung, daß solch ein Marsch möglich sei: er wußte es ganz genau, daß man mindestens fünf Stunden bis dahin braucht. B. 1 aber hatte einen Schreck bekommen. Was? Es sollte gleich los gehen? Er hatte ja noch nicht einmal die Hotelrechnung bezahlt. Da mußte er schleunigst jemanden hinschicken! Er suchte nach seinem Bleistift, um die Botschaft aufzuschreiben, und, als er ihn nicht fand, fragte er seinen Nachbarn, ob er vielleicht einen Stift bei sich hätte.

„Einen Stift?" B. 2 gab seinem Bündel und seinen Stiefeln einen Ruck und stieß hastig beide Hände in die Taschen.

„Da, da!" stotterte er. „Da is noch 'n Ende!" Der Schriftsteller fühlte ein feuchtes Klümpchen in der Hand, daß er beinahe vor Ekel fallen gelassen hätte. Noch rechtzeitig besann er sich, daß „Stift" in der Sprache des Volkes statt des Wortes „Kautabak" gebraucht wird. Und er dankte und tat so, als schöbe er die so bereitwillig gespendete Gabe in seinen Mund.

Jetzt trat der Feldwebel in Begleitung eines Offiziers noch einmal an die Abteilung heran, deren Verlesung er beendigt hatte, und rief mit lauter Stimme: „Die eine Krankheit oder ein Gebrechen haben, sollen vortreten!" Da ging ein Raunen und Spotten durch die Reihen, und kein einziger der Männer folgte der Aufforderung, als sei sie nur ein Scherz gewesen.

„Na, alter Freund?" sagte der Feldwebel zu dem Landstreicher, den er vor sich bemerkte. „Nur nicht lange geniert!" Dann wiederholte er noch einmal lauter und zur Allgemeinheit sich wendend: „Wer eine Krankheit oder ein Gebrechen hat!"

Da faßte B. 1 seinen Nebenmann am Arm und sagte: „Kommen Sie!"

Es war ihm, als hätte die Aufforderung des Feldwebels nicht nur dem Vagabunden, sondern auch ihm selbst gegolten, ein so starkes Solidaritätsgefühl verband ihn mit dem Ausgestoßenen. In einer Art Reflexbewegung hatte er ihn berührt und war mit ihm vor die Front getreten. Nun drängten sich noch viele andere durch die Reihen und der Feldwebel mußte stoppend die Hand heben: „Bitte nicht der ganze Jahrgang!"

In Sektionen zu viert ging es in den Saal hinein, wo die Stabsärzte Musterung hielten. „Wo fehlt es?" — „An der Leber?" — „Zeigen Sie her!" Rasch wurden die vermeintlichen kranken Organe betastet und behorcht, und es dauerte nicht lange, da waren die wirklich Untauglichen abgesondert.

B. 2 bekam nichts als einen langen Blick, der sich zu einem vielsagenden Lächeln des einen der Stabsärzte zum andern fortsetzte. B. 1 aber, der hinter ihm stand und den Verband vom rechten Ohr genommen hatte, hörte ein bedenkliches Zungenschnalzen, als der Arzt das kranke Organ untersuchte. Und dann gab es wieder ein Aufrufen und die Namen Brandis und Bungert fielen wieder dicht beieinander.

Nun war es schon richtig Nacht geworden. Als die beiden Kameraden dieses langen Tages ihren Zettel ausgehändigt bekommen hatten, der ihnen ihre Untauglichkeit bescheinigte, standen sie ratlos im Saal und wußten nicht, was sie jetzt zu tun hatten.

„Sie können abschieben!" sagte der Feldwebel zu B. 2, als er seine Unschlüssigkeit sah. „Das Vaterland braucht Sie nicht weiter!"

„Und mich auch nicht!" dachte der Schriftsteller und fühlte wieder das verwünschte Verlegenheitslächeln auf seinem Gesicht versteinert.

Als sie die Reihen der Gesunden draußen passierten, rief irgend jemand: „Mensch freu dir doch! Nu kannste deine Trittlinge verscherbeln!“ Der Vagabund sah traurig zu ihm hinüber: „Du kannst lachen, du hast Freiquartier jetzt, aber ich — — ?“

Er wandte seinen grauen Kopf der Straße zu, deren weißes Band durch die Nacht schimmerte, sich den Berg hinanziehend, bis es sich oben im Dunkel verlor. Dann drehte er sich nochmal zu B. 1 um und fragte ihn: „Da geht es doch woll nach Erfurt zu? Hier krieg ich heute doch nischt mehr auf die Nacht!“ Er besah sich flüchtig seine Hand, die ihm der Schriftsteller zum Abschied gedrückt hatte. „Danke ooch, man kann es brauchen!“

So gingen die beiden Männer mit dem Anfangsbuchstaben B. auseinander — bergauf der eine, bergab der andere — beide aber ins Ungewisse und Ungebundene, woher sie gekommen waren. Und doch hatten sie Sehnsucht gehabt nach dem Bestimmten und Gebundenen, nach gleichem Schritt und Tritt mit Tausend und Abertausend anderen, nach Kameradschaft und nach dem Vaterland — —.

Der Einfluß des Krieges auf die Intelligenz

Von Dr. Paul Feldkeller

Nicht nur Gefühl und Wille, auch das Verstandesleben erfährt durch den Krieg eine Beeinflussung. Ein „Knotenpunkt der Entwicklung“, der letzterer ist, bietet er ein reichhaltigeres Anschauungsmaterial für die meisten menschlich wertvollen Fähigkeiten und Betätigungen als der Friede. Er ist bei weitem instruktiver, weil er, in eine kleine Spanne Zeit zusammengedrängt, gleichsam in nuce einen bedeutsameren geschichtlichen Entwicklungsprozeß aufzuweisen hat, als manche andere viel längere Zeitperiode. Eine Vereinfachung und Entwirrung der Lebenszusammenhänge bietet sich dem sehenden Verstande dar: die sonst kaum spürbaren, in weiter Ferne gewähnten Ziele der lebendigen Entwicklung sind greifbar nahe gerückt, die zum Teil durch die Ablagerungen einer Pseudokultur verschütteten Ausgangspunkte und Ursprünge natürlichen Gemeinschaftslebens sind wieder bloßgelegt. Es ist nicht zu leugnen, daß die Fragen nach dem woher? und wohin? des privaten und Familien-, vor allem des wirtschaftlichen Lebens von vielen in unseren Tagen überhaupt erst aufgeworfen und mit dem Hinweis auf irgend welchen höheren Sinn beantwortet worden sind. Die gegenwärtige Umwälzung hat wie keine zweite das Denken auch der sonst Gedankenlosen mächtig gefördert.

Eine Umwälzung in der Denkweise aller derjenigen, die im Frieden groß geworden sind, hat ihre Erkenntnis gereift. Nicht die einmalige nackte Tatsache des Krieges als plumpe Erfahrung hat dies bewirkt, sondern die durch den Krieg nur ausgelöste und wiedergewonnene, sonst vielfach verlorene Hellsichtigkeit für die dauernden organischen Zusammenhänge allgemein-menschlichen Lebens und menschlicher Solidarität, dann auch — bei den tiefer Veranlagten — für die ewigen Fragen nach Sinn und Zweck des Daseins. Darf der Krieg auch nicht für das einzige Mittel gegen einschläfernde und verstimpelnde, ja verdummende Wirkungen angesehen werden, so macht er uns doch ein in ähnlicher Fülle nicht leicht zu beschaffendes Anschauungsmaterial von höchster Eindringlichkeit zugänglich.

Dieses alles fördert die Apperzeption (Auffassung), die Grundfunktion der menschlichen Intelligenz. Was das heißt, soll gleich klarer werden. Der Mensch neigt dazu, zum Augenblickstier zu werden und den sinnlich gegenwärtigen Sinneseindrücken und Gefühlen innerhalb der Rangabstufungen menschlicher Lebenszusammenhänge eine höhere Stellung anzuweisen, als ihnen zukommt, dasjenige, was sachlich Ziel und Zweck ist, zugunsten untergeordneter, nur mittelbar wichtiger Einrichtungen zu übersehen oder zu verkennen, bis dann ein neues Ereignis eintritt, für das die bisherigen Grundsätze keine passende Formel mehr abgeben. Alsdann verfällt der gedankenlose Mensch einer neuen Einseitigkeit, die wiederum nur der sinnlichen Gegenwart ein Genüge leistet. Und so taumelt er, im Gänsemarsch die Kette der Augenblickseignisse durchlaufend, von Extrem zu Extrem, ohne mit einem Schlage alle Einzelzusammenhänge zugleich zu erfassen und deren von innen her treibendes Gesetz zu finden. Was ist das Laster des Geizes anderes als die Unfähigkeit, das sinnliche Augenblickserlebnis der lockenden Münze zu überwinden, um zu dem hinter der Sinnlichkeit stehenden Zweckgedanken, der die Münze schuf, zu gelangen? Alle Intelligenz besteht in der Überwindung des sinnlichen Augenblickseindruckes zugunsten der unsichtbaren Zweckgedanken.

Dieser Zielgedanke ist hier: der Erwerb menschlicher Kulturgüter. Erst hier schließt sich die Gedankenkette, von der das Geld nur ein Mittelglied ist. Dem Geistesträgen aber geht der Atem aus, ehe er die Kette durchlaufen hat; darum bleibt er in der Mitte, beim Gelde stehen. Und die Lücke, die der zu wenig wachsame Verstand gelassen, erspäht das Laster. Nun werden des Geizigen Schätze gestohlen. Diese neue Tatsache raubt dem Bedauernswerten vielleicht jeden Lebensinhalt, weil sein Leben nicht von Gesichtspunkten geleitet war, die sich der plumpen Erfahrung gegenüber behaupten. Oder aber er erkennt jetzt den richtigen Gebrauch des Geldes und beginnt eine vernünftige Lebensführung. Wir werden diese Einsicht seiner Intelligenz folgendermaßen charakterisieren: die Gedankenkette, die zum Ziel und Zweck des Lebens hinführt, ist durch den Ausfall eines Mittelgliedes (das Geld) abgekürzt und kann damit leichter bis zum Ziel durchlaufen werden.

Etwas ganz Ähnliches geschieht zur Zeit eines gewaltigen, das Volk in seinen Tiefen aufwühlenden Krieges, wie des gegenwärtigen, nur ist hier alles unvergleichlich wirksamer und vor allem menschlich bedeutsamer. In der langen Friedenszeit drängte sich gar manche „Kultur"blüte hervor, der von Rechts wegen eine minder hohe Rangordnung zukam. Wer wollte leugnen, daß das Wirtschaftsleben im Kulturbewußtsein der Zeit vor den Augusttagen eine solche Rangstellung innehatte? Die Verbesserung der „Lebensstellung" d. h. eines möglichst hohen Einkommens bei möglichst geringer Anstrengung war das Leitmotiv der Lebensführung vieler. Sie bestimmte die Berufswahl, sie drückte dem altklugen Mulus die Einkommentabellen der zu ergreifenden Berufe, dem krassen Fuchs die Prüfungsordnung, auf daß er nicht „zu viel" lerne, in die Hand. Wer so für sein eigenes höheres Ich keine wirtschaftlichen Opfer bringen wollte, lernte jetzt im Kriege, daß ganz andere Opfer gebracht werden müssen und nicht einmal nur für sich: der Begriff der Gemeinschaft, des Volkes, der aufeinander anweisenden Zusammengehörigkeit, Solidarität und Kameradschaft leuchtete mit einer Klarheit auf, die vorher nicht möglich war. Auch vorher stand das Einzelich in Wahrheit nicht für sich, aber es wähnte sich irrtümlicherweise isoliert. Jeder ging seinem Geschäft, seiner Partei, Familienfimpelei, seinem Vergnügen nach und sah die sinnlich unsichtbaren und doch so wirklichen Zusammenhänge der einzelnen mit dem Ganzen nicht. Die Intelligenz des Arbeiters, die wohl die Zusammengehörigkeit mit seinesgleichen erkannte, reichte nicht aus, die nationale Interessengemeinschaft mit dem Arbeitgeber zu sehen; der Arbeitgeber gelangte ebenso in seiner Apperzeption nur zum Syndikat mit den Berufsgenossen. Beidemal drang sie nicht darüber hinaus zu den letzten Wirklichkeiten, zu der Gemeinschaft der obersten Interessen. Es war ein bloßer Schein, der einseitig nur die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Interessenten zu Verbänden zusammenschloß, die den tatsächlich vorhandenen höchsten Interessen nicht im entferntesten entsprachen. Dieser trügerische Schein, hervorgerufen durch die sinnlich greifbaren Gruppierungen der Wirtschaftsordnung und der Klassen, lief den im Frieden nur latenten, wenig sichtbaren, aber wirklichkeitsharten nationalen Gruppierungen der Weltmächte im Denken den Rang ab. Die Intelligenz erlag dem Schein und übersah die wichtigste Interessengruppierung. Die Apperzeption drang nicht kräftig genug zum Begriff des Volkes und Staates vor, sondern blieb unterwegs stecken. Wie ist das durch den Krieg anders geworden! Die Frauen schließen sich nicht mehr aggressiv von den Männern ab, die Protestanten nicht von den Katholiken. Die Frauen fühlen sich in ihrer Intelligenz bereichert, indem ihre Apperzeption nicht beim Begriff „Frau" stehen bleibt, sondern durch die Kriegsereignisse den Schwung bekommen hat, sich als „deutsch" zu begreifen, als dasselbe also, was auch der Mann ist. Und dies alles, weil der Krieg die Apperzeptionskette, die zum Begriff des „Deutschtums" führt, durch den Fortfall aller kleinlichen Eigenbrödeleien wesentlich abgekürzt hat.

Kriegsvorbereitungen und -einrichtungen während des Friedens spielen eine undankbare Rolle. Der mit typisch kurzen Gedanken Begabte sieht ihre Notwendigkeit nicht ein, weil die sinnliche Gegenwart sie nicht aufweist. Wir sagen: der Friede ist für Kriegseinrichtungen apperzeptionshemmend. Die Apperzeption vermag sie in der Rangordnung der Lebenszwecke und -zusammenhänge nirgends einzuordnen. Sie bleiben ein Fremdkörper im Bewußtsein. Unter solchem Versagen der Intelligenz hat der Offizier, der Unteroffizier, der Rekrut im Frieden zu leiden. Viele verstehen ihre Zweckbedeutung nicht, weil die sinnliche Gegenwart sie nicht lehrt. Es ist ferner ein psychologisches Gesetz: was man nicht apperzipieren kann, feindet man an. Jeder weiß, daß man das verlacht, was man zu verstehen unfähig ist. Man kennt eben nicht die Zusammenhänge der in Frage stehenden Einrichtungen mit den höchsten Zielen und Interessen. Es fehlt am Lehrer. Und zu solch einem Lehrer kann der Krieg werden. Daß die Lasten der Steuerzahlung, die kostspielige Bildung von Armeen und Flotten für das nationale und staatliche Leben notwendig sind, das illustriert am besten er. Hier sieht man das Endziel, das im Frieden zum größten Teil unsichtbar bleibt, anschaulich vor sich: die Erhaltung des staatlichen Daseins, die Solidarität jedes für jeden und damit für das große Ganze. Unsere Jugend genießt damit einen nationalen und staatsbürgerlichen Anschauungsunterricht, der uns Älteren versagt war. Und die reifere männliche Jugend lernt zum erstenmal eine Kameradschaftlichkeit kennen und betätigen, welche die Ideen des Gemeinschaftswillens und der Solidarität für das ganze Leben unvergessen läßt. Denn daß die Kameradschaftlichkeit im gegenwärtigen Kriege zu einer Höhe und edlen Größe gesteigert worden ist, wie sie im Frieden niemals erreicht wurde, wissen wir aus den Feldpostbriefen.

Nun vergegenwärtige man sich diese im Felde gewonnenen Eindrücke konkretester Art von der lebendigen, nicht bloß auf dem Papier stehenden Zusammengehörigkeit aller Volksgenossen besonders auf die intellektuell weniger regsame Landbevölkerung, zumal in den östlichen Provinzen. Die Schwerfälligkeit der Apperzeption des Deutschen — die dafür freilich umso gründlicher und beharrlicher ausfällt — paart sich gerade auf dem Lande mit seinem Hang zur Abschließung, um die Bildung des Begriffes des großen deutschen Volksganzen, des Einstehens aller für alle, zu erschweren. Wir müssen damit einsehen, daß eine gewisse Höhe der Intelligenz das Gefühl der volklichen Zusammengehörigkeit überhaupt erst ermöglicht. Pioniere dieser Intelligenz sind die aus dem Kriege heimkehrenden Mannschaften. Sie bringen als schönste Frucht dieses Feldzuges die solideste Grundlage politischer Reife mit, die sie den Daheimgebliebenen mitteilen. Und mehr noch als für die Kerndeutschen gilt dies für die geistig weniger entwickelte kassubische Bevölkerung im Osten. Wir dürfen hierin allerwärts eine Verbesserung der geistigen Sehweite und damit eine Entwicklung zu höherer Intelligenz erwarten.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Teukros. Ein Schauspiel in zwei Aufzügen von Ludwig Greiffenhagen. Sondershausen bei Fr. A. Eupel.

Mich aber dünkt
Kein Ahnenfrevel, sei er noch so groß;
Kann schwerer wiegen denn die kleinste Tat
Des Enkels, die aus reinem Sinn und Herzen
Geboren ward, aus freier Lust am Guten.

Wer seiner Ahnen sich nicht rühmen darf,
Darf selbst ein Anfang sein, ein Stolz der Enkel;
Und so beginnt in jedem echten Manne
Wenn er nur will, die Welt der Edlen neu.

Diese stolzen Worte, die Teukros auf die Schmähungen des Agamemnon entgegnet, geben, wenn auch nicht gerade die Grundidee des Dramas — die wäre weiter zu fassen — sodoch das Leitmotiv für das Handeln des Helden wieder, und damit ist die Frage nach der Bewertung des Stückes hinsichtlich seiner ethischen Tendenzen von vornherein entschieden. Der hohe sittliche Idealismus, der hier zum Ausdruck kommt, das Kraftgefühl einer innerlich gefestigten Seele, die in der Gewißheit, sich untadelig fühlen zu dürfen, in freudiger Lebensbejahung den Kampf mit dem Schicksal aufnimmt und ihr Recht zu behaupten weiß — wie wohltuend berührt das gegenüber den sogenannten „sittlichen Problemen" der modernen Dramatik, die so gern in die unerforschtesten Seelentiefen taucht, um weniger Perlen als vielmehr Schmutz und Schlamm daraus hervorzuholen. Wir vermeinen bei der Lektüre dieses Teukros wirklich wieder einmal in der reinen klaren Atmosphäre der Antike zu atmen. Gleichwohl ist das Problem, daß sich dem Dichter aus dem altgriechischen Stoff ergab, denkbar modern: „Der eignen Seele Kraft und elde Art" zu behaupten gegenüber der seitens der Welt ihr angetanenen Unehre. Der Teukros, den Greiffenhagen vor uns hinstellt — auf den Inhalt des Stückes genauer einzugehen, müssen wir uns an dieser Stelle versagen, — ist eine Prachtfigur, eine jener Heldengestalten, deren Heldentum sich nicht bloß in äußerem Ruhm und Glanz bewährt, sondern vielmehr in dem viel schwereren Kampf in der eignen Seele, einer jener Überwinder, denen die Welt an Ehre nichts geben, aber auch erst recht nichts nehmen kann; darum geht er auch als Erlöster aus dem Kampfe mit dem Schicksal hervor, gefeit selbst gegen den Fluch:

Was ist ein Fluch, der keinen Helfer findet
In unsrer Brust? Ein Hauch, ein Klang, ein Nichts?

Der Aufbau des Stückes verrät den geborenen Dramatiker, der aus einem geringfügig scheinenden Stoff eine von der ersten bis letzten Szene in stetem Fluß sich steigernde, unsere Anteilnahme aufs äußerste in Anspruch nehmende Handlung zu gestalten weiß. Nach den leidenschaftlich bewegten Szenen im Griechenlager vor Ilion, wo es sich um die Bestattung der Leiche des Aias handelt, die nicht minder bewegten auf Salamis, wo bang das Volk und mit ihm der ohnmächtige greise

Telamon, des Aias Vater, die Rückkehr des Sohnes ersehnt und mit meisterhafter Grausamkeit tragischer Ironie in seinen Hoffnungen bestärkt wird, bis sich die zerschmetternde Wahrheit offenbart — auf der Bühne müssen die schier atemlos drängenden Szenen von unwiderstehlicher Wirkung sein. Hier liegt der Höhepunkt des ganzen Stückes: der furchtbare Fluch des Telamon, der Tod des Greises, der seinen Wahnglauben an „der Liebe starke Wunschgewalt" zusammenbrechen sieht, die sittliche Kraft, die Teukros demgegenüber bezeugt, all das ist erschütternd und — erhebend zugleich. Die Zeichnung der Charaktere ist scharf und sicher, nnd wundervoll die Darstellung, wie allmählich in der Seele Tekmenas die Liebe zu dem anfänglich auch von ihr Verkannten erwacht, geheim und keusch, bis sie unter den Schmähungen Telamons mit Allgewalt hervorbricht. — Die Sprache gibt sich schlicht und natürlich und ist bei allem Adel des Ausdrucks fern von allem Jambenpathos und Tiradenprunk, kurz das Drama ist, wie schon angedeutet, nicht nur eine geradezu herzerfreuende Erscheinung unserer gegenwärtigen Literatur, sondern auch wiederum ein Beweis für die ungeheure Kraft der Wandlungsfähigkeit der Antike. Freilich muß das klassische Kunstideal in Hände kommen, die rein sind, wie die des delphischen Priesters. Was daraus wird, wenn es dem Sensationsbedürfnis nervöser Dekadenz zum Opfer gebracht wird, das haben wir neuerdings wieder erlebt; es soll hier nichts weiter davon gesagt werden. Letzten Endes aber bedeutet jedes echte Kunstwerk ein sittliches Glaubensbekenntnis seines Schöpfers, und so ist, was der Dichter des Teukros uns in seinem Stücke erkennen läßt, um ein Wort seines Helden auf ihn selbst anzuwenden:

Der eignen Seele Kraft und edle Art. —

Den deutschen Bühnen sei das Werk aufs wärmste empfohlen, ebenso den Lehrern des Deutschen an den höheren Schulen; wegen seines emporziehenden, sieghaften Optimismus und dem Mangel jeder sinnschwülen Erotik eignet es sich trefflich zur Schullektüre — ein kerndeutsches Werk! Dr. H. Seeliger

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

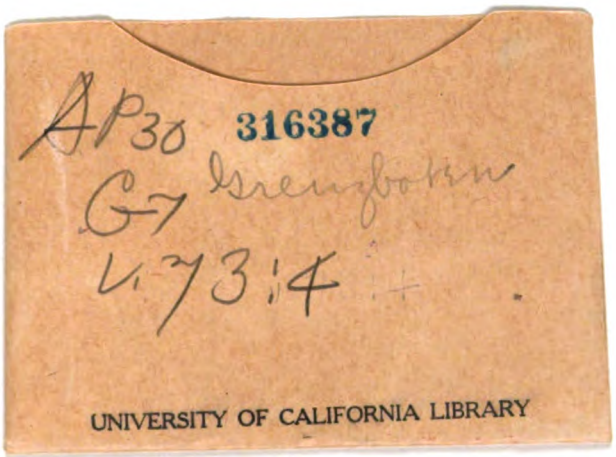
This book is due on the last date stamped below, or
on the date to to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

11Mar'63 W

RECD LD

MAY 21 '63

LD 21A-50m-11,'62
(D3279s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

YD 11455